Geschichte

der

Sprachwissenschaft

und

orientalischen Philologie in Deutschland

seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten.

Von

Theodor Benfey.

München.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.


NAZIONALE
1
34 -G
19
BIBLIOTECA
VITT EMANUELE
ROMA

Geschichte

der

Wissenschaften in Deutschland.

Neuere Zeit.

Achter Band.

Geschichte der Sprachwissenschaft.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.



HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Geschichte

der

Sprachwissenschaft

und

orientalischen Philologie in Deutschland

seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten.

Von

Theodor Benfey.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.



HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Das Buch, welches hiermit veröffentlicht wird, ist größtentheils im Jahre 1868 niedergeschrieben, abgeschlossen den 13. Februar 1869. Es führt die neuere Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland wesentlich bis zum Schlusse des Jahres 1867. Doch war es noch während des Drucks möglich, wenigstens die bedeutenderen Erscheinungen des folgenden Jahres zu berücksichtigen.

Das Urtheil des Lesers über die Auffassung und Bearbeitung der Aufgabe an dieser Stelle beeinflussen zu wollen, hält der Verfasser nicht für angemessen; doch bittet er bei Fällung desselben, die Einleitung (S. 1—16), so wie den Schluß (S. 806 u. 807) berücksichtigen zu wollen, welche die Stelle einer Vorrede vertreten mögen.

Göttingen, den 1. Mai 1869.

Theodor Benfey.

Inhalt.

Seite.

Seite.

Einleitung.

I.

Aufgabe der Sprachwissenschaft. Verhältniß zur praktischen Sprachenkunde, Philologie und anderen verwandten Disciplinen.

Gewöhnlich erlernt man Sprachen oder beschäftigt sich eindringlicher mit ihnen, um sie, wenn sie die Muttersprachen sind, mit größerer Sicherheit oder Meisterschaft verwenden zu können, wenn aber fremde, damit man fähig sei, sich mit denen, welche sie sprechen, zu verständigen, das in ihnen schriftlich niedergelegte zu verstehen, sich ihrer, wie der eigenen Muttersprache, zu bedienen. Beide Zwecke sind rein praktische. Man lernt in diesem Fall die Sprachen nicht einzig um ihrer selbst willen, sondern ihres Gebrauchs wegen.

Wie man aber Mathematik zum Beispiel nicht bloß bestimmter industrieller, technischer Zwecke wegen, zum Feldmessen, zum kaufmännischen, statistischen Rechnen und ähnlichem, erlernt, sondern von jedem praktischen Gebrauch abgesehen, sich mit ihr als einem Gegenstand der Erkenntniß überhaupt beschäftigt, sie rein theoretisch betrachtet, so läßt sich auch bei dem Studium der Sprachen ein rein theoretischer Zweck verfolgen. Und welche Gabe des Menschen verdiente eine solche rein theoretische, rein wissenschaftliche Betrachtung eher als die der Sprache? Fällt sie zuerst als das charakteristischste Unterscheidungszeichen des Menschen

von den Thieren auf, so ergiebt sie sich bei näherer Erwägung als die eigentliche Grundlage seines ganzen Wesens zu erkennen, als das Mittel, welches ihn befähigt, im Gegensatz zu den übrigen Naturwesen, welche kommen und gehen, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen, ein geschichtliches Leben zu entfalten, die vergangenen mit den kommenden Geschlechtern nicht bloß durch die Bande des Blutes, sondern eben so sehr und noch mehr durch die des Geistes zu verbinden.

Wie bei allen Schöpfungen des menschlichen Geistes kann man auch bei Erlernung von Sprachen seine Aufmerksamkeit vor allem ja einzig auf das richten, was sie sind, was sie wollen und wie sie das, was sie wollen, erfüllen. Man kann sich bemühen, ihren Ursprung zu erforschen, die Gesetze, nach denen sie sich entwickelt haben, zu erkennen, die Art, wie sie ihre Aufgabe erfüllen: das allgemeinste Organ des geistigen Lebens der Menschheit zu sein, zu vollem Bewußtsein zu bringen. Man kann es zu seiner Aufgabe machen, die Gründe zu erforschen, auf denen die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen überhaupt beruht, worauf die in einer und derselben Sprachfamilie, ja in einer und derselben Sprache örtlich und zeitlich hervortretende; man kann sein Augenmerk auf das Verhältniß richten, in welchem die Sprachen zu einander stehen, auf dasjenige, worin alle oder viele oder einige mit einander ganz oder mehr oder weniger übereinstimmen, auf das, wodurch sie sich unterscheiden, was ihnen in ihrer Gesammtheit gemeinschaftlich, in ihrer Besonderheit eigenthümlich ist. Man kann in Bezug auf einzelne Sprachen und Sprachstämme fragen und zu erforschen suchen, ob ihre lautlichen Ausdrücke — Wörter — in bestimmte Classen zerfallen, wie sich diese unterscheiden, durch welche Mittel diese Unterscheidungen gestaltet sind, wie sich die Wortclassen, wie sich die einzelnen Wörter zu einander verhalten. Man kann die Schöpfungen in Betracht ziehen, welche der Mensch vermittelst der Sprache gestaltet hat, die besonderen und verschiedenen Gesetze, denen sie sich

im Verhältniß zu ihnen unterzieht — die Eigenthümlichkeiten der dichterischen, speciell der dramatischen, lyrischen Sprache u. s. w. Man kann seine Forschung auf die Erkenntniß des Einflusses richten, den die Sprache auf den Geist und seine Entwicklungen, auf das ganze Leben der Menschheit und ihrer mehr oder weniger umfassenden naturgemäßen Complexe ausübt.

Diese und unzählige andre Probleme — Fragen, Forschungen, Erklärungen von generellstem und speciellstem Charakter —, mit einem Worte: alles, wozu die Sprache in ihrer Allgemeinheit, Sprachgruppen und Sprachen in ihrer Einzelheit von rein theoretischem Standpunkt aus Veranlassung geben, bildet die Aufgabe und den Inhalt der Sprachwissenschaft.

Demgemäß ist die Sprachwissenschaft von dem praktischen Studium der Sprachen scharf getrennt; ja beide stehen fast in einem wirklichen Gegensatz, und dieser giebt sich auch darin kund, daß wir die Gaben, welche erforderlich sind, um sich einerseits in das innre Leben der Sprachen zu versetzen, andrerseits sie sich ganz zum Gebrauch anzueignen — tiefe Erkenntniß ihres Baus und ihrer Entwickelung auf der einen, Sprachfertigkeit auf der andern Seite — selten in einem und demselben Manne in einem hohen Grade vereinigt finden, vielmehr in allen mit besonderem Sprachtalent Begabten gewöhnlich entweder die einen oder die andern hervorragen. Nicht so aber ist es in der Entwickelung der Sprachwissenschaft. Hier stehen beide Richtungen des Sprachenstudiums in innigster Beziehung zu einander, die praktische Kenntniß der Sprachen ist das wesentlichste Hülfsmittel der theoretischen Betrachtung. Je mächtiger und umfassender sie in denen lebt, welche mit den für ihre Aufgabe speciell erforderlichen Anlagen und Studien ausgerüstet, sich der Sprachwissenschaft widmen, desto bedeutender werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Erfolge derselben sein. Je mehr Sprachen der praktischen Erlernung zugänglich gemacht werden, desto größer sind auch die Aussichten für die Förderung der Sprachwissenschaft.

Umgekehrt ist aber auch die Sprachwissenschaft ein bedeutendes Hülfsmittel für das praktische Studium der Sprachen. Bei diesem soll zwar das schnelle, leichte und richtige Erlernen das leitende und herrschende Princip sein und jede theoretische Betrachtung, welche diesen Anforderungen hemmend entgegentreten würde, ist der Hauptaufgabe unerbittlich zu opfern. Allein die richtige Erlernung wird allen bisherigen Erfahrungen gemäß durch die theoretische Auffassung einer Sprache bei sehr vielen, wohl den meisten, Menschen nicht allein nicht gehemmt, sondern sogar nicht wenig begünstigt; sie ruft durch die mehr geistige und weniger mechanische Richtung eine höhere Theilnahme an den Sprachen hervor und indem diese die Energie der geistigen Thätigkeit bei der Erlernung steigert, trägt sie nicht selten auch zur Beschleunigung und Erleichterung derselben bei. Derartige Ansichten sind wenigstens bei uns in Deutschland bei der Abfassung vieler Grammatiken maßgebend gewesen. In nicht wenigen derselben tritt weniger oder mehr eine theoretische Richtung hervor, bisweilen sogar in solchem Umfang und solcher Stärke, daß ihr Hauptzweck dadurch zurückgesetzt, oft sogar ganz vereitelt wird. Ist der letztere Mangel auch in einzelnen Fällen zu bedauern, so werden wir im Allgemeinen doch dankbar die so hervortretende Verkettung beider Richtungen des Sprachenstudiums anerkennen, und es wird uns eine besondere Befriedigung gewähren, Werke hervorzuheben, welche in dieser Weise dazu beigetragen haben, die rein sprachwissenschaftliche Auffassung in ihrem speciellen Gebiete zu verwenden oder selbst zu fördern.

In einem noch engeren Verhältniß als praktisches Sprachstudium steht die Philologie zur Sprachwissenschaft.

Die Philologie hat sich zunächst an dem Studium des griechischen und römischen Alterthums zu einer besonderen Disciplin entwickelt. Dann ist sie auch auf andre Völker übertragen und es sind Versuche gemacht, nach dem Vorbilde, welches die classische Philologie aufgestellt hat, auch für sie eine Philologie zu gestalten.

Die classische Philologie hat ihren Ausgang genommen von dem Bestreben, die großen Muster dichterischer und prosaischer Kunst, wie sie Hellas und Rom hervorgebracht haben, die Werke der alten Classiker richtig zu verstehen und, wo irgend möglich, in der Gestalt zu besitzen, in welcher sie aus den Händen ihrer Verfasser hervorgegangen sind. Exegese, oder Hermeneutik, und Critik sind ihre Quelle gewesen und durch Anwendung und theoretische Betrachtung immer mehr erstarkend und zu klarem Bewußtsein ihrer Technik sich erhebend, stets ihr Mittelpunkt geblieben. Allein zum richtigen Verständniß und der nicht selten nöthigen Wiederherstellung des ursprünglichen Textes jener Werke bedurfte und bedarf es der allergenausten Kenntniß der Sprache, in welcher sie abgefaßt, so wie des gesammten Lebens und seiner Entwicklungen, aus welchen sie hervorgegangen sind. So erweiterte sich die Philologie zu einer Erforschung und Erkenntniß des gesammten classischen Alterthums, der ganzen griechischen und römischen Cultur, und die Sprachen dieser Völker erhielten demgemäß eine doppelte Stellung in ihr. Insofern die Kenntniß derselben zum Verständniß der classischen Werke nöthig ist, nehmen sie eine unselbstständige, einem ihnen an und für sich fremden Zwecke dienende, gewissermaßen praktische Stellung ein und zählen zu den formalen Theilen der classischen Alterthumskunde; insofern sie aber eine der bedeutendsten Entwickelungen des alten classischen Lebens sind, als das allgemeinste und treuste Organ und Archiv des dasselbe durchströmenden und gestaltenden Geistes, eine noch höhere Schöpfung, als Staat, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft und alle übrigen Organismen, in denen es sich entfaltet hat, erheben sie sich zu eben so selbstständigen, und in sich selbst abgeschlossenen Disciplinen als diese, sind es werth, einzig und allein ihrer selbst wegen erkannt und ergründet zu werden und beanspruchen mit vollstem Recht die erste Stelle unter den realen Gliedern der classischen Philologie. Sie sind von diesem Gesichtspunkt aus derjenige Theil der Sprachwissenschaft, welcher

die theoretische Erkenntniß der griechischen und lateinischen Sprache umfaßt.

Diese Doppelstellung wird auch in der Philologie der übrigen Völker von den Sprachen derselben eingenommen. Auch die indische, arabische, hebräische u. s. w. würde die Sprache des Volkes, mit welchem sie sich beschäftigt, nicht bloß vom praktischen, sondern auch vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus darzustellen haben, so daß jede Philologie einen Theil der Sprachwissenschaft enthielte.

Bis jetzt ist dieß in einer Weise, welche den sprachwissenschaftlichen Anforderungen genügen könnte, vom philologischen Standpunkte aus nicht geschehen und es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser dieser Aufgabe gegenüber viel zu beschränkt ist, um sie in wahrhaft sprachwissenschaftlichem Geiste lösen zu können. Die allgemeinen Gesichtspunkte, welche sich aus der Gesammtbetrachtung aller einzelnen Theile einer Wissenschaft ergeben, sind für die richtige Erfassung dieser einzelnen Theile selbst in so hohem Grade maßgebend, daß nur derjenige ein einzelnes Glied eines wissenschaftlichen Organismus wahrhaft sachgemäß zu behandeln vermag, welcher sich jene allgemeinen Gesichtspunkte durch das Studium aller, oder vieler und zwar der wichtigsten und für die Erkenntniß ihres Wesens entscheidendsten Theile einer Wissenschaft angeeignet hat; mit andern Worten: der Philolog, welcher die von ihm studirte Sprache sprachwissenschaftlich darzustellen verstehen wollte, müßte selbst ein Jünger der Sprachwissenschaft sein. Zwei Disciplinen aber von solchem Umfang wie die Sprachwissenschaft und die Philologie, zumal eines Culturvolkes, auf eine den Anforderungen unsrer Zeit entsprechende Weise zu umfassen, dazu möchten schwerlich die geistigen, selbst nicht die physischen Kräfte eines Mannes zureichen.

Trotzdem wird derjenige Philolog, welcher sich seiner Aufgabe bewußt ist, sich weder versagen können noch dürfen, in die Sprache des Volkes, dessen ganzes oder innerhalb eines bestimmten

Zeitraums entfaltetes Leben er aufzuhellen strebt, auch vom rein theoretischen Standpunkt aus so tief einzudringen, als seine Anlagen und Studien ihm möglich machen. Der Erfolg dieses Strebens wird vorzugsweise durch das Maß dessen bedingt sein, was er sich von der Sprachwissenschaft angeeignet hat.

Für die Sprachwissenschaft andrerseits ist die Philologie, vor allem die classische, von größter Wichtigkeit und zwar nicht bloß, wie angedeutet, durch ihre Versuche Theile zu vollenden, welche der Sprachwissenschaft angehören, sondern mehr noch durch die sorgfältige und allumfassende Behandlung, welche sie der zu ihr gehörenden Sprache für ihre praktischen Zwecke zu widmen genöthigt und bestrebt ist. Dadurch übernimmt sie gewissermaßen die Vorbereitung für die sprachwissenschaftliche Behandlung und indem sie die empirischen Gesetze einer Sprache mit philologischer Genauigkeit festsetzt und reinigt, bahnt sie den Weg zu tieferer und fruchtbringender theoretischer Einsicht in sie. So vieles die Sprachwissenschaft auch selbst ziemlich oder fast ganz rohen Sprachenbeschreibungen zu entnehmen vermocht hat, so beruht ihre bisherige eigentliche Entwickelung doch wesentlich auf den Sprachen, welche durch ausgezeichnete philologische Bearbeitung in ihren thatsächlichen Erscheinungen fast oder ganz festgestellt, zur theoretischen Betrachtung wie von selbst aufforderten, ihr Thür und Thor öffneten und den richtigen Weg, die geeignete Methode zur Erfüllung der sprachwissenschaftlichen Aufgaben mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit erkennen ließen. So waren es denn auch vorwaltend Männer, welche in der strengen und exacten Schule der classischen Philologie ihre Bildung erhalten hatten, die in der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft sich hohe Verdienste erwarben und man kann denen, welche sich zu dem weiteren Ausbau derselben hingezogen fühlen, nicht genug empfehlen, sich von den Meistern der Critik und Exegese, welche die classische Philologie hervorgebracht hat, in die sorgfältige Betrachtung und Erwägung sprachlicher Erscheinungen einweihen zu lassen; dadurch,

wenn auch nicht allein, doch ganz vorzugsweise werden sie befähigt werden, auf dem speciellen Gebiet der Sprachwissenschaft eine fruchtbringende Thätigkeit zu entwickeln.

So treten denn auch Sprachwissenschaft und Philologie in ein Verhältniß gegenseitiger Hülfleistung: für die Sprachwissenschaft ist die Philologie, für die Philologie die Sprachwissenschaft eines ihrer wichtigsten, im ersten Fall ein unentbehrliches, Hülfsmittel.

Wie mit der praktischen Sprachenkunde und Philologie, so steht die Sprachwissenschaft auch mit andern Disciplinen in mehr oder weniger enger Verbindung.

Das Centrum, der Kern der Sprachwissenschaft ist das Wort. Denn nur Worte sind es, in denen die Sprache sich kundgiebt. Das Wort aber besteht aus artikulirten Lauten oder Complexen von artikulirten Lauten, welche Gefühle, Vorstellungen oder Begriffe ausdrücken, mit einem Worte: einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben. Das Wort hat demnach zwei Seiten: es stellt etwas dem Seelenleben des Menschen angehöriges, in der Seele oder dem Geiste des Menschen lebendig gewordenes durch ein seinem Körper angehöriges Material dar, vermittelst dessen jenes äußerlich, andern Menschen mittheilbar, verständlich wird. So wird die eine Grundlage oder Voraussetzung des Wortes durch das psychische oder geistige Leben des Menschen gebildet, in welchem das Fühlen, Vorstellen, Denken seine Stätte hat, die andre durch den Lautmechanismus, welcher dazu dient, die Producte jener Thätigkeiten in Worten äußerlich hinzustellen. Wie des Wortes, so sind sie auch die Grundlagen oder Voraussetzungen der Sprache, da deren ganzer Inhalt oder Umfang nur durch Worte gebildet wird. Mit dem psychischen und intellectuellen Leben des Menschen beschäftigt sich aber vorwaltend Psychologie und Logik, mit der Lautlehre Akustik und Physiologie. So treten auch diese Disciplinen in Beziehung zu der Sprachwissenschaft, jedoch nur in eine entferntere, da es nur einzelne Momente sind, in denen sie sich eng mit ihr berühren.

Denn die Sprache beginnt erst mit der Verbindung beider Elemente, des inneren Lebens und dieses bestimmten sprachlichen Ausdrucks desselben, zu derjenigen Einheit, welche wir Wort nennen, gleichsam in dem Augenblick, wo das, was sich im Inneren zu sprachlicher Gestaltung befähigt hat, in dem allen menschlichen Trieben eingebornen Drange sich zu äußern, vermittelst des ihm naturgemäßen Materials durch den Lautmechanismus ins äußere Leben tritt. Psychologie und Sprachwissenschaft vereinigen sich hier zunächst in der Frage: wie befähigt der Mensch sein inneres Leben zu sprachlicher Gestaltung (d. h. wie macht er es aussprechbar); Lautlehre und Sprachwissenschaft: wie befähigt er die Laute zum sinnlichen Abdruck des sprechbar gemachten. Aber auch in der weiteren Entwickelung der Sprache tritt ein fortgesetztes und keineswegs sich gleich bleibendes Verhältniß zwischen dem sprachlichen Inhalt des Wortes und den Seelenthätigkeiten, aus denen er zur Sprachfähigkeit gestaltet ist, so wie ein Wechsel seines Lautkörpers hervor, so daß die Beziehung zwischen Sprachwissenschaft einerseits und Psychologie und Physiologie andrerseits rücksichtlich der gesammten Geschichte der Sprache zu keiner Zeit eine Unterbrechung erleidet.

In ihren übrigen Problemen jedoch entfernen sich diese Disciplinen immer weiter von der Sprachwissenschaft und obwohl es wünschenswerth ist, daß der Jünger der letzteren so genau, als mit Hülfswissenschaften möglich, mit ihnen bekannt sei, um beurtheilen zu können, wie weit sie für seine besondre Aufgabe von Einfluß sind, bilden sie doch keine integrirende Theile derselben.

Dennoch ist hier ein Unterschied zwischen denen, welche sich mit dem geistigen Leben, und denen, welche sich mit den Lauten beschäftigen, hervorzuheben. Jene stehen im Allgemeinen zu der Sprache in demselben Verhältniß, in welchem sie zu allen übrigen geistigen Entwickelungen des Menschen stehen; diese dagegen, insbesondre insofern sie den artikulirten Laut behandeln, welcher

einzig der Sprache dient und fast nie bedeutungslos ins Leben tritt, — welcher seine naturgemäße Existenz einzig im Worte hat, außerhalb desselben nur eine künstliche, durch Abstraction vom Worte wissenschaftlich gestaltete — besitzen in Folge davon eine viel innigere Beziehung zur Sprachwissenschaft. Dort gilt es nicht selten, den Einfluß dieser Disciplinen abzuwehren, und sich den Unterschied des sprachlichen Lebens, sprachlicher Auffassung von dem übrigen geistigen Leben zu vollem Bewußtsein zu bringen. Wer z. B. nur einmal gesagt hat 'zwei mal zwei ist fünf' oder 'schwarz ist weiß', der weiß auch, daß die Sprache an und für sich nicht an die Denkgesetze gebunden ist, sondern einzig an ihre eignen, die Sprachgesetze, weiß, daß während ein Widerspruch in Wahrheit nicht gedacht zu werden vermag, er doch ganz gut gesprochen werden kann, daß während man nichts falsches sondern nur fehlerhaft denken kann, man wohl falsches aber nicht fehlerhaft sprechen darf. Was dagegen Akustik und Physiologie über die artikulirten Laute richtig erforscht haben, ist durchweg positiver Gewinn für die Sprachwissenschaft; die Benutzung desselben kann ihr nie Schaden bringen, wird ihr vielmehr vielfach vom größten Nutzen sein; und wenn gleich die Lehre von den artikulirten Lauten der Sprachwissenschaft nicht allein angehört, diese sogar nicht in der Lage ist, bedeutende Beiträge zur Entwickelung derselben liefern zu können, sondern im Gegentheil entscheidende Resultate nur von den Physiologen und Akustikern erwarten kann, so bildet sie doch eines der wichtigsten Hülfsmittel derselben, so wichtig, daß man in der That fast darüber schwanken kann, ob sie ihr nicht mehr als ein bloßes Hülfsmittel, nicht vielleicht als ein Theil derselben aufzufassen sei.

Auf jeden Fall bilden Psychologie einerseits mit den damit verbundenen Disciplinen, welche das Geistesleben des Menschen behandeln, so wie Physiologie und alles, was sich mit der Lautlehre beschäftigt, andrerseits die Haupt-Grundlagen, auf denen sich die Sprachwissenschaft, die Lehre vom Wort, erhebt. Wie diese

hier gewissermaßen ihr unteres Gränzgebiet hat, so findet sie vermittelst der Betrachtung, wie die Sprache verwendet wird, wie sie das ganze innere Leben der Menschheit in Rede und Schrift zu lebendiger Anschauung bringt, ihr oberes in Disciplinen, die, wenn gleich einheitlich besondert, doch auf der Sprachwissenschaft ruhen, auf jeden Fall in einigem Zusammenhang mit ihr stehen, von ihr neue Lichter empfangend und auf sie zurückstrahlend, nicht wenig zu ihrer helleren Beleuchtung beitragen. Es sind dieß die Forschungen und Darstellungen, welche sich auf die Gesetze sprachlicher Darstellung überhaupt und die verschiedenen Arten derselben beziehen, auf Stylistik, prosaische und dichterische Behandlung der Sprache, die Eigenthümlichkeiten derselben in deren besonderen Zweigen, die hier hervortretenden ethnographischen, geographischen, chronologischen, individuellen Verschiedenheiten, auf ihre Entfaltung in Literatur u. s. w. Wie alle diese Entwickelungen nicht zum wenigsten vom Charakter der Sprache bedingt sind, in denen sie hervortreten, so tragen sie natürlich ihrerseits vorzugsweise dazu bei, diesen Charakter lebendiger zur Anschauung zu bringen und demgemäß leichter erkennbar und greifbar zu machen.

Es sind aber keineswegs bloß diese der Sprachwissenschaft mehr oder weniger nahe stehende Disciplinen: — praktische Sprachenkunde, Psychologie, Physiologie und die sich auf Verwendung der Sprachen beziehenden — welche in die Entwickelung derselben mehr oder weniger mächtig eingreifen. Wie die Sprache der umfassendste Abdruck, das treuste Spiegelbild der gesammten Menschheit, ihrer naturgemäßen Conglomerate und selbst der Individuen ist, das Archiv fast aller Gedanken und Vorstellungen, die in ihr lebendig geworden und zu mehr oder weniger vollem und klarem Bewußtsein durchgedrungen und gestaltet sind, so ist für ihre theoretische Erforschung und Betrachtung keine einzige Erkenntniß, Schöpfung, Gestaltung oder Entwickelung des Geistes, keine der stetigen oder wandelbaren Zustände des Lebens

der Menschheit gleichgültig werth- oder einflußlos. Aeußere und innere Geschichte lassen tiefe Spuren in der Sprache zurück; wie die Erforschung derselben kein geringes Licht auf die Geschichte wirft, so erhellt auch diese in überaus häufigen Fällen die Entwickelung der Sprachen.

II.

Aufgabe der Geschichte der Sprachwissenschaft; chronologische und ethnographische Beschränkung derselben in der nachfolgenden Arbeit; Berechtigung dieser Beschränkung.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft verfolgt die Entfaltung dieser Disciplin von ihren ersten unscheinbaren Keimen an bis auf unsre Tage. Sie sucht die ersten Spuren des Nachdenkens über Sprache und Sprachen zu erforschen, zu erkennen, welche Umstände und Einflüsse ihrer Entwickelung fördernd oder hemmend entgegentraten, wie und in welcher Reihenfolge die Fragen und Probleme derselben hervortraten, wie deren Lösung versucht ward, welche Richtungen und Methoden sich dabei geltend machten, welche Männer auf ihrem Gebiete thätig waren, welche Förderung oder Hemmung sie ihrem Fortschritte bereiteten.

Nicht so umfassend ist die Aufgabe, welche unsrer Arbeit gestellt ist. Sie beschränkt die geschichtliche Behandlung dieser Wissenschaft zunächst auf einen verhältnißmäßig äußerst kurzen Zeitraum: auf ihre jüngste Entwickelung, einen Umfang von nur sechs bis etwa sieben Decennien.

Aber so gering dieser Zeitraum im Verhältniß zu der Zeit ist, seit welcher man nachweislich über Sprache und Sprachen nachzudenken begonnen hat — einer Zeit, die wohl drei Jahrtausende umfaßt — so bedeutend ist er für die Gestaltung der mit der Sprache verbundenen Fragen zu einer eigentlichen Wissenschaft. Ihm erst gehört diese an und zwar in einem so hohen Grade, daß man die gesammte Thätigkeit der vorhergehenden Zeit als Vorbereitung, als Vorstufen zu der in diesem kurzen Zeit-

raum eingetretenen Entwickelung betrachten darf, nicht selten als Irrfahrten, welche, anstatt sich dem Ziele zu nähern, davon ab und immer tiefer in die Irre zu führen drohten.

Erst diesem letzten Stadium war es vorbehalten, die Aufgabe der Sprachwissenschaft mit Sicherheit zu erkennen und diejenige Richtung einzuschlagen, welche, wenngleich sie noch unendlich fern vom Ziel ist, doch die Gewähr in sich trägt, uns unbeirrt demselben entgegenzuführen.

So erhält die zeitliche Begränzung unsres Unternehmens, welche auf den ersten Anblick eine rein zufällige scheinen könnte, insofern sie in der That nur durch die Beschränkung hervorgerufen ist, welche die historische Commission der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften allen von ihr veranlaßten, die Geschichte der Wissenschaften behandelnden Werken aufgelegt hat, eine innere Berechtigung. Der von uns zu betrachtende Zeitraum trägt einen von der vorhergehenden Geschichte dieser Wissenschaft wesentlich verschiedenen Charakter; die Mittel zu ihrer Förderung häufen sich in ihm in einem viel höheren Grade als je vorher; neue Methoden der Behandlung machen sich geltend, von denen zwei: die geschichtliche und vergleichende, zu dem überraschend schnellen Aufbau dieses Wissenszweigs das Meiste beigetragen haben; eine Fülle von Problemen desselben ist in Betracht gezogen, größer als in der ganzen vorhergehenden Zeit; eine Anzahl von Männern hat sich ihrer Behandlung gewidmet, denen die frühere Sprachwissenschaft wenig ebenbürtige zur Seite stellen kann; Resultate sind in diesem kurzen Zeitraum gewonnen, die alles überragen, was die ganze vorhergegangene Geschichte darbietet; kurz dieser Zeitraum tritt zu der ganzen früheren Thätigkeit auf diesem Gebiet in einen solchen Gegensatz, daß er unzweifelhaft berechtigt ist, eine selbstständige Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen.

Nicht ganz unähnlich ist es mit einer zweiten Begränzung unsrer Aufgabe, welche zunächst ebenfalls auf der Fassung beruht,

in welcher sie von der erwähnten historischen Commission gestellt ist. Auch sie erhält in Bezug auf die Geschichte der Sprachwissenschaft bei genauerer Erwägung eine wenn auch nicht so entscheidende, doch kaum weniger begründete innere Berechtigung.

Wir sind angewiesen, in dem zu behandelnden Zeitraum nur die Thätigkeit des deutschen Geistes auf dem Gebiete der von uns zu behandelnden Wissenschaften zu verfolgen.

So schwer es nun auch im Allgemeinen ist, ethnographische Scheidungen auf dem Gebiete der Wissenschaft vorzunehmen, einem Gebiete, wo alle Zeiten und alle Völker, welche an der Entwickelung der menschlichen Cultur Theil genommen, zusammengewirkt haben, wo wohl nicht ein einziges der geschichtlich bekannten Völker ohne Einfluß eines oder mehrerer andrer sich auf den Kampfplatz wagte, auf welchem der menschliche Geist sein höchstes Gut erringt, so wird dieß doch schon eher möglich, wenn zugleich eine chronologische Beschränkung eingetreten ist. Denn die Entwickelung der Wissenschaft überhaupt und insbesondere einzelner Zweige derselben findet den bisherigen Erfahrungen gemäß zu bestimmten Zeiten gewissermaßen unter der Hegemonie eines einzigen Volkes statt.

Diese geistige Hegemonie, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angebahnt, ist gegen das Ende desselben auf das deutsche Volk übergegangen und ihr Besitz, obgleich in letzter Zeit bedroht, ist ihm fast auf allen Gebieten geistiger Entwickelung bis auf den heutigen Tag noch unerschüttert verblieben.

Wesentlich beruht sie auf der Umgestaltung und Vertiefung der gesammten Weltanschauung, welche, entwickelt durch die in den Menschengeist und alle seine Schöpfungen sich versenkenden Arbeiten einer fast ununterbrochenen Reihe der größten Philosophen, Dichter und Forscher auf allen Gebieten der Geschichts- und Naturwissenschaften, schließlich allen hervorragenden und wahrhaft wissenschaftlichen Bestrebungen eine wesentlich gemeinschaftliche Grundlage, ein gemeinsames Gepräge verliehen hat,

die wir als treuen Ausdruck und Spiegel des speciell deutschen Geistes betrachten dürfen.

Sie hat sich fast in allen Zweigen der Wissenschaft geltend gemacht, vorzugsweise aber in derjenigen, deren neuere Geschichte wir hier zu behandeln haben. Auch die Wendung, durch welche die Sprachwissenschaft im ersten Viertheil unsres Jahrhunderts so mächtig umgestaltet ward, beruht zu einem nicht-geringen Theil auf den vorhergegangenen Arbeiten deutschen Geistes und ward einzig durch deutsche Männer ausgeführt. Der tiefsinnige und geistvolle Pionir der neuen Wissenschaft, Fr. v. Schlegel, die großen Schöpfer derselben: Franz Bopp, der geniale Gründer der vergleichenden Methode, Jakob Grimm, der nicht minder geniale Begründer der historischen, der tiefe Denker Wilhelm von Humboldt, welcher den Versuch machte, die neuen Methoden mit der philosophischen Betrachtung des sprachlichen Lebens zu vereinigen, August Friedrich Pott, der umfassendste Sprachenkenner, dessen philosophisch und historisch gebildeter Geist fast kein Problem der Sprachwissenschaft unberührt und unbefruchtet gelassen hat, sie gehören zu den glänzendsten Gestirnen des deutschen Geisteshimmels. Auch die übrige zahlreiche Genossenschaft ausgezeichneter Männer, welche zur Entwickelung dieser Wissenschaft beigetragen haben, sind fast ausnahmslos Söhne unsres Vaterlandes. Selbst die Nichtdeutschen, welche sich an der Entwickelung dieser Wissenschaft in hervorragender Weise betheiligt haben, haben entweder ihre wissenschaftliche Bildung in Deutschland empfangen, wie Christian Lassen, — den wir darum und weil er in Deutschland eine neue Heimath gefunden hat, wohl berechtigt sind, trotz seiner Geburt in Norwegen, zu Deutschlands Zierden zu rechnen — oder ihre Entwickelung wesentlich unter deutschem Einfluß vollzogen, wie der größte der lebenden dänischen Sprachforscher, Westergaard. Deutsche sind es, die in der Fremde mit Verbreitung dieser Wissenschaft betraut werden, wie Max Müller in England, Oppert in Frankreich, Budenz in Ungarn,

Haug und Bühler in Indien. In Rücksicht auf diese Thatsachen dürfen wir daher unbedenklich sagen, daß die Sprachwissenschaft, in dem Zeitraum, dessen Geschichte wir zu betrachten haben, wesentlich eine deutsche Wissenschaft ist und wir selbst da, wo wir die Theilnahme fremder Völker nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn auch die Gränzen des deutschen Bodens, doch nicht die des deutschen Geistes, somit auch nicht die der uns gestellten Aufgabe überschreiten.

So läßt sich das Stück Geschichte der Sprachwissenschaft, auf dessen Bearbeitung wir uns beschränken, gewissermaßen als ein einheitliches, die ihm aufgelegte chronologische und ethnographische Beschränkung in sich selbst tragendes, von der gesammten Entwickelung derselben mit Leichtigkeit ablösen und diese ursprünglich zufälligen Begränzungen gestalten sich demgemäß zu wesentlich berechtigten.

Dennoch bedarf es, wie ich gerne zugestehe, schon um diese Berechtigung, noch mehr aber dieses Stück der Geschichte der Sprachwissenschaft selbst zu begreifen, einer kurzen Uebersicht der vorhergegangenen Entwickelung dieser Wissenschaft. Nur dadurch können wir die Elemente genauer erkennen, deren Verein den Charakter der neueren Sprachwissenschaft bildet, sowie überhaupt den Gegensatz, oder, milder ausgedrückt, die Verschiedenheit, welche sich zwischen ihr und den vorhergegangenen Stadien kund giebt.

I. Abtheilung.

Uebersicht der Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Anfang unsres Jahrhunderts.

I.

Aelteste Spuren sprachwissenschaftlichen Denkens.

Denken und Sprechen bedingen sich einander in so hohem Grade und hängen so innig mit einander zusammen, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß unter den höher begabten Völkern, zumal denjenigen, deren Cultur so weit über die bis jetzt bekannte menschliche Geschichte hinausreicht: den indogermanischen und semitischen, den Aegyptern und Chinesen, auch die Thätigkeit des Sprechens einen und den andern der geistig hervorragenden Männer, an denen sie, wie ihre älteste Entwickelung, so weit wir sie zu erkennen vermögen, zeigt, nicht arm waren, zum Nachdenken angeregt habe. War sie es doch, in welcher sich ihnen vorzugsweise der Unterschied des Menschen vom Thiere herausstellte, sie wiederum, in welcher der Unterschied zwischen den verschiedenen Völkern und den Stämmen eines und desselben Volkes sich zunächst kund gab. Der Mensch lernt sich der Sprache bedienen fast in derselben Zeit und mit derselben Leichtigkeit, in und mit welcher er seiner übrigen Fähigkeiten Herr wird; Sprechen muß ihm daher auf den ersten Anblick wesentlich auf derselben Stufe zu stehen scheinen, wie Gehen, Sehen, Hören u. s. w. und doch, während alle Menschen in gleicher Weise gehen, sehen, hören, tritt beim Sprechen die größte Verschiedenheit hervor und diese wiederum, so groß auch auf den ersten Anblick, ist doch für die in dem Gebrauch der verschiedensten Sprachen erwachsenen nicht unüberwindlich; der Mensch vermag auch die fremdartigste Sprache zu erlernen; Laute und Lautcomplexe, welche ursprünglich keine

Bedeutung für ihn hatten, werden für ihn verständlich; er lernt nach und nach sich ihrer bedienen, nicht selten ganz in demselben Grade, wie er sich seiner Muttersprache bedient. — Selbst dasjenige Element, in welchem der wissenschaftliche Trieb der Menschheit seinen ersten Anstoß und seine Hauptnahrung findet: Regelmäßigkeit im Allgemeinen mehr oder weniger durchsetzt von Abweichungen größeren oder geringeren Umfanges, tritt in fast allen Sprachen und in großer Stärke in denen der bedeutendsten Culturvölker hervor. — Aber auch die Zwecke, zu denen sich insbesondere die begabteren Völker und Menschen dieser wunderbaren Ausstattung bedienen: zu der Mittheilung von Thatsachen, zur Belehrung, Ueberzeugung, Ueberredung, Tröstung, Anfeuerung, Erhebung, Erfreuung, kurz allem demjenigen, was dem menschlichen Leben erst seine höhere Weihe giebt, mußten das Nachdenken über die Sprache selbst hervorrufen und Gedanken und Anschauungen erzeugen, welche sich vielleicht, ähnlich wie selbst bei culturlosen Völkern unsrer Tage, zu Märchen[1]), Sagen, Legenden, mythischen und religiösen Speculationen und Gebilden gestalteten.

Von allem diesen, wenn es einst wirklich sich gestaltet hat, ist uns aus den Zeiten, welche dem Anfang der Sprachwissenschaft vorhergehen, nichts sichres erhalten und was ihm vielleicht vorhergehen möchte, wie z. B. die tiefsinnige und großartige poetische und religiöse Auffassung des Wortes und der Rede im Rigveda und den heiligen Schriften der zarathustrischen Religion, ist für die Geschichte der Wissenschaft von keiner wesentlichen Bedeutung.

Die älteste wirkliche Spur sprachwissenschaftlichen Nachdenkens giebt sich in der Entwickelung der Schrift kund.

---

[1]) vgl. Kohl, Reisen in die Ostseeprovinzen II. 251 ff.; Gerstäcker, Reisen IV. 381 ff.; bei Pott, die Ungleichheit menschlicher Rassen S. 88; s. auch Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern S. 9 ff.; Bastian, die Völker des östlichen Asien II. 460.

Es ist, wenngleich nicht unzweifelbar zu erweisen, doch höchst wahrscheinlich, daß die Darstellung der Rede für das Auge von der Bilderschrift ausgegangen und erst aus dieser die Lautschrift sich entwickelt hat. In Bezug auf die Keilschrift ist diese Annahme wenigstens ziemlich wahrscheinlich und eines der ältesten Culturvölker, die Chinesen, hat sich bis auf den heutigen Tag wesentlich mit einer Bilderschrift begnügt und nur für höchst untergeordnete Zwecke auch eine Lautschrift mit Hülfe von jener gestaltet. Doch ist der Gebrauch der Lautschrift entschieden schon uralt, ja urkundlich in viel älteren Zeiten nachweisbar als der der Bilderschrift. Die ältesten Denkmäler der ägyptischen Geschichte — welche wohl unzweifelhaft bis in das vierte Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung hinaufragen — bedienen sich einer Buchstabenschrift, und in verhältnißmäßig sehr alter Zeit werden in den Papyrusrollen schon sogar Interpunktionszeichen angewendet.

So hoch die Erfindung der graphischen Darstellung der Sprache durch Bilderschrift für die Entwickelung der menschlichen Cultur überhaupt zu veranschlagen ist, insofern auch sie einerseits dazu beiträgt, den geistigen Gewinn früherer Zeiten auf die folgenden zu vererben, andrerseits die Herrschaft des Gedächtnisses zu brechen, den Geist von der niederdrückenden Wucht desselben zu erlösen, es auf seinen wahren Werth herabzusetzen, d. h. es dazu zu bestimmen, nicht wie vor der Erfindung der Schrift einziger Träger, sondern nur — wenn gleich eines der bedeutendsten — Hülfsmittel der geistigen Entwickelung zu sein, so den Geist von der Macht der Erinnerung, der Autorität des Hergebrachten zu befreien, ihm die Kritik desselben zu sichern und demgemäß die autonome Stellung zu verschaffen, die ihn allein zu freier geistiger Aus- und Weitergestaltung des Errungenen befähigt[1]) — so

---

[1]) vgl. meine Anzeige von: 'Panitz, das Wesen der Lautschrift' in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1865 S. 1433 ff. insbesondere 1438 und 1439.

gering ist doch ihre specielle Bedeutung für die Entwickelung der Sprachwissenschaft.

Der einzige Gewinn der vollendeten — d. h. nicht irgend einen Inhalt der Rede ganz allgemein darstellenden, so daß ihn jeder in andern Worten lesen kann, sondern ihn in seiner sprachlich bestimmten Weise veranschaulichenden — Bilderschrift für die Erkenntniß der Sprache konnte nur darin liegen, daß der sprachliche Ausdruck einer Thatsache oder eines Gedankens sich als eine Verknüpfung von einzelnen Wörtern kund gab, Wörter also als die bedeutsamen Elemente des Satzes hervortraten, auf deren Gefüge dessen Verständlichkeit und Einheit beruht; wo z. B. die satzliche Einheit, wie bei manchen Völkern durch engere Verbindung der Wörter, aus welchen der Satz besteht, lautliche Veränderungen herbeiführte, konnte diese Darstellung dazu dienen, sie in der Form zu erkennen und festzuhalten, welche ihnen außerhalb dieses Gefüges, in ihrer Unbedingtheit, Unabhängigkeit, an und für sich, eigen ist. Allein zu dieser Erkenntniß giebt auch die gesprochene Rede — da jede Sprache verhältnißmäßig nur wenige Wörter besitzt, die nicht außerhalb eines Satzgefüges vorkommen können — so häufig Gelegenheit, daß sie auch ohne Hülfe der Schrift mit Leichtigkeit erlangt werden konnte.

Unendlich bedeutender für die Sprachwissenschaft ist die Entwickelung der Lautschrift und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß ohne ihre Hülfe die Entstehung einer wahren Sprachwissenschaft zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Schon in der ersten Gestalt, in welcher sie sich aus der Bilderschrift, wenn man diese als ihre Vorstufe betrachtet, herausgelöst haben mochte, in der der Sylbenschrift, mußte sie zur Erkenntniß der Elemente des Wortes beitragen; noch bei weitem mehr natürlich als sie sich zur Darstellung der einzelnen Laute einer bestimmten Sprache erhoben hatte; damit war man zu den physischen Grundlagen der Sprache durchgedrungen und mit welchem wissenschaftlichen Sinn diese Erkenntniß verfolgt und fruchtbar gemacht wurde, zeigt uns

die schon in den ältesten Zeiten unsrer Geschichte vollendet hervortretende Anordnung des sogenannten phönicischen Alphabets. Zwei Reihenfolgen sind es hier, welche mit Entschiedenheit zeigen, daß zur Zeit dieser Anordnung schon das Augenmerk auf die Verwandtschaft der Laute unter einander gerichtet war; auf ihr beruht augenscheinlich die Aufeinanderfolge der weichen Explosivae ב Beth ג Gimel ד Daleth, griechisch β, γ, δ, und die der Halbvokale ל Lamed מ Mem נ Nun, λ, μ, ν. Durch die Aufnahme dieses Alphabets bei einer Menge sowohl verwandter als unverwandter Völker wurden auch diese zur Zerfällung ihrer Wörter und genaueren Betrachtung ihrer Laute genöthigt, um den für die Bezeichnung derselben angemessensten Buchstaben zu wählen.

So wurden durch die Entwickelung und Verbreitung der Lautschrift unter einer Menge von Völkern, diejenigen, welche sie benutzten, daran gewöhnt, das Wort nicht als ein untheilbares Ganze zu betrachten, sondern in seine lautliche Elemente aufzulösen. Dabei mochte manchem die Wiederkehr derselben Laute an denselben Stellen von Wörtern bei wesentlich gleicher oder verwandter Bedeutung und unter gleichen Begriffsmodificationen und manches andre auffallen, was zur grammatischen Erkenntniß der eigenen Sprache und zum Nachdenken über sprachliche Fragen überhaupt zu führen oder den Weg zu bahnen geeignet war.

Noch ältere Spuren sprachwissenschaftlichen Denkens sehen viele in einer der ältesten und heiligsten Urkunden des menschlichen Geschlechts, der Bibel, der heiligen Schrift κατ' ἐξοχήν. In der That begegnet uns hier eine Fülle von Thatsachen, welche zeigen, daß die Verfasser derselben sprachlichen Fragen von allgemeinerer und speciellerer Bedeutung ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten; was letztere betrifft, so zeigen mehrere Beispiele, daß sowohl der lexikalisch- als grammatisch-etymologische Zusammenhang von Wörtern sie beschäftigt hatte; so wird z. B. der Name Gottes יהוה von הוה 'sein' abgeleitet (II. M. 3,



14. 6, 3), die Ableitung des Wortes אִשָּׁה 'Frau' von איש 'Mann' durch den Exponenten der femininalen Motion ה‍ָ angedeutet (I. M. 2, 23). Derartige Erscheinungen finden sich bei vielen, vielleicht, ja wahrscheinlich sogar bei allen denkenden Völkern. Man kann sie als Vorläufer eines sprachwissenschaftlichen Denkens betrachten, obgleich sich in den seltensten Fällen eine wirkliche Thätigkeit dieser Art daran geschlossen haben mag. Auf jeden Fall beruhen sie aber auf einer wenn auch vielfach nur unbewußt wirkenden Ueberzeugung vom systematischen Zusammenhang der sprachlichen Thatsachen und zeugen für ein Bestreben ihn zum Bewußtsein zu bringen.

Wichtiger wenn gleich nicht vom sprachwissenschaftlichen, doch von einem ethischen Standpunkt aus sind die biblischen Auffassungen sprachlicher Fragen von allgemeinem Charakter insbesondere durch den Einfluß, welchen sie auf die Sprachwissenschaft seit der Zeit gewannen, wo zwei Hauptreligionen: das Christenthum und der Islam, welche auf der jüdischen Religion ruhen, die in der Bibel niedergelegten Anschauungen zu Glaubensartikeln erhoben und durch Verbreitung derselben über einen großen Theil der Erde ihnen lange Zeit hindurch eine beherrschende Stellung zu allen Wissenschaften verschufen.

Die sich auf die Sprache beziehenden Andeutungen liegen zerstreut in der Schöpfungsgeschichte (I. M. 1. 2) und treten bestimmter in der Erzählung vom Thurmbau zu Babel (I. M. 11) hervor. Dort heißt es 'Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht'. 'Und er nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht'. Ferner: 'Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern', dann: 'Da machte Gott die Feste' und wiederum 'Und Gott nannte die Feste Himmel'. Weiter alsdann: 'Und Gott sprach: Es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an einen Ort, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde und die Sammlung der Wasser nannte er Meer'. Unmittelbar danach:

'Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras u. s. w.' 'Und die Erde ließ aufgehen Gras u. s. w.' ohne daß er diesen Schöpfungen Namen giebt; ganz ebenso bei den folgenden Schöpfungen der Lichter, Wasser- und Luftbewohner, Landthiere und Menschen. Hier spricht Gott seinen Willen aus, das Licht entsteht, wie es scheint, durch das bloße Wort; die übrigen Dinge schafft er den ausgesprochenen Worten gemäß und einigen von ihnen giebt er ihre Namen, die mit denen der hebräischen Sprache übereinstimmen. Wer diese Darstellung wörtlich nimmt, kann nicht verkennen, daß nach der Auffassung des Verfassers dieses Capitels Gott nicht in einer besonderen Sprache — etwa wie bei Homer die Sprache der Götter und Menschen unterschieden wird — seinen Willen ausspricht, sondern in derselben, mit deren Namen er auch die geschaffenen Dinge benennt; wenn der Verfasser sich die Consequenzen dieser Anschauung zu vollem Bewußtsein gebracht hat, so existirte diese Sprache für ihn schon ehe der Mensch geschaffen war.

Im zweiten Capitel wird vorwaltend die Schöpfung des Menschen besonders behandelt und wesentlich verschieden aufgefaßt als im ersten. Dieß zeigt sich abgesehen von allem andern vorzugsweise darin, daß dort Mann und Weib zu gleicher Zeit geschaffen werden, hier dagegen zuerst der Mann allein und erst aus ihm die Frau. Die Veranlassung zu der Schöpfung der letzteren giebt V. 18: 'Und Gott sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich werde ihm eine Gehülfin machen, die ihm angemessen'. Darauf führt er ihm alle Thiere des Landes und der Luft zu um ihnen Namen zu geben. Der Mensch thut dieß, findet aber keine Gehülfin, die ihm angemessen. Darauf denn bildet Gott die Frau und führt sie zu dem Menschen. Als er diese erblickt sagt er: 'Dieses Mal ist es Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische' und benennt sie mit einem Namen, der das geschlechtliche Verhältniß zu ihm, gewissermaßen die Abstammung von ihm in seiner Form widerspiegelt

'Sie soll Männin genannt werden; denn vom Manne ist sie genommen'. Man erkennt hieraus, daß nach der Auffassung des Verfassers die Thiere eigentlich dem Menschen vorgeführt wurden um zu sehen, ob er unter ihnen einen ihm angemessenen Gefährten finden würde. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Angemessenheit sich in der Benennung zeigen würde, die er dem Thiere gäbe, gerade wie dieß dann weiterhin bei der Frau in der That der Fall ist. Vielleicht ist es nicht zu gewagt anzunehmen, daß die richtige Anschauung über das Verhältniß der Namen zu den Dingen, daß jene nämlich diese so bezeichnen, wie sie von den Menschen angesehen, sich vorgestellt werden, hier zu der Annahme verengert ist, daß die Namen das Verhältniß ausdrücken, in welchem der Mensch zu den Dingen steht, was wenigstens in Bezug auf viele und zwar grade solche die in Analogie mit der hebräischen Benennung der Frau stehen, nämlich Verwandtschaftsnamen, in der That der Fall ist (vgl. z. B. בַּת 'Tochter' für בַּנְת Femininum von בֵּן 'Sohn'). Hiervon abgesehen, ist hervorzuheben, daß nach der Auffassung des Verfassers der Mensch ohne weiteres in Besitz der Sprache ist und Gott ihm zutraut allen Thieren ihre Namen geben zu können.

Insofern nach der biblischen Lehre alle Menschen von einem einzigen Paare stammen, auch nach der Sündfluth durch eine einzige Familie sich regeneriren — womit der eindringlichste Ausdruck für die innigste Verwandtschaft der ganzen Menschheit gefunden und als Norm für das sittliche Verhalten der Menschen und Völker gegeneinander für alle Zeiten aufgestellt war, — versteht es sich schon eigentlich von selbst, daß sie in beiden Fällen ursprünglich nur eine Sprache hatten. Im Anfange des 11. Capitels wird dieß jedoch noch ausdrücklich hervorgehoben 'Und die ganze Erde hatte eine Sprache und ein und dieselben Worte'. Daran wird dann die Sage vom Thurmbau zu Babel geknüpft, durch welche die thatsächlich bestehende Verschiedenheit der Sprachen im Gegensatz zu der angenommenen, oder aus der Annahme der

Abstammung aller Menschen von einem einzigen Menschenpaar gefolgerten, ursprünglichen Einheit derselben erklärt werden soll. Die Menschen, heißt es, kommen vom Osten in ein Thal im Lande Schinear. Da wohnten sie. 'Und sprachen: Wohlauf laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen, die Spitze bis an den Himmel ragend und uns (dadurch) einen Namen machen, damit wir uns nicht zerstreuen über die Fläche der ganzen Erde. Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Thurm, die die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe es ist ein Volk und allen eine Sprache und dieß ist der Anfang ihres Thuns, und fortan wird ihnen von allem was sie zu thun beabsichtigen nichts unausführbar sein. Wohlauf, laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner die Sprache des Anderen verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hatte die Sprache der ganzen Erde und von dort sie (die Menschen) zerstreut hat über die Fläche der ganzen Erde'.

In dieser Darstellung stehen Ursache und Wirkung in keinem richtigen oder vielmehr gerechten, vernunftgemäßen Verhältniß. Mag man auch im Allgemeinen darüber streiten können, ob Einheit oder Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprache, örtliche Verbindung oder Zerstreuung für das Leben der Menschheit ersprießlicher sein möchte, hier tritt die sprachliche Verschiedenheit und die örtliche Zerstreuung als Strafe hervor: die Menschen, welche bis dahin wie eine Familie an einem Orte zusammengelebt haben sollen, die alle ihre Gefühle, Gedanken und Wünsche miteinander auszutauschen vermochten, stehen sich plötzlich ohne gegenseitiges Verständniß einander gegenüber; alle Bande der Gemeinsamkeit werden zerrissen; sie selbst werden nach den verschiedensten Punkten der Erde zersprengt. Und warum diese entsetzliche Katastrophe? Weil die Menschen eine Stadt und

einen bis zum Himmel ragenden Thurm bauen, was ihnen von Gott weder verboten war — wie der Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß — noch in bösartiger Absicht geschieht. Nach der vorliegenden Darstellung soll Gott darin den Anfang einer Thätigkeit erblicken, der nichts unerreichbar sein werde. In der That ist damit auch das Böse eingeschlossen, aber ausdrücklich hervorgehoben wird es nicht, und im Allgemeinen nimmt man an, daß nach der Anschauung des Verfassers schon in dem Bestreben, etwas großartiges zu schaffen, eine solche Ueberhebung des Menschen liege, daß die schwere Strafe dadurch gerechtfertigt erscheine. Ich gestehe, daß mir eine solche Ansicht eher zum φθόνος θεῶν, dem Neide der Götter auf die Entfaltung menschlicher Größe, zu passen scheint, wie er z. B. in indischen und griechischen Mythen und Anschauungen hervortritt, als zu der unwandelbaren Gerechtigkeit, welche Vernunft und Bibel als die erste der göttlichen Eigenschaften hervorkehren. Sollte man nicht glauben, daß Gott vielmehr mit Genugthuung habe ansehen müssen, wie die Wesen, die er in seinem Bilde schuf und mit so hohen Gaben ausstattete, diese zur Gestaltung wunderbarer und ruhmwürdiger Werke benutzen, sich und dadurch selbst ihrem Schöpfer zur Ehre?

Wie man auch dieses Mißverhältniß zwischen Sünde und Strafe zu mildern oder wegzuerklären suchen möge — und ich weiß, daß seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag so viel in dieser Richtung geschehen ist, daß der größte Theil der denkenden Menschheit fast ganz abgestumpft dagegen zu sein scheint — jeder, welcher die biblische Darstellung unbefangen auf sich wirken läßt, wird sich nicht des Gefühls entschlagen können, daß ihr etwas mangle; daß die Sage in dieser Fassung keine Berechtigung in sich trägt, daß die Verwirrung der Sprache und die Zerstreuung der Menschheit, wenn sie Strafe sein sollten, durch ein Benehmen herbeigeführt sein müßten, das zu der Strafe ein Verhältniß

bildet, welches vor der allgemeinen Menschenvernunft als ein richtiges zu bestehen vermag.

Es ist nun bekannt, daß sich diese Sage auch bei heidnischen Schriftstellern findet und zwar zuerst, so viel bis jetzt erweislich bei Abydenos, einem Schriftsteller, welcher höchst wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung thätig war, in einem Werke über die Assyrier[1]. Seine Darstellung ist der hebräischen hinlänglich gleich und ungleich, um einerseits zu zeigen, daß beide in letzter Instanz auf einer Quelle beruhen, andrerseits daß sie nicht aus dieser geflossen ist. Letzteres versteht sich übrigens schon bei der unbedeutenden Stellung, welche die Juden damals in der politischen und wissenschaftlichen Welt einnahmen, fast von selbst, wie denn überhaupt die Annahme, daß Jemand, der über die Assyrier schreiben wollte, in der damaligen Zeit, wo assyrische und babylonische Quellen in Fülle zugänglich sein mußten, seine Zuflucht zu den Juden genommen hätte, eben so sonderbar als unbegründet sein würde. Nach Abydenos Mittheilung haben die ersten Menschen, stolz auf ihre Stärke und Größe, voll Verachtung gegen die Götter und sich für besser als diese haltend, einen hohen Thurm an der Stelle erbaut, wo Babylon zu seiner Zeit stand. 'Schon sei dieser dem Himmel nahe gewesen, als die Winde den Göttern zu Hülfe kamen und den Bau über den Erbauern zusammenstürzten'[2]. Wie in der Bibel heißt es ganz ähnlich auch hier: 'Bis dahin

[1]) Eusebius, Praepar. evangel. IX. 14. Die übrigen hieher gehörigen Stellen finden sich in den Commentaren zum 11. Capitel der Genesis, insbesondere bei Tuch S. 268, und Delitzsch 3. Ausg. S. 312, auch theilweise bei Kaulen, die Sprachenverwirrung zu Babel, S. 175.

[2]) Euseb. a. a. O. ed. Gaisford, *τοὺς πρώτους . . . : ῥώμῃ τε καὶ μεγέθει χαυνωθέντας, καὶ δὴ θεῶν καταφρονήσαντας ἀμείνονας εἶναι, τύρσιν ἠλίβατον ἀείρειν, ἵνα νῦν Βαβυλών ἐστιν· ἤδη τε ἆσσον εἶναι τοῦ οὐρανοῦ, καὶ τοὺς ἀνέμους θεοῖσι βωθέοντας ἀνατρέψαι περὶ αὐτοῖσι τὸ μηχάνημα.*

hatten die Menschen ein und dieselbe Sprache; nun erhielten sie durch die Götter eine verschiedenartige'[1]).

In dieser Fassung steht augenscheinlich die Sünde der Menschen zu der Strafe, welche die Götter über sie verhängen: Vernichtung ihres Baus und Aufhebung der Spracheinheit, in einem richtigen Verhältnisse. Sie erhält dadurch einen inneren Zusammenhang, der ihr entschieden den Vorrang vor der hebräischen Darstellung sichert.

Aus welcher speciellen Quelle Abydenos geschöpft habe, läßt sich nicht näher bestimmen. Allein die Natur der Dinge macht es kaum zweifelhaft, daß wer um die damalige Zeit über die großen vorderasiatischen Reiche: Assyrien, Babylon, Persien schreiben wollte, sich der zugänglich gewordenen einheimischen Quellen, wenn er vermochte, unmittelbar, sonst mittelbar bediente. Die Vergleichung der wenigen Fragmente des Abydenos, welche Scaliger im Anhange zu seinem Werke de emendatione temporum gesammelt hat, mit denen des Berosus macht es aber höchst wahrscheinlich, daß er, entweder wie Tuch vermuthet, aus letzterem, dessen Zeitgenosse er gewesen zu sein scheint, schöpfte, oder mittelbar oder unmittelbar aus ähnlichen einheimischen Quellen wie dieser, uns also eine Fassung dieser Sage überliefert hat, wie sie in Babylon selbst sich vorfand. Findet sich aber eine Sage an dem Orte, welchen sie betrifft, so ist es schon an und für sich höchst wahrscheinlich, daß sie hier auch ihren Ursprung gehabt habe — daß also nicht etwa in dieser Thurmsage eine ursprünglich jüdische zu erkennen sei, welche die Juden aus ihrer Heimath nach Babylon verschleppt und während ihres Exils dort verbreitet hätten. Wie mir scheint, wird dieß zu vollständiger Gewißheit erhoben durch die Inschrift, welche sich in den Trümmern derjenigen babylonischen Ruine gefunden hat, die den meisten

[1]) Ebds. *Τέως δε όντας ὁμογλώσσους ἐκ θεῶν πολύθροον φωνὴν ἐνείκασθαι.*

ja wohl einzig den Anspruch darauf machen kann, Ueberrest des babylonischen Thurmes zu sein. Wie man auch im Einzelnen über die bisher aufgestellten Erklärungen der babylonischen Keilinschriften denken mag, so wird man doch zugestehen müssen, daß die wissenschaftliche Behandlung durch die geistvollen und scharfsinnigen Forscher, welche ihr den größten Theil ihrer Zeit gewidmet haben, so weit gediehen ist, daß nicht wenige Resultate derselben volles Vertrauen verdienen.

Die Inschrift, auf welche ich mich hier beziehe — es ist die der Thoncylinder, welche in den Ruinen des Birs Nimrud gefunden sind — ist von Oppert[1]), Rawlinson[2]) und Talbot[3]) behandelt und zwar wie deren herb ausgedrückte Ansprüche auf Priorität an den in den Anmerkungen angezeigten Stellen darthun, ziemlich ja fast ganz unabhängig von einander. Es ist bei den großen Schwierigkeiten, mit welchen die Erklärung der babylonischen Keilinschriften verknüpft ist, nicht zu verwundern, daß die Forscher auch bei dieser Inschrift stark von einander abweichen; um so mehr Vertrauen verdienen aber die Erklärungen, in welchen alle drei mit einander übereinstimmen und dieses ist der Fall in Bezug auf die Stelle, welche für uns von Wichtigkeit ist. Oppert übersetzt sie an dem zuletzt angeführten Orte (S. 213) folgendermaßen[4]): Nous disons, pour l'autre, qui est cet *édifice*-ci, le temple *des sept lumières* de la terre, et auquel remonte le plus ancien souvenir de *Borsippa; un roi antique le bâtit* (on compte de là quarante-deux vies humaines),

[1]) Im Journal asiatique. Paris 1857. T. IX., S. 497 ff. und X., 503; vgl. 1860, T. XV. 445. so wie Expédition scientifique en Mésopotamie. T. I. pag. 212 ff. Par. 1863.

[2]) Im Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. T. XVIII. p. 1 ff. 1861 (aber schon 1855 in der Sitzung dieser Gesellschaft vorgetragen).

[3]) Ebds. p. 35 ff.

[4]) Die Uebereinstimmungen der drei Uebersetzer habe ich durch Cursivschrift bezeichnet.

mais il n'en éleva pas le faîte. Les hommes l'avaient abandonné depuis le jour du déluge, en désordre proférant leurs paroles. Le tremblement de terre et le tonnerre avaient ébranlé *la brique crue*, avaient fendu la brique cuite des revêtements; la brique crue des massifs s'était eboulée *en formant des collines. Le grand Dieu Mérodach a engagé mon coeur à le rebâtir.* Je n'en ai pas changé *l'emplacement*, je n'en ai pas altéré *les fondations.* Dans *le mois* du salut, *au jour* heureux, j'ai percé par des arcades *la brique* crue des massifs et la brique cuite des revêtements. J'ai ajusté les campes circulaires; j'ai inscrit la gloire de mon nom dans la frise des arcades. J'ai mis la main à reconstruire la tonr et à en élever le *faite: comme jadis* elle dut être, *ainsi je l'ai refondue et rebâtie; comme elle* dut être *dans les temps éloignés, ainsi j'en ai élevé le sommet.*

Bei Rawlinson S. 31 lautet die Uebersetzung: Now the *building* named 'the Stages *of the seven Spheres*' which was the tower of *Borsippa, had been built by a former king.* He had completed forty two cubits (of the height), *but he did not finish its head;* from the lapse of time it had become ruined; they had nod taken care of the exits of the waters, so the rain and wet had penetrated into the *brickwork;* the casing of burnt brick had bulged out and the terraces of crude brick lay scattered *in heaps;* then (*Merodach*) *my great Lord inclined my heart to repair the building.* I did not change its *site,* nor did I destroy its *foundation platform;* but, in a fortunate *month* and upon *an auspicious day*, I undertook the rebuilding of the crude *brick* terraces and the burnt brick casing (of the temple). I strengthened its foundation, and I placed a titular record in the part that I had rebuilt. I set my hand to build it up and to finish its *summit. As it had been in ancient*

times, so I built up its structure; as it had been in former times, so I exalted its head.

Talbot übersetzt a. a. O. S. 41 folgendermaßen: And by his favour also, I rebuilt the *temple of the Seven Spheres,* which is the Tower of *Borsippa, which a former king had built* and had raised it to the height of 42 cubits, *but had not completed its* crown or summit. From extreme old age it had crumbled down. The watercourses which once drained it had been entirely neglected. From their own weight its *bricks* had fallen down: the finer slabs which cased the brickwork were all split and rent, and the bricks which had formed its mound lay scattered in *ruins.* Then *the Great Lord Marduk moved my heart to complete this temple;* for its *site,* or *foundation,* had not been disturbed, and its timibel or sacred foundation stone, had not been destroyed. In the *month* Shalmi, on *a festival day,* I replaced and renewed both the *bricks* of its mound and the finer slabs of its revêtement. Then I firmly fixed up its mikitta and I placed upon its new crown the sculptured inscription of my name. For its summit and its upper story I made.... *like the old ones. I rebuilt entirely* this upper portion and *I made its crown or summit* as it had been plann'd in former days.

Nebukadnezar, welche diese Inschriften abfassen und setzen ließ, meldet demnach, daß ein alter König das Werk, welches als Thurm von Babel berühmt ist, begonnen und bis zu einer bedeutenden Höhe geführt, aber nicht vollendet hatte, daß es bis auf seine eigne Zeit in Trümmern lag, daß er selbst es wieder hergestellt und vollendet habe. Und diese Angabe findet in den Trümmern selbst, welche entschieden zwei Perioden, vielleicht sogar dreien angehören, bekanntlich ihre Bestätigung. War aber in einer so großen, reichen und mächtigen Stadt, wie Babylon, in welcher wegen ihrer eigenthümlichen Lage und großen Handels

eine Menge Menschen zusammentrafen, die den verschiedensten Sprachen und Sprachstämmen angehörten (den semitischen, indogermanischen, ägyptischen, afrikanischen, scythischen und wohl noch andern), seit langer Zeit ein solcher riesiger Trümmerberg vorhanden, so mochte er leicht in Verbindung mit jenem ununterbrochenen Sprachenwirrwarr und andern Umständen, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde, zur Bildung der Sage veranlassen, welche uns in der Bibel und bei heidnischen Schriftstellern entgegentritt.

Nach allem diesen werden wir keinen Zweifel hegen dürfen, daß die Sage in Babylon entstand, und sich bei der hohen centralen Stellung, welche dieses Reich einst für alle Länder zwischen dem Mittelmeer, dem Indus, der scythischen Steppe und den afrikanischen Wüsten einnahm, auch den Juden, speciell dem Verfasser des augenscheinlich nicht zum ursprünglichen Bestand der Genesis gehörigen, sondern erst später gewissermaßen als Excurs zu I. 10, 25 eingeschobenen[1]) elften Capitels derselben bekannt wurde; daß dieser schwerlich in Babylon selbst lebte, folgt, wie Grotefend richtig hervorhebt[2]), aus der etymologischen Erklärung dieses Stadtnamens, die an Ort und Stelle, wo man die Bedeutung dieses Namens in vielen Inschriften vor Augen sah, nicht in Ernst gegeben werden konnte.

Warum der Verfasser dieses Capitels der Sage diejenige Fassung gab, welche, wie gesagt, bei jedem Unbefangenen Anstoß

[1]) Abgesehen von anderen Gründen erwäge man nur das sonderbare Verhältniß, in welches diese Sage zur biblischen Chronologie tritt. Nach I. 10, 25 fand die hier mit der Sprachverwirrung verbundene Zerstreuung der Menschen zur Zeit Pelegs Statt, welchem ein Alter von 239 Jahren gegeben wird. Diesen überlebt aber Noah noch um 10 Jahr, so daß die Sprachverwirrung noch in die Lebenszeit des Vaters der regenerirten Menschheit fällt und dieser sich mit seinen eignen Nachkommen nicht mehr hätte verständigen können.

[2]) In der 'Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft'. VIII, 790.

erregen muß, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erkennen; doch liegt das unsrer Aufgabe zu fern. Für uns genügt es, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß wir sie für eine ursprünglich babylonische anzusehen haben. Damit erhalten wir einen Maßstab für die Beurtheilung des Einflusses auf die Entwickelung, die Forschungen und Resultate der Sprachwissenschaft, welchen man für sie lange Zeit in Anspruch genommen hat und von vielen Seiten her selbst jetzt noch in Anspruch nimmt.

Daß in den großen Weltmonarchien der nach vielen Richtungen hin hochcultivirten Assyrier, Babylonier, Meder, Perser, so wie in dem noch früher beginnenden Reich der Aegypter, welche so viele verschiedensprachige Völker umfaßten und mit vielen andern in kriegerische und friedliche Berührung kamen, mancherlei Veranlassungen existirten, sich mit Sprachen zu beschäftigen und darauf bezügliche Fragen zu erwägen und zu erörtern, darf schon an und für sich kaum bezweifelt werden. Spuren dieser Thätigkeit sind uns in sehr werthvollen Reliquien des assyrischen Alterthums erhalten, welche, von Layard entdeckt, im britischen Museum bewahrt werden. Es sind dieß Ueberreste einer aus Thontafeln bestehenden Bibliothek, welche etwa aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung herrühren sollen. Einige enthalten Syllabarien, welche zur Erklärung der sehr complicirten assyrischen Keilschrift dienen, andre sind gewissermaßen grammatischen und lexikalischen Inhalts, indem sie Formen und Wörter der einen, mit Keilschrift geschriebenen Sprache, welche man gewöhnlich für scythisch hält, durch entsprechende assyrische erklären[1]). Proben dieser Tafeln sind mitgetheilt von Oppert in der Expédition en Mésopotamie[2]) und von Hincks[3]); voll-

[1]) vgl. insbesondere Oppert in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, X, 288.

[2]) Tome II. p. 53; 62; 96 vgl. 92.

[3]) Zeitschr. d. D. m. G. X, 516 ff.

ständig werden sie im 2. Bande der Cuneiform Inscriptions of Western Asia, prepared for publication by M. G. Rawlinson assisted by Edw. Norris veröffentlicht sein[1]), welcher mir noch nicht zugänglich ist.

Die Sage über das Verfahren, durch welches der ägyptische König Psammitich herausgebracht haben soll, daß die Phrygier das älteste Volk seien[2]), würde kaum zu erwähnen sein, wenn sie nicht einerseits durch die ihr zu Grunde liegende Anschauung über die Entstehung der Sprache eine gewisse Bedeutung erhielte, andrerseits ein Moment überliefert hätte, welches mit dazu dient, den indogermanischen Charakter der phrygischen Sprache festzustellen. Er ließ zwei eben geborne Kinder so aufziehen, daß ihnen kein menschlicher Ton zu Ohren kam; nach zwei Jahren empfingen sie ihren Ernährer mit dem Worte βεκὸς und als der König erfährt, daß die Phrygier mit diesem Worte 'Brod' bezeichnen, hält er sich überzeugt, daß diese die ersten Menschen seien. Die Grundlage dieser Sage bildet augenscheinlich der Gedanke einer ursprünglich so stricten Naturnothwendigkeit der menschlichen Sprache, daß sie — wenn alle historischen Einflüsse fern gehalten werden — in den dazu befähigten ganz in derselben Weise entstehen müsse, wie sie bei den ersten, von keiner existirenden Sprache beeinflußten, Menschen entstand. Dieselbe Anschauung tritt auch bei den Buddhisten hervor, welche die Sprache von Magadha in Indien, ihr heiliges Pâli, in welchem die buddhistischen Schriften abgefaßt sind, für die Ursprache erklären und behaupten, daß ein Kind, welches die Sprache seiner Eltern nicht höre, oder eine Person, die in einem unbewohnten Walde lebe, wo sie keine Sprache hört, jenes zuerst, diese überhaupt, Mâgadhî

---

[1]) Journal of the Royal Asiatic Society of Gr. Br. a. Jr. 1860. T. XVII, Proceedings 14 May 1859, p. IX.

[2]) erzählt von Herodot, II. 2.

sprechen würde[1]). Was aber das phrygische Wort *βεκός* betrifft, an dessen Richtigkeit und richtig angegebner Bedeutung doch wohl kaum zu zweifeln, so schließt es sich eng an das sanskritische **bhaj* (in *bhakta*, d. i *bhaj + ta* *gekocht und 'Speise' und **bhâjaya* 'kochen'), welchem nordisch *baka* angels. *bacan*, ahd. bachan (eigentlich der Lautverschiebung entsprechender mit *p* in pachanne und vielen andren bei Graff Althochdeutscher Sprachschatz III, 24), griechisch *φώγειν* entsprechen, und bildet so ein Beweismittel für die Verbindung des Phrygischen mit dem Indogermanischen Sprachstamm.

II.

Indische Sprachwissenschaft.

Die erste, wahrhaft sprachwissenschaftliche, Geistesthätigkeit, tritt uns bei einem Volke indogermanischen Stammes entgegen, dieses Stammes, welcher mit den mannigfaltigsten und tiefsten Anlagen ausgestattet, in seinen vier Hauptzweigen: dem indischen, griechischen, römischen und germanischen, alle Triebe des Geisteslebens, vor allem Kunst und Wissenschaft, in einer Weise entwickelt und entfaltet hat, welche alles überragt, was, soweit uns bekannt, die gesammte übrige Menschheit versucht hat.

In Bezug auf Sprachwissenschaft sind es die Inder, — ein Volk, welches wohl an Kunstverstand den Griechen, an ethischer Kraft den Germanen, aber keinem, weder der verwandten noch fremdstämmigen Völker an Tiefsinn und schöpferischem Geist nachsteht — welche schon im grauesten Alterthum sie nicht etwa anbahnten, sondern eine Hauptseite derselben — die wissenschaftliche Behandlung einer Einzelsprache — bis zu einer Vollendung führten, die das Staunen und die Bewunderung aller derer erregt, welche

[1]) Alwis an Introduction to Kachchâyana's Grammar of the Pâli language p. CVII. CVIII. Colombo 1863.

genauer damit bekannt ſind, die ſelbſt jetzt noch nicht allein unübertroffen, ſondern ſelbſt noch unerreicht daſteht, die in vielen Beziehungen als Muſter für ähnliche Thätigkeiten betrachtet werden darf, die durch ihre Methode und Reſultate vorzugsweiſe, ja faſt allein es möglich machte, daß die moderne Sprachwiſſenſchaft mit dem Erfolg, den man ihr allgemein zuerkennt, ihre Aufgabe aufnehmen und ihrem Ziele entgegen zu führen vermochte.

Die Einführung des Sanſkrits in die europäiſche Wiſſenſchaft und zwar, wenn auch nicht ſogleich unmittelbar, in der grammatiſchen Darſtellung, welche es den Arbeiten der großen indiſchen Grammatiker verdankt, war es weſentlich, welche die epochemachende Umwandlung herbeiführte, mit welcher eine wahre Sprachwiſſenſchaft erſt ihren eigentlichen Anfang nahm. So ſchließt ſich die allerneuſte Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft aufs allerengſte an die uns bekannte älteſte und Geiſtesthätigkeiten, welche durch einen Zwiſchenraum von mehr als zwei Jahrtauſenden von einander getrennt ſind, treten ſo nahe zuſammen, als ob ſie ſich unmittelbar zuſammenſchlöſſen.

Aus den Reſultaten der ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit der Inder, wie ſie in ihrer Darſtellung des Sanſkrits vorlag, ließ ſich mit Beſtimmtheit ihre Methode erkennen; dieſe fand um ſo raſcheren Eingang, da ſie der Geiſtesrichtung innig verwandt iſt, welche vorwaltend ſeit dem Anfang unſres Jahrhunderts auch in den übrigen Wiſſenſchaften mit ſtets ſteigender Macht ſich geltend machte.

Es iſt dieß die naturwiſſenſchaftliche, diejenige, welche einen Gegenſtand aus ſich ſelbſt, insbeſondre vermittelſt Zerlegung deſſelben in ſeine Elemente, zu erkennen ſucht. Dieſe Methode betrachtet die Sprache wie eine Naturerſcheinung, deren Weſen ſie durch Zerlegung in ihre Beſtandtheile und Erkenntniß der Funktionen derſelben zu ergründen ſtrebt. Die Sprache iſt für ſie das Gegebne, von ihr aus ſucht ſie die Art und Weiſe zu

erkennen, wie sie ihren Inhalt sich vorstellt und gestaltet; von der Sprache aus bringt sie zu dem gedanklichen, oder überhaupt geistigen, psychischen Hintergrund, auf dem sie ruht, aus dem sie sich gestaltet, abgelöst, verselbstständigt hat. Sie bewegt sich gewissermaßen von außen nach innen; vermittelst der Körperformen sucht sie den Geist zu ergründen, der diese geschaffen, gestaltet hat.

Einen reinen Gegensatz zu ihr bildet die philosophische Betrachtung der Sprache, als deren uns bekannte Schöpfer wir die Griechen zu betrachten haben.

Während jene — die naturwissenschaftliche — die Sprache an sich und durch sich und auf diesem Wege den in ihr waltenden besonderen Geist, den Sprachgeist, zu erkennen sucht, geht diese — die philosophische — vom Gedanken, vom Geist, überhaupt aus, und sucht zu ergründen, wie er sich in der Sprache einen lautlichen Körper bildet, geht also im Gegensatz zu jener, die von außen nach innen bringt, gewissermaßen von innen nach außen. Während jene ihre Aufmerksamkeit vorwaltend, ja fast einzig auf die sorgfältigste und minutiöseste Erforschung der sprachlichen Thatsachen und ihres begrifflichen Werthes richtet, sucht diese zu erklären, warum der Gedanke grade diese Verkörperung annimmt; mit einem Worte, wenn jene frägt: was ist die Sprache, frägt diese: warum ist sie so oder das, was sie ist; wenn jene die Natur der Erscheinung zu erforschen sucht, richtet diese ihre Forschung auf die Gründe derselben. Wenn diese an Tiefe ihres Bestrebens augenscheinlich jene überragt, so hat jene dafür die Sicherheit einer festen, gewissermaßen handgreiflichen Unterlage voraus; eben so die Fähigkeit sich unabhängig von der philosophischen Richtung zu entwickeln, ja ihre Aufgabe ganz zu erfüllen, während diese, sobald sie sicher gehen will, ehe sie nach den Gründen zu fragen befugt ist, den Gegenstand selbst erkannt haben muß, also der naturwissenschaftlichen Ergebnisse als Grundlage bedarf.

Erwähnen wir neben diesen beiden überlieferten Methoden

noch derjenigen, welche wesentlich der germanische Geist und zwar erst in jüngster Zeit geschaffen, die geschichtliche und vergleichende, jene unabhängig fast ganz selbstständig, diese mehr im Anschluß an die naturwissenschaftliche, so haben wir damit schon hier die vier Grundsäulen bezeichnet, auf denen die neuere Sprachwissenschaft ihr Gebäude zu errichten begonnen hat.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß mit dieser ethnographischen und chronologischen Scheidung der sprachwissenschaftlichen Methoden nur der hervorstechende Charakter der so geschiedenen sprachwissenschaftlichen Thätigkeit angedeutet werden soll. Ganz getrennt treten sie zu keiner der Zeiten hervor, welche wir zu überschauen vermögen. Selbst die jüngst geschaffene — die vergleichende — macht sich schon in einzelnen Fällen wenigstens in dialektischen Vergleichungen bei den Indern und in sprachlichen — des Griechischen und Lateinischen — in keineswegs geringem Umfang bei den Griechen und insbesondere den Römern geltend.

Außerdem ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß, wie schon nach dem allgemeinen Entwickelungsgang der Wissenschaften zu vermuthen steht, auch in Indien der naturwissenschaftlichen Richtung eine mehr philosophische vorherging oder zugesellt war, die sich aber später von ihr trennte und in die eigentlich philosophischen und speculativen Erzeugnisse des indischen Geistes aufgenommen ward. Bei der Dunkelheit, in welche bis jetzt die Geschichte der indischen Geistesentwickelung überhaupt und ihrer Wissenschaften insbesondere gehüllt ist, ist es noch nicht möglich, diese Frage zu entscheiden; auch dürfen wir uns eines näheren Eingehens in dieselbe und die bis jetzt veröffentlichten spärlichen Mittheilungen aus dem Gebiet ihrer sprachphilosophischen und speculativen Anschauungen um so mehr enthalten, als diese, wenigstens bis jetzt, auf die Entwickelung der Sprachwissenschaft nicht von Einfluß gewesen zu sein scheinen, überhaupt die großen Verdienste, welche sich die Inder um diese erworben haben, sicherlich nicht in dieser Richtung liegen.

Es ist keinem Zweifel zu unterwerfen, daß die naturwissenschaftliche Ergründung des Sanskrit, die wesentlich vollendete Erforschung seines formativen Charakters einen sehr wesentlichen Vorschub in der fast krystallklaren Durchsichtigkeit dieser Sprache fand — wie denn die großen Verdienste der griechischen Grammatiker, um die Syntax insbesondere, in keinem geringen Grade dem reichentwickelten Satzbau ihrer Sprache verdankt werden — in beiden Fällen jedoch ist es in erster Linie der tiefe wissenschaftliche Geist, der beide Völker beherrschte, die Schärfe, Tiefe und Fülle der Gedanken, welche bei beiden hervortritt, und bei den Indern speciell eine ganz besondere Richtung auf, und Anlage für die Auffassung- und Durchforschung sprachlicher Erscheinungen, durch welche sie sich in Bezug auf die begriffliche und fast noch mehr die lautliche Seite der Sprache seit den ältesten Zeiten, ja selbst heute noch, auszeichnen, denen die großartigen Ergebnisse, zu welchen sie in dieser Wissenschaft gelangt sind, vorzugsweise zuzuschreiben sind.

Angedeutet wird diese Richtung der Inder gewissermaßen schon durch die tiefe Ehrfurcht vor der Allmacht des Wortes, der Rede, des Liedes, des Gebets, welche in denjenigen dichterischen Geisteserzeugnissen lebt, die — wenigstens zu einem, wahrscheinlich beträchtlichen Theile — die ältesten, bis auf uns gekommenen, literarischen Denkmäler nicht bloß des Sanskritvolkes, der indischen Arier bilden, sondern überhaupt des ganzen indogermanischen Stammes, ja höchst wahrscheinlich der gesammten Menschheit. Es sind dieß die Lieder, welche den Haupt- und, wahrscheinlich nur mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, ältesten Theil der heiligen Schriften der Inder ausmachen und, im Rigveda insbesondere gesammelt, wohl drei Jahrtausende hindurch in Indien mit anerkennenswerther Treue bewahrt sind.

Wie die ganze indische Religion ihre Grundlage in Naturerscheinungen hat, so ging auch die Verehrung des Wortes, im Sanskrit vâtsch (Nominativ Singularis vâk, lateinisch vox), von

der gewaltigen Stimme der Natur, dem Donner aus. Als ſolcher tritt vâtsch, die Stimme *κατ' ἐξοχὴν*, in dieſen Liedern nicht ſelten hervor, unter andern in VIII. 89. 10, wo ſie 'die Königin der Götter' genannt wird, die, wenn ſie ſpricht (d. h. donnert), aus allen vier Weltgegenden Stärkung und Waſſerfluthen (den Gewitterregen) melkt'; im folgenden Vers aber iſt ſie dann 'die Göttin vâtsch, welche von den Göttern gezeugt iſt und von den Thieren in allen Geſtalten geſprochen wird', d. h. die Naturſtimme, die an ſämmtliche Geſchöpfe vertheilt iſt, welche fähig ſind, einen Laut von ſich zu geben, eine Anſicht, welche in dieſen Liedern mehrfach wiederkehrt[1]). Weiter wird ſie dann in demſelben Verſe gebeten, 'nachdem ſie ſchön geprieſen, ſich zu nahen, eine Kuh, Labe und Stärkung milchend'! Kuh wird ſie hier und auch ſonſt[2]) als milchende Donnerſtimme genannt, indem das Brüllen des Donners mit dem einer Kuh, der dieſem folgende Regen mit Milch verglichen wird. In andern Stellen erſcheint ſie ſchon als ſelbſtſtändige höchſte Göttin, völlig abgelöſt von der Naturerſcheinung, welcher ſie urſprünglich ihre Perſonification verdankte. So insbeſondere X, 125, in einem Hymnus, welcher ihr ſelbſt zugeſchrieben wird und außer dem Namen ihres Vaters Ambhrina, in welchem das Petersburger Wörterbuch mit Recht eine Erinnerung an die Donnerwolke ſieht[3]), aus welcher

---

[1]) vgl. z. B. Rigveda X. 71, 3. — 125, 8.

[2]) z. B. VIII, 90, 16.

[3]) Auch vergleicht es richtig *ὄμβριμος, ὄβριμος*, welches in *ὀβριμοπάτρη* 'die Donnerwolke zum Vater habend' als Beiſatz der Athene — der Göttin des Blitzes, dann der Weisheit (vgl. meinen Aufſatz über Tritonid Athana in 'Nachrichten von der Geſ. d. Wiſſ. in Göttingen', 1868. S. 36 ff. und beſonders abgedruckt) — erſcheint. An die eigentliche Bedeutung 'Donnerwolke' ſchließt ſich ſſkr. ambhrina als Bezeichnung der Kufen, vermittelſt deren der heilige Somatrank bereitet wird, dieſer irdiſche Reflex des himmliſchen Soma, des Regens, welcher in der Donnerwolke gebraut, alles Leben geſtaltet.

die Donnerstimme hervorbricht, kaum mehr an diese Beschränkung ihrer Bedeutung erinnert. Hier sagt sie von sich:

'Ich wandle mit den Vasu's, mit den Rudra's, mit den Aditja's und mit allen Göttern; ich trage beide: Varuna und Mitra, Indra und Agni, trage beide Aswin's [1]). Den Somatrank, den schäumenden, ich trag ihn und auch den Twaschtar, Puschan und den Bhaga [1]). Ich schenke Schätze dem der Opfer hat gebracht, dem frommen Opfrer, welcher Soma preßt. Ich bin die Kön'gin, Spenderin der Güter, die wissende, bin der ehrwürd'gen erste; vielfach vertheilt, an vielen Orten weilend, vieles durchdringend machten mich die Götter. Wer Einsicht hat, der speiset durch mich Speise; wer athmet, wenn er höret, was ich sage. Die mein nicht achten, solche gehn zu Grunde; hör! höret! ich künde dir zuverläß'ges. Ich selber wahrlich, selber sprech ich dieses, was anerkannt bei Göttern und bei Menschen. Jedweden, den ich liebe, mach' ich furchtbar, ihn zum Brahmanen, Dichter und zum Weisen. Ich spanne in dem Rudra seinen Bogen, daß mit dem Pfeil den Brahmafeind er tödte. Ich bin's die für das Volk die Schlachten kämpfet und ich durchbring den Himmel und die Erde. Auf seinem Haupt [2]) erzeuge ich den Vater [3]); im Meere ist, den Wassern [4]), mein Geburtsort. Von da verbreit ich mich durch alle Wesen; mit meinem Leib berühr ich dort den Himmel. Dem Winde gleichend wahrlich stürm' ich vorwärts, mit Macht erfassend sämmtliche Geschöpfe. Weit ob dem Himmel weit hier ob der Erde bin ich so groß an Majestät geworden'.

Diese ehrfurchtsvolle Auffassung der gewaltigen Macht des

---

[1]) Die niederen und höheren Götter des indischen Olymp.

[2]) d. i. auf der Höhe des Himmels.

[3]) Den Donner ambhrina, *ὀμβριμο*, den Vater der Stimme (der *ὀβριμοπάτρη*).

[4]) d. i. in den himmlischen, der Atmosphäre, wo der Donner erschallt.

Worts — auf welchem, als Träger des Lobgesangs und des Gebets, wie wir sogleich noch deutlicher sehen werden, nach indischer Anschauung, alles Heil beruht — erklärt es, wie in nachfolgender Zeit, vâtsch für das Ewige, Erste (ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος 'im Anfang war das Wort') genommen und mit dem höchsten Brahman identificirt ward[1]), wie vâtschás páti 'der Gebieter des Worts' schon im Veda (IX. 101. 5) mit der allnährenden Kraft, dem Soma, identificirt und als der bezeichnet wird, 'welcher über alles mit Macht gebietet', in einer, mir nur aus Pânini (VIII. 3. 53) bekannten Vedenstelle viçvakarman 'der Schöpfer von allem' genannt wird[2]).

Häufiger noch als vâtsch erscheint in den Veden die als Göttin personificirte Rede unter dem Namen Sarasvatî 'die Flußbegabte', so bezeichnet nach der Schönheit einer nicht stockenden, sondern leicht und ununterbrochen gleichsam vom Munde fließenden Rede. Auf derselben Anschauung beruht das griechische Wort ῥυ-θμός 'Fluß', dann 'Ebenmaß' der Rede. Die Sarasvatî spendet Reichthum durch die Schöpfungen des Gedankens (Rigveda I. 3. 10), sie trägt das Opfer (ebds. 11), macht hell alle Erzeugnisse des Gedankens (12), bringt den Gedanken zur Vollendung (II. 3. 8), beschenkt den Leser der Lieder, welche den Soma feiern, mit Milch, Butter, Honig und Wasser (IX. 67. 32) und wird Göttin genannt (I. 13. 9) u. s. w.

Aber nicht bloß das Wort überhaupt und die fließende Rede verehrt der vedische Dichter als Gottheiten, sondern auch die Schöpfungen derselben sind ihm heilig und er schreibt ihnen eine Macht zu, welche der göttlichen in Nichts nachsteht. Die Namen der Loblieder sushtuti 'schöner Preis' (Rigveda IV. 43. 1), manîshâ 'Gedanke' und dessen Product 'Lied, Gebet'

---

[1]) siehe Muir Sanskrit Texts III. 108.

[2]) vgl. auch Sâmaveda II. 5. 2. 5. 6, wo der Rigveda (IX. 27. 5) abweicht.

(VII. 34. 1), dhî 'Gedanke, Andacht, Gebet' (III. 18. 3; VII. 34. 9; VIII. 27. 13; IX. 176. 2) erhalten unter andern glänzenden Beisätzen auch das Attribut deva 'göttlich'. Die fast am häufigsten vorkommende Bezeichnung des Liedes mati eigentlich ebenfalls 'das Denken, Gedanke' hat die erhabensten Epitheta, z. B. svaryu 'himmelstrebend' (Rigveda X. 43. 1), aber, so viel ich bemerken konnte, nicht den Beisatz 'göttlich', was um so auffallender, da sie im griechischen Reflex ihrer organischen Form *Μοῦσα*[1]) zur Gottheit der Dichtkunst personificirt ist, jedoch auch in ihrer ursprünglicheren Bedeutung 'Lied' gebraucht wird.

Den Liedern, welche uns im Rigveda erhalten sind, wird überaus oft nachgerühmt, daß sie die Götter stärken (z. B. I. 11. 1; 52. 7), deren Kraft vermehren (VII. 33. 4); durch diese und die Opfer werden sie befähigt, ihre Thaten zum Heil der Welt zu verrichten (V. 31. 4 und sonst). Sie eilen zu den Göttern (I. 25. 16) und rufen sie herbei; stimmen sie zu Gnade, Vergebung der Sünden (I. 25. 3 und sonst). Ohne sie erreicht kein Opfer seinen Zweck (I. 18. 7). Die Sänger bewegen die

[1]) Beide Formen beruhen nämlich auf ursprünglichem man-tyâ (von man 'denken'), welches fast am treuesten im lateinischen ment für men-ti bewahrt ist; antyâ wird sskr. atî, und mit Verkürzung des Auslauts ati (vgl. yuvati für und neben yuvatî u. aa.) und griechisch *ουσα* z. B. organisch yantyâ (Feminin des Ptcp. Präs. von i 'gehen') sskr. yatî, griechisch *ἰοῦσα*. Die Erhebung des im Sanskrit appellativ gebrauchten Wortes zum Eigennamen einer Göttin hat mehrere Analogien, z. B. mahî (für organisch mahyâ) im Sanskrit eigentlich 'die große', und urvî (für varvyâ) 'die breite', welche als Substantive die appellativische Bedeutung 'Erde' haben, sind im Griechischen, in der Gestalt *Μαῖα* *'Ρεῖα* (für *Μαhια* *FaρεFια* vgl. *εὐρεῖα*) die Göttinnen der Erde geworden. Die Identität von sskr. mati und *Μοῦσα* zeigt, daß jenes Wort schon vor der Sprachtrennung aus seiner etymologischen in diese ihm scheinbar so fern liegende Bedeutung übergegangen war. Dieß ist aber sogar mit einem Worte der Fall, dessen etymologische Bedeutung noch viel allgemeiner ist; sskr. sumná, eigentlich nur 'angenehmes', bedeutet im Sanskrit und in seinem griechischen Reflex *ὕμνο* 'Loblied der Götter'. Wir können daraus schließen, daß die Abfassung von Lobliedern auf die Götter schon in der ältesten indogermanischen Zeit nichts seltenes war.

Götter den Opfern Erfolg zu verschaffen (VIII. 6. 3). Wenn das Lied ihnen gefällt, bezeugen sie es durch Spenden (I. 48. 14), machen den Dichter durch die Wirksamkeit seiner Lieder berühmt (I. 31. 8), thun was er begehrt (I. 30. 15). Durch die Lieder der Angirasiden bewogen, hat Indra vermittelst der Morgenröthe, der Sonne und ihrer Strahlen die Finsterniß zerspalten, die Fläche der Erde ausgebreitet und des Himmels Luftreich befestigt (I. 62. 5), so daß der Macht der Lieder die gesammte Schöpfung verdankt wird. Auf den Ruf der Kanviden erscheint die Morgenröthe (I. 49. 4). Wenn Uçanas' Lieder Indra's Gefallen erregen, dann entsendet er die Wolke zum Regnen, zerschmettert die Burgen des Dämons der Dürre (I. 51. 11), d. h. die Wolkenmassen, welche auf den Bergen lagern, ohne sich ihrer alles ernährenden und erhaltenden Bürde zu entledigen, so daß also das Lied auch gewissermaßen die Welt erhält. Durch ihre Lieder und Opfer bewirken die hervorragenden Sänger und Priester, daß die Götter zu ihnen eilen, ohne sich um andre zu kümmern, welche sie ebenfalls preisen[1]). So wie Indra in der Schlacht des Vasischtha Lobsang hört, schafft er dem Stamme, dessen geistlicher Führer dieser Dichter ist, weiten Raum, d. h. treibt seine Feinde in die Flucht (VII. 33. 5). Der geistliche Führer der Gegner dieses Stammes, der Dichter Viçvamitra, bewirkt durch sein Lied, daß die Fluthen der Vipâç — des heutigen Beyah — und der Çutudrî — des heutigen Sotledj — sich senken und seinen Stamm unverletzt durchziehen lassen (III. 33 durchweg, insbesondre Vs. 5. 11. 12), ähnlich wie — jedoch in materieller und gröberer Auffassung — vor Moses ausgestrecktem Stab das rothe Meer sich spaltet und die Kinder Israels durchziehen läßt. Solche und ähnliche Gewalt wird den Liedern noch an vielen andern Stellen nachgerühmt und ihnen, gleichwie dem Himmel und der Erde, dem Feuer und

[1]) Rigveda V. 75. 7. VIII. 34. 10. — 55, 12. X. 89. 16 u. sonst.

den Sturmgöttern das Beiwort viçvaminva 'alles beherrschend' ertheilt [1]).

Auch das Gebet brahman wird auf ähnliche Weise gefeiert; des Betenden Thätigkeit ist zu einer Gottheit bráhmanas páti und brihás páti personificirt, welche aufs höchste geehrt und mit den höchsten Kräften ausgestattet wird [2]). Die, welchen diese Lieder und Gebete zugeschrieben werden, sind gewissermaßen die vertrauten und geliebten Freunde der Götter. So entsendet Vasischtha Gebete, um Indra wie eine Kuh zu melken [3]), d. h. um Wohlthaten von ihm zu gewinnen; wo die Kanviden singen, da trinken die Aswin's stets den Somatrank [4]), d. h. die Opfer, bei denen die Kanviden Loblieder vortragen, werden von den Aswin's nie verschmäht.

Doch genug dieser Anführungen! Was hier gegeben ist, ist verhältnißmäßig nur sehr gering; Stellen ähnlichen Inhalts ließen sich noch in großer Fülle aus den Veden beibringen. Doch schon dieß zeigt genügend, wie tief die Macht und der Zauber des Worts von den Indern und ihren Dichtern schon in ältester Zeit gefühlt ward, wie hoch die Verehrung war, die ihm und seinen Erzeugnissen gewidmet wurde. Diese Anschauung überlebte nicht bloß die Zeit, in welcher die vedischen Hymnen gedichtet wurden, sondern wurde durch theosophische, speculative und abergläubische Richtungen immer mehr verstärkt. Das Gebet, sowohl als gestaltetes, bráhman, im Neutrum, wie als Götter bewegendes und dadurch Leben und Heil gewährendes, brahmán, im Masculinum, wurde zum höchsten Princip des ganzen Weltlebens, zum höchsten Gott erhoben; das 'Wort', vâtsch, insbesondre in

---

1) I. 61. 4.

2) vgl. die hieher gehörigen Stellen im Petersburger Wörterbuch unter bráhmanaspáti und briháspáti.

3) Rigv. VII. 18. 4.

4) ebdf. I. 47. 10.

ſeinem rhythmiſchen Fluß, sarasvatî, zu deſſen Gattin, ſogar ganz mit ihm identificirt[1]).

Ein Volk, welches eine ſo hohe Achtung und Ehrfurcht vor dem Worte und deſſen Schöpfungen zeigt, möchte ſchon allein dadurch vom Schickſal prädeſtinirt ſcheinen, auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft eine bedeutende Rolle zu ſpielen und es läßt ſich ſchwerlich verkennen, daß dieſe Gefühle auf die gewiſſenhafte, ernſte, tiefe und ehrfurchtsvolle Forſchung im Gebiete des Wortes, wie ſie uns in den grammatiſchen Werken der Inder entgegentritt, von keinem geringen Einfluß waren. Allein zwiſchen Begeiſterung für einen Gegenſtand und deſſen wiſſenſchaftlicher Behandlung liegt eine Kluft, deren Ueberbrückung nicht ſelten erſt äußerlich hinzutretenden Momenten verdankt wird.

In der That waren es wohl unzweifelhaft dieſe alten Lieder, welche die erſte Veranlaſſung zu der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung gaben, keineswegs aber, wenigſtens nicht unmittelbar, durch die in ihnen ausgeprägte Verehrung des Wortes, ſondern durch Umſtände, die an und für ſich weit entfernt ſprachwiſſenſchaftliche Erkenntniß zu begünſtigen, vielmehr des ganzen Muths, der Kraft, Ausdauer und Energie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes bedurften, um überwunden und der ſprachwiſſenſchaftlichen Entwickelung dienſtbar gemacht zu werden.

Jene zum größeren, wahrſcheinlich größten, Theil im höchſten Alterthum und, mit wenigen Ausnahmen, zu religiöſen Zwecken gedichteten Lieder ſtiegen, insbeſondre wegen ihres religiöſen Gebrauchs, zu immer höherem Anſehn und größerer Heiligkeit. Allein weder dieſes Anſehn, noch dieſe Heiligkeit konnte es verhindern, daß ſie den folgenden Geſchlechtern immer unverſtändlicher wurden. Daß dieß der Fall war, wird vollſtändig erwieſen zunächſt durch die irrigen, ſchwankenden und verſchiedenartigen

[1]) vgl. Ballantyne, Christianity contrastad with Hindu philosophy, London 1859. p. 193.

Auffassungen in Bezug auf Form und Bedeutung vedischer Wörter, welche uns selbst noch in der Zeit begegnen, wo die indischen Grammatiker für das Verständniß der heiligen Schriften schon so viel gethan hatten[1]). Ferner aber auch durch die ganze Art und Weise, wie von den ältesten uns bekannten Zeiten an das Verständniß dieser Lieder versucht wird, wieder erweckt zu werden; denn die etymologische Erklärung spielt darin eine so entscheidende Rolle, daß man deutlich sieht: sie dient nicht als Hülfsmittel zur Bekräftigung einer etwaigen Ueberlieferung, sondern ist vielmehr wesentlich das einzige Mittel zum Verständniß, welches in der Ueberlieferung höchstens eine verhältnißmäßig sehr dürftige Unterstützung fand[2]). Endlich entscheidet dafür der Ausspruch eines der ältesten und auf jeden Fall höchst bedeutenden — denn sonst würde ihn Yâska sicherlich nicht angeführt haben — indischen Gelehrten Kautsa, welcher uns an der Schwelle der indischen Grammatik begegnet, in dem zweitältesten der bis jetzt publicirten sprachwissenschaftlichen Werke der Inder, dem Nirukta — einer Art Commentar zu Vedenstellen — des eben erwähnten Yâska. Wir wissen bei der Dunkelheit, in welche die Geschichte des indischen Geisteslebens gehüllt ist, zwar weder seine Zeit noch die des Werkes, in welchem er angeführt wird, genau zu bestimmen, allein das Verhältniß des Pânini zu Patandschali, seinem Haupterklärer, welcher höchst wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung lebte[3]) und dem jener wohl

[1]) Einige Beispiele dieser Art aus dem Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya, einer Art Vedengrammatik, habe ich in den Göttinger Gelehrten-Anzeigen 1858 S. 1606—8 angeführt; viele andre bieten die ältesten und neuesten indischen Erklärungen, die des Yâska und Sâyana in Bezug auf jede nur irgend schwierigere Stelle. Oft sind hier geradezu entgegengesetzte Auffassungen zur Auswahl hingestellt.

[2]) vgl. Gött. Gel.-Anz. 1858, S. 1608 ff.

[3]) Th. Goldstücker: Pânini: his place in Sanskrit literature. London 1861, S. 234.

sicherlich um einige Jahrhunderte vorhergegangen sein muß[1]), die nicht unbeträchtliche Anzahl bedeutender Grammatiker, welche zwischen Pânini und Yâska erwähnt werden und manche innere Verhältnisse der grammatischen Entwickelung verstatten kaum, Yâska tiefer als das fünfte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung hinabzurücken, sprechen vielleicht sogar dafür, ihm eher ein noch höheres Alter anzuweisen. Kautsa nun, in welchem wir einen Zeitgenossen oder noch wahrscheinlicher einen Vorgänger des Yâska zu erkennen haben, nennt die Lieder geradezu 'sinnlos' (anarthaka) und führt als Beleg dieser Behauptung unter andern an, daß sie Wörter enthalten, deren Bedeutung dunkel sei (avispashtârtha)[2]). Mag man der Bezeichnung 'sinnlos' auch noch so viel Uebertreibung zuschreiben, sie konnte nicht gebraucht werden, wenn das Verständniß der Vedenlieder durch irgend eine verläßige Tradition in jener alten Zeit gesichert war.

Es drängt sich hier unabweislich die Frage entgegen, wie es gekommen sei, daß das Verständniß dieser Lieder, trotz ihres hohen Ansehens, so sehr leiden konnte, daß es wesentlich nur vermittelst grammatischer und etymologischer Hülfe wieder zu gewinnen war. Dieser Vorgang reicht aber in ein so hohes Alterthum hinauf, daß es — zumal bei der Dunkelheit der indischen Geschichte — schwerlich je möglich sein wird, eine vollständig

---

[1]) Man setzt Pânini gewöhnlich etwa um 330 vor unsrer Zeitrechnung (vgl. Lassen Indische Alterthumskunde, 2. Aufl. I. 864). Da er unzweifelhaft aus der Nähe des Indus stammt (s. Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen Thsang von Stan. Julien I. 125), also aus der Gegend, wo seit dem Zuge Alexander des Großen die Griechen hinlänglich bekannt waren, so hat die Erwähnung griechischer Schrift in seiner Grammatik (IV. 1. 49) nichts Auffallendes. Ist diese etwa 320 abgeschlossen, so hatte Pânini schon sechs Jahr Gelegenheit, griechische Schrift in nächster Nähe und ohne Unterbrechung kennen zu lernen, da bekanntlich Alexander in Indien selbst und ihm zunächst Satrapien einrichtete.

[2]) Yâska Nirukta I. 15, vgl. Muir Sanskrit Texts, II. 181 ff.

überzeugende Antwort darauf zu geben. Wenn ich mir dennoch im Folgenden einige Worte darüber erlaube, so bitte ich im Voraus, ihnen keinen größeren Werth einzuräumen, als den einer vielleicht nicht ganz unwahrscheinlichen Hypothese.

Darüber herrscht kein Zweifel, daß die Zeit, in welcher die wirklich alten vedischen Lieder — denn daß einige auch einer späteren Periode angehören, ist wenigstens sehr wahrscheinlich — gedichtet sind und die, in welcher sie angesangen wurden grammatisch und etymologisch erklärt zu werden, weit von einander entfernt sind. Unter gewöhnlichen Umständen würde der Zwischenraum — den wir zwar nicht nach Jahren zu bestimmen vermögen, aber aus mancherlei Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, über mehrere Jahrhunderte ausdehnen müssen — hinlänglich genügen um den Verlust eines sichren Verständnisses dieser Lieder zu erklären. Allein die Umstände sind hier ungewöhnliche. Das Ansehen der Lieder zunächst macht es wahrscheinlich, daß sie in keiner Zeit vernachlässigt wurden, daß, wie man ihren Text bewahrte, man, so weit es möglich war, auch sich Mühe gegeben haben wird, ihr Verständniß zu bewahren. Ferner die Sprache, in welcher sie gedichtet sind, ist von der, welche später zur etymologischen und grammatischen Erklärung derselben das Haupthülfsmittel abgab, dem Sanskrit κατ' ἐξοχήν, keineswegs bedeutend verschieden. In dem eigentlichen Sanskrit, dessen älteste Probe für uns bis jetzt Yâska's Nirukta bildet, sind zwar eine Menge grammatischer Formationen, welche in den Vedenliedern erscheinen, so wie auch viele Wörter derselben ungebräuchlich, allein im Ganzen ist es wesentlich mit der Vedensprache gleich: die Lautgesetze, der phonetische Charakter sind, fast ausnahmslos, in beiden dieselben, die grammatischen Formationen, die es gebraucht, erscheinen sämmtlich auch in der Vedensprache; nur der Wortschatz deutet auf eine weitere Entwickelung, beruht aber zum überwiegenden Theil auf denselben Elementen und ist nach denselben Gesetzen gebildet. Nehmen wir die Sprache hinzu,

welche in den, zum großen Theil, vielleicht durchweg, älteren Brâhmana's (den proſaiſchen Theilen der Veden) erſcheint, in Formen und Wörtern der der Vedenlieder um vieles näher ſteht und die Vermittelung zwiſchen dieſer und dem eigentlichen Sanſkrit bildet, ſo tritt uns, auf den erſten Anblick eine ſo weſentlich gleiche, einzig durch innre Umgeſtaltung und zwar verhältnißmäßig ſehr wenig variirte Sprache entgegen, daß man ſich gar nicht vorſtellen kann, daß, wenn dieſe Entwickelung eine volksthümliche geweſen wäre, das Verſtändniß der alten Lieder ſo hätte leiden können, wie es wirklich gelitten haben muß. Man hat ſich nämlich das Verhältniß dieſer drei Entwickelungen nicht etwa ſo vorzuſtellen, wie das des Althochdeutſchen, Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen, ſondern faſt nur wie die Umwandlungen, welche etwa ſeit Luther's Bibelüberſetzung im Neuhochdeutſchen ſtattgefunden haben[1]). Das ſpätere Sanſkrit iſt im Verhältniß zum vediſchen in grammatiſcher Beziehung durchweg verarmt, in lexikaliſcher dagegen theils verarmt theils bereichert; eine epochebildende Umgeſtaltung, wie ſie in der Geſchichte der Sprachen durch den Eintritt und die Entwickelung neuer phonetiſcher oder formativer Principien oder beider zugleich herbeigeführt wird, iſt auch nicht im Entfernteſten zu erkennen.

Ich glaube deßhalb, daß dieſer Zuſammenhang zwiſchen der Sprache der Vedenlieder, der der Brâhmana's, oder überhaupt der ſpäteren Vedenliteratur, und dem eigentlichen Sanſkrit, kein gewiſſermaßen naturwüchſiger, kein auf einer volksthümlichen Entwickelung beruhender iſt, ſondern ein mehr künſtlicher. Haben doch die Griechen lange nach dem Untergang des Altgriechiſchen bis auf den heutigen Tag eine Culturſprache in ihrer Literatur

---

[1]) Sehr richtig bemerkte ſchon Kumârila, ein berühmter Lehrer der Mîmâmsâ-Philoſophie (um 680 unſrer Zeitrechnung), daß 'die Sprache der Veden, trotz einiger Abweichungen, weſentlich mit dem gewöhnlichen Sanſkrit gleich ſei' (Colebrooke, Essays I. 316).

angewendet, die sich fast ebenso zu dem Altgriechischen verhält, wie das Sanskrit zu der Sprache der Vedenlieder; hat doch das ganze Mittelalter im weitesten Umfang und in beschränkterem selbst noch eine spätere Zeit das Latein als Culturſprache benutzt; haben doch die Juden in letzter Instanz im Anschluß an das älteste Hebräisch eine Art hebräische Schriftsprache entwickelt, welche trotz der Zerstreuung unter alle Völker selbst bis in ziemlich neue Zeiten von ihnen gebraucht ward, in Rußland und den einst polnischen Provinzen sogar noch heute. Warum sollten nicht auch die Weisen und Gelehrten unter den Indern, nach Untergang der vedischen Sprache als Volkssprache, in Folge des fortdauernden Ansehens der geistigen Erzeugnisse derselben, deren Umfang einst sicher beträchtlicher war, als das was uns erhalten ist, in ihren Speculationen über sie und über das was durch sie und andre geistige Entwickelungen angeregt war, sich einer Sprache bedient haben, die sich an diese heilig gehaltene anschloß, dadurch selbst als heilige, als Göttersprache (daivî vâk) angesehen[1], nach und nach das Vehikel der ganzen höheren Cultur ward und mit Verbreitung von dieser sich ebenfalls immer weiter verbreitete?

Ist diese Annahme wahrscheinlich — und dafür giebt es in der That noch mehrere Gründe, deren Ausführung jedoch nicht hieher passen würde — so erklärt sich dadurch zunächst die Erscheinung, daß die Vedensprache wesentlich auf etymologischem Wege aus dem Sanskrit erklärt werden mußte.

Allein die Schwierigkeiten, welche in den Wörtern der Vedensprache liegen, sind weit entfernt die einzigen zu sein, welche der Erklärung der Lieder hemmend entgegentreten. Es liegen deren noch mehr in den Wendungen, die oft sehr abgerissen sind, und

[1]) Bei Lassen Institutiones linguae Pracriticae, p 33; James d'Alwis, An Introduction to Kachchàyana's grammar of the Pàli language, Colombo 1863, p. LXXVII ff. — Daraus erklärt sich auch Nirukta XIII. 9, wonach die Brahmanen beide Sprachen sprechen: 'die göttliche (yâ cha devânâm) und die menschliche (yâ cha manushyânâm)'.

viel mehr ſogar in den Anſchauungen, welche den Liedern nicht ſelten zu Grunde liegen und von den Dichtern bei ihren Zeitgenoſſen als bekannt vorausgeſetzt wurden. Von dieſen wiſſen die Erklärer der Veden — wie man mit Entſchiedenheit nachweiſen kann — durch Ueberlieferung abſolut nichts; was ſie derartiges geben, iſt — faſt durchweg nachweislich — aus dem Zuſammenhang oder der Vergleichung von andern Stellen errathen, oft mit kühner Phantaſie zu einem luftigen Hirngeſpinſt erweitert, nicht ſelten durch Anſchauungen, die der eignen Zeit und Entwickelung entlehnt ſind und den vediſchen ganz fern ſtehen, ergänzt und entſtellt, oder auch grade zu aus ſolchen entlehnt. Lieſt man die Erklärungen der Vedenlieder, wie ſie in der ſpäteren vediſchen Literatur und den Commentaren uns überliefert ſind, unbefangen durch, ſo erhält man faſt den Eindruck, als ob ſie ſich mit einem Buch beſchäftigten, welches lange vor ihrer Zeit abgefaßt, lange verſchollen, plötzlich wieder gefunden ward und faſt einzig mit Hülfe der Mittel, welche in ihm ſelbſt und im Sanſkrit liegen, zum Verſtändniß gebracht werden ſoll. Die Zahl deſſen, was ſich als traditionell anſehen ließe, z. B. die Ueberſetzung obſoleter Wörter, wie ſie in einer alten Sammlung von Vedengloßen gegeben wird, iſt außerordentlich gering und ſelbſt da begnügt ſich die Erklärung nicht mit der Tradition, ſondern ſucht ſie grammatiſch und exegetiſch zu begründen und iſt nicht ſelten ſelbſt hier völlig eben ſo ſchwankend und zweifelnd, wie bei Wörtern, die ſie bloß auf grammatiſchem Wege erklärt.

Durch dieſe Betrachtungen werden wir auf die Vermuthung geführt, daß zwiſchen der Zeit, in welcher die vediſchen Lieder im Volke lebten und der grammatiſch-exegetiſchen Wiedererweckung ihres Verſtändniſſes kein ungeſtörter continuirlicher Zuſammenhang herrſchte, ſondern ein Bruch eingetreten ſei, in welchem das traditionelle Verſtändniß derſelben im Weſentlichen zu Grunde ging. Auch darüber wage ich noch einige Worte hinzuzufügen, natürlich mit dem ſchon oben gemachten Vorbehalt.

Daß die Sprache, in welcher die wirklich alten Vedenlieder gedichtet sind, einst die Volkssprache eines oder mehrerer arisch-indischer Stämme war, ist als sicher anzunehmen. Mir ist nun aus manchen Gründen wahrscheinlich, daß unter diesen der Stamm der Bharata's, welcher in den Veden eine nicht unbedeutende Rolle spielt[1]), der bedeutendste war oder wurde, ja daß es eine Zeit gab, wo die vorherrschende Sprache, die Sprache der vedischen Lieder, nach ihnen Bhâratî genannt ward (nach demselben Gesetz, wie auch in späterer Zeit Sprachnamen gebildet wurden, z. B. die der Magadha's Mâgadhî heißt), ein Name, der sich als Bezeichnung der Göttin der Sprache (Personification der Volkssprache) mehrfach, auch neben der Sarasvatî, in den Veden findet und in der Folgezeit mit vâtsch 'Rede' und sarasvatî 'Göttin der Rede' identificirt ward[2]). Mit der Verbreitung der Herrschaft oder Hegemonie dieses Stammes, an welche die Bezeichnung Indiens als Bhâratavarsha oder Bhârata, als 'Land der Bharatiden', die Erinnerung bewahrt hat, dehnte sich diese Sprache, — abgesehen von den Bharata's selbst, jedoch nur als Religions- und Culturſprache — so weit aus, als jene reichte. Neben ihr bestanden noch andre Stamm- oder Volkssprachen, welche zwar — abgesehen von den nicht-arischen — auf demselben Grunde wie die Vedensprache — die Bhâratî — beruhten, aber doch einen in vielen Beziehungen abweichenden Entwickelungsgang eingeschlagen hatten. Dürfen wir die Sagen vom großen Kampf und Untergang der Bharata's auf diese ihre einstige Herrschaft oder Hegemonie beziehen, was trotz der Umwandlungen derselben durch spätere Einflüsse wohl unbedenklich ist, so endete diese nicht ohne große kriegerische Bewegungen, welche natürlich auch auf alle übrigen Verhältnisse von bedeutendem Einfluß sein mußten.

[1]) vgl. einiges hieher gehörige bei Roth, zur Literatur und Geschichte des Weda, S. 87 ff. insbesondere 112.

[2]) vgl. die Stellen im Petersburger Wörterbuch unter bhârata.

Der Untergang des Bharata-Reiches führte zunächſt auch das Ausſterben ihrer Sprache mit ſich; die Stämme, welche ſie als Mutterſprache ererbt hatten, hatten, wie das in den alten Reichen zu geſchehen pflegte, ihre Macht im Verhältniß zu ihrer geringen Volksmenge zu weit ausgedehnt; ſie ſtanden zu vereinzelt unter der Menge, welche als Mutterſprache verwandte und ſelbſt unverwandte Sprachen beſaß; ſo wie ihre politiſche Macht vernichtet war, mußten ſie ſich den in ihrer Umgebung herrſchenden Volksſprachen fügen. Auch der damalige Culturzuſtand überhaupt ſcheint durch den Sturz der Bharata-Macht, der heroiſchen Zeit des indiſchen Alterthums, bedeutend geſtört, in ſeiner Entwickelung unterbrochen, durch neu auftauchende Elemente verändert worden zu ſein [1]). In dieſer und der ſich daran ſchließenden Zeit hörten die alten Lieder auf dem Volke in ſeiner Geſammtheit verſtändlich zu ſein und die Sprache derſelben mußte ihm immer fremder werden. Die Prieſter- und Sänger-Geſchlechter, welche ſie im Gedächtniß bewahrten, waren der Verbreitung der Bharata's gefolgt und befanden ſich nun größtentheils ebenfalls vereinzelt unter den Maßen, die eine andre Sprache ſprachen. Hielten ſie auch in der erſten Zeit das Verſtändniß ihrer heiligen Lieder aufrecht, ja in ihren Familien, ſo weit als dieſes möglich war, ſelbſt die alte Sprache, in der ſie gedichtet waren, ſo mußten ſie doch auch die Sprache des Stammes, unter welchem ſie lebten, ſich aneignen und in vielen Familien wird dieſe nach und nach die herrſchende geworden ſein. Schon ein ſolches Verhältniß mußte dahin wirken, daß die Lieder in vielen Familien trotzdem, daß ſie ihrer Heiligkeit und ihres religiöſen Gebrauchs wegen wörtlich auswendig gelernt und von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wurden, zum größten Theil, oder ſogar ganz, unverſtändlich wurden. Dieſe Unverſtändlichkeit, ganz abgeſehen von den viel-

[1]) vgl. auch Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature, 1859, S. 432.

sachen Umständen, welche im Allgemeinen dahin wirken, literarische Erzeugnisse, zumal wenn sie nur im Gedächtniß bewahrt werden, nach und nach umzuwandeln, mußte zugleich eine bedeutende Masse von Veränderungen, ja Corruptionen in die Lieder bringen[1]) und dadurch dem Verständniß noch weitere und schwerere Hindernisse bereiten.

Zu diesen Gründen mehr allgemeinen Charakters kommen aber noch zwei besondere, welche zur Verdunkelung des Sinnes dieser Lieder nicht wenig beitragen mußten. Es sind dieß aber zugleich dieselben, welche den Hauptanstoß zur Entwickelung der indischen Sprachwissenschaft gegeben zu haben scheinen. Ueberhaupt dürfen wir es nicht unbemerkt lassen, daß, so sehr die Verdunkelung des Verständnisses dieser Lieder von vielen Gesichtspunkten aus zu bedauern ist, so viel wir auch dadurch, vielleicht unwiederbringlich verloren haben mögen, die bewunderungswerthen Thaten der Inder auf dem Gebiete der Grammatik doch wesentlich ihr verdankt werden; an der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche sich der Wiedererweckung des Verständnisses dieser Lieder entgegenstemmten, erstarkten sie zu der Kraft, welche sich in der Gestaltung der Sanskrit-Grammatik bis zu einem so hohen Grade entwickelte und sie zur grammatischen Bearbeitung verwandter und selbst unverwandter Sprachen befähigte.

[1]) Obgleich die indischen Diaskeuasten keine Varianten für die Liedersammlungen in ihrer Besonderheit kennen — sie würde den Glauben an die wunderbare Entstehung des Veda (vgl. Muir Sanskrit Texts IV, 14) und dessen Ewigkeit (ebds. 11) unmöglich gemacht haben — so sieht man doch aus vielen Umständen, insbesondre aus der so sehr verschiedenen Form, in welcher dieselben Verse im Rigveda und Sâmaveda erscheinen, daß auch diese Lieder trotz ihrer Heiligkeit, dem Schicksal der profanen Literatur nicht entgingen, ja vielleicht grade wegen derselben — natürlich aber auch in Folge ihrer langen bloß mündlichen Tradition — noch bei weitem mehr als diese von ihrer ursprünglichen Gestalt eingebüßt haben. Sie mochte z. B. die Sammler und Diaskeuasten abgehalten haben, eine genaue Kritik zu üben, zu der die Umstände ihrer Zeit und ihre philologische Anlage sie wohl befähigt haben würden.

Der erſte der angedeuteten Gründe hatte ſich durch die Art gebildet, wie die überlieferten Lieder theils gedichtet waren, theils vorgetragen wurden.

Wie durch die Herrſchaft des Rhythmus, oder Verſes überhaupt, bei allen Völkern auslautende Vokale und auch, wenn gleich ſeltener, Conſonanten eines Wortes, durch Einfluß folgender Anlaute verändert werden, ſo waren auch ſchon von den Dichtern der Vedenlieder mancherlei Veränderungen, insbeſondere Zuſammenziehungen zuſammentreffender Vokale — z. B. faſt ausnahmslos eines auslautenden a mit nachfolgendem anlautenden a, i und u — angewendet, ferner unter dem Einfluß des Metrums nicht ſelten ungrammatiſche Dehnungen und Verkürzungen. Im Vortrage dieſer Lieder, wie er ſich ſicherlich ſchon ſeit ſehr alter Zeit feſtgeſetzt hatte und im Weſentlichen in den uns überlieferten Texten wiederſpiegelt, ging man aber darin viel weiter; man verſchlang die Wörter eines Halbverſes — zweier Versglieder — vielfach gegen die Intention der urſprünglichen Verfaſſer, wie man aus dem Metrum mit Entſchiedenheit erkennen kann — durch phonetiſche Umwandlung der Aus- und Anlaute der Wörter ſo innig mit einander, daß ſie faſt ein Wort bildeten. Das Erkennen und Verſtehen der einzelnen Wörter und ſomit der ganzen Verſe mußte dadurch allen denen, welche als ihre Mutterſprache Volksſprachen hatten — und dazu gehörte, wie ſchon bemerkt, im Fortgange der Zeiten gewiß auch eine Menge der Prieſterfamilien, in denen die Lieder ſich fortpflanzten — da dieſe Volksſprachen, und zwar ſelbſt diejenigen, welche der Vedenſprache innig verwandt waren, dieſe euphoniſchen Verſchlingungen nicht kannten, mehr oder weniger ja faſt ganz unmöglich werden. Man denke ſich z. B. Vergil. Aen. I. 25 hätte ſich in die Zeit der romaniſchen Sprachen in der Geſtalt necdetiam causirarum (ſtatt necdum etiam causae irarum) fortgepflanzt, oder 98 in tuaquanimanc (ſtatt tuaque animam hanc) und andre in ähnlicher Weiſe, welche Schwierigkeiten

würden sich einer grammatischen Erkenntniß der einzelnen Wörter entgegengestellt haben? Und doch betreffen hier die Veränderungen nur einzelne Fälle, während der Vortrag der Veden nicht selten auch nicht ein einziges Wort im Zusammenhang in der Gestalt ließ, die es hat, wenn es einzeln gebraucht wird.

Der zweite Grund liegt in einer eigenthümlichen Richtung, welche die abergläubische Verehrung dieser Lieder nahm. Schon seit sehr alter Zeit scheint man es als eine Art von Schändung derselben betrachtet zu haben, einzelne Wörter aus ihrem Context hervorzuheben. Während z. B. der schon erwähnte tiefsinnige Commentator des Pânini, Patandschali, Nomina der weltlichen Sprache in ihrem Nominativ aufführt, z. B. açvah 'Pferd', führt er aus den Veden nur mehrere Wörter zugleich an und zwar in der Ordnung und Gestalt, in welcher sie an einer bestimmten Stelle der Veden vorkommen, z. B. agnim île purohitam, welches den Anfang des Rigveda bildet; dazu bemerkt der Scholiast: 'Er (nämlich Patandschali) führt nur einzelne Wörter an, wie Ochs, Pferd, da die Worte des gewöhnlichen Lebens nicht, wie die des Veda, an eine bestimmte Reihenfolge gebunden sind. In dem Veda sind die Worte an eine bestimmte Reihenfolge gebunden und deßhalb führt er hier ganze Sätze an'[1]). Dieselbe Anschauung kennt auch schon der Vorgänger des Yâska, der oben erwähnte Kautsa; unter den Gründen für die Sinnlosigkeit der Vedenlieder zählt er gleich zuerst den auf, daß die Lieder 'Sätze sind, in denen die Wörter und ihre Reihenfolge fest bestimmt sind', d. h. die Wörter und ihre Reihenfolge nicht verändert werden dürfen. Durfte man kein einzelnes Wort aus dem Zusammenhang hervorheben und so ausgesondert durch Analyse oder Uebersetzung in die dem Unkundigen geläufige Volkssprache erläutern, durfte man an die Stelle der bestimmten oft sehr kühnen Wortfolge

[1]) Max Müller in der 'Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft', VII 164—166.

nicht die ſyntaktiſche Verbindung ſetzen, ſo war in der That kein Sinn in die Veden zu bringen. Nun finden wir zwar dieſe Beſchränkung in den älteſten Werken nicht; wir werden gleich ſehen, daß das allerälteſte der auf uns gekommenen grammatiſchen Werke einzelne Vedenwörter zuſammenſtellt und in Yâska's Nirukta, dem zweitälteſten, werden zwar die zu erklärenden Wörter im Zuſammenhang aufgeführt, aber doch einzeln erklärt und die Reihenfolge derſelben nicht ſelten in die ſyntaktiſche umgeſetzt; in größerem Umfang geſchieht dieß in dem über tauſend Jahr jüngeren Commentare des Sâyana. Allein was die alten betrifft, ſo gab es, wie ſchon der ungläubige Kautsa zeigt und viele andre Momente ſchließen laſſen, in Indien eine Zeit, wo nicht alle mit gleicher Ehrfurcht die heiligen Schriften betrachteten. Freiſinnigere wenn auch im übrigen gläubige Männer mögen Aushülfen oder Ausreden gefunden haben, die ihnen verſtatteten, ſich im Einzelnen über die ſtrengen Conſequenzen jener Auffaſſung hinwegzuſetzen und ſpätere, durch ihre Autorität geſchützt, folgten dieſem Vorgang; im großen Ganzen ſcheint ſie aber doch zu allen Zeiten herrſchend geweſen zu ſein. Denn nur daraus möchte es ſich erklären laſſen, daß die großen indiſchen Grammatiker, während ſie alle literariſch verwandten Volksſprachen beſonders behandelten, keine beſondre Vedengrammatik abgefaßt haben; denn das vediſche, was Pâṇini giebt, iſt äußerſt ſpärlich und möchte ſich vielleicht nur auf diejenigen Stücke der vediſchen Lieder beziehen, welche in der Literatur vorkamen, die vorzugsweiſe das Material für ſeine Grammatik lieferte, und ſchon von dem Vorgänger des Yâska, dem Grammatiker Çâkaṭâyana, wird ausdrücklich überliefert, daß er die vediſchen Eigenheiten aus ſeiner Grammatik ausgeſchloſſen hatte[1]). Zum Erſatz für dieſen Mangel

[1]) ſ. Max Müller in 'Zeitſchrift d. d. m. G.', VII. 168. Uebrigens iſt nicht zu übergehen, daß vieles Vediſche in den alten Bemerkungen zum Pâṇini, den ſogenannten vârttika's ergänzt wird. Dieſe werden größtentheils

scheint man mit desto größerer Sorgfalt die Grammatik des Sanskrit ausgebildet zu haben, in der, dem oben bemerkten gemäß, im Ganzen richtigen Ueberzeugung, daß wer gut Sanskrit verstehe, in Bezug auf den Wortschatz und die grammatischen Formationen in den vedischen Liedern keine zu große Schwierigkeit finden werde. Die kleinen Schriften, welche aus dem Alterthum auf uns gekommen sind und häufig als eine Art Vedengrammatiken bezeichnet werden, die Prâtiçâkhya's, sind eigentlich nur Anweisungen zum richtigen Vortrag der Veden, streifen aber bei der Gründlichkeit der Inder bisweilen in die eigentliche Grammatik hinüber.

Ueber die Art wie das eigentliche, oder, wenn man auch die Vedensprache dazu rechnet, das spätere Sanskrit entstanden sei, habe ich schon meine Ansicht angedeutet. Danach haben angesehene Mitglieder der Priester- und Sängerfamilien, welche wir uns als Bewahrer der alten Erzeugnisse der Vedensprache nach dem Untergange derselben als Volkssprache vorzustellen haben, sich bei ihren auf diese bezüglichen Lehren und Erörterungen, wohl auch in ihrem Leben überhaupt, zunächst derselben Sprache, so weit es möglich war, bedient; ähnlich wie in noch viel späterer Zeit — etwa um das 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung[1]) — Kumârila vorschreibt, daß die Brahmanen sich des Sanskrits, nicht, wie die Buddhisten und Ketzer, der Volkssprachen bedienen sollen[2]). Indem diese Studien und der Antheil daran immer zunahm, behauptete und verbreitete sie sich als Religions- und Cultur-, oder überhaupt als heilige Sprache immer weiter, wurde von denen, welche sich an jenen Studien betheiligen wollten, neben ihrer volksthümlichen Muttersprache

dem Kâtyâyana zugeschrieben. War dieser, was nicht unwahrscheinlich, ein Buddhist, so erklärt es sich, wenn er derartigen abergläubischen Vorurtheilen fremd war.

[1]) Um 680 nach Lassen, Indische Alterthumskunde IV. 662. 834.

[2]) siehe Colebrooke Essays I. 315.

erlernt, konnte aber nicht umhin, im Fortgang der Zeit, diejenigen Veränderungen zu erleiden, welchen eine ausgestorbene Volkssprache, wenn sie sich als Cultursprache behaupten will, nicht entgehen kann.

Da dieses eben nur eine Ansicht ist, so will ich nicht unbemerkt lassen, daß vielleicht auch nach Untergang des Bharata-Reiches die Vedensprache sich in einem kleinen Theile desselben als Volkssprache[1]), oder in hervorragenden Brahmanenfamilien als Familiensprache erhalten hatte und von da aus mit dem lebendigeren Erwachen und der Verbreitung religiöser und wissenschaftlicher Studien ihre Ausdehnung als Sanskrit und Cultursprache gewann.

Festhalten müssen wird man aber daran, daß sie auf jeden Fall — denn nur so wird die Geschichte der arisch-indischen Sprachen, und die Entwickelung der Sanskrit-Grammatik einigermaßen begreiflich — nach Eintritt des Bruchs in der indischen Entwickelung zunächst nur auf einen kleinen Kreis beschränkt war, während die überwiegende Masse derer, welche sich mit diesen Studien beschäftigen wollten — sich speciell nicht damit begnügten, die alten Lieder, welche vielleicht unverstanden in ihren Familien bewahrt waren, herzuplappern, sondern sich bestrebten sie auch zu verstehen — die als Hauptmittel zu ihrem Verständniß dienende Sprache nicht als Muttersprache besaß, sondern erst erlernen mußte.

Diejenigen, bei denen sich die Kenntniß der alten Sprache fand — mögen sie sie nun ererbt, oder ebenfalls bei älteren Lehrern erlernt haben — hielten sich ohne Zweifel und galten auch für Kenner der heiligen Lieder.

Demgemäß waren sie natürlich die Lehrer, an welche man sich wenden mußte, um Sanskrit und vermittelst desselben die

[1]) Dafür kann man vielleicht die Angabe bei Weber 'Akademische Vorlesungen über Indische Literaturgeschichte' S. 65 benutzen.

heiligen Lieder verstehen zu lernen. Wie sie aber — wenigstens in älteren Zeiten — das Sanskrit zum Verständniß der Lieder benutzten, zeigen eine Menge Stellen der Brahmanas, in denen sie, weit entfernt die Lieder ihrer Natur gemäß zu erfassen, ganz ungehöriges hineintragen, und nicht zufrieden das dunkle noch mehr zu verdunkeln, selbst das einfachste verwirren, so daß diesen Versuchen gegenüber Kautsa's Ausspruch eine noch größere Berechtigung erhält. Erst mit der Nothwendigkeit, dem Unterricht im Verständniß der alten Literatur einen Unterricht im Sanskrit vorauszuschicken, oder ihn damit zu verbinden, scheint eine Einsicht in das grammatische und lexikalische Verständniß der Lieder angebahnt zu sein, so daß also die, welche auch des Sanskrits unkundig waren, die Hauptveranlassung für ein sichreres Verständniß der Veden wurden.

Diese Auffassung erhält eine nicht geringe Bestätigung zunächst dadurch, daß einer der ältesten und angesehensten Lehrer bei Yâska und in allen vedischen Schriften in einer Namensform genannt wird, welche entschieden volkssprachlich ist, nämlich Çâkapûni, und erst in den Purânas die sanskritische Form Çâkapûrni erscheint[1]; eine noch größere aber dadurch, daß das älteste der auf uns gekommenen sprachwissenschaftlichen Werke einen Titel führt, welcher nicht aus dem Sanskrit, sondern ebenfalls aus einer der Volkssprachen stammt. Auffallend ist dabei, daß weder Yâska, welcher in seinem Werke jenes erläutert, noch Aupamanyava, des letzteren Vorgänger und Hauptautorität in etymologischen Fragen, die richtige Erklärung des Titels angeben[2]). Kannten sie sie wirklich nicht, so würde dies für ein sehr hohes Alter des Werkchens sprechen, das vielleicht auch daraus erschlossen

[1]) vgl. Roth, Yâska S. 222; Weber Berliner Handschriften Nr. 127; 366, Sâyana Commentar zum Rigveda vielfach, Prâtiçâkhya's u. s. w. — Dagegen mit r, Wilson Vishnu Purâna, 277 und Anmerk. 9.

[2]) Yâska Nirukta I, 1.

werden kann, daß es von Yâska[1]) an der Spitze der ältesten zum Verständniß der Veden dienenden Literatur aufgeführt wird. Nicht unmöglich wäre übrigens, daß sie, wie sicherlich die späteren indischen Sprachlehrer, von dem Gedanken beherrscht waren, daß kein in einem Sanskritwerk eingebürgertes oder in das heilige Sanskrit aufgenommenes Wort aus einer Volkssprache stammen oder entlehnt sein könne, sondern vielmehr, wie ja auch mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen richtig ist, die Wörter der mit dem Sanskrit verwandten Volkssprachen aus jenem stammen, und sich deßwegen für berechtigt hielten, auch dieses Wort, selbst wenn es ihnen als eigentlich volkssprachliches bekannt war, ohne die Entstehung seiner volkssprachlichen Gestalt zu berücksichtigen, unmittelbar aus dem Sanskrit zu erklären.

Der Titel lautet in der Form, welche Roth aufgenommen hat Nighantavas, d. i. Nominativ des Plurals von einem Thema nighantu[2]); dieses ist eine volkssprachliche, oder vielleicht gradezu unregelmäßige Pâli-Umwandlung[3]) des sanskritischen nirgrantha,

[1]) Yâska Nirukta I, 20.

[2]) Im Lalitavistara, XII. p. 179 in der volleren Form nirghantu, woran sich die im Sanskrit ebenfalls erscheinende Form nirghanta schließt, in welcher der ursprüngliche Auslaut des Themas a bewahrt, nicht wie sonst im Pali so oft, in u verwandelt ist.

[3]) Ich wage die Form nicht eine ganz pâlische zu nennen, weil sie mit den uns bekannten Lautgesetzen dieser Sprache nicht ganz stimmt. Diese hätten als Reflex von sskr. rgr pâlisch gg für nth wohl nth erwarten lassen; allein daß grade in einer Volkssprache sskr. grath zu ghat wird, zeigt unwidersprechlich das ins Sanskrit aufgenommene Verbum ghat, welches wie seine Bedeutung zeigt, nichts weiter ist, als eine Umwandlung von grath 'knüpfen', vgl. z. B. Causale ghataya und 10. Conjugations-Classe ghâtaya 'an einander fügen', 'verbinden' u. aa. Ferner spricht dafür der auch im Pali häufige aspirirende Einfluß des r (z. B. kr wird neben kk auch kh; tr neben tt auch tth u. aa.); dieses nighantu selbst erscheint auch im eigentlichen Pali sowohl mit unaspirirtem als aspirirtem g in den Formen nigandu und nighandu in der Bedeutung 'Lexikon' (bei Alwis, an Introduction to Kachchâyana's Grammar p. LXX. und p. VIII. 9). Was den Mangel der Aspiration des Cerebralen (für sskr. th) sowohl in nighantu als

welches bedeutet 'aus dem Texte heraus gelöst'[1]); damit ist auch

nigandu und nighandu betrifft, so wie die Erweichung in beiden letzteren Formen, so ist in Bezug auf letztre zunächst die pâlische Erweichung in gandha neben gantha (beide entsprechend sskr. grantha) zu erwähnen (Alwis a. a. O. p. XXV.); ferner zu bemerken, daß in den aus den Volkssprachen in das Sanskrit übernommenen Wörtern mit Cerebralen Härte und Weichheit, so wie Aspiration und Mangel derselben so sehr schwanken, daß man deutlich sieht, daß diese Unterschiede in diesen in der Volkssprache aus sskr. Wörtern entwickelten Formen einst sehr unbestimmt ins Ohr fielen, oder topisch verschieden waren, es daher nicht auffallen kann, wenn bei der Uebernahme derartiger Wörter ins Sanskrit bald diese bald jene Modification sich geltend machte, bald mehrere zugleich. Man vergleiche z. B. yaut und yaud 'verbinden' aus vedischem yos mit dhâ, wie das entsprechende zendische yaozh-dâ zeigt; dagegen nur mard eigentlich 'verzeihen' aus marsh und dhâ wie zendisch marez-dâ erweist; ferner çaut und çaud 'stolz sein'; vant und vand 'theilen'; sphut und sphund 'aufblühen'; tad tat beide aus tard u. aa. In Bezug auf den Wechsel der Aspiration und Nichtaspiration vergleiche man çath und çâd 'loben', beide aus sskr. çams 'preisen', und unzweifelhaft Denominativa aus sskr. çasta, welches in den uns bekannten ältesten Volkssprachen (den prakritischen und dem Pâli) st in tth hätte verwandeln müssen und also in jenen Verben außer dem Uebergang in die Cerebralen noch Einbuße eines Consonanten (deßhalb in der einen Form Dehnung) zeigt; vergleiche ferner rat 'schreien' und rath 'sprechen', beide sicherlich aus sskr. ras-ta von ras 'tönen'; daneben vat 'kleiden' von vas in derselben Weise nur mit t, und lad lascivire ebenso von las nur mit d; hath 'gewaltsam handeln' von hasta 'Hand' (vgl. sskr. hatha 'Gewalt') nur mit th. Von spashta 'deutlich' dessen sht regelrecht tth werden müßte, erscheint path 'recitiren' mit Einbuße des t, von pishta 'zerstampft' dagegen ohne Aspiration pittaya (Denominativ) 'feststampfen' 'platt drücken', und sicherlich gehört dazu mit Erweichung, Einbuße des einen Consonanten und Dehnung des Vokals pîd 'drücken'; nach Analogie des letzten ist îd aus ish zu erklären (von ishta oder ishti). In vath 'fett, stark sein' ist eine Umwandlung vom sskr. vardh 'wachsen, zunehmen' zu erkennen und so könnte ich noch viele Beispiele erwähnen, in denen sich ein regelloser Eintritt und Wechsel der Cerebralen zeigt. Es ist daher die Annahme, daß nighantu dessen u für a (vgl. die Nebenformen nighanta und nirghanta) ganz an das Pâli erinnert aus einer diesem sehr nahe stehenden Volkssprache, einem topischen Dialekt derselben ins Sanskrit übergegangen sei, schwerlich auch nur im Entferntesten zu bezweifeln.

[1]) Wie die indischen Grammatiker annehmen würden, für nishkrântam granthât, vgl. Vârt. 8 zu Pânini II. 2. 18. und Pân. I. 2. 44. VI. 2. 2. Sch.

der Charakter des Werkchens genau beſtimmt. Es beſteht nämlich aus einer Sammlung von vediſchen Wörtern, welche im Gegenſatz zu dem oben berührten Aberglauben, in der That aus ihrem Context herausgelöſt[1]) und zum größten Theil, wenn Nomina, im Nominativ Singular, wenn Verba, in der 3. Perſon des Singular Präſentis aufgeführt ſind — d. h. ſchon ganz in der Weiſe, wie auch die ſpäteren Grammatiker Nomina und Verba zu bezeichnen pflegen, ein Verfahren, welches der viel ſpätere Patandschali auf vediſche Wörter, wie wir geſehen, nicht anzuwenden wagte. In den drei erſten Abſchnitten ſind auf dieſe Weiſe ſynonymiſche Wörter zuſammengeſtellt und am Schluſſe der Zuſammenſtellung iſt die Anzahl der aufgeführten Wörter und ihre gemeinſame Bedeutung angegeben, z. B. 'ein und zwanzig Namen der Erde (I. 1)' 'hundert und zwei und zwanzig, welche die Handlung des Gehens bezeichnen (II. 14)'. Die zwei letzten Abſchnitte enthalten bloß einzelne Wörter; auch dieſe zerfallen in kleinere Abſätze, an deren Schluß zwar die Anzahl der in ihnen aufgeführten Wörter bemerkt wird, aber ohne Angabe der Bedeutung, z. B. 'zwei und ſechzig Wörter (IV. 1)'.

Daraus, daß dieſe kleine Wortſammlung einen volksſprachlichen, oder Pâli-artigen Namen führt, dürfen wir wohl ſchließen, daß ſie wahrſcheinlich von Jemand abgefaßt iſt, deſſen Mutterſprache Sanſkrit nicht war, und höchſt wahrſcheinlich zunächſt im Intereſſe von ſolchen, die ſich in ähnlicher Lage befanden.

Insbeſondere die zwei letzten Abſchnitte, in welchen den Wörtern gar keine Erklärung beigefügt iſt, zeigen wohl unzweifelhaft, daß das kleine Gloſſar zum mündlichen Unterricht beſtimmt war und in den Brahmanen-Schulen wohl auf ähnliche Weiſe behandelt ward, wie von Yâska in ſeinem ſich daran ſchließenden grammatiſch-exegetiſchen Commentar.

---

[1]) Yâska ſagt ſelbſt 'eines nach dem andern herausgelöſt' (samâhṛityasamâhṛitya).

Das Werkchen selbst setzt die Vorarbeit, durch welche ein Verständniß der Veden — zumal für die, deren Muttersprache Sanskrit nicht war — überhaupt erst möglich gemacht ward, — nämlich die Scheidung eines Satzes oder Verses in seine einzelnen Wörter, — im Wesentlichen als vollendet voraus. Ueber einzelne Fälle war man zwar selbst in späteren Zeiten noch zweifelhaft, wie die Wörter zu trennen sein [1]), aber im großen Ganzen war — wie schon aus diesem Glossar und noch mehr aus Yâska's Commentar zu erkennen ist — die Scheidung der Wörter schon in dieser alten Zeit wesentlich in derselben Weise vollzogen, wie sie uns überliefert ist.

Auch diese Wortscheidung scheint mir wenigstens ursprünglich im Interesse derer begonnen zu sein, welche das Sanskrit erst erlernen mußten. Denn für die, die es von Kindheit auf sprachen, deren Muttersprache es wirklich war, oder gleichsam geworden war, konnte sie im Allgemeinen keine so großen Schwierigkeiten haben, daß dadurch Veranlassung gegeben wäre, den ganzen Text der Lieder auch in einer Form darzustellen, in welcher die Wörter getrennt und in derjenigen Form erscheinen, welche sie, nach Aufhebung der, bei ihrer satzlichen Verknüpfung eingetretenen,

[1]) So schreibt Yâska Nir. V. 21 in Rigv. I. 105, 18 mâsakṛit, während die uns überlieferte, dem Çâkalya zugeschriebene Abtheilung mâ sakṛit lautet, wobei zu bemerken, daß diese letztre in unserm Text des Yâska gar nicht erwähnt wird. Eben derselbe hat VI. 28 in Rigveda X, 29, 1. vâyó als ein Wort, während es Çâkalya in vâ yó theilt, was aber Yâska hier nicht unbemerkt läßt. I. 7 schlägt er vor sîmatas (im Sâmav. I. 4. 1. 3. 9. Vâjasaneyi-Sam̃hitâ 13, 3. Atharvav. IV. 1. 1) als ein Wort oder als zwei Wörter sîm atas zu nehmen; IV, 4 die Wörter mehánâsti als zwei | mehánâ | ásti |, oder in vier ma ihá ná ásti zu zerlegen; jenes geschieht im Rigveda V. 39, 1; dieses im Sâmaveda I. 4. 1. 2. 4, was aber von Yâska nicht erwähnt wird. Ueberhaupt finden in Bezug auf Worttrennung, Verbindung und Auflösung zwischen den Padatexten des Rigveda und Sâmaveda starke Verschiedenheiten Statt. Ich habe deren mehrere in meiner Vorrede zum Sâmaveda mitgetheilt; ich bedaure jetzt, nicht noch vollständiger gewesen zu sein.

lautlichen Veränderungen erlitten hatten. Dieſes iſt aber von den Indern geſchehen und in Folge davon der Text der vediſchen Lieder in zwei Geſtalten auf uns gekommen: in der, wie ſie im Zuſammenhang vorgetragen werden und in der, in welcher die einzelnen Wörter getrennt und in ihrer grammatiſchen, von den phonetiſchen Einflüſſen befreiten, Form erſcheinen.

In dieſer Scheidung liegt wohl der Anfang der indiſchen Grammatik überhaupt und zugleich eine ihrer bedeutendſten Thaten. Im Verlauf der Arbeit erweiterte ſich der urſprünglich wahrſcheinlich rein praktiſche Zweck, Dank dem wiſſenſchaftlichen Sinn der Inder, nach und nach und immer mehr zu einem wiſſenſchaftlichen.

Diejenigen, welche ſich mit dieſer Wortſcheidung beſchäftigten, wurden zunächſt mit Nothwendigkeit dahin geführt, ſich die im Sanſkrit und in dieſen Liedern herrſchenden phonetiſchen Geſetze zum vollen Bewußtſein zu bringen. Die große Sorgſamkeit in der Bewahrung wohl auch weiteren Ausbildung des überlieferten richtigen Vortrags der heiligen Lieder erregte zugleich die größte Aufmerkſamkeit auf die Lautlehre und wurde Veranlaſſung zu Forſchungen auf dieſem Gebiet, deren Reſultate ſelbſt heute noch die allergrößte Beachtung verdienen und auch erhalten haben[1].

Außerdem aber — was noch wichtiger war — traten ihnen dabei die grammatiſchen Formen und ihre Geſetze entgegen; ſie konnten nicht umhin, auf die Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit des vediſchen und des von ihnen geſprochenen Sanſkrit aufmerkſam zu werden, die allgemeinen Geſetze und die beſonderen auf mehr oder weniger Fälle beſchränkten Ausnahmen zu erkennen,

[1] Sie ſind insbeſondere in den kleinen ſchon erwähnten Schriftchen, den Prâtiçâkhya's, niedergelegt und behandeln die Hervorbringung der Sprachlaute, überhaupt ihre richtige Ausſprache, Eigenthümlichkeit und Claſſificirung. Ihr hoher phonologiſcher Werth iſt den Phyſiologen, welche ſich mit Phonologie beſchäftigen, insbeſondre Brücke, einem der ausgezeichnetſten unter ihnen, keineswegs entgangen.

eine wahre grammatische Schule des alten und gleichzeitigen Sanskrit durchzumachen; die tiefere Erkenntniß des letzteren wurde zugleich wahrscheinlich auch dadurch nicht wenig gefördert, daß es den in Volkssprachen erzogenen gelehrt werden mußte.

So finden sich denn schon in dem Text, welcher die Wörter besondert hat, eine nicht unbeträchtliche Anzahl grammatischer Resultate niedergelegt. Nicht bloß in Bezug auf Auslaut und Anlaut sind die Wörter in ihre grammatische Form gebracht, sondern auch Umwandlungen im Inlaut, welche dem Metrum oder dem Vortrag zu Lieb eingetreten waren, oder zu sein schienen, sind wieder aufgehoben, Wörter mit stark abweichenden Umwandlungen sind durch ein 'so!' (sic) bezeichnet, wohl ursprünglich, um daran Erörterungen zu knüpfen, weiter dann, um dadurch die Erörterung in das Gedächtniß zurückzurufen; Zusammensetzungen sind in zwei Glieder getheilt und anderes. Alles dieses konnte nicht ohne ganz eigentlich grammatische Betrachtungen ausgeführt werden und es ist daher natürlich, daß von denen, welchen die Abfassung des worttheilenden Textes des Rigveda und Sâmaveda zugeschrieben wird — Çâkalya und Gârgya[1]) — auch grammatische Arbeiten angedeutet werden. So von Çâkalya eine etymologische Erklärung[2]), sonst mehrfach phonetische Regeln[3]); von Gârgya seine Ansicht über das etymologische Verhältniß der Nomina zu den Verben[4]), über die Bedeutung der Präfixe[5]); eine Definition des Begriffs 'Vergleichung'[6]), eine einzelne grammatische Regel[7]) und mehrere phonetische[3]).

[1]) Roth zu Yâska's Nirukta S. 222.

[2]) Bei Sâyana zum Rigveda I. 116. 1.

[3]) In den Prâtiçâkhya's und bei Pânini.

[4]) Von Yâska im Nirukta I. 12.

[5]) ebds. I. 3.

[6]) ebds. III. 13.

[7]) Bei Pânini VII. 3. 99.

Diese und im Verein mit ihnen oder im Anschluß an sie andre Männer von großem grammatischen Talent — es sind uns nicht weniger als 64 Namen von Vorgängern des Pânini, den wir in das vierte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung setzen zu müssen glauben, bewahrt[1]) — haben schon früh nicht allein die einzig richtige Methode zur wissenschaftlichen Erkenntniß einer Sprache — die Scheidung der Wörter in die Begriffsexponenten, aus welchen sie bestehen — gefunden, sondern schon vor der Zeit des Yâska die ganze Sanskrit-Grammatik auf jeden Fall in ihren Hauptzügen, wahrscheinlich sogar in fast allen wesentlichen Einzelheiten zu einer hohen Vollendung gebracht. Nach jener Methode des Sonderns, Zerlegens, welche durch das mit den Präfixen vi auseinander und â an verbundene Zeitwort kṛi 'machen' bezeichnet wird, nannten sie die Grammatik mit einem davon abgeleiteten Namen vyâkaraṇa, gewissermaßen 'Analyse', und die, welche sich damit beschäftigten, vermittelst einer sekundären Ableitung von diesem Namen, vaiyâkaraṇa's 'Grammatiker'. Yâska führt deren mehrere namentlich auf, gewöhnlich aber nennt er vaiyâkaraṇâs 'die Grammatiker' im Plural, woraus wir auf eine beträchtliche Anzahl derselben schließen dürfen, die schon vor und neben ihm blühten. Wenn der Inhalt der von Bühler zuerst theilweis veröffentlichten[2]) Bearbeitung der Grammatik des Çâkaṭâyana, welchen Yâska an drei Stellen erwähnt, wirklich von diesem, auch durch Pâṇini's und andrer Citate als höchst bedeutend hervortretenden, Grammatiker herrührt, was zwar höchst wahrscheinlich ist, aber erst durch Veröffentlichung des ganzen Werkes zur Gewißheit erhoben zu werden vermag, so war schon von ihm die ganze Sanskrit-Grammatik zum Abschluß gebracht und das Werk des Pâṇini, welchem man bis jetzt diesen

---

[1]) Sie sind aufgezählt bei M. Müller, A history of ancient Sanskrit Literature p. 142. 143.

[2]) In 'Orient und Occident' II. 691—706, vgl. III. 182—184 u. 192.

Ruhm zusprechen zu müssen geglaubt hat, genau genommen nur eine verbesserte Ueberarbeitung desselben. Darüber wollen wir bis zur Veröffentlichung des ganzen Werkes die Entscheidung aussetzen. Allein schon jetzt müssen wir es zum Ruhm dieses großen Grammatikers aussprechen, daß er nicht allein die eigentliche Grundlage der Sanskrit-Grammatik entdeckte und feststellte, sondern damit auch das ganze Princip aussprach, welches die indogermanische Wortbildung in derjenigen Entwickelungsphase beherrscht, welche bis jetzt unsrer Forschung zugänglich ist. Er war es, der nach Yâska's Zeugniß [1]) die Behauptung aussprach, daß die Nomina aus den Verben entstanden sind; und auch seine Gegner, an deren Spitze der schon erwähnte Gârgya genannt wird, bestritten diese keineswegs im Ganzen, sondern nur für einzelne Fälle: 'nicht alle' antworteten sie, suchten aber dennoch durch allgemeine, der Sprachphilosophie entnommene, Gründe die Theorie selbst zu erschüttern; ihnen wurden andre auf derselben Basis ruhende entgegengesetzt und innerhalb des Kreises der eigentlichen Grammatiker trug Çâkatâyana's Behauptung den Sieg davon. Ihr schließt sich schon Yâska an und sie bildet die Grundlage der Pânini'schen Grammatik, deren Auffassung für die Folgezeit die herrschende ward. Es kann hier nicht der Ort sein uns auf die Art, wie dieser Streit geführt wurde, näher einzulassen [2]); wir beschränken uns darauf, einige Folgerungen für die Geschichte der Grammatik daraus zu ziehen.

Zunächst ergibt sich daraus mit Entschiedenheit, daß die etymologische Verarbeitung des sanskritischen Sprachschatzes fast in seiner vollständigen Gesammtheit und zwar in analytischer

---

[1]) Nirukta I. 12—14.

[2]) vgl. darüber Roth, Erläuterungen in seiner Ausgabe des Nirukta zu den angeführten Stellen. — Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature, 164. — Aufrecht, in der Vorrede zu der Ausgabe des Ujjvaladatta, p. VI. — Goldstücker, Pânini, p. 171.

Weiſe abgeſchloſſen geweſen ſein mußte, ehe eine derartige Behauptung aufgeſtellt werden konnte und bezüglich ihres thatſächlichen Inhalts ſelbſt von den theoretiſchen Gegnern mit ſo unbedeutenden Beſchränkungen zugegeben werden mußte.

Denn ſie konnte ſich weſentlich nur auf Thatſachen ſtützen, theoretiſche Betrachtungen konnten ihr höchſtens zu Hülfe kommen, waren aber, wenn die Thatſachen nicht mächtig überwiegend für ſie ſprachen, faſt völlig unerheblich. Es mußten demnach die Nomina allſammt oder zum allergrößten Theil in analytiſch-etymologiſcher Methode wirklich auf Verba zurückgeführt ſein; die Mittel, durch welche ſie aus den Verben entwickelt waren — Suffixe, Reduplication, innre Lautumwandlung, phonetiſche Aenderungen beim Zuſammenſchluß der Elemente, welche die Nomina oder Wörter überhaupt conſtituiren — mußten nachgewieſen ſein, ehe ein Mann von der Bedeutung wie uns Çâkatâyana in den von ihm erhaltenen und ſchon bekannten Fragmenten entgegentritt, eine ſo kühne und zugleich ſo wahre Behauptung auszuſprechen veranlaßt ſein und ſich berechtigt fühlen konnte. Und daß dieß wirklich der Fall war, zeigen eine Menge Stellen in Yâska's **Nirukta**, aus denen hervorgeht, daß man ſich der Verbindung eines einfachen Wortes aus einem Exponenten des Begriffs im Allgemeinen, einem materiellen Theil, und einem oder mehreren Bildungs-, formativen Elementen vollſtändig bewußt war, eben ſo daß man die beim Zuſammenſchluß beider in ihnen und in ihrer Beſonderheit eintretenden Lautumwandlungen erforſcht, ſie aus dieſer ihrer bedingten Geſtalt herausgelöſt und in ihrer unbedingten zur Erkenntniß gebracht hatte; daß man z. B. wußte, daß in den Participiis Perfecti Paſſivi buddha, gûḍha, dvishṭa die auslautenden dha, ḍha, ṭa nur phonetiſch bedingte Umwandlungen des in bhû-ta erſcheinenden ta ſind und dieſe Form als das (für die Erforſchung der ſprachlichen Thatſachen letzterreichbare) unbedingte Bildungselement der hieher gehörigen Wörter aufzuſtellen iſt.

Yâska führt das hieher gehörige nur gelegentlich an, da sein Werk keine grammatischen Darstellungen enthält; dabei aber bedient er sich zugleich schon wesentlich derselben grammatischen Terminologie, wie Pâṇini. So kennt er die sogenannten Wurzeln — genauer im indischen und wissenschaftlich indogermanischen Sinn — diejenigen Laute oder Lautcomplexe in Verbalformen, welche die Träger des allgemeinen, nicht durch besondre Bildungselemente oder Wörter modificirten oder differenzirten, Begriffs dieser Verba sind (z. B. i 'Zustand oder Thätigkeit des Gehens' in i-más, oder úd i-mas, wo dort das modificirende, den Begriff auf die erste Person Pluralis Präsentis beschränkende Bildungselement mas hinzugetreten ist 'wir gehen', hier zugleich das den Begriff differenziirende Wort, Präfix, ud 'auf', so daß es nun bezeichnet 'wir gehn auf'); zur Bezeichnung derselben bedient er sich, wie Pâṇini, des Wortes dhâtu 'Grundlage'; er kennt die primären Suffixe, d. h. diejenigen, durch welche Nominalableitungen unmittelbar aus Verben vollzogen sind, z. B. φυ-σι vom Verbum φυ, so wie die secundären, durch welche Nomina aus Nominibus abgeleitet sind, z. B. φυσι-κο von φυσι; auch hier hat er schon dieselben Kunstausdrücke, wie Pâṇini, jene nennt er, wie dieser, kṛit, diese taddhita. Doch es würde uns hier zu weit führen und ist auch gar nicht nöthig, Yâska in dieser Beziehung weiter zu berücksichtigen, da, wie schon angedeutet, das von Bühler in Aussicht gestellte Werk aller Wahrscheinlichkeit nach uns vollen Aufschluß über Çâkaṭâyana's Grammatik selbst geben und den entschiedenen Beweis liefern wird, daß in Bezug auf grammatische Analyse oder überhaupt die Resultate der grammatischen Forschung Çâkaṭâyana eben so weit wie Pâṇini war, daß selbst ihre Auffassung und Darstellung der grammatischen Thatsachen wesentlich übereinstimmte und der Unterschied zwischen beiden nur in Einzelheiten hervortrat. Wer aber weiß, mit welcher Schwierigkeit und Langsamkeit eine so treffende — zumal so detaillirte — wissenschaftliche Terminologie, wie sie in der

indiſchen Grammatik hervortritt, ſich zu entwickeln pflegt, welche umfaſſende, tief eindringende, vielſeitig ordnende Forſchung und Darſtellung ſie vorausſetzt, der kann nicht umhin, für die dem Yâska oder ſelbſt Çâkaṭâyana vorhergegangene grammatiſche Thätigkeit entweder eine kaum denkbare Intenſivität anzunehmen, oder ihr eine ſchon ſehr lange Dauer zuzuſprechen.

Den hervorſtechenden Charakter dieſer grammatiſchen Thätigkeit bildete zwar die formative Seite der Sprache und deren Reſultate ſind es, die vorzugsweiſe, ja faſt allein bewahrt oder bis jetzt genauer bekannt ſind. Daß jedoch auch eine mehr auf die begriffliche Seite gerichtete, gewiſſermaßen philoſophiſche Behandlung ſprachlicher Fragen vielleicht voraus, auf jeden Fall nebenher ging, läßt ſich aus vielen Spuren erweiſen. So wurde, wie ſchon bemerkt, die Behauptung des Çâkaṭâyana in Bezug auf die Entſtehung der Nomina aus den Verben mit philoſophiſchen Gründen bekämpft und vertheidigt; die Frage, ob Wörter auf onomatopoietiſchem Wege entſtanden ſeien, die in dem älteſterhaltenen ſprachwiſſenſchaftlichen Werk Europas, dem platoniſchen Kratylos, hervortritt und bis auf den heutigen Tag einen der wichtigſten Streitpunkte bildet, ward auch ſchon von den älteſten indiſchen Sprachforſchern in Erwägung gezogen und der von Yâska am meiſten angeführte Aupamanyava hatte ſich dagegen erklärt[1]). Die Bedeutung der ſprachlichen Categorien war ſchon vor Yâska zum Bewußtſein gebracht und ſcharf ausgeſprochen; die Redetheile waren dem Geiſte des Sanſkrits gemäß geſchieden und begrifflich beſtimmt[2]). Pâṇini, obgleich ihm jede philoſophiſche Behandlung fern liegt und er ſich rein auf das Thatſächliche beſchränkt, giebt doch durch einzelne Stellen, ſo wie ſeine Behandlung des Ganzen nach Inhalt und Form hinlänglich zu erkennen,

[1]) Yâska, Nirukta II. 18.

[2]) vgl. Yâska a. a. O. I. 1 ff. über die Bedeutung des Nomen und Verbum.

welch großartige auf allgemein sprachliche Fragen gerichtete Forschungen von denen, welche ihm und wohl auch Çâkatâyana vorausgegangen waren, vollendet waren. So zeigen die kurzen Regeln I. 2. 51 bis 55 wie tief man darüber nachgedacht hatte, wie die Wörter zu ihren Bedeutungen gelangen, was darin dem Gebrauch, was den Bildungselementen zuzuschreiben sei, und wie man daraus Folgerungen für die Aufgabe der Grammatik zog. Ueberhaupt legt die Kürze, mit welcher er die Bedeutungen der verschiedenen Categorien behandelt, z. B. die des Passivs (I. 3. 13. III. 1. 87), die des Medium (Âtmanepadam I. 3. 72—74; ebds. 67), die Casuslehre (II. 3. 2 ff.) u. aa., Zeugniß dafür ab, daß eine erschöpfende Erforschung der Bedeutung aller Redetheile in ihren speciellsten Abstufungen schon lange vor ihm in jeder wesentlichen Beziehung abgeschlossen gewesen sein mußte. Dafür spricht auch was er I. 2. 56. 57 von seinen Vorgängern anführt. Am schlagendsten aber würde sich die ältere eben so sehr die begriffliche Seite als die formative ins Auge fassende Behandlung des Sanskrit von Seiten der Grammatiker durch eine genauere Betrachtung der von Pâṇini gebrauchten Kunstausdrücke erweisen lassen. Es läßt sich nämlich fast mit evidenter Gewißheit zeigen, daß diese bei den älteren Grammatikern größtentheils begrifflichen Categorien entsprachen, in der Pâṇini'schen Grammatik aber, wo fast das ganze Gewicht auf die Formationsgesetze gelegt ist, der begriffliche Werth im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt wird, von diesem Standpunkt aus bald Erweiterungen bald Beschränkungen erlitten haben, um die unter ihnen zu subsumirenden formativen Regeln zu decken So z. B. ist nicht zu bezweifeln, daß pada, wie in den danach benannten worttrennenden Vedentexten, ursprünglich der Kunstausdruck für 'Wort', genauer im indischen Sinne, für einen mit Casus- oder Personal-Endung oder deren Substituten versehenen Lautcomplex war. Da aber für Basen in einigen Fällen bei Anschluß von Affixen dieselben Gesetze wie im Wortende gelten, so wurden sie

in dieſen Fällen — wegen der Gemeinſchaftlichkeit der Formationsgeſetze — ebenfalls pada genannt, alſo die alte Bedeutung des Kunſtausdrucks erweitert. Außerdem erſcheinen als techniſche Bezeichnung der Baſen bei Pâṇini noch drei Kunſtausdrücke: aṅga, prâtipadika und bha; von dieſen iſt es wahrſcheinlich, daß früher nur die beiden erſten, urſprünglich wohl nur der erſte allein als terminus technicus für die grammatiſche Baſis irgend einer weiteren Formation galt (z. B. für die ſogenannte Wurzel als Baſis der Verbalformen und primären Nominalthemen, für primäre Nominalthemen als Baſen von ſekundären, für Nominalthemen überhaupt als Baſen der Caſusformen); dann wurde aṅga auf die primären Baſen beſchränkt, während prâtipadika die vor ſekundären Affixen und die vor Caſusendungen bezeichnete. Als man aber dieſe termini, welche urſprünglich grammatiſche Categorien vom Standpunkt ihres begrifflichen Charakters bezeichneten, zur Unterſcheidung oder überhaupt zur Darſtellung der formativen Geſetze benutzte, ſah man ſich veranlaßt, noch den Kunſtausdruck bha hinzuzufügen, um diejenigen Fälle zu bezeichnen, in denen Caſuszeichen und ſekundäre Affixe den Formationsgeſetzen primärer Affixe folgen. So hat die Pâṇini'ſche Grammatik für die Baſis vier termini technici erhalten, von denen der erſte: pada, eine Erweiterung, der zweite: aṅga, eine Beſchränkung ihrer eigentlichen Bedeutungen erlitten haben; beide aber ſammt dem dritten: prâtipadika, aus urſprünglich begrifflichen Unterſcheidungen zu formativen herabſanken und dadurch die Erfindung des vierten, bha, nöthig machten.

Man kann ſchon hieraus einigermaßen erkennen, in welchem Verhältniß das Pâṇini'ſche Werk, in welchem die indiſche Grammatik auf uns gekommen iſt, zu den Arbeiten der vorhergegangenen Grammatiker geſtanden haben mag. Man kann es gewiſſermaßen als eine faſt überreife Frucht derſelben betrachten, in welchem alles, was die großen Vorgänger geleiſtet hatten, zu einem praktiſchen Zweck verarbeitet wurde, nämlich zu dem Zweck:

die Bildung und den Gebrauch des Sanskrit in der umfassendsten Weise darzustellen. Dabei ist, Dank den tiefsinnigen Arbeiten der indischen Grammatiker, so unendlich viel für die wissenschaftliche Einsicht in das Wesen des Sanskrit geleistet, wie bis fast auf die jüngste Zeit für keine andre Sprache der Welt, so daß in dieser und mancher andern Beziehung Pâṇini's Grammatik selbst heute noch als Muster betrachtet werden darf.

Da das Gedächtniß als wesentlichstes ja wohl einziges Mittel der Erlernung zu der Zeit wo dieses Werk abgefaßt ward betrachtet wurde, so ist die ganze Darstellung darauf berechnet, ihm durch größtmöglichste Kürze seine Aufgabe so weit als möglich zu erleichtern[1]). Diese Kürze konnte aber nicht erreicht werden, ohne daß eine Menge von gewissermaßen algebraischen Zeichen an die Stelle von satzlicher Darstellung trat; so werden z. B. Operationen, welche an vielen verschiedenartigen grammatischen Elementen zu vollziehen sind, anstatt sie jedesmal von neuem zu erwähnen, durch einen an diese Elemente gefügten Buchstaben bezeichnet. Ich erlaube mir einen Fall der Art anzuführen. Pâṇini stellt diejenige Regel, welcher die Majorität der unter eine grammatische Categorie fallenden Bildungen folgt, als allgemeine hin; so lehrt er z. B. 'alle Affixe haben Acut auf ihrer ersten Sylbe'; von dieser Regel giebt es nun eine Menge Ausnahmen; von diesen werden einige in Worten aufgeführt; die meisten aber dadurch bezeichnet, daß an das von der Regel abweichende Affix ein Buchstabe gehängt wird, durch welchen die damit verbundene Accentuation bezeichnet ist; so z. B. wird an das Affix der ersten Person des Singular im Präsens Activi, welches mi lautet, ein p gesetzt, so daß es in der grammatischen

[1]) Nicht ganz unmöglich wäre auch, was Goldstücker (Pâṇini p. 25. 26) geltend macht, daß die Seltenheit des Schreibmaterials dazu beitrug, die ohne Commentare fast unverständliche Kürze herbeizuführen, welche so viele ältere wissenschaftliche Werke der indischen Literatur kennzeichnet.

Terminologie mip lautet; dieſes p bezeichnet, daß es nie den Accent haben kann; dem damit gebildeten Wort bleibt dann der Accent, welchen das Thema hat, dem dieſes mi angeſchloſſen wird, z. B. dvish 'haſſen', welches in dieſer Form zugleich ſein i in e verändert, bildet dvéshmi 'ich haſſe'; das Suffix der erſten Perſon Pluralis mas dagegen hat dieſes p nicht, daher die allgemeine Regel hier fort gilt und das Wort dvishmás lautet. Daſſelbe p erſcheint hinter dem Affix tara, durch welches der Comparativ gebildet wird, z. B. aus prithú 'breit' entſteht in Folge davon prithútara (nicht nach der allgemeinen Regel prithutára).

Dieſe und ähnliche Zeichen erſparten natürlich eine ganz außerordentliche Menge von Regeln, uns aber zeigen ſie, insbeſondre wenn man die Art ihrer Verwendung genauer verfolgt, wie ſorgſam und in welchem Umfang der ganze ſanſkritiſche Sprachſchatz nach allen Seiten hin verarbeitet und unter allgemeine Geſichtspunkte geordnet war, ohne daß dabei — faſt kann man ſagen — auch nur eine einzige Ausnahme unbeachtet geblieben wäre.

Durch die Anwendung dieſer und ähnlicher mnemoniſcher und andrer Hülfsmittel — z. B. in der Anordnung, indem nämlich verwandte Regeln hinter einander geſtellt und unter ein Stichwort (adhikâra im Sanſkrit) gebracht wurden — iſt es Pâṇini möglich geworden die vollſtändigſte Grammatik der reichſten Sprache in dem denkbar — oder für den, welcher die Aufgabe kennt, vielmehr faſt undenkbar — kleinſten Umfang auszuführen.

Das Werk zerfällt in acht Bücher von je vier Abſchnitten, welche in lauter kleine Regeln (sûtra) getheilt ſind, deren bei weitem größte Anzahl nicht eine halbe Zeile gewöhnlichen Drucks bildet. Dieſer Regeln ſind etwa 4000[1]); würden ſie unabgetheilt

[1]) Siehe Böhtlingk's Ausgabe dieſes Werkes (Pâṇini's acht Bücher grammatiſcher Regeln. Zwei Bände. Bonn 1839. 1840), Bd. II. Vorr. p. XIX.

selbst mit großer Sanskrit-Schrift gedruckt, so würden sie doch kaum mehr als 150 Seiten füllen; in unsre lateinische Druckschrift transscribirt, etwa in der Weise, wie in der Ausgabe des Kathâ-saritsâgara von Hermann Brockhaus, zwischen 75—100. Und was umfaßt dieses kleine Werkchen all! Nicht etwa, worauf sich so lange Zeit fast alle europäischen Grammatiker aller Sprachen beschränkten, nur die Gesetze der Flexion: Deklinazion, Conjugazion, Adverbia und Partikeln, sowie der Syntax, sondern — mit einer einzigen Ausnahme, die aber in einem Anhang behandelt war, dessen Kenntniß Pânini voraussetzt[1]) — die grammatischen Gesetze, welche bei der Bildung und dem Gebrauch des ganzen Wortschatzes, sämmtlicher Formationen, des Sanskrits walten.

Es ist dieß eine so vollständige Grammatik, wie sie außer dem Sanskrit keine Sprache der Welt, selbst trotz der staunenswerthen Grimm'schen Arbeiten unsre Muttersprache nicht aufzuweisen hat. Die Aufgabe einer wahrhaft wissenschaftlichen Grammatik, alle Sprachgestalten vom grammatischen Standpunkt aus zu behandeln und darzustellen, ist wenigstens ausnahmslos versucht und, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, doch im Ganzen gelungen. Wo sie mißlungen, liegt es fast nur daran, daß die naturwissenschaftliche und statistische Methode, welche die indischen Forscher leitete, zu der damaligen Zeit nicht von der historischen und vergleichenden begleitet war, oder vielmehr sein konnte, unendlich weniger daran, daß ihnen nicht eine sprachphilosophische zur Seite trat. Aber trotz der Mängel, welche in Folge davon den Resultaten ihrer Forschung anhaften, erkennt man mit Staunen und Bewunderung, welch einen ungeheuren Stoff sie zur Bewältigung angesammelt und mit welchem wunderbaren, wahrhaft genialen Geschick sie ihn nach allen Seiten

[1]) Die sogenannten Unnâdi-Affixe, durch welche mehr sporadisch und mit größerer Unregelmäßigkeit Nomina aus Verben gebildet sind.

gesichtet, geordnet und im Wesentlichen richtig betrachtet und dargestellt haben.

Der ganze sanskritische Sprachschatz ist auf diejenigen Lautcomplexe zurückgeführt, welche den allgemeinen Begriff eines unabgeleiteten Verbum bezeichnen (die sogenannten Wurzeln, dhâtu). Diese waren in einem Verzeichnisse gesammelt, welches Panini als bekannt voraussetzt. Dieses ist uns glücklicherweise bewahrt und in Verbindung mit mehreren andren trefflich von Westergaard bearbeitet[1]). Obgleich es in einigen unbedeutenden Einzelheiten von dem, welches Panini voraussetzt, abweicht, so läßt sich doch mit Sicherheit nachweisen, daß es nicht bloß in der Hauptsache, sondern auch in allen irgend wesentlichen Punkten mit dem, welches Pânini vorlag, übereinstimmt und wahrscheinlich schon aus älterer Zeit überkommen, von ihm selbst in der einen oder andern Beziehung umgearbeitet war, um in Harmonie mit seiner Grammatik zu stehen.

Auf diese Wurzeln ward — vielleicht mit einigen Ausnahmen — natürlich nicht selten mit einer Kühnheit, die keinesweges zu billigen, aber bei isolirter — d. h. auf eine Sprache, ohne Vergleichung der verwandten, beschränkter — etymologischer Forschung kaum zu vermeiden ist, der ganze Sprachschatz zurückgeführt. Das Glück, welches die indischen Etymologen bei diesem kühnen Unternehmen im Ganzen begleitete — ein keinesweges unverdientes, da es wesentlich Folge ihres methodischen Verfahrens war — verfehlte nicht, ebenso auf sie zu wirken, wie auf alle vom Glück begünstigte Menschen; auch sie ließen sich über das richtige Maß hinaus führen. Indem sie aus der unendlichen Majorität der Fälle, in denen die Reduction auf Verba gelungen war, wie schon bemerkt, zu dem richtigen Schluß gelangten, daß

[1]) In seinem Werke: Radices linguae Sanscritae. Bonn 1841, welches auch heute noch unter den bedeutendsten Arbeiten, die aus den Sanskritstudien hervorgegangen sind, eine hohe Stelle einnimmt.

das Sanskrit nur Worte enthalte, welche in letzter Instanz aus Verben hervorgegangen sind — ein Schluß, welcher, sicherlich mit verhältnißmäßig nur sehr wenigen Ausnahmen, für sämmtliche indogermanischen Sprachen bezüglich der Phase derselben, welche unsrer Erkenntniß bis jetzt zugänglich ist, seine Gültigkeit hat — wagten sie es für diejenigen Wörter, denen sie trotz halsbrechender etymologischer Künste, an denen sie es, wie so ziemlich die meisten Etymologen, nicht fehlen ließen, im bekannten Sprachschatz keine verbale Grundlage nachzuweisen vermochten, ohne weitres Wurzelverba zu fingiren. Sie übersahen dabei, daß Verba im Laufe der Sprachgeschichte eingebüßt sein konnten, während Ableitungen, welche zur Zeit ihrer Existenz gebildet waren, fortbestehen blieben, daß ferner die Verba, aus denen sie entstanden waren, in Bezug auf Laut oder Bedeutung, oder beides, von ihnen so verschieden geworden sein konnten, daß die aus ihnen entsprungenen Ableitungen nicht mehr zu erkennen waren und manches andre, was zur Erklärung derartiger Erscheinungen dient. Doch stehen sie auch in Bezug auf diesen Fehler keinesweges allein; selbst die sorgsamsten Etymologen, zumal wenn sie eine Sprache nur aus sich selbst zu erklären suchten, haben dieser Klippe nicht immer auszuweichen vermocht. Die Anzahl der von den indischen Grammatikern in dieser Weise erfundenen und von den übrigen durch eine besondre Bezeichnung (sautra, gewissermaßen 'grammatische') geschiedenen Verba ist übrigens sehr gering, allein es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß in ihren Verbalverzeichnissen sich auch einige der Art befinden, welche jener unterscheidenden Benennung entbehren; doch wird es kaum möglich sein, darüber zu vollständiger Sicherheit zu gelangen, da die Sanskritliteratur ungeheure Einbußen erlitten hat und wir demnach auf die Hoffnung verzichten müssen, jemals das ganze Sprachmaterial wieder zu gewinnen, über welches die indischen Grammatiker bei ihren Forschungen und Darstellungen zu gebieten vermochten.

Aus der Art, wie die Sprache aus dieſen unabgeleiteten Verben von Pânini im Anſchluß an ſeine Vorgänger gewiſſermaßen aufgebaut wird, können wir mit Sicherheit den Weg erſchließen, auf welchem ſie zur Auffindung dieſer Verba gelangt waren. Es war dieß der analytiſche. Vermittelſt Abſcheidung der flexiviſchen Elemente — der Caſusexponenten und Adverbialaffixe bei den Nominibus, der Perſonal-, Temporal- und Modalexponenten bei den Verbis — gelangten ſie zunächſt zu den Themen; indem ſie auch von und aus dieſen alle Elemente abſchieden, welche ſich durch ihre ganz oder weſentlich gleiche Wiederkehr unter denſelben oder weſentlich denſelben Begriffsmodificationen als formative Exponenten auswieſen, erreichten ſie die Grundverba, welche ſie, da ſie keine regelmäßigen Formationselemente in ihnen zu erkennen vermochten, als unableitbare Grundlagen ihres Wortſchatzes aufſtellten.

Es iſt auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft keinem Zweifel unterworfen, daß ſie hier vielfach ihrer Forſchung eine unberechtigte Gränze ſetzten, daß in außerordentlich vielen Fällen ſich auch in denjenigen Verben Formationselemente erkennen laſſen, welche ſie als unableitbare zu Grunde legen. Allein entweder das gefundene Princip ſelbſt, oder vielleicht auch eine gewiſſe praktiſche Rückſicht, möglicherweiſe auch eine Art wiſſenſchaftlichen oder unwiſſenſchaftlichen Aberglaubens, daß die Sprache ſich vollſtändig aus ihrem thatſächlichen Beſtand erklären laſſe, beſtimmte ſie mit den angedeuteten geringen Ausnahmen nicht über die wirklich gebräuchlichen Verba hinauszugehen. Selbſt die Exegeten, die man als die eigentlichen Etymologen betrachten darf — denn wie man aus Yâska's Nirukta II. 1 [1]) zu ſchließen

[1]) Hier wird in Bezug auf Worterklärung vorgeſchrieben: 'Iſt in Wörtern Accent und Wortbildung in Uebereinſtimmung mit der Grammatik und enthalten ſie eine ſich an eine Wurzel ſchließende Bedeutung, ſo ſoll man ſie demgemäß erklären; iſt die grammatiſche Formation dunkel

berechtigt ist, glaubten sie unter allen Bedingungen, gewissermaßen per fas et nefas, etymologisiren zu müssen — scheinen diese Beschränkung auch bei ihren kühnsten Combinationen als Richtschnur eingehalten zu haben[1]) und man muß zugestehen, daß die im Ganzen so sichre Darstellung der Sanskritsprache, wie sie in der Grammatik auftritt, ihr nicht zum wenigsten verdankt wird. Denn ein weitrer Fortschritt auf dem Wege der Analyse war nur vermittelst der Vergleichung mit den verwandten Sprachen möglich; ohne diese wäre er mit so vielen Gefahren verbunden gewesen, daß dadurch vielleicht alle Resultate der methodischen Forschung, soweit sie mit Hülfe des Sanskrits allein von der indischen Grammatik zu erreichen waren, in Frage gestellt sein würden.

Die Mittel, durch welche die Sprache ihren Wortschatz aus diesen Grundlagen bildete, werden von Pânini vollständig sowohl der Form als Bedeutung nach aufgeführt. Er giebt die Exponenten, welche zur Ableitung von Verben aus Verben und aus Nominibus dienen, an, zugleich mit der Bedeutung, welche die

---

und enthält die Form kein Wurzelwort, dann soll man es mit einer ähnlichen Form versuchen; fehlt auch diese, dann erkläre man selbst vermittelst ähnlicher Silben und Buchstaben: aber nimmermehr lasse man ab vom Erklären. Man beachte die grammatischen Formationsgesetze nicht; denn es giebt anomale Bildungen'.

[1]) So hat Çâkapûṇi — unzweifelhaft einer der ältesten Erklärer der Veden (vgl. die Legende von ihm in Yâska's Nirukta II. 8), der überaus häufig von Yâska citirte Vorgänger desselben, dem ebenfalls schon ein Nairukta zugeschrieben wird (Wilson Vishnu Purâṇa 277 und Anmerk. 9) — den Namen des Gottes des Feuers: Agni (lateinisch ignis) nach der Buchstabenähnlichkeit erklärt (vgl. die vorige Anmerkung), das anlautende a aus dem Worte ayana von i 'gehn', das folgende g entweder aus dem k im Worte akta vom Verbum anj 'salben', welches zu g geworden sei, oder aus dem Worte dagdha von dah 'brennen', und ni aus dem Verbum nî 'führen', also bei aller Willkürlichkeit doch aus gebräuchlichen Zeitwörtern (Yâska Nirukta VII. 14, vgl. Sâyana in seinem Commentar zum Rigveda T. I. p. 45 der Ausgabe von Max Müller).

Bildungen dadurch erhalten und mit den phonetiſchen Umwandlungen, welche beim Zuſammenſchluß des materiellen und formativen Elements eines von dieſen oder beide erleiden. Eben ſo führt er die Exponenten auf, durch welche Nomina aus Verben und aus Nominibus oder Indeclinabilien abgeleitet und die verſchiedenen Geſchlechter gebildet werden; auch dabei verſäumt er nicht die Bedeutungen, wo es nöthig iſt, ſelbſt ſehr ins Specielle eingehend, und die phonetiſchen Regeln mitzutheilen. In derſelben Weiſe giebt er auch die flexiviſchen Geſetze an; auch hier werden die Flexionsexponenten — Caſuszeichen, Perſonalzeichen, Tempus- und Moduscharaktere in den verſchiedenen Verbalarten — aufgeführt, ihre Bedeutungen, wenn auch oft nur ſehr allgemein, und die bei ihrem Anſchluß waltenden Geſetze auseinandergeſetzt. Hierbei iſt nichts verſäumt, was für das Sanſkrit als weltliche — nicht vediſche — Sprache von Bedeutung war: der Wortaccent iſt mit großer Sorgfalt behandelt und ſelbſt eigenthümliche Betonungen bei Fragen, Zweifel, Ruf[1]) u. ſ. w. ſind nicht übergangen. Wie vollſtändig dieſe Grammatik iſt, zeigt z. B. die Lehre von der Bildung der ſekundären Abſtracte, d. h. der Themen, welche zur Bezeichnung eines Zuſtandes oder einer Thätigkeit aus einem andern Nomen gebildet ſind, z. B. 'Kaufmannſchaft' von 'Kaufmann'. Vorherrſchend dienen im Sanſkrit dazu die Affixe tva ntr, tâ fem., iman msc. und ya ntr. oder fem., und die Grammatik läßt uns über die verſchiedene Verwendung derſelben ſo wenig rathlos, daß wir vielmehr genau anzugeben wiſſen, welches oder welche von ihnen bei jedem einzelnen Nomen, aus welchem ein Abſtract gebildet werden ſoll, gebraucht werden muß. Man vergleiche damit unſre vollſtändigſten Grammatiken in Bezug auf den Gebrauch der Abſtractaffixe 'heit' und 'ſchaft' und man wird begreifen, was eine ſolche Genauigkeit bedeutet und ſie hier und in allen ähnlichen Fällen um ſo mehr bewun-

[1]) Pâṇini VIII. 2. 98; I. 2. 33.

dern, da so umfangreiche Vorarbeiten, wie wir uns jetzt zu solchen Untersuchungen bedienen können, generelle und specielle Wörterbücher, und eine Fülle von leicht zugänglichen literarischen Werken, in so alter Zeit für das Sanskrit sicherlich nicht vorausgesetzt werden dürfen.

Am schwächsten ist, so viel bis jetzt bekannt[1]), die Syntax bedacht; sehr natürlich, da es überaus schwierig ist, ohne Kenntniß andrer Sprachen und Vergleichung der eignen mit denselben zum Bewußtsein der syntaktischen Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache zu gelangen. Was sich ohne eine derartige Vergleichung erkennen läßt, sind fast nur Abweichungen in der Verbindung der flectirten Formen oder der fertigen Wörter überhaupt von dem durch die größte oder größere Majorität der Fälle gesetzlich scheinenden Gebrauch. In Bezug auf diesen Theil der Syntax finden wir denn auch bei Pâṇini eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Regeln, z. B. über den unregelmäßigen Gebrauch der Numeri, der Personen, der Genera, des Verbum, der Tempora und Modi, der Casus und der Präpositionen, in denen Besonderheiten des Sprachgebrauchs höchst sorgfältig angemerkt sind[2]).

[1]) Colebrooke zählt in seiner Grammar of the Sanscrit language p. VIII. IX. mehrere Werke über Syntax auf; doch ist bis jetzt nichts genaueres über sie bekannt.

[2]) z. B. der ironische Gebrauch der ersten Person des Singularis von man 'meinen', nach der 4. Conjugations-Classe, statt der zweiten Person aller drei Numeri und der zweiten des damit in Verbindung stehenden Verbum statt der ersten (Pân. I. 4. 106); der Gebrauch des Dativs von trina neben dem Accusativ bei demselben Verbum (II. 3. 17) und vieles andre der Art, welches die allerfeinste Durchforschung des syntaktischen Sprachgebrauchs bezeugt. In der Siddhânta Kaumudî 37[b] finden wir auch z. B. bemerkt, wann der Dativ und wann der Accusativ bei Verbis steht, die 'begehren' bedeuten. Uebrigens findet sich manches, was wir zur Syntax rechnen, in rhetorischen und philosophischen Schriften besprochen (s. Colebrooke's Grammar p. IX.), z. B. über Ellipsen Sâhitya Darpana § 15a und Vedântasâra in meiner Chrestomatie p. 218, 19 ff.

Allein was die Haupteigenthümlichkeiten der sanskritischen Syntax bildet, ja die charakteristischsten Eigenthümlichkeiten jeder Sprache überhaupt: Satzbau und Anordnung der Wörter und Satztheile im Satz, das ist so sehr Ausfluß des sprachlichen Denkens eines Volkes, im Sanskrit der Inder, daß die Besonderheit derselben den indischen Grammatikern kaum auffallen konnte. Erst die europäische Wissenschaft, indem sie die indische Syntax mit der in andren Sprachen hervortretenden verglicht, bemerkt, daß der Satzbau des Sanskrit wesentlich parataktisch ist, indem fast nur Participia, Nomina agentis, Absolutiva (Gerundien) von Verben und Locativi absoluti die Theile eines mehrgliedrigen Satzes bilden und verknüpfen, so daß die Glieder desselben, der allgemeinen Bedeutung dieser Sprachformen gemäß, coordinirt erscheinen, eine Schattirung des Satzes durch Vortreten des oder der Haupttheile und Zurückweichen der untergeordneten, durch nähere Bestimmung des logischen Verhältnisses, in welchem sie zu einander stehen, z. B. ob ein Satzglied eine Bedingung, Absicht, Grund u. s. w. ausdrücken soll, fast ganz fehlt. Dieß allgemeine Gesetz fiel den Indern nicht auf, doch bemerkten sie, aber nur in sehr wenigen Fällen, daß die Coordination nur scheinbar ist, in Wirklichkeit aber eine Subordination ausdrückt, z. B. daß das Particip bisweilen das Ziel oder die Ursache der damit in Verbindung gesetzten Handlung bezeichnet[1]). Daß in ähnlicher Weise fast alle coordinirt scheinenden Satztheile als einander subordinirt aufzufassen sind, konnte ebenfalls erst die europäische Wissenschaft erkennen und zwar dadurch, daß sie das Gesetz der indischen Wort- und Satz-Ordnung auffand. In

[1]) Pânini III. 2. 126. vgl. Siddhânta-Kaumudî, 1811, Querfolio, S. 373ª, z. B. der Satz, welcher nach der etymologischen Bedeutung der Formen übersetzt, heißen würde: 'erwerbend wohnt er', bedeutet 'er wohnt um zu erwerben'; ähnlich ist: 'Hari sehend wird er erlöst' zu fassen 'dadurch, daß er Hari erblickt, wird er erlöst' (von allen Leiden weltlicher Existenz).

Bezug darauf hat uns die indische Grammatik gar nichts überliefert und daran mag außer dem allgemeinen schon angegebenen Grund auch der Umstand Schuld sein, daß diese Ordnung in ihrer ganzen Strenge, so weit mir bekannt, sich erst in verhältnißmäßig späten Schriften, den prosaischen Behandlungen der Philosophie (wie z. B. dem Vedântasâra 'Essenz der Vedânta-Philosophie') und der poetischen Prosa (z. B. dem Daçakumâracharita 'Abentheuer der zehn Jünglinge') geltend macht, denen die Vollendung der indischen Grammatik lange vorhergegangen war. Die prosaischen Schriften der älteren Zeit, welche wenigstens theilweis schon vor dem Abschluß der indischen Grammatik abgefaßt sein mögen, sind theils in überaus einfachem Satzbau geschrieben, theils in einem überaus künstlichen Lakonismus, von denen jener die Anwendung des Princips in seiner ganzen Strenge nicht erheischte, dieser wohl sogar absichtlich vermied. Hier sowohl als in den metrischen Compositionen mochten auch manche Einflüße des Effects, der Schönheit, des Metrums sich ihm gegenüber geltend machen, was in dem alten einfachen Satzbau das Verständniß um so weniger gefährden konnte, da im Sanskrit jedes Wort durch seine grammatische Form so genau gekennzeichnet ist, daß man, welche Stelle es auch einnimmt, über sein constructives Verhältniß in einem einfachen Satz kaum in Zweifel gerathen konnte. Erst in der später entwickelten complicirten Prosa, in welcher das richtige Verständniß ganz von der Wortfolge bedingt ist, galt es das Princip mit der größten Strenge — fast ausnahmslos — durchzuführen; daß es aber in dieser nicht erst neu eingeführt ist, zeigt die Vergleichung mit der Wortfolge in der alten Sanskrit-Literatur und überhaupt in der alten Phase der indogermanischen Sprachen. Denn durch diese ist es nicht schwer zu beweisen, daß dasselbe Princip schon die ganze für uns älteste Gestalt der indogermanischen Sprachen beherrschte und die große Strenge, in welcher es in der späteren Sanskrit-Literatur hervortritt, wesentlich nichts weiter ist als eine Complication und

Verſchärfung deſſelben. Die Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht darin, daß diejenigen Elemente des Satzes, durch welche etwas allgemeineres ſpecialiſirt wird, überhaupt die beſtimmenden, determinirenden, den durch ſie determinirten faſt ausnahmslos vorausgeſchickt werden. Es iſt alſo weſentlich daſſelbe Geſetz, nach welchem in dem lateiniſchen Satztheil Marci filius gleichwie in unſerm 'Euripides' Sohn' der allgemeine Begriff filius 'Sohn' durch den Namen des Vaters ſpecialiſirt, determinirt wird, nach welchem in der ſchon im alten Sanſkrit herrſchenden Vorausſendung relativer Satztheile, wie z. B. 'welche nur des Mannes Wohl wünſcht, die iſt eine Frau (im wahren Sinne des Wortes)', die Beſchreibung, Definition eines Begriffs ihm als deſſen nähere Beſtimmung vorausgeſchickt wird. Dieſes Geſetz findet nun wie geſagt in der ſpäteren complicirten Proſa dadurch ſeine Anwendung, daß jedes Wort oder jeder Satztheil, welcher zur näheren Beſtimmung eines andern dient, ihm vorausgeht. Die Folge der Satztheile ſcheint auf den erſten Anblick nur eine Zeitfolge, indem das was in der Zeit vorhergeht, dem zeitlich folgenden vorausgeſandt wird; allein auch alle übrigen näheren Beſtimmungen, z. B. Grund, Abſicht u. ſ. w. werden im Allgemeinen ſo aufgefaßt, als ob ſie in einem zeitlichen Verhältniß ſtänden, z. B. der Grund als das was dem dadurch begründeten der Zeit nach vorhergeht. Welcher Art aber dieſe näheren Beſtimmungen in einem beſonderen Satz ſind, iſt mit ziemlicher Leichtigkeit aus dem logiſchen Verhältniß der Satztheile unter einander und zu dem ganzen Satze zu erkennen. Betrachtet man die indiſchen Sätze von dieſem Geſichtspunkt, ſo ergiebt ſich, daß die oben angeführte Bemerkung der indiſchen Grammatiker über den Gebrauch der Participia zu erweitern, d. h. auch auf den Ausdruck andrer begrifflicher Beſtimmungen und den ganzen parataktiſch auftretenden Satzbau anzuwenden iſt: mit andern Worten, daß ihrem inneren Weſen nach die Satztheile keineswegs immer coordinirt gedacht ſind, ſondern vielmehr größtentheils ſubordinirt und

trotz der parataktischen Form Perioden bilden, welche, insbesondre den lateinischen sehr ähnlich, durch ein noch viel strengeres Gefüge charakterisirt sind.

Erfahren wir von den indischen Grammatikern wenig über die Syntax des Sanskrit, so finden wir dagegen die phonetischen Sprachgesetze mit einer Sorgfalt entwickelt, wie sie in der Grammatik keiner anderen Sprache erscheint. Der Grund dieser Erscheinung liegt in zwei schon angedeuteten Momenten. Im Sanskrit treten phonetische Umwandlungen nicht bloß innerhalb eines Wortes ein, sondern auch durch den gegenseitigen Einfluß der aufeinander folgenden Wörter im Satz. Jeder Satz verwandelt sich durch den engen Zusammenschluß der darin enthaltenen Wörter gewissermaßen in ein einziges Wort, und führt dadurch in Bezug auf die ursprünglichen Accente und Laute der Wörter, aus denen er besteht, mancherlei Veränderungen herbei. Dieß war das eine Moment; das andre lag darin, daß man mit der allergrößten Sorgsamkeit den richtigen Vortrag der Veden festzustellen gesucht hatte; denn die Wirkung derselben bei ihrer Verwendung in Opfern und zu Anrufungen hing, dem indischen Glauben gemäß, wesentlichst von dem richtigen Vortrag ab; ein Fehler im Accent konnte bewirken, daß man das umgekehrte von dem sagte, was man im Sinne hatte; sprach man z. B. Indraçatru mit einem andern Accent als Acut auf der ersten Sylbe, so war es nicht mehr Bezeichnung 'des vom höchsten Gott überwältigten'[1]), sondern vielmehr 'eines Ueberwältigers desselben', also eine Gotteslästerung[2]).

So stellt die Panini'sche Grammatik in größter Vollständigkeit alles dar, was zu einem mit wissenschaftlicher Einsicht in den Sprachbau, so weit der isolirte Standpunkt der indischen Forschung sie zu gewinnen vermochte, verbundenen Gebrauch

---

[1]) Yâska, Nirukta II. 16.

[2]) vgl. Petersburger Wörterbuch unter d. W. indraçatru.

dieſer Sprache nothwendig iſt. Dagegen iſt, wie ſchon angedeutet, alles ausgeſchloſſen, was auch nur entfernt an eine ſprachphiloſophiſche Auffaſſung anklingen könnte; keine Spur der Behandlung allgemeiner Fragen, wie z. B. über Entſtehung der Sprache überhaupt, über das Weſen derſelben, über ihr Verhältniß zu den durch ſie bezeichneten Dingen, zum Denken, Vorſtellen u. ſ. w., keine Frage, warum ſie im Ganzen und im Einzelnen grade ſo beſchaffen iſt, keine über das Verhältniß der Bedeutung zu den dieſe bezeichnenden Lauten oder Lautcomplexen im Allgemeinen und Beſonderen, kurz nichts von alledem, was insbeſondre Philoſophen und Grammatiker des Occidents ſeit dem erſten Aufleuchten der Sprachwiſſenſchaft dieſſeits des Bosporus ſo vorzugsweiſe beſchäftigte, vielen für die höchſte und wichtigſte Aufgabe dieſer Wiſſenſchaft galt.

Wir haben ſchon unſre Unfähigkeit erklärt mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, ob der ſich einzig auf die Erkenntniß ihres Objects durch ſich ſelbſt beſchränkenden, der gewiſſermaßen naturwiſſenſchaftlichen Entwickelung der indiſchen Grammatik philoſophiſche Betrachtungen ähnlicher Art vorhergingen. Dagegen glauben wir mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß ſie zu der Zeit des Pânini, wenn gleich ſein Werk kein Zeugniß dafür ablegt, weder den indiſchen Philoſophen, noch Grammatikern unbekannt waren. Sie treten in Werken, welche wahrſcheinlich eben ſo alt oder nicht viel jünger ſind, und weiter dann in mehr oder weniger jüngeren in einem ſolchen Umfang und ſo entwickelt hervor, daß wir auch für ihre Erörterung wenigſtens eine ziemlich alte vielſeitig durchdachte und geſtaltete Behandlung mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthen dürfen.

In den philoſophiſchen Schriften — deren Inhalt, wie der ganze Charakter derſelben zeigt, ſicherlich auf einer lange vorhergegangenen Discuſſion beruht, mag ihre ſchließliche Abfaſſung auch verhältnißmäßig ſpät ſein — treten uns z. B. Erörterungen über dieſelbe Frage entgegen, welche die Veranlaſſung zu Platon's

Kratylos bildet: ob die Sprache auf einem natürlichen Zusammenhang zwischen Wort und Ding (Lautkörper und begrifflichem Inhalt) oder conventioneller Bezeichnung beruhe[1]). Bei dem ältesten Commentator des Pânini, dem mehrfach erwähnten Patandschali, welcher wohl unzweifelhaft dem zweiten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung angehört, wird die Frage erörtert, was ein Wort sei[2]). 'Was ist z. B. 'Wort' in gauh 'Ochs'? Ist etwa das das Wort, was die Gestalt des Dinges hat, welches mit Wamme, Schwanz, Buckel, Huf und Horn versehen ist? Nein! das ist die Substanz. Ist also etwa die Art, wie es sich rührt, regt, die Augen schließt (das was unter dem Begriff) Wort (zu verstehen)? Nein! das ist die Handlung. Ist also etwa dasjenige Wort, was hell, dunkel, braun, grau? Nein! das ist die Eigenschaft. Ist also etwa das, was bei der Trennung untrennbar, bei der Vernichtung unvernichtbar, was (gleichsam) das Allgemeine ist (ist dieses etwa) das Wort? Nein! das ist die Erscheinung (die Art wie es erscheint, dessen Idee). Was ist denn nun Wort? Das, durch dessen Aussprache die Erkenntniß der mit Wamme, Schwanz, Buckel, Huf und Horn versehenen (Dinge) entsteht. Doch im gewöhnlichen Leben heißt ein mit anerkannter Bedeutung versehener Laut 'Wort'.'

Aus den Scholien des Kaiyata zu dieser Stelle ersehen wir, daß die Inder auch den Streit über den, so viel uns bekannt, zuerst von Platon (im Kratylos) behaupteten begrifflichen Werth der Laute kannten[3]).

---

[1]) siehe bei Ballantyne, Christianity contrasted with Hindu Philosophy, p. 180 ff.

[2]) Mahâbhâshya, Mirzapoor 1855 p. 6 ff. vgl. Max Müller in 'Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft' VII, 164 ff.

[3]) im Mahâbhâshya p. 10; übersetzt von Ballantyne, in der englischen Uebersetzung des Anfangs von diesem Werk, und in Christianity contrasted p. 190. 191, so wie von M. Müller a. a. O. p. 167. Man vergleiche auch die Stellen in Muir, Original Sanskrit Texts, III. 53 und die

Bei Pânini tritt uns, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur derartiger Untersuchungen entgegen. Was Sprache, was Wort, was Laut ist, wird als bekannt vorausgesetzt, eben so die Sprachlaute selbst; denn die systematisch geordnete Lauttabelle, welche sich zwischen der 9. und 10. Regel des 1. Capitels im 1. Buche befindet, rührt nicht von Panini her, sondern ist nur zum leichteren Verständniß der Grammatik hinzugefügt. Selbst das in eigenthümlicher Anordnung an die Spitze der Grammatik gestellte Verzeichniß der Sprachlaute soll nicht dazu dienen, diese an und für sich kennen zu lernen, sondern um die Regeln zu verstehen, welche über sie — als Theile der Themen und Wortbildungen — gegeben werden. Alles was die Laute an und für sich betrifft, wird als bekannt vorausgesetzt, wie denn die erwähnten Werkchen über den Vortrag der Veden, die Prâtiçâkhya's, so wie eine Fülle von Ausführungen in den Commentaren zu Pânini zeigen, daß es mit der größten Sorgfalt erörtert war. Die Aufgabe der Panini'schen Grammatik ist zu zeigen, wie aus den von den Grammatikern durch Analyse abstrahirten und als Begriffsausdrücke gefaßten primären Verbalthemen vermittelst von ihnen ebenfalls durch Analyse gefundener Laute und Lautcomplexe, welche Begriffsmodificationen ausdrücken, zunächst grammatische Themen und weiter die wirklichen Wörter der Sprache gebildet werden.

Es liegt hier also in praktischer und hoch vollendeter Gestalt das so bedeutende Resultat vor uns, zu welchem kaum die neuere Sprachwissenschaft durchgedrungen ist: die Pânini'sche Grammatik ruht auf der Erkenntniß, daß sie sich wesentlich nur mit denjenigen Erscheinungen zu beschäftigen habe, in denen Laut und Begriff sich zu einer Einheit verbunden haben; es lebt in ihr

---

daselbst folgenden Speculationen über die Ewigkeit des Lauts, S. 55 ff. Windischmann, Geschichte der Philosophie 1761 und meinen Artikel 'Indien' in Ersch und Grubers Encyclopädie 259.

das Bewußtsein, daß beide Elemente in ihrer Besonderheit dem Bereich andrer Wissenschaften angehören. Wer sich daran erinnert, wie lang es gedauert hat, daß die occidentalische Sprachwissenschaft, deren sichtlicher und keineswegs kraftloser Anfang schon in Platon's Kratylos und beiläufig in andern Werken dieses tiefen Denkers seit mehr als zwei Jahrtausenden vorlag, bis zu dieser Erkenntniß durchdrang, wird sich selbst sagen, daß, welche Unterstützung auch die indischen Grammatiker in der fast krystallklaren Durchsichtigkeit ihrer Sprache gefunden haben mögen, doch sicherlich gewaltige und lange dauernde Geistesarbeiten vorangegangen sein mußten, ehe diese nüchterne, sich innerhalb der eigentlichen Aufgabe beschränkende, Auffassung der Grammatik, sich mit solcher, im Allgemeinen wahrhaft wissenschaftlicher, Praxis geltend zu machen vermochte.

Die durch die schon erwähnten Umstände nothwendige, vielleicht auch der wissenschaftlichen Neigung und Richtung entsprechende, allzugroße Kürze der Darstellung scheint, wie vieles andre, so auch die Erkenntniß der wissenschaftlichen Einsicht in die Sprache, zu welcher Pâṇini's Zeit gelangt war, nicht wenig verdunkelt zu haben. So z. B. treten in seiner Darstellung alle Bildungselemente eines Wortes — ähnlich wie es auch heute in vielen sich für wissenschaftlich ausgebenden Grammatiken der Fall ist — coordinirt hervor, während sie größtentheils einander subordinirt sind; das natürliche System der Sprache ist von dem künstlichen der Darstellung fast vollständig verhüllt, verdunkelt; z. B. mṛidvyâ der Instrumental-Singular des Femininum von mṛidu wird durch die coordinirt aufgefaßten Elemente î und â gebildet, während das natürliche Verhältniß lehrt, daß diese Form aus mṛidvî durch â gebildet ist, und dieses aus mṛidu durch î, daß diese letztere Bildung fertig war, ehe jene vollzogen werden konnte, daß mṛidvyâ aus mṛidvî entstand, dieses zur Voraussetzung hat. Allein dieser die wahre Einsicht störende Mangel scheint mir nur eine Folge der Kürze; die Grammatik betrachtet alle Bildungs-

elemente coordinirt, weil ſie dadurch in den Stand geſetzt wird, eine Regel, die mehrere derſelben, mögen ſie auch den verſchiedenſten Categorien angehören, betrifft, anſtatt ſie mehrfach zu wiederholen, nur einmal hinzuſtellen; ſie opfert die Einſicht in die Sprache der Kürze, d. h., wenigſtens wie ſie glaubt, der Erleichterung für den Lernenden auf; ſie hat, wie das mehr oder weniger in allen praktiſchen Grammatiken der Fall iſt, die Theorie der Praxis untergeordnet. Wenn ſie hierin viel weiter gegangen iſt, als irgend eine andre, ſo ruht ſie dafür auch auf einer Theorie, die alles überragt, was vor Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft im Gebiete derſelben geſchehen war. Wie tief dieſe theoretiſche Einſicht war, zeigen vor allem die Fülle und genaue Beſtimmung der termini technici und der ganz wie dieſe dienenden Bezeichnungen grammatiſcher Elemente und Operationen durch einzelne oder mehrere Buchſtaben und Accentzeichen. So z. B. drückt der Buchſtabe l alle Perſonalendungen des Verbum aus; ein hinzutretendes ṭ die der Haupttempora (Präſens, Perfectum, Futurum) und der mit ihnen vorwaltend verwandten Modi (Conjunctiv und Imperativ), ein hinzutretendes ṅ dagegen die der Nebentempora (Imperfect Aoriſt und Conditional) und der mit ihnen verwandten Modi (Potential und Precativ). Die beiden Laute werden durch einen Vokal verbunden, deſſen Verſchiedenheit dann das Tempus oder den Modus speciell bezeichnet, alſo laṭ = Präſens, liṭ = Perfectum, luṭ = Futurum I., lṛiṭ = Futurum II., leṭ = Conjunctiv, loṭ = Imperativ; dagegen laṅ = Imperfect, liṅ = Potential und Precativ, welchen die Grammatiker ſo gut wie den Conjunctiv mit Recht als eine Form faſſen, luṅ = Aoriſt, lṛiṅ = Conditional. Man kann Ordnung, Gattung und Art wohl kaum kürzer und zugleich beſtimmter bezeichnen; laṭ und laṅ ſind z. B. durch das l als Verbalformen bezeichnet, jenes durch das ṭ als ein Haupttempus dieſes durch ṅ als ein Nebentempus, beide durch a als erſte Formen der beiden Gattungen, d. h. Präſens und Imperfect.

Wie tief die indischen Grammatiker in die Gestaltungsgesetze des Sanskrits und damit zugleich, ohne es zu ahnen oder zu wollen, in die der indogermanischen Sprachen eingedrungen waren, zeigt auch das in ihrer Darstellung herrschende Princip, das Bildungselement aller zu derselben Species gehörigen Wörter auf eine einzige Grundform zu reduciren, nur z. B. eine Deklination aller Nomina anzuerkennen. Zu einem solchen Princip konnten sie nicht gelangen, ohne wenigstens das Wesentliche dessen was in ihm wahr ist, durch tiefe grammatische Forschungen erkannt zu haben, wie dieß denn auch aus ihrer Darstellung aufs überzeugendste hervorgeht: durch fast alle Verkappungen hindurch haben sie die Grundform einer grammatischen Categorie erkannt und sind im Stande gewesen die Gesetze, durch welche diese Verkappungen herbeigeführt sind, klar und im Wesentlichen richtig darzulegen. Die in dem Charakter der Inder liegende Neigung zu generalisiren, vielleicht zugleich die Ermöglichung eines noch größeren Lakonismus durch Aufnahme dieses, auch in der neueren Sprachwissenschaft mit wenigen Ausnahmen als richtig anerkannten, Princips in die Darstellung hat sie unzweifelhaft über die berechtigten Gränzen desselben hinaus und zu der Identification mancher ursprünglich verschiedener Bildungselemente und Gesetze geführt, so daß wir bei Würdigung derselben bei einzelnen Fällen in Zweifel sein können, ob sie auf wirklich wissenschaftlicher Erkenntniß derselben beruht, oder bloß auf der Anwendung des Princips überhaupt. Allein wenn wir sehen, wie sie z. B. den Mangel des Exponenten im Nominativ des Singulars hinter consonantisch auslautenden Themen als Abfall desselben fassen, was die neuere Sprachwissenschaft als vollständig richtig erkannt hat, so müssen wir zugestehen, daß sie entweder durch wahrhaft wissenschaftliche Forschung zu diesem Resultat gelangt sind, oder das von ihnen aufgestellte Princip sie hier, wie in den meisten Fällen, richtig leitete. Zu einem in solchem Umfang wahren Princip kann aber schwerlich eine unrichtige Methode führen;

wir dürfen vielmehr auch darin einen Beweis für die Richtigkeit der Bahn erkennen, welche ihre Forschung eingeschlagen hatte und die zu weite Ausdehnung des im Ganzen richtigen Princips der allzugroßen Kürze zuschreiben, welche aus praktischen Rücksichten erstrebt ward.

Zur Vergleichung der indischen mit den griechischen Grammatikern mag eine der bedeutendsten Entdeckungen der ersteren dienen, die eine so hervorragende Stellung in der indogermanischen Sprachwissenschaft einnimmt, daß selbst der terminus technicus, mit welchem die Inder diese Erscheinung bezeichnen, in die meisten linguistischen Werke der neuesten Zeit übergegangen ist. Erscheinungen wie ἔλιπον, λείπω, λεῖμμα, λέλοιπα, λοιπός, ἔφυγον, φεύγω konnten schwerlich den Griechen entgehn; was haben sie aber damit anzufangen gewußt? was die Römer mit dĭc in ju-dĭc-is neben altem deico, späteren dîco? Die indische Grammatik hat sich durch geduldige und wahrhaft wissenschaftliche Durchforschung der in den Flexions- und Themen-Bildungen hervortretenden Lautverhältnisse, zu der Erkenntniß erhoben, daß dieser Lautwandel, die Umwandlung von kurzem und positionslosem i und u zu ai, au, welcher sich im Sanskrit in aricham, riraicha, raika; bhuj, bhauja; diç, didaiça wiederspiegelt, bei fast allen primären Bildungen, d. h. bei denen aus Verben, die Regel ist (Pânini VII, 3. 84) und die Ausnahmen davon besonders bezeichnet. Sie hat damit eine Erscheinung festgestellt, die nicht bloß für das Sanskrit, sondern für alle indogermanischen Sprachen von der höchsten Bedeutung ist und hätte sich damit wohl das Recht erworben, daß der von ihr dafür gebrauchte Ausdruck: guna für alle Zeiten bewahrt würde, wenn nicht die zu große Ausdehnung, die sie ihm gab, manches Mißliche mit sich führte. Ihre wunderbar großen Entdeckungen auf dem Gebiete der indischen Grammatik bedürfen keines so schwachen äußeren Zeichens. Sie werden auch ohne dieß ewig eine der glänzendsten Stellen in der Geschichte der Sprachwissenschaft

einnehmen. Denn in der That, es giebt fast kein Gebiet der formativen Grammatik, welches von ihnen nicht in einer bedeutenden die Erkenntniß in hohem Maße fördernden Weise behandelt wäre; so ist auch mit Recht ihre Behandlung der Compositionslehre angestaunt; manche neuere Linguisten haben auch hier ihre Eintheilung sowohl als termini technici angenommen und die, welche ihre Abhängigkeit von der indischen Fassung nicht so weit treiben, geben sie auf manche andre Weise kund. Fast ganz eben so ist es mit der Eintheilung der Verba nach ihren Präsensthemen, z. B. λείπω im Verhältniß zu λιπ, δείκνυμι zu δικ u. s. w.; auch hier wie in noch andern Fällen ist das Verfahren der indischen Grammatiker für die neuere Sprachwissenschaft mehr oder weniger maßgebend geworden.

Schließlich will ich noch ein Princip der indischen Grammatik hervorheben, welches ebenfalls im Wesentlichen eine der Hauptgrundlagen der indogermanischen Wortgestaltung bildet, aber, gleichwie ein schon früher erwähntes, dort eine zu große Ausdehnung erhalten hat und dadurch die Erkenntniß eines andern Princips hinderte, welches gewissermaßen das Gegengewicht dazu bildet. Doch zum Lobe Pâṇini's darf nicht unbemerkt bleiben, daß er es an einigen Stellen — die zu den wenigen gehören, in denen er seine Darstellung durch Polemik gegen seine Vorgänger unterbricht — bekämpft; wenn er sich an andern ihm fügt, so mag der Einfluß der früheren Grammatiker oder auch Rücksicht auf leichtere Erlernung dafür entscheidend gewesen sein.

Das richtige Princip, welches ich im Sinne habe, ist die Erkenntniß, daß jede begriffliche Modification auch ihren lautlichen Exponenten hat. In Folge der Erkenntniß dieses Princips nehmen die Grammatiker oft mit vollem Recht an, daß wo der lautliche Exponent fehlt, er eingebüßt sei. So z. B. kann im Sanskrit jedes Verbum ohne Zutritt eines Suffixes das hintere Glied eines Compositum im Sinne eines nomen agentis (gewissermaßen eines Participii Präsentis des Activ) sein, z. B. sarva

'alles' und çak 'können' kann zum Compoſitum sarvaçak werden und 'alles vermögend' bedeuten. Die indiſche Grammatik nimmt zur Erklärung der Bedeutung die Einbuße eines Suffixes an und drückt ſich dabei etwas ſeltſam ſo aus, als wenn wir ſagen wollten: für das Suffix, welches antreten müßte, iſt eine Null ſubſtituirt. Die neuere Sprachwiſſenſchaft hat nun für dieſen Fall nachgewieſen, daß in der That in älterer Zeit ein Suffix antrat, welches in vielen dazu gehörigen Bildungen ſeine Reſte zurückgelaſſen hat, daß es in den meiſten aber zuerſt auf rein phonetiſchem Weg eingebüßt ward und durch dieſe — nun ſuffixloſen — Formen im Sprachbewußtſein das Gefühl herrſchend wurde, daß dieſe Begriffsmodification in derartigen Fällen ohne Antritt eines Suffixes überhaupt erzielt werde, in Folge deſſen analoge Bildungen auch ohne dieſes ſich geſtalteten. In andern Fällen wo die Sanſkrit-Grammatik ebenfalls eine derartige Subſtitution einer Null annimmt, iſt die Bildung nachweislich nicht durch ein beſondres Suffix vollzogen, ſondern der Gebrauch hat in ähnlicher Weiſe wie er die materielle Bedeutung eines Wortes zu erweitern und umzugeſtalten vermag, auch die von formativen Exponenten auszudehnen und überhaupt umzugeſtalten gewußt, wie das Panini ſelbſt I. 2. 51—55 nachweiſt. Trotzdem giebt er Regeln, die auf der falſchen Anwendung dieſes Princips ſelbſt in den von ihm bekämpften Fällen beruhen (IV. 2. 81—83), und zwar inſofern mit Recht, als in der Grammatik der Gebrauch von Wörtern in Bedeutungen, die über ihre Bildungs-Exponenten hinübergreifen, nicht unerwähnt bleiben durfte; zu tadeln iſt nur, daß er dieſe Fälle nicht unter einen andern Geſichtspunkt brachte, ſondern dazu beitrug, den von ihm ſelbſt bekämpften auch fernerhin feſtzuhalten.

Es ließen ſich noch viele andre Beiſpiele hervorheben, wo die indiſche Grammatik ſprachliche Erſcheinungen in einer Weiſe auffaßt, die durch die Forſchungen der neueren Sprachwiſſenſchaft nicht bloß für das Sanſkrit, ſondern für die indogermaniſchen

Sprachen überhaupt als richtig nachgewiesen ist. Ich will nur noch eines erwähnen, wo selbst die letztre bis jetzt noch nicht zu dem Resultat gelangt ist, welches der indischen Darstellung zu Grunde liegt und dessen Richtigkeit ich an einem andern Orte beweisen werde. Es betrifft dieß den Vokativ. Diesen stellt die indische Grammatik als eine unselbstständige Form dar, als eine bloße Verwendung des Nominativs in einer besonderen Bedeutung, in welcher dann der Accent stets auf die erste Sylbe des Wortes rückt und Acut wird, wenngleich er im Nominativ auch auf irgend einer andern steht oder ein andrer ist, z. B. Nominativ Dualis agní aber Vokativ ágnî, Nom. Plur. agnáyas, Vokativ ágnayas, Nominativ Dualis vadhvàu (mit dem selbstständigen Nachton), aber Vokativ vádhvau, Nominativ Pluralis vadhvàs, Vokativ vádhvas; dagegen índrau Nominativ und Vokativ Dualis zugleich und índrâs Nominativ und Vokativ Pluralis, — weil índra überhaupt Acut auf der ersten Sylbe hat. Nur im Vokativ Singularis zeigt sich außer der Accentverschiedenheit mehrfach auch eine oder die andre Lautveränderung — und zwar wohl in der bei weitem größten Anzahl der Wörter, nicht aber in der größeren, sondern der bei weitem geringeren der Nominalclassen, z. B. alle Themen auf a fügen im Nominativ msc. ein s im ntr. m an, während sie im Vokativ unverändert bleiben und ihre Anzahl ist die unendlich größte; dagegen die Nomina auf â nur zum Theil eine andre Form im Vokativ haben, als im Nominativ, die consonantisch auslautenden Themen fast durchweg den Nominativ Singularis ohne weiteres auch als Vokativ verwenden; eben so die auf Diphtonge und andre. Die Formverschiedenheit, welche im Singular einiger Nominalclassen eintritt, betrachtet die indische Grammatik nur als phonetische Umwandlung des entsprechenden Nominativs und es wird sich zeigen, daß diese Auffassung ganz richtig ist, daß die Lautumwandlungen nur Folge der in allen Fällen eingetretenen Vorziehung des Accents sind, welche ursprünglich auch in den übrigen

indogermanischen Sprachen Statt fand. Auch hier muß man anerkennen, daß im Fall die indischen Grammatiker den Grund der Veränderungen nicht erkannten — sie selbst geben die Gründe ihrer Auffassung nie an — sondern bloß durch ihre Forschung oder Methode überhaupt zu dieser Auffassung geführt wurden, diese Methode eine überaus sachgemäße und sicher leitende gewesen sein muß, eine Methode, deren Richtigkeit sich an dem Hauptschiboleth alles menschlichen Thuns und Erkennens, an ihren Früchten kund giebt.

Die in Panini's Darstellung herrschende Ordnung hat an und für sich, da sie, wie schon bemerkt, wesentlich unter Einfluß nicht-wissenschaftlicher Zwecke entstanden ist, für uns kein Interesse. Sie scheint in Folge davon das reine Widerspiel einer Ordnung, man möchte fast sagen eine methodisch durchgeführte Unordnung. Doch ist dieß nur Schein. Zu Grunde liegt vielmehr eine Gliederung in vier Theile, welche aber aus Rücksicht auf Kürze und Erleichterung des Auswendiglernens fast jeden Augenblick unterbrochen wird. Der erste Theil (I. und II. Buch) ist eigentlich der Aufführung grammatischer Ausdrücke gewidmet. Dabei werden solche termini, deren Bedeutung nicht allgemein bekannt, erklärt (z. B. was guna und vriddhi ist) und ihr Gebrauch wo er nöthig ist erörtert (z. B. der Gebrauch der Genera des Verbum, d. h. des Parasmaipada = dem griechischen Aktiv *κατ' ἐξοχήν* z. B. *τύπτω* im Gegensatz zum Medium *τύπτομαι*, und des Âtmanepada = dem griechischen Medium, der Gebrauch der Numeri, der Casus, die Syntax der Präpositionen, die Composition u. s. w.). Im zweiten Theil (III., IV. und V. Buch) folgen die Suffixe in ihrer von phonetischen Einflüssen unabhängigen Gestalt, zuerst die primären, welche an Verba treten, dann die an Nomina und Indeclinabilia sich schließenden oder secundären, die zur Motion dienenden und die Casusaffixe, zugleich — ausgenommen bei den Casus, deren Gebrauch schon im ersten Theil behandelt ist — mit Angabe der dadurch erzielten

Bedeutungen. Der dritte Theil (VI. und VII. Buch) hat als Hauptaufgabe die Veränderungen der Basen und Formationselemente bei ihrem Zusammenschluß, insofern sie mehr grammatischer als phonetischer Natur sind (z. B. Reduplication, Augment, Accent). Der letzte Theil (VIII. Buch) hat als Hauptaufgabe die rein phonetischen Regeln.

Diese Anordnung selbst, noch mehr aber ihre stete Unterbrechung, bewirkt, daß, wie Böhtlingk richtig bemerkt[1]), 'Regeln, die Veränderungen eines und desselben Wortes, ja eines und desselben Buchstabens betreffen, häufig so weit von einander getrennt sind, daß der Ueberblick außerordentlich erschwert wird'. So sehr dadurch die Möglichkeit erlangt ward, den ganzen Sprachschatz des Sanskrit in wunderbarer Kürze mit größter Vollständigkeit darzustellen, so unmöglich wird dadurch der Gebrauch dieser Grammatik für Anfänger. Für solche ist daher — wahrscheinlich nicht zuerst — eine Grammatik im 13. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung von Vopadeva abgefaßt, einem Gelehrten, welchem auch viele andre bedeutende Werke zugeschrieben werden[2]). Diese — von Böhtlingk trefflich herausgegeben[3]) — weicht zwar in den grammatischen Bezeichnungen von Pânini fast vollständig ab; allein im materiellen Theil stimmt sie wesentlich mit ihm überein. Hier erscheint die in Pânini selbst — ohne Hülfe der Commentare unenthüllbare — Grammatik in leichtem fast europäischem Gewand und theils in Folge davon, theils wegen ihres hohen Ansehens und verbreiteten Gebrauchs in Bengalen, dem höchsten Sitz der englischen Regierung, war sie es, durch deren Vermittlung die Sanskritsprache Europäern in Asien und Europa zuerst vorzugsweise bekannt wurde. Sie zerfällt in sechs und

[1]) in seiner Ausgabe des Pânini, II., Vorrede LV.

[2]) vgl. über denselben Burnouf in der Ausgabe des, ihm ebenfalls zugeschriebenen, Bhâgavata Purâna T. I. Préface CI (der Ausgabe in 4.)

[3]) Vopadeva's Mugdhabodha, St. Petersburg 1847.

zwanzig Capitel und befolgt faſt ganz die Ordnung, welche in Europa insbeſondre für indogermaniſche Sprachen herrſcht. Das erſte Capitel erklärt die grammatiſchen Ausdrücke, welche ſich auf die in den ſieben erſten Capiteln behandelten Gegenſtände beziehen (die übrigen, welche das Verbum und deſſen unmittelbare Ableitungen betreffen, werden im Anfange des 8. erklärt). Das zweite behandelt die Lautlehre. Das dritte die Deklinazion. Das vierte die Bildung der Feminina, das fünfte den Gebrauch der Caſus, das ſechſte die Ableitungen aus Nominibus, das ſiebente die Compoſition. Das achte bis zum 25. die Verba und zwar zuerſt die Conjugation der primären (Capitel 8—17), dann die der abgeleiteten (Capitel 18—21); dann den Gebrauch der activen, medialen, paſſiven, imperſonalen und reflexiven Formen (Capitel 22—24); endlich den Gebrauch der Tempora und Modi (Capitel 25). Das letzte Capitel behandelt die unmittelbare Ableitung der Nomina aus Verben, die primären Suffixe.

Ich habe im vorhergehenden mich vielleicht etwas länger bei der indiſchen Grammatik aufgehalten, als für die Aufgabe dieſes Buch angemeſſen ſcheinen möchte. Allein es ſchien mir nicht undienlich, die Verdienſte derſelben ſo hell hervortreten zu laſſen, als ohne zu große Ueberſchreitung der erlaubten Gränzen möglich wäre, damit es begreiflicher werde, wie ſo ſie grade, kaum kennen gelernt, ganz vorzugsweiſe zur Umgeſtaltung ja vollſtändigen Revoluzion der Sprachwiſſenſchaft, wie ſie bis dahin aufgefaßt war, beizutragen vermochte.

III.

Sprachwiſſenſchaft der Griechen und Römer.

Um die Zeit, wo in Indien die Sanſkrit-Grammatik, das Hauptreſultat der dort entwickelten Sprachwiſſenſchaft, entweder ſchon vollendet oder ihrer Vollendung nahe war, tritt in Griechen-

land das erste sprachwissenschaftliche Werk auf, welches bis auf unsre Zeiten erhalten ist: der platonische Dialog: Kratylos.

Dem Drang nach Schöpfung und Gestaltung von Kunst und Wissenschaft, welcher bei den Griechen von der Zeit des Thales an bis zum Untergang der hellenischen Selbstständigkeit mit einer Macht und einem Erfolge herrschte, wie, so weit die Geschichte bekannt, bei keinem andern Volke und zu keiner andern Zeit, verdanken wir, wie die Anfänge und weitreichende Entwickelung fast aller Wissenschaften, so auch die der europäischen Sprachwissenschaft. Von der wissenschaftlichen Thätigkeit der großen Culturvölker, welche sich vor den Griechen entwickelt haben, wie z. B. der Aegypter, ist zu wenig bekannt, um mit Sicherheit über sie urtheilen zu können. Für uns aber sind die Griechen die ersten, welche die Autonomie des menschlichen Geistes zur Herrschaft brachten. Selbst bei den Indern, welche so weit wir die Geschichte der Geistesentwickelung zu überschauen vermögen, von allen alten Völkern den Griechen noch am nächsten standen, ist die Wissenschaft wesentlich eine retrospective, nur darauf gerichtet, zu wissen, was die vergangenen Geschlechter gedacht, geglaubt, gemeint — kaum was sie gewußt hatten. Wissen ist ihnen wesentlich Kennen was war, selbst in der von ihnen so hoch entwickelten Sprachwissenschaft nur theilweise was ist, nirgends was sein soll. Erst unter den Händen der Griechen ward sie zugleich eine prospective, ein Streben nach Erkenntniß dessen, was sein müßte, was werden soll.

Der hohe philosophische Geist, der Trieb, die Principien und Gründe der thatsächlichen Erscheinungen zu erkennen, die ideale Richtung, welche ihnen fast in allen geistigen Fragen das was sein müßte zum Maßstab dessen was ist machte, diese Grundzüge der ganzen wissenschaftlichen Entwickelung der Griechen, auf denen eben so sehr die wunderbaren Vorzüge derselben als ihre Mängel beruhen, bilden im Wesentlichen auch den Charakter ihrer sprachwissenschaftlichen Thätigkeit.

Der hohe Flug ihrer Phantaſie, die an Reichthum von Ideen und Combinationen, an Höhe und Tiefe von Gedanken und Anſchauungen in der Geſchichte der menſchlichen Entwickelungen bisher unübertroffen daſteht, die Kühnheit ihrer Conceptionen, die getragen von den mannigfachſten und kräftigſt entfalteten geiſtigen Mitteln, gehemmt von keinem Vorurtheil, keiner Autorität, die Autonomie des menſchlichen Geiſtes in allen Gebieten des Wiſſens zur Herrſchaft brachte, vor keiner Frage zurückbebend, ſelbſt da Löſungen verſuchte, wo noch alle Vorbedingungen dazu fehlten — die Pyramide gleichſam auf die Spitze ſtatt auf die Baſe ſtellte, ein Wagniß, welches nur einem ſo wunderbar begabten Volke ungeſtraft hinzugehn vermochte — waltet, wie faſt in allen ihren übrigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſo auch auf dem Gebiete ihrer Sprachwiſſenſchaft.

Wie die griechiſche Philoſophie mit der Frage nach der Entſtehung und dem Grundſtoff des Univerſums begann und bald Waſſer bald Feuer u. ſ. w. als dieſen betrachtete, ohne zu wiſſen, noch während des ganzen Verlaufs der claſſiſchen Entwickelung zu erfahren, was Waſſer oder Feuer ſei, ſo begannen auch die ſprachwiſſenſchaftlichen Verſuche der Griechen zu einer Zeit, wo ſie weder Nomen noch Verbum wiſſenſchaftlich zu unterſcheiden vermochten, wo ihnen noch keine einzige einzelne Thatſache der Sprache klar war, mit der Unterſuchung von Fragen, welche eine methodiſche Forſchung weit entfernt als die erſten vielmehr als die letzten der Sprachwiſſenſchaft zu betrachten genöthigt iſt.

Allein ſo ſehr dieſe Kühnheit zu bewundern iſt, die gewiſſermaßen mit dem Ende den Anfang machte, ſo dürfen wir doch nicht verſchweigen, daß, man möchte faſt ſagen, zur Compenſation dafür, die Griechen niemals zu dem eigentlichen Anfang gelangt ſind und in Folge davon, wie ſich von ſelbſt verſteht, eben ſo wenig zu einer irgend richtigen Einſicht in ihre Sprache oder Sprache überhaupt. Die eigentliche Grundlage jeder Sprachforſchung — eine methodiſche Analyſe der Wörter — haben ſie nie

gewonnen; dazu fehlte ihnen schon die demüthige, entsagungs-gewissermaßen ehrfurchtsvolle Versenkung in den Gegenstand der Forschung, welche allein zu den minutiösen Beobachtungen, Zusammenstellungen, Sichtungen und Anordnungen, vermittelst deren die richtige Analyse errungen wird, die nöthige Geduld verleiht. Doch darf zur Entschuldigung dieses Mangels nicht verschwiegen werden, daß auch ihre Sprache nicht mehr in dem Zustand war, den Weg zu dieser Analyse mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit zu bahnen. Die griechische Sprache ist in ihren phonetischen Entwickelungen bedeutend weiter vorgeschritten, als das Sanskrit; schon der Hinzutritt der Vokale ε (η) und ο (ω) zu den drei ursprünglich indogermanischen a, i, u, so wie die Einbuße von j und v verringern die etymologische Durchsichtigkeit derselben so sehr, daß man bezweifeln kann, ob selbst dem großen grammatischen Geist der Inder gelungen wäre, mit diesem Sprachmaterial dasselbe Ziel zu erreichen, welches sie vermittelst des Sanskrits in so mustergiltiger Weise erreicht haben.

Ist es den Griechen nicht gelungen, sich zu einer methodischen Analyse ihres Wortschatzes hindurch zu arbeiten — d. h. zu der Fähigkeit, ihre Wörter in deren natürliche Glieder zu zerlegen — haben sie überhaupt für die Erkenntniß der Sprachbildung so gut wie gar nichts Bedeutendes geleistet, so haben sie dagegen mit, wenn auch nicht mustergiltigem doch glänzendem, Erfolg die Lehre von dem Gebrauch der sprachlichen Mittel, die Syntax, nicht bloß geschaffen sondern auch bis zu einem hohen Grade vollendet.

Dabei kam ihnen ihre geistige Richtung und ihre Sprache fast in demselben Maße zu Statten, wie sie ihnen für die Erkenntniß der Sprachbildung hinderlich waren.

In Folge ihrer vorwaltend logischen und dialektischen Geistesrichtung wandte sich ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Art, wie der Gedanke sich im Worte verkörpert, wie denn überhaupt die Sprache in ihrer Selbstständigkeit, in ihrer Unabhän-

gigkeit von den allgemeinen Denkgesetzen von ihnen nie erkannt, sondern stets nur als Dienerin des Gedankens betrachtet wurde, völlig oder fast völlig denselben Gesetzen unterworfen wie dieser.

In Bezug auf den Gedankenausdruck oder überhaupt auf die Wiedergabe des inneren Lebens durch Worte hat aber in der That auch die griechische Sprache vor allen andern bis jetzt bekannten die höchste Stufe erreicht. Das Sanskrit speciell kann mit seinem wesentlich parataktischen Satzbau, bei welchem man den inneren Sinn, das eigentliche Verhältniß der Satztheile zu einander nur aus der Wortfolge erschließen, ja oft nur errathen kann, mit seinem ergänzend hinzutretenden trocknen und schwerfälligen Gebrauch der Casus, insbesondre von Abstracten, statt in gewissermaßen freier Unterwürfigkeit sich fast selbstständig bewegender Satzglieder, auch nicht im entferntesten mit dem Griechischen in die Schranken treten.

Das Griechische hat, wie keine andre Sprache, die Fähigkeit entwickelt, in der Ganzheit eines Gedankens das gegenseitige Verhältniß der ihn constituirenden Glieder oder Elemente überhaupt aufs treueste wiederzuspiegeln, ihn gewissermaßen ganz der inneren Fassung gemäß äußerlich hervortreten zu lassen, überhaupt den sprachlichen Ausdruck als eine wahre Nachahmung ein wahres Spiegelbild der inneren Gestalt in Wort und Ton zur Geltung zu bringen. Die wunderbar treue naturgemäße, rein objective von keiner ihm fremden Subjectivität getrübte Reproduction des Gedankens hat sich wie in allen Werken der Griechen, so auch insbesondre in der Prosa ihrer Meister zur Geltung gebracht und was hier erreicht ist, erkennt man am besten, wenn man in dieser Beziehung die römische Prosa vergleicht, welche trotz dem, daß sie nach griechischen Mustern gebildet ist und unter allen Sprachen ihr noch am nächsten steht, doch nie die reine Objectivität, diese von jedem Nebenzweck freie Selbstabspiegelung des Gedankens zu erreichen vermag, welche der griechischen Kunst auch hier das Gepräge der vollendetsten Natur giebt.

In Bezug auf den Satzbau verdankt die griechische Sprache diese Vollendung, neben andern sprachlichen Mitteln, wie z. B. selbst ihren Anakoluthien, nicht am wenigsten ihrem reich entwickelten Verbalsystem und der Fülle ihrer Partikeln; dadurch waren die Griechen in den Stand gesetzt, ihren Sätzen die feinsten Schattirungen und Nüancen des Gedankengangs zu verleihen.

Eine solche feine Ausgestaltung des Gedankens vermittelst der Darstellung mußte bei einem Volk von so tiefem Gefühl und so vielem Sinn für die Angemessenheit der Rede und die Erforschung der Gesetze derselben nothwendig zu einer eingehenden Betrachtung des Satzbaus, oder des Verhältnisses der sprachlichen Darstellung zum Gedanken überhaupt, führen, und so den Weg zur Ausbildung der Syntax bahnen. Allein eine Vollendung derselben hängt zu sehr von einer tiefen Einsicht in die Sprachformation ab, als daß es ihm gelingen konnte, seine Arbeiten auf diesem Gebiet zu einem eben solchen Abschluß zu bringen, wie die Inder die ihrigen auf dem von ihnen fast mustergiltig behandelten Gebiet der Sprachbildung.

Doch wir können diese Betrachtungen hier nicht weiter verfolgen, da sie uns zu weit von den Anfängen der griechischen Sprachwissenschaft abführen, denen wir noch einige Bemerkungen schuldig sind.

Denn ist die Richtung, welche die Sprachwissenschaft bei den Griechen nahm, sind — trotz aller Mängel — ihre Ergebnisse — die im Verein mit denen der indischen die Hauptgrundlagen der heutigen bilden — bewunderungswerth, so sind es eben so sehr, ja fast noch mehr, die Anfänge selbst.

Ihre Sprachwissenschaft ist nicht, wie — so weit uns bekannt — bei allen übrigen Völkern aus irgend einer nennenswerthen äußeren Veranlassung hervorgegangen, sondern wesentlich, ja fast einzig, aus ihrem Trieb nach Wissenschaft, aus ihrer steten Richtung auf die Erforschung der Gründe der Dinge, aus ihrem unermüdlichen 'Warum'.

Nicht wie bei den Indern war es eine Sammlung von heiligen Liedern, deren Verständniß theilweis abhanden gekommen und auf wissenschaftlichem Wege theils wiederherzustellen, theils für die kommenden Geschlechter zu befestigen war, nicht wie bei den Arabern eine heilige Schrift, deren Sinn und Ausdruck gesichert werden sollte, nicht wie bei den Römern die nachahmende Uebertragung grammatischer Arbeiten, die im Gebiete einer andern Sprache vollendet waren, auf die ihrige — die zum Eindringen in die eigne Sprache und zu sprachwissenschaftlicher Thätigkeit nöthigte, oder anregte; nein — wie ganz von selbst — tritt die griechische Sprachwissenschaft aus der lebendigen Sprache hervor, eine Erscheinung, die ihres Gleichen bei keinem andern Volke findet und schon darum auffallend, je eindringender erwogen, desto mehr in Erstaunen setzt. Denn je leichter es sich erklären läßt, wie ein Volk, innig mit seiner Sprache verwachsen, sie, gleichwie die Thätigkeit des Sehens, Gehens, Hörens, übt, ohne, selbst bei einem gewissen Grade von Cultur, auf den Gedanken zu gerathen, sie, so zu sagen, als eine selbstständige Schöpfung von sich abzulösen und einer besonderen Betrachtung zu unterziehen, desto schwerer wird es zu begreifen, wie dieses von den Griechen, bei denen es, ganz in Uebereinstimmung mit jener Auffassung, noch zu Platons Zeit keine Lehrer der Muttersprache gab[1]), dennoch fast ohne jede äußere Veranlassung ins Werk gesetzt ward. Nur die tief ausgeprägte philosophische Richtung des griechischen Volkes giebt uns die Erklärung dafür. Diese macht es zugleich begreiflich, daß die griechische Sprachwissenschaft sich sogleich mit so hohen Fragen beschäftigte; daß sie zunächst innerhalb der Philosophie gewissermaßen als ein subordinirter Theil derselben sich entwickelte, dann zwar unter den Händen der Stoiker schon nach einer gewissen Selbstständigkeit zu ringen begann, aber erst durch die alexandrinischen Grammatiker sich zu

[1]) Plat. Protagor. 327, 5.

einer selbstständigen Wissenschaft gestaltete, daß diese endlich selbst in ihrer höchsten Entwickelung — bei Apollonius Dyscolus — vom Einfluß der Philosophie mächtig und keineswegs stets zu ihrem Vortheil beherrscht blieb.

Schon den bedeutendsten Vorgängern Platon's, dem dunkeln Heraklit, Demokrit, sogar Pythagoras werden geistvolle und tiefsinnige Bemerkungen über die Sprache, ihr Verhältniß zu den durch sie bezeichneten Dingen und insbesondre über die Frage zugeschrieben, ob die Wörter eine naturnothwendige — durch die Gegenstände, deren Ausdruck sie sind, bedingte, — oder eine conventionelle, in letzter Instanz willkürliche Bezeichnung seien. Es ist schwer zu entscheiden, wie weit diese Angaben, welche aus verhältnißmäßig später Zeit herrühren, Vertrauen verdienen, allein schon aus dem ersten sprachwissenschaftlichen Werk, welches uns erhalten ist, dem schon erwähnten platonischen Kratylos, tritt unverkennbar die Thatsache hervor, daß das philosophische Nachdenken über Sprache und insbesondre über die hervorgehobene Frage, die griechischen Geister schon vor Platon vielfach beschäftigt haben muß. Nur so erklärt sich die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher sprachliche Gegenstände in diesem Dialog behandelt, die Fragen mit großer Präcision und Gründlichkeit gestellt und die dafür geltend zu machenden Momente vor- und ausgeführt werden; alles freilich mehr oder vielmehr ganz von einem allgemein-menschlichen, logischen Standpunkt, weniger oder so gut wie gar nicht von einem speciell sprachwissenschaftlichen.

Denn von der Sprache weiß dieser ganze Dialog fast weiter nichts, als das allerallgemeinste, nämlich daß sie aus einer Menge von Wörtern bestehe, welche zur Bezeichnung von Gegenständen dienen, die in der Wirklichkeit oder der Vorstellung existiren. Welcher Art diese Wörter, daß sie, speciell im Griechischen, in bestimmte Classen zerfallen, davon tritt noch nirgends eine Ahnung hervor. Die ganze Lautmasse, welche in der Rede gebraucht wird, zerfällt ihm in Sätze, kleinere eine gewisse Selbst-

ständigkeit besitzende Satztheile (ῥήματα), Wörter (ὀνόματα) und Buchstaben[1]). Bei dem bestimmten Zweck, welcher im Kratylos verfolgt wird, ließe sich zwar daraus allein nicht mit voller Bestimmtheit schließen, daß zu der Zeit als Platon diesen Dialog abfaßte, die Erkenntniß der griechischen Sprache im Wesentlichen noch nicht weiter fortgeschritten war; denn jener Zweck konnte es dem Verfasser unnöthig erscheinen lassen, tiefer in die Sprache von Seiten ihres thatsächlichen Bestandes einzugehen. Allein auch in den übrigen platonischen Schriften tritt in Bezug auf Wortclassen nur noch eine und zwar mehr logische als sprachliche Erkenntniß des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum hervor und daß eine weitere Sonderung — wenigstens eine schärfere — zu Platons Zeit noch nicht Statt gefunden hatte, haben die Untersuchungen über die Anfänge und Geschichte der griechischen Sprachwissenschaft gezeigt, welche in neueren Zeiten von Classen, Lersch, Schömann und andern bis auf Steinthal mit ausgezeichneter Gründlichkeit geführt sind.

Die Umstände, unter denen die griechische Sprachwissenschaft begann, lagen auch keineswegs günstig genug um eine eigentlich sprachwissenschaftliche Betrachtung anzubahnen. In den Schulen beschränkte man sich in sprachlicher Beziehung höchst wahrscheinlich auf Lesen und Schreiben und Kenntniß der älteren Dichter, insbesondre Homers. Jenes gab Veranlassung, die Laute der Sprache einer genaueren Betrachtung zu unterziehen und die platonischen Schriften zeigen, daß dieß eine Gelegenheit zu ehrenwerthen Leistungen ward. Die Sprache der Dichter dagegen stand wenigstens im Allgemeinen der lebendigen, insbesondre den ver-

[1]) In Bezug auf das, was im Verlauf dieser Einleitung über den Kratylos bemerkt werden wird, verweise ich auf meine Abhandlung 'Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos' in den Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Band XII. 1866; rücksichtlich des eben angeführten vgl. den Excurs dazu (besondrer Abdruck S. 139 ff.).

wandten Dialekten, welche als Träger bedeutender Werke, den Gebildeten ganz verständlich waren, noch so nahe, daß darin keine Aufforderung gegeben war, sie als eine besondere anzusehen, ohne deren gründliche Erlernung ein Verständniß der darin abgefaßten Werke unmöglich wäre. Was in einem analogen mehr oder weniger dialektartigen Verhältniß zu der gewohnten Redeweise stand, war entweder unmittelbar verständlich, oder höchstens in die entsprechenden Wörter zu übertragen; wo Reflexe fehlten, übertrug man nach der Ueberlieferung, wie man sie von einem derselben kundigen Lehrer erhalten hatte. Derartige Auffassungen anzuzweifeln und dadurch zu einer — schon grammatischen — Vertheidigung derselben anzuregen, wird in den damaligen einfachen Verhältnissen — wo von einer eigentlichen Gelehrsamkeit noch nicht die Rede sein konnte — wohl nur selten irgend Jemanden eingefallen sein. Dennoch mochte es nicht ganz an Bedenken der Art fehlen, und diese führten neben andern Veranlassungen der verschiedensten Art zur Erklärung von Wörtern aus verwandten — zu etymologischen Betrachtungen — welche insbesondre im Kratylos eine so hervorragende Stelle einnehmen, daß man schon daraus wie auch aus den übrigen platonischen Schriften schließen kann, daß sie zur damaligen Zeit ziemlich häufig angestellt wurden.

Eine Hauptveranlassung dazu, so wie zu einem tieferen — wenn gleich ebenfalls kaum grammatischen, sondern gewissermaßen lexikalischen und syntaktischen — Eindringen in die Sprache gewährte die Thätigkeit der sogenannten Sophisten.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Stellung der Sophisten in der Entwickelung der griechischen Philosophie, auf den Nutzen und Schaden, den sie gestiftet haben, näher einzugehen. Es wird von der einen Seite ohne Rückhalt zuzugeben sein, daß der Standpunkt, welchen sie ursprünglich einnahmen, ein berechtigter war, aber eben so von der andern, daß im Laufe der Entwickelung die Sophistik ihr Ziel überschritt und sich in die verderblichsten

und unſittlichſten Richtungen verirrte. Es war ein großer und zeitgemäßer Gedanke, die philoſophiſche Betrachtung, welche bis dahin ſich vorzugsweiſe mit transſcendentalen Fragen beſchäftigt hatte, auf den Menſchen ſelbſt und ſeine thatſächlichen Entwickelungen, insbeſondre den Staat zu richten, 'die Schüler, die ſich ihm anvertrauten', wie Protagoras ſagte, 'in der Verwaltung ihrer häuslichen und der Staatsangelegenheiten, in der ἀρετῇ zu vervollkommnen, gute Bürger zu bilden'[1]); die Sophiſten ſind in dieſer Beziehung die Vorgänger des Sokrates und man darf ohne Uebertreibung ſagen, daß er im Anſchluß an ſie und im Kampf gegen ihre Verirrungen zu dem geworden iſt, was ihm für alle Zeiten den Ruhm geſichert hat, an die Spitze der wahren Philoſophie geſtellt werden zu müſſen. Als Hauptmittel, ihr urſprünglich lobenswerthes Ziel zu erreichen, diente ihnen die Ausbildung der Dialektik, ein Beſtreben, für welches ihnen in den großen dialektiſchen Anlagen der Griechen und in der Oeffentlichkeit der Staats- und Gerichtsverhandlungen, in welchen die dialektiſche Kunſt Uebung und Anwendung fand, keine geringe Förderung geboten ward. Eine Kunſt, von welcher das Wohl des Staats, Macht, Ehre, Leben, Hab und Gut des Einzelnen abhing, mußte in ihrem Werthe immer höher ſteigen; eine Unzahl von Schülern ſchloß ſich den Lehrern derſelben an; der Beifall ſtieg in demſelben Grade, in welchem ſich die Souveränität dieſer Kunſt geltend machte. Die Dialektik — wie alles Große Brauch und Mißbrauch zugleich in ſeinem Schoße birgt — wurde ſo auf den abſchüſſigen Weg gedrängt; anſtatt im Dienſt der Wahrheit zu bleiben, warf ſie ſich — unbewußt und bewußt — zur Herrin derſelben auf; was ſie durch Künſte des Scharfſinns und der Täuſchung zur Wahrheit geſtempelt zu haben glaubte, das ſollte auch dafür gelten; die abſoluteſten Gegenſätze — Recht und Unrecht, den *δίκαιον* und *ἄδικον λόγον* — machte ſie

[1]) Plato Protagoras, 318.

Anspruch mit denselben Künsten zu unzweifelbarer Sicherheit zu erheben; die Dialektik war unter den Händen der Sophisten zur Sophistik geworden. Doch dieser eben so unwissenschaftliche als unsittliche Triumph war nur ein kurzer; der Rächer der Wahrheit, welcher die Dialektik zu ihrer eigentlichen Aufgabe, in den Dienst der Wahrheit zurückführen sollte, war schon erstanden; er vernichtete die Sophistik, indem er sie, gestützt auf die Ueberlegenheit eines sittlichen Bewußtseins, mit den von ihr selbst geschmiedeten Waffen bekämpfte.

Allein die scharfe Ausbildung der Dialektik und zwar grade ihre Richtung auf sophistische Zwecke konnte nicht erfolgen, ohne den Sinn auf das Hauptmittel, durch welche sie sich darstellt, die Rede, auf die Bedeutung und den Gebrauch der Wörter zu lenken. Besteht doch ein großer Theil der Sophistik eigentlich nur aus Wortstreit, indem man anstatt die Dinge oder Begriffe zu untersuchen, die Wortbezeichnungen derselben als ihre treuen Repräsentanten nimmt und sich über sie herumstreitet. Um sie mit größerer Sicherheit für die verschiednen oft entgegengesetzten Zwecke der Dialektik, Rhetorik und Sophistik verwenden zu können, mußte man sie genauer kennen; von ihrer gewissermaßen äußeren Bedeutung — ihrem Werth in der Rede — wurde man zu ihrem gewissermaßen inneren Wesen, selbst zu den Gründen ihrer Bedeutung, zu einer tieferen Betrachtung derselben geführt. Insbesondre aus Platon geht mit Bestimmtheit hervor, daß sich die Sophisten mit sprachlichen Forschungen beschäftigten, die wenigstens nahe an Grammatik streifen. Protagoras hatte auf die geschlechtliche Differenz der Wörter und auf die Modi, d. h. die Modalitäten des Gedankenausdrucks, wie sie in der Rede hervortreten — z. B. Wunsch, Frage, Antwort, Befehl — nicht aber Modi im grammatischen Sinn: Indicativ, Conjunctiv, Optativ, Imperativ seine Aufmerksamkeit gerichtet[1]); Hippias

[1]) Diog. Laet. IX, 53.

beſchäftigte ſich mit dem Werth der Buchſtaben (*γραμμάτων δύναμις*, wo wahrſcheinlich das Wort *δύναμις* 'Werth' dieſelbe Bedeutung, wie im platoniſchen Kratylos hat, in welchem Fall der tiefſinnige Gedanke, den Lauten an und für ſich einen begrifflichen Werth zuzuſprechen, ſchon von Hippias ausgeführt wäre), Prodikos hatte ſynonymiſche Forſchungen angeſtellt, wahrſcheinlich um dadurch zu beweiſen, daß das Wort der richtige Ausdruck des Gegenſtandes ſei, welcher dadurch bezeichnet wird, daß es keine wirklichen Synonymen gebe, vielmehr die dafür gehaltenen Wörter in Wahrheit begrifflich mehr oder weniger unterſchieden ſeien. Ueberhaupt waren ſprachliche Betrachtungen zur Zeit der Sophiſten ſo tief in die wiſſenſchaftliche Bildung eingedrungen, daß Antiſthenes, welcher zugleich Schüler des Socrates und des Sophiſten Gorgias war, die Unterſuchung der Wörter als die Grundlage wiſſenſchaftlicher Bildung anſah (*ἀρχὴ παιδεύσεως ἡ τῶν ὀνομάτων ἐπίσκεψις*)[1]), während Socrates, wenigſtens in den platoniſchen Dialogen, nicht eindringlich genug vor dem Beſtreben warnen kann, die Kenntniß der Dinge aus deren Namen ſchöpfen zu wollen. Selbſt der Spott, mit welchem Ariſtophanes[2]) und der Komiker Kallias (ſchon um 400 v. Chr.), welcher eine *Γραμματικὴ τραγῳδία* dichtete[3]), ſie geißelten, ſpricht dafür, daß ſie eine hervorragende Stelle in der damaligen Bildung einnahm.

In dem ſchon mehrfach erwähnten Kratylos behandelt Platon eine Frage, welche den Centralpunkt der damaligen ſprachlichen Betrachtungen gebildet zu haben ſcheint und für alle diejenigen, welche ſich eine klare Anſchauung über die allgemeinen Geſetze, nach denen ſich die Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes über-

[1]) Arrian Dissert. Epict. I. 17. 12.

[2]) Nubes 662 ff. gegen Protagoras (vgl. Aristot. Rhet. III. 5. 1407b. 7. Soph. El. 14. 173b. 7.).

[3]) vgl. Ricardus Pietzsch de Calliae grammatica quae appellatur Tragoedia. Halle 1861.

haupt entwickeln und die besonderen, welche in der Gestaltung der Sprache und einzelnen Sprachen walten, nicht zu erwerben vermögen, zu allen Zeiten eine unslösbare bleiben wird. In der Aufstellung derselben zeigt sich recht augenfällig die Tiefe des griechischen Geistes und sein Bestreben, die letzten Gründe der Erscheinungen zum Bewußtsein zu bringen.

Es ist eine allgemein anerkannte und durch keine Sophistik wegzuläugnende Thatsache, daß die Menschen, welche sich einer und derselben Sprache bedienen, sich einander — so weit es die Bedürfnisse menschlicher Mittheilung erfordern — verstehen, daß der Hörende ein Wort wesentlich in demselben Sinn nimmt, in welchem es der Sprechende gebraucht, das Wort also — mag es einen sinnlichen oder geistigen Gegenstand zur Vorstellung bringen — wesentlich die richtige (ὀρϑή) Bezeichnung seines Inhalts ist, sonach die Wörter — sobald sie nach den Gesetzen und dem Gebrauch der Sprache, welcher sie angehören, verwendet werden — richtig sind, Richtigkeit (ὀρϑότης) haben. Worauf beruht aber diese Richtigkeit? wodurch erklärt sich diese Thatsache?

Die Antworten, welche im Kratylos gegeben werden, sind wesentlich mit denen gleich, welche auch in der Folgezeit hervorgetreten sind. Erst in unseren Tagen, wo das größte aller philosophischen Systeme — das Hegelsche — den Blick in die Gesetze der menschlichen Entwickelungen geklärt und geschärft, die eindringendsten Untersuchungen die Anfänge und die Art des Fortschritts, der Ausgestaltung, menschlicher Schöpfungen blosgelegt, tiefe sprachliche Forschungen uns über die Entstehung einer Fülle von sprachlichen Erscheinungen aufgeklärt haben, treten andre an ihre Stelle, jedoch nur bei den Kundigen, während die Unkundigen oder minder Kundigen sich wesentlich noch in denselben Kreisen bewegen, nur mit dem Unterschied, daß sie an Consequenz, Tiefe und Schärfe weit hinter dem zurückstehen, was in dem platonischen Dialog schon vor mehr als zwei Jahrtausenden geboten ward.

Die Unterhaltung wird von Sokrates, Hermogenes und Kratylos geführt. Hermogenes repräsentirt, wie es scheint, die allgemeine, Kratylos die philosophische Bildung, welche zu der Zeit, in welche die Abfassung dieses Dialogs fällt, vorherrschten. Jener macht keinen Anspruch darauf, über die Gegenstände der Philosophie tief nachgedacht zu haben, doch sind ihm die Fragen derselben bekannt, er nimmt ein lebhaftes Interesse an der Erörterung derselben, will belehrt sein und ist der Belehrung zugänglich. Dieser dagegen, welcher als Anhänger des heraklitischen Systems auftritt, ist in Bezug auf die philosophische Betrachtung der Sprache im Besitz gewisser Dogmen, die er als unumstößlich betrachtet; er ist bereit, sie erörtern und erläutern zu lassen, läßt sich aber, selbst wo er sie nicht zu vertheidigen vermag, weder von ihrer Unhaltbarkeit noch Unrichtigkeit überzeugen.

Dem Hermogenes sind in Uebereinstimmung mit den thatsächlichen Erscheinungen und der gewöhnlichen und natürlichen Auffassung alle einen sprachlichen Inhalt darstellenden Wörter richtig; als Grund ihrer Richtigkeit nimmt er zunächst Vertrag, Uebereinstimmung, Gesetz und Gewohnheit an, das heißt, die Elemente, durch welche etwas einmal gegebenes in einem Gemeinwesen befestigt, fixirt wird; einmal gegeben aber ist es in letzter Instanz durch Willkür, so daß diese als der eigentliche und erste Grund für die Richtigkeit der Wörter hervortritt.

Kratylos dagegen hat den Begriff Richtigkeit nur auf einen Theil des Sprachinventars beschränkt; richtig sind ihm nur diejenigen Wörter, welche eine durch die Natur ihres begrifflichen Inhalts bedingte oder gestaltete Bezeichnung desselben bilden; diese Richtigkeit sei allen Sprachen gemeinsam; diejenigen Elemente des Sprachinventars dagegen, welchen diese Bedingung abgehe, speciell die in Folge von Uebereinkommen gebrauchten, seien überhaupt gar keine Wörter, so daß für ihn Hermogenes' Wörter diesen Namen gar nicht verdienen, Hermogenes' Sprache gar keine Sprache ist.

Da er sich auf eine genauere Erläuterung dieses Dogmas nicht einlassen will, so wendet sich Hermogenes an Sokrates und bittet ihn, entweder Kratylos' orakelartigen Ausspruch zu erklären, oder ihm seine eigne Meinung über die Richtigkeit der Wörter kund zu thun.

Sokrates zeigt nun, daß auf dem Wege der Willkür — der mit dem der bloßen Uebereinkunft identisch ist — keine richtige, oder überhaupt keine Sprache entstehen könne, daß ein naturgemäßer Zusammenhang zwischen dem begrifflichen Inhalt und der lautlichen Bezeichnung bestehen müsse, daß die Gegenstände, wie Kratylos sage, ihre Namen von Natur haben, daß der Name von Natur eine gewisse Richtigkeit habe, daß die Beilegung eines Namens nicht, wie Hermogenes glaube, etwas geringes sei, auch nicht die Sache unbedeutender Leute oder des ersten besten, daß nicht jeder ein Verfertiger von Namen sei, sondern nur Derjenige, welcher den Namen ins Auge faßt, welcher jedem Gegenstand von Natur zukömmt und es versteht, die Idee desselben in Laute und Sylben zu legen, daß es nicht Jedermanns Sache sei zu verstehen, irgend einem Gegenstande einen Namen schön (d. h. richtig) beizulegen, kurz, daß an eine willkürliche Entstehung richtiger Benennungen (Wörter) nicht zu denken sei.

Sokrates tritt also Kratylos' Meinung bei, jedoch mit der Beschränkung, daß trotz dem jedes Volk seine besondre Sprache haben könne[1]), nicht die Elemente des Sprachinventars, welche nach Kratylos richtig sind, allen Sprachen gemeinsam sein müßten[2]). Aber auch nach ihm ist nicht jedes Wort richtig, was irgend Jemanden einfallen möchte als Bezeichnung einer Sache zu gebrauchen, sondern Richtigkeit ist nur denkbar, wenn die Benennungen der Dinge auf eine objectiv und subjectiv bedingte Weise entstanden, wenn speciell die Idee derselben von einem

[1]) Ueber die Aufgabe des platon. Krat. bes. Abdr. S. 57.
[2]) ebds. S. 54.

kundigen Namenverfertiger in Lauten und Sylben ausgedrückt ist. Damit ist aber nicht entschieden, ob dieß auch in der wirklichen Sprache der Fall sei, ob diese Annahme sich als richtig in ihr nachweisen lasse, ob sie nicht vielleicht eine in diesem Sinn richtige Sprache gar nicht sei[1]).

Hermogenes weiß auf Sokrates' dialektische Entwickelung zwar nichts zu erwidern, ist aber auch von der Richtigkeit der vorgetragenen Ansicht noch keineswegs überzeugt. Er glaubt, daß er sich eher werde überzeugen lassen, wenn Sokrates nachweise: 'welcher Art die natürliche Richtigkeit der Benennung sein müsse'.

Sokrates theilt nun alle Wörter in zwei Classen. Die eine umfaßt die, wie er sie nennt, zusammengehämmerten; da Platon zwischen Ableitung und Zusammensetzung noch nicht zu scheiden weiß, sondern auch Derivationsexponenten für Reste von Compositionsgliedern nimmt, so entsprechen sie etwa unsern etymologisch erklärbaren, auf ihre Basen reducirbaren. Durch Zerlegung, wie er es nennt: Zerhämmerung, derselben, sucht er nun nachzuweisen, daß sie vermittelst der Elemente, die in ihnen zusammengehämmert sind, eine Beschreibung des durch sie bezeichneten Gegenstandes geben wollen. Die Beschreibung, welche vermittelst dieser Zerhämmerung gewonnen wird, läßt die Wörter so erscheinen, als ob sie — natürlich zur höchsten Befriedigung des heraklitischen Kratylos — nach dem Grundprincip der heraklitischen Philosophie gebildet, die ewige Veränderung der Dinge wiederspiegelten[2]). Allein dieser ganze etymologische Abschnitt, der voll von Spott, Hohn, Ironie und Persiflage ist, läßt schon ahnen, daß dieser Versuch, eine naturgemäße Richtigkeit in dem im vorhergehenden Abschnitt aufgestellten Sinn in der wirklichen Sprache nachzuweisen, als völlig mißlungen betrachtet werden soll, daß er

---

[1]) Ueber die Aufgabe des platon. Krat. bes. Abdr. S. 58.

[2]) a. a. O. S. 43. vgl. 90.

das gewonnene Resultat, wie die Wörter sein müßten, wenn sie richtig sein sollen, zwar nicht antastet, aber gewissermaßen **ad hominem** demonstriren soll, daß diese principielle Richtigkeit in den Wörtern der wirklichen Sprache nicht nachweisbar, oder wenigstens nicht mit irgend einer Sicherheit zu erkennen ist.

Die andre Classe der Wörter: die nicht weiter zerhämmerbaren — wie wir sagen würden: die nicht etymologisch auf Basen reducirbaren — muß, wie Sokrates annimmt, nach demselben Princip der Richtigkeit gebildet sein; auch sie muß durch ihren Lautcomplex eine Beschreibung ihres begrifflichen Inhalts gewähren. Da sie aber nicht mehr in Worte zerhämmerbar ist, sondern ihre constitutiven Elemente nur aus Lauten — Buchstaben — bestehen, so muß diese Beschreibung durch ihre Laute an und für sich gegeben sein; die Laute müssen in ihrer Einzelheit einen begrifflichen Werth darstellen. Dieß führt zu der berühmten und bis auf den heutigen Tag noch nicht wenig mißbrauchten Hypothese des begrifflichen Werths der Laute, welche, da auf diesen unreducirbaren Grundwörtern alle reducirbaren beruhen, in letzter Instanz das Princip der Richtigkeit der Wörter oder der Sprache überhaupt bildet. Doch deren Herrschaft in der wirklichen Sprache nachzuweisen, wird kaum auch nur ein Versuch gemacht, so daß schon am Ende des 2. Abschnitts dieses Dialogs (S. 427, D) der aufmerksame Leser weiß, oder wenigstens mit Enschiedenheit ahnen muß, daß die Forderungen, welche Sokrates an eine richtige Sprache stellt, in der wirklichen nicht erfüllt werden, so wenig als die, welche er an einen Staat im wahren Sinne des Wortes macht, in den existirenden Staaten ihre Erfüllung finden. Die existirenden Sprachen und Staaten sind für Platon nur Erzeugnisse oder Gebilde der Noth, die von denen, die den Zweck dieser Bildungen und die Mittel ihn zu erreichen erkannt haben, durch Neubildungen ersetzt werden müßten.

Dieses wird im letzten Abschnitt theils genauer erwiesen, theils auf kaum verkennbare Weise angedeutet. Auf dialektischem

Wege wird gezeigt, daß die wirkliche Sprache eine Richtigkeit, wie ſie ſie nach Sokrates haben müßte und nach der heraklitiſchen Auffaſſung des Kratylos wenigſtens theilweis hat, gar nicht haben könne. Zu dieſem Zwecke beweiſt Sokrates, daß die Kratylos'ſche Trennung des Sprachinventars in Wörter die richtig ſind und durch Uebereinkunft gebrauchte Lautcomplexe, die keine Wörter ſeien, für die wirkliche Sprache keine Berechtigung habe, daß in ihr die letzteren grade ſo wie die erſteren dienen; ferner daß der, welcher die wirkliche Sprache gebildet habe, die Fähigkeit, richtige Wörter zu bilden, gar nicht beſeſſen habe, da dieſe von der richtigen Erkenntniß der Dinge bedingt ſei. Am wenigſten habe die heraklitiſche Philoſophie, nach deren Principien die Bezeichnungen für die Dinge dem Kratylos gebildet zu ſein ſcheinen, dem Namenbildner dieſe Kenntniß zu gewähren vermocht, da die von ihr angenommene ſtete Veränderlichkeit aller Dinge die Möglichkeit ausſchließe, irgend etwas als ſo ſeiend zu benennen oder auch nur zu erkennen; denn in dem Augenblick, wo man es als ſo ſeiendes erkennen oder benennen wolle, ſei es ja ſchon ein andres.

Dem gegenüber wird angedeutet, daß eine wahrhafte Erkenntniß der Dinge nur durch eine Philoſophie ermöglicht werde, welche, wie die platoniſche Ideenlehre, das Sein zu Grunde legt. Dieſe erkennt die Dinge ihrem wahren Weſen nach; ſie beſitzt demnach die eine Seite des Wortes, den begrifflichen Inhalt, in ihrer Richtigkeit. Wie ſie dieſe richtig in Lauten und Sylben darſtelle, dem Inhalt den ihm gemäßen Lautkörper verleihe, iſt durch die Annahme des begrifflichen Werths der Laute und die Art ihrer Anwendung[1]) hinlänglich angedeutet. Der, welcher richtige Wörter bilden will, muß den begrifflichen Werth der Laute, die Correſpondenz zwiſchen Laut und Begriff erforſchen und demgemäß zunächſt die Grundwörter bilden — d. h. diejenigen Wörter, in denen der begriffliche Inhalt nur vermittelſt

[1]) a. a. O. S. 97 ff.

des begrifflichen Werths der Laute nachgeahmt wird; — aus diesen bildet er dann durch Zusammenhämmerung (wie wir sagen würden: Zusammensetzung) diejenigen Wörter, deren begrifflicher Inhalt durch eine Verbindung von mehreren Grundwörtern zu beschreiben ist.

Dieses Ideal einer Sprache, kann man weiter folgern, würde für die Hauptaufgabe der Philosophie: die wahre Erkenntniß der Dinge zu verbreiten, welche Platon stets im Auge hat, von der weitgreifendsten Bedeutung sein. Denn jedes ihrer Wörter würde durch sich selbst die richtigste Belehrung über den dadurch beschriebenen Gegenstand darbieten.

In der wirklichen Sprache aber ist dieß in keiner Weise der Fall und es ist daher eine Thorheit und auf das strengste davor zu warnen, aus ihren Wörtern Belehrung über die Natur der Dinge schöpfen zu wollen.

Allein trotz der gewissermaßen theoretischen Verachtung der wirklichen Sprache, welche sich in diesem ganzen Dialog kund giebt und so weit geht, daß die eigentliche Frage: worauf denn die Richtigkeit in ihr beruhe, als eine unberechtigte ohne jede bestimmte Antwort gelassen wird, da die wirkliche Sprache, als bloße Nothsprache, auf diejenige Richtigkeit, welche Platon von einer Sprache fordert, gar keinen Anspruch machen kann — zeigt sich doch durchweg, daß Platon sich mit Fragen über die wirkliche Sprache sehr ernsthaft beschäftigt hat, ähnlich wie ihn die Construction seiner idealen Republik nicht hinderte, tiefe Blicke in das Wesen des wirklichen Staats zu werfen.

In meiner Abhandlung über diesen Dialog (S. 135 ff.) glaubte ich dasjenige, was er über die Hauptfrage in Bezug auf die wirkliche Sprache gedacht haben möge, in folgenden Worten kurz zusammenfassen zu dürfen:

'Die wirkliche Sprache ist richtig, insofern ihre Wörter von dem Hörer in demselben Sinn verstanden werden, in welchem der Sprechende sie gebraucht und verstanden wissen will.

Dieſe Richtigkeit beruht darauf, daß die Wörter nicht nach Willkür gebildet ſind, ſondern im Allgemeinen in einem natürlichen Verhältniß zu den Gegenſtänden ſtehen, welche ſie bezeichnen, von ihnen irgendwie bedingt ſind. Davon bilden die Eigennamen im Verhältniß zu ihren Trägern eine Ausnahme und vielleicht auch einige Begriffswörter, wie die Zahlenbenennungen, für welche, als allgemeinſte Abſtractionen, der Verfaſſer die Möglichkeit einer naturgemäßen Entſtehung ſich nicht vorſtellen zu können ſcheint. Dieſes naturgemäße Verhältniß zwiſchen Wort und Begriff (ich hätte ſagen ſollen: Sache) beruht aber nicht — wie das in der idealen Sprache der Fall ſein würde — auf richtiger Erkenntniß, γνῶσις, der zu benennenden Dinge, ſondern auf der Meinung, Vorſtellung, δόξα, welche die Menſchen, die ihnen dieſe Namen beilegten, von ihnen hatten. Dieſe Vorſtellung konnte möglicherweiſe eine richtige ſein, gewiſſermaßen alſo mit Erkenntniß, γνῶσις, identiſch, eben ſo oft und noch öfterer konnte ſie aber auch falſch ſein. Ausgeprägt ward ſie weſentlich nach den für die richtige Sprache aufgeſtellten Forderungen. Die Begriffe, welche der Namengeber für elementare nahm, drückte er durch die begrifflichen Werthe der Laute aus, und bildete ſo Urwörter; die auf jenen beruhenden bezeichnete er durch Ableitung und Zuſammenhämmerung aus jenen Urwörtern. Zu dieſer Nachahmung der Dinge durch Lautcomplexe bedarf es aber nicht einer vollſtändigen lautlichen oder etymologiſchen Wiedergabe aller begrifflichen Momente, ſondern es genügt, wenn ihr Typus in der lautlichen Nachbildung hervortritt. Die ſo gebildeten Wörter ſind im Laufe der Sprachgeſchichte den mannigfachſten Lautumwandlungen ausgeſetzt, welche die Nachweiſung und alſo noch mehr das allgemeine Bewußtſein der urſprünglich in die Benennung gelegten Auffaſſung des Gegenſtandes derſelben nach und nach immer mehr erſchweren und vielfach ganz vernichten. Dennoch wird aber die urſprüngliche Bedeutung des Wortes geſchützt und zwar durch das geltend gewordene Uebereinkommen, ξυνθήκη,

gegen welches — im Gegensatz zu Hermogenes' Auffassung desselben — niemand berechtigt ist, sich aufzulehnen...'

Durch Aristoteles wurde eine bedeutend größre Klarheit über das Wesen der Sprache gewonnen. Bezüglich der Frage, ob die Wörter φύσει, 'naturgemäß' (d. h. von dem Wesen der durch sie bezeichneten Dinge bedingt), oder ξυνθήκῃ, 'durch Uebereinkommen', gebildet seien, entschied er sich für das letztere[1]).

Auf die Erkenntniß des Verhältnisses der Sprache zum Gedanken, 'der logischen Elemente und ihrer Beziehungen unter einander zu den Elementen und Formen der Sprache'[2]), wandte er die größte Aufmerksamkeit. Allein es gelang ihm nicht, beide in ihrer Selbstständigkeit auseinanderzuhalten; es 'ergaben sich weder rein logische, noch rein grammatische Kategorien, sondern Mittel- und Mischwesen'[3]). Aristoteles verfolgt zwar vorwiegend logische Zwecke, und sein Bestreben ist darauf gerichtet, 'die Begriffe rein als solche zu fassen. Unbewußt und unbemerkt aber schiebt sich in seinem Bewußtsein bald der sprachliche Ausdruck an die Stelle des begrifflichen Verhältnisses, bald wiederum das Object an die Stelle des Worts'[4]). Die drei sorgfältig auseinanderzuhaltenden Factoren der Sprache: Sache, Begriff und Wort fließen bei ihm nicht selten ineinander, so daß er den Dingen zuschreibt, was von ihren Benennungen gilt[5]). Aber eben diese vielfach hervortretende Abhängigkeit seiner logischen Untersuchungen von den sprachlichen Verhältnissen kam der Erforschung der Sprache zu Gute.

Mit Aristoteles beginnt das Aufsuchen und Eindringen in das Wesen der Redetheile, diejenige sprachwissenschaftliche Thätig-

---

[1]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern S. 182.

[2]) Steinthal a. a. O. 187.

[3]) ebds. S. 188; vgl. Classen Primord. 64. 65.

[4]) Steinthal, ebds. S. 199.

[5]) vgl. ebds. 207.

keit, welche den eigentlichen Glanzpunkt der griechischen Grammatik bildet. Er theilt das Wortinventar in ὄνομα, Nomen, ῥῆμα, Verbum und σύνδεσμοι (Partikeln, aber in sehr erweitertem Sinn, da er auch die Pronomina dazu gerechnet zu haben scheint)[1]), eine Eintheilung, welche wesentlich mit der ältestbekannten indischen (nâman, âkhyâta und nipâta) übereinstimmt; ob er das ἄρθρον, den Artikel, von den σύνδεσμοι geschieden habe, ist sehr zweifelhaft[2]). Am wichtigsten und fruchtbarsten wurde seine Einführung des technischen Ausdrucks πτῶσις 'Fall', wenn gleich er selbst in Bezug auf den Gebrauch desselben noch zu keiner fest umgränzten Bestimmung gelangte. Er bezeichnet damit accidentelle Formen, welche die als unabhängig betrachtete Hauptform eines Verbum oder Nomen annimmt, also Flexionsformen derselben, aber auch Ableitungen, insbesondre von Nominibus, vorwaltend das Adverb, und in letzter Instanz ganz allgemein jede Form eines Wortes[3]).

Die Nomina theilt er in einfache und zusammengesetzte; scheidet Masculina, Feminina und Neutra, wie schon von Protagoras geschehen war, nennt die letzten aber nicht, wie dieser, σκεῦος 'Werkzeug' — eine in der That sehr unmotivirte Benennung — sondern μεταξύ — kaum minder unangemessen und später ebenfalls aufgegeben. Endlich macht er den Versuch, das Geschlecht der Wörter nach ihrer Endung im Nominativ Singularis zu bestimmen und hat den Anfang einer Satzlehre.

Leider ist es nicht möglich, seine sprachwissenschaftliche Thätigkeit mit voller Sicherheit zu zeichnen, da diejenigen Schriften oder Stellen, in denen sie insbesondre hervortritt, vom Verdacht der Unechtheit nicht ganz frei sind.

---

1) Steinthal a. a. O. 258.
2) ebds.
3) ebds. 260 ff.

Von den philosophischen Ansichten über die Entstehung und Verschiedenheit der Sprachen, welche nach Aristoteles geltend gemacht wurden, verdient vorzugsweise die des Epicur hervorgehoben zu werden, da sie der jetzt herrschenden ziemlich nahe tritt. Die Sprache ist ihm von Natur (φύσει), aber nicht, wie Kratylos für die von ihm als Wörter anerkannten Lautcomplexe annimmt, nach Bedingungen oder Gesetzen gebildet, welche bei allen Völkern in gleicher Weise wirken, sondern 'die Natur der Menschen selbst, indem sie, je nach den verschiedenen Völkern, besondre Eindrücke erleide und besondre Vorstellungen bilde, entsende den durch die jedesmaligen Eindrücke und Vorstellungen erregten Athem [das lautbildende Element] in besondrer Weise, wie es der Unterschied nach den Oertlichkeiten der Völker mit sich bringt'. Die Bildung der Wörter geschah nicht in überlegter Weise (ἐπιστημόνως, etwa wie der Wortbildner, νομοθέτης, im Kratylos die Urwörter nach seiner Kenntniß der Dinge und des begrifflichen Werthes der Laute bildet), sondern in Folge einer Naturnothwendigkeit (φυσικῶς κινούμενοι). Wie der (gesunde) Mensch seine Sehorgane, Gehörorgane (ohne weiteres) gebraucht, so mußte er auch die Faktoren, vermittelst deren die Sprache hervorbricht, zur Bildung von Wörtern gebrauchen; denn es ist, wie es auch die Bibel in ihrer Weise hervorhebt (I. M. 2, 19 und 20), eine der Hauptaufgaben der Menschheit, alles was in das Bereich ihrer Sinne und ihres Geistes fällt, sich durch Benennung, durch die Sprache zum vollen Bewußtsein zu bringen.

Wenn Epicur aus der Naturnothwendigkeit die durch empfangene Eindrücke erregten Vorstellungen lautlich zu verkörpern die Entstehung, aus der völkerlichen Verschiedenheit der Affectionen, Vorstellungen und Lautbarmachung, die Verschiedenheit der Sprachen erklärt, so entging ihm auch weder die Bedeutung des Gemeinlebens für die conventionelle Fixirung, Beschränkung der sprachlichen Schöpfungen, noch selbst die von hervorragenden In-

dividuen für Neugeſtaltungen in der weiteren Entwickelung der Sprachen [1]).

Bedeutende Verdienſte um die Eröffnung einer genaueren Einſicht in die Sprache — insbeſondre in das Gerüſte der griechiſchen — erwarben ſich die Stoiker und vorzugsweiſe einer der thätigſten unter ihnen, Chryſippus (280—206 v. Chr.) [2]).

Zwar treten wie bei Ariſtoteles auch ihre ſprachlichen Betrachtungen im Dienſte der Logik auf. Allein die Logik war bei ihnen zu etwas ganz anderm geworden, wie ſich dieß ſchon darin kund giebt, daß ſie ſie ſtets als Dialektik bezeichnen [3]). Sie war nämlich in die größte Abhängigkeit von der Sprache gerathen und Dialektik ſowohl als Rhetorik iſt ihnen die Wiſſenſchaft des richtigen Sprechens, nur bewege ſich jene in Frage und Antwort, dieſe in fortlaufender Peroration [4]). In Folge davon ward ihnen die Lehre vom Sprach-Ausdruck — *φωνή*, welches Wort ſie — ganz im Geiſte der Kratylos'ſchen Zuſammenhämmerungen — als *φῶς νοῦ* 'Licht der Vernunft' erklärten [5]) — zum erſten Theil der Dialektik, zum andern die von Demjenigen, was durch den Sprachausdruck bezeichnet wird — *σημαινόμενα* — und in Bezug auf jenen gingen ſie ſo weit, daß ſie ſelbſt die Sprachlaute, ihre phyſikaliſche Entſtehung in die Dialektik aufnahmen. Sie glaubten an den vierundzwanzig Buchſtaben des Alphabets die einfachſten Elemente und hiermit den richtigen Anfangspunkt zu beſitzen, da aus den Buchſtaben die Worte und aus den

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 218, 319.

[2]) Unter den überaus zahlreichen Schriften deſſelben (ſ. Prantl Geſch. der Logik im Abendl. I. 405) ſind mehrere, deren Titel dafür ſprechen, daß ſie weſentlich ſprachlich waren, z. B. die *περὶ τῶν ἑνικῶν καὶ πληθυντικῶν ἐκφορῶν; περὶ τῆς κατὰ τὰς λέξεις ἀνωμαλίας; περὶ σολοικιζόντων λόγων; περὶ τῶν στοιχείων τοῦ λόγου καὶ τῶν λεγομένων* u. ſ. w. vgl. Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica, 22.

[3]) Prantl Geſchichte der Logik im Abendl. I. 412.

[4]) ebdſ. 418.

[5]) Steinthal a. a. O. 279.

Worten die Sätze zusammengesetzt seien'[1]). So ist ihnen das Denken an das Sprechen gebunden und die Erkenntniß seiner Gesetze ist vorzugsweise durch die Erkenntniß der Sprache bedingt.

Wenn diese Abhängigkeit der Entwickelung der Logik zum höchsten Nachtheil gereichte, so konnte die hohe Stellung, welche dadurch der Sprache eingeräumt ward, dieser, wenigstens verhältnißmäßig, nur Vortheil bringen. Die Erforschung derselben erhielt dadurch eine höhere Weihe; sie wurde in Folge davon mit außerordentlichem Eifer betrieben und die Stoiker haben sich dadurch in der Sprachwissenschaft eine Stellung erworben, welche vermittelst des Einflusses, den sie auf die weitere Entwickelung derselben unter den Händen der eigentlichen Grammatiker und durch diese auf die ganze Folgezeit übten, bis in unsre Tage hineinragt.

Freilich kann eine unnatürliche Vermischung zweier Wissenschaften, deren sichere Erkenntniß nur dadurch gelingen kann, daß man sie, ohne ihre gegenseitige Beziehung zu verkennen, doch mit fester Hand auseinander hält, nie Statt finden, ohne daß beide darunter leiden und so ist es denn auch den Stoikern nicht gelungen, trotz einer gewissen Ahnung[2]), bis zur Erkenntniß der Selbstständigkeit der Sprache durchzudringen. Allein bei dem ganzen Gang, welchen die griechische Sprachwissenschaft eingeschlagen hatte, dem großen Umweg, welchen sie machte, um zur Sprache zu gelangen, vor allem bei ihrer Beschränkung auf eine einzige — ihre Muttersprache —, lag dieses Ziel überhaupt noch sehr fern, so fern, daß die Griechen es gar nicht zu erreichen vermochten: ihre Sprachbetrachtung ist eine eigentliche Sprachwissenschaft nie geworden: sie sind nie in die Sprache, weder überhaupt, noch in ihre Muttersprache, eingedrungen: ihre Sprachwissenschaft ist entweder in einer überaus schwachen Empirie

[1]) Prantl a. a. O. 414.

[2]) vgl. Steinthal a. a. O. 282. 287. 289 ff.

unter beiden geblieben, oder hat ſich mit mehr oder weniger Geiſt um ſie herum und über ihnen bewegt. Sprache wie alle Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes und dieſer ſelbſt ſind ihrem wahren Weſen und Werden nach nur vermittelſt der verſchiedenen Geſtaltungen zu erkennen, in denen ſie in der Menſchheit hervorgetreten ſind, und wer bedenkt, was die Menſchheit in ihnen, insbeſondre in der Sprache, niedergelegt hat, was ſie ihnen an und für ſich und durch ihre gegenſeitige Wechſelwirkung verdankt, der kann in den mehr als flachen Reden und thörichten Beſtrebungen derer, welche die Verſchiedenheit der menſchlichen Sprachen beklagen oder gar aufheben wollen, nur das Zeugniß einer völligen Unfähigkeit zur Erkenntniß des unendlichen Reichthums des menſchlichen Geiſtes erblicken, der ſich grade in dieſer Mannigfaltigkeit kund giebt. Wie ſchwach der Menſchengeiſt erſcheinen würde, wenn ſeine Schöpfungen bei allen Völkern identiſch wären, kann man aus den Anſchauungen erkennen, welche ſelbſt die geiſtvollſten Individuen und Völker ſich gebildet haben, ſo bald ſie nur die Schöpfungen, etwa Sprache, Recht u. ſ. w. eines Volkes kannten. Entweder verfielen ſie, trotz aller Höhe ihres Geiſtes, dem Looſe der Unkundigen, die nur das was ſie kennen, z. B. ihre Sprache, für das Richtige, Vernunftgemäße, Naturnothwendige, ja einzig Denkbare halten, oder, wenn ſie ſich durch Betrachtung des allgemein Menſchlichen von Vorurtheilen bis zu einem gewiſſen Grad befreit und zur Kritik befähigt haben, dem der Ueberweiſen, welchen die ihnen bekannten Schöpfungen, weil ſie mit dieſen allgemeinen Geſetzen nicht übereinſtimmen, mit Natur und Vernunft im Widerſpruch zu ſtehen, ein Gebilde der Willkür zu ſein ſcheinen.

Beide Anſchauungen ſahen wir ſchon in der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft hervortreten und ſich in der Frage verkörpern, ob die Sprache *φύσει* 'durch Natur' oder, wie die Skeptiker jetzt ſagten, *θέσει* 'durch Satzung' geworden ſei. Die Stoiker entſchieden ſich für 'Natur'; ſie erkennen die Bedingtheit der Wörter

durch ihren begrifflichen Inhalt an: 'Das Wort stellt sowohl das Ding nach der Natur desselben dar, als es auch den Hörenden mit seiner Bedeutung naturgemäß erregt'[1]. Die Namen sind *ἔτυμα*, der wahre Ausdruck der dadurch bezeichneten Gegenstände; den Nachweis dafür im Einzelnen zu liefern, ist die Aufgabe der *ἐτυμολογία*, Etymologie[2], und diese wurde von ihnen im größten Umfang und mit all dem methodischen Wahnsinn geübt[3], welcher die Etymologien der Griechen und Römer charakterisirt und durch ihren Einfluß die Folgezeit fast bis auf unsre Tage beherrscht hat. Doch trat die Scheidung zwischen Sprache und Dingen und selbst Begriffen stärker hervor als bei Aristoteles. Tiefer eindringende Untersuchungen insbesondre in die Sprachformen und ihre Bedeutung führten Chrysippus zu der Ueberzeugung, daß das 'Wort nach seinem Inhalt und seinen grammatischen Verhältnissen dem Begriff und dessen dialektischen Verhältnissen nicht entspreche'[4]. Vornweg erkannte er, daß jedes Wort — im Gegensatz zu dem einheitlichen Begriff — mehrdeutig ist; dadurch wird es befähigt, die Verbindung mit andern einzugehen, die dann wieder für den einzelnen Fall die Mehrdeutigkeit aufheben kann (z. B. acies ist in acies militum verschieden von acies ferri, acies oculorum). Ferner daß die negativen Wörter und Begriffe sich keineswegs decken, sondern vielfach in Widerstreit mit einander liegen. Bald drücken positive Wörter eine Beraubtheit aus, wie 'blind' eine Beraubtheit des Gesichts; bald umgekehrt ein negatives Wort einen positiven Begriff, z. B. 'unsterblich'. Die Privation aber kann doch nur eine Entblößtheit von dem bedeuten, was jemand nach seiner Natur und Be-

[1]) a. a. O. 322.
[2]) a. a. O. 324.
[3]) vgl. Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica 22 ff.; Steinthal a. a. O. 323 ff.
[4]) a. a. O. 350.

ſtimmung haben ſollte. Das Auge ſoll ſehen und der Mangel der Sehkraft würde paſſend nicht durch ein poſitives Wort wie 'blind', ſondern durch ein negatives etwa 'geſichtslos' bezeichnet. Den Göttern aber kömmt es ihrer Natur gemäß zu, nicht zu ſterben; ſie können des Todes nicht beraubt werden; wie können wir alſo in privativer Form ſagen: ſie ſeien 'unſterblich'[1]).

---

[1]) a. a. O. 351 ff. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieſe Spitzfindigkeiten auf der irrigen Auffaſſung des ἀ als Exponenten der 'Beraubung' (privation) beruhen, wobei Beraubung im ſtrengſten Sinn 'als ein Wegnehmen von etwas gehabtem' gefaßt wird. Hätte man es, wie die indiſchen Grammatiker in den meiſten Fällen den ſanſkritiſchen Reflex, als Bezeichnung der Negazion des Beſitzes deſſen gefaßt, was durch das damit verbundene Wort ausgedrückt wird, alſo z. B. ἀϑάνατος nicht durch 'todesberaubt' erklärt, ſondern durch 'Tod nicht habend', 'dem Tode nicht unterliegend', ſo wären dieſe und viele ähnliche Schwierigkeiten verſchwunden, mit denen ſich ſchon von Ariſtoteles an alle herumſchlagen, die über Weſen und ſprachlichen Ausdruck der Negazion vom logiſchen Standpunkt aus forſchen. Neue und zwar andrer Art hätten freilich begonnen, wenn man in die Entſtehung und Geſchichte der Negazion in den indogermaniſchen Sprachen vom etymologiſchen Standpunkt aus einzudringen vermocht hätte. Die Negazion hat in dieſen, wenigſtens in der Phaſe, welche wir kennen, urſprünglich gar keinen ſelbſtſtändigen Exponenten, ſie entwickelt ſich aus dem Begriff des 'Andersſein'. Die Richtung, welche ſie in den älteſt fixirten Sprachen dieſes Stammes, den ſanſkritiſchen, eingeſchlagen hat, ſpricht dafür, daß ſie ſich dann zunächſt als Ausdruck des poſitiven Gegenſatzes feſtſetzte; ſanſkritiſch **an-aksh** oder **an-aksha** z. B. iſt nicht, wie es eine Interlinearüberſetzung etwa wiedergeben würde 'augenlos' oder 'einer der keine Augen hat', ſondern der Gegenſatz des 'mit Augen begabten' und 'ſie zu gebrauchen fähigen', alſo in der That 'blind'; **an-agha** nicht 'einer der keine Schuld hat', ſondern 'rein'; **an-aṅga** nicht 'das keinen Körper hat', ſondern 'geiſtig', **anaṅgaka** n. nicht 'das körperloſe' ſondern 'der Geiſt', **na atyâdṛita** nicht 'nicht ſehr gepflegt' ſondern 'ſehr vernachläſſigt'.

Als reine Negazion eines poſitiven Begriffs verwendet, würde es die Wendungen gebildet haben, welche Ariſtoteles als ἀόριστα bezeichnet (ſiehe Prantl Geſchichte der Logik im Abendlande I. 143), in denen dieſe Verbindungen alles ausdrücken, was von dem poſitiven Begriff, mit welchem die Negazion verbunden, verſchieden iſt, z. B. ſſkr. **an-açva** 'Nicht-Pferd' 'alles was nicht Pferd iſt'. Dieſer Gebrauch — ebenfalls ein Gegenſatz, indem er alle Nomina dem ſo verbundenen Nomen, alle Verba dem ſo verbundenen

Diese und ähnliche Betrachtungen — z. B. noch die Discrepanzen in der Vertheilung des grammatischen Geschlechts, welche mit den Forderungen der allgemeinen Vernunft so oft in Widerspruch steht, wie wenn ein Wort männlichen Geschlechts, z. B. *κόραξ* 'der Rabe', auch die weiblichen Raben bezeichnet[1]) und umgekehrt z. B. *χελώνη* 'die Schildkröte' auch die männlichen — überzeugten Chrysippus, daß sprachlicher Ausdruck und das dadurch ausgedrückte sehr häufig einander nicht decken, vielmehr eine 'Ungleichheit' *ἀνωμαλία*, zwischen ihnen bestehe.

Es war eigentlich von da aus nur ein kleiner Schritt übrig, um zur Erkenntniß der Selbstständigkeit der Sprache, gewissermaßen der besonderen und völkerlich auf die verschiedenartigste Weise modificirten sprachlichen Logik zu gelangen, welche in ihren Gestaltungen wirkt. Allein es ist schon an und für sich sehr zweifelhaft, ob dieser Schritt auf dem Boden einer einzigen Sprache mit Sicherheit gethan zu werden vermag: die schärfste theoretische Trennung von Sprache und Gedanke im Allgemeinen wird nie und nimmer eine so sichere Basis gewähren, als der factische Nachweis, wie er sich durch die nach ganz verschiedenen Systemen

---

Verbum gegenüberstellt — auf ihm beruhen bekanntlich die närrischen Räthsel, wo z. B. die Verbindung von drei Gegenständen, deren einer keine Rose, die beiden andern keine Dornen sind, aufgelöst wird durch 'keine Rose ohne Dornen', aber eben so gut durch alles was sonst verschieden ist, aufgelöst werden kann, z. B. 'kein Ochs ohne Hörner' u. s. w. — ist ein so unnatürlicher, daß er schwerlich, außer im Sanskrit, in so roher Form zur einheitlichen Wortbildung verwandt sein möchte; hier finden sich deren viele, z. B. an-açva ein 'Nicht-Pferd', d. h. ein Geschöpf oder Ding überhaupt, welches 'kein Pferd ist', z. B. wo 'Nicht-Pferde wiehern', d. h. 'Geschöpfe Laute ausstoßen, welche eigentlich nur von Pferden ausgestoßen werden'. Zusammensetzungen, wie unser 'Unmensch' sind diesem Gebrauch zwar verwandt, aber doch auch schon sehr verschieden davon. Doch darauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

[1]) Diese schon von Protagoras geführten Untersuchungen verhöhnt Aristophanes bekanntlich mit *ἀλεκτρύαινα*, *καρδόπη* (statt *ἡ κάρδοπος*) *Κλεωνύμη* u. s. w. Nubes 666 ff.

entwickelten verſchiedenen Sprachen ergiebt; hier tritt uns mit voller Beſtimmtheit die Thatſache entgegen, daß viele Sprachen von dem, wodurch Sprache und Gedanke ſich einander vorzugsweiſe näheren: Generaliſirung und Specialiſirung, Bildung von Wortclaſſen und Wortſpecies innerhalb dieſer Claſſen, ſo gut wie gar keine Spur haben, andre in Bezug auf dieſe Bildungen aufs ſtärkſte von einander abweichen, insbeſondere Claſſen nach Principien bilden, die von einer logiſchen Claſſification ſo weit abliegen (z. B. Duale, Cauſalia, Intenſiva u. aa.), daß man erkennt, daß auch dasjenige, was in einer oder der andern Sprache mit logiſchen Forderungen mehr übereinſtimmt, z. B. Temporal-, Modal-Categorien, nicht vom allgemein logiſchen Standpunkt aus zu erklären iſt, ſondern aus der beſonderen Richtung, welche das der Menſchheit eigne — von den Stoikern ſelbſt hervorgehobene — ſprachbildende Vermögen, *φωνητικὸν μέρος*, der Seele[1]) bei ihnen genommen hat.

Dieſen Schritt zu thun mochte aber auch der Kampf verhindern, welcher ſich um dieſe Anomalie erhob, um kleine, an und für ſich unfruchtbare Detailfragen drehte und ſich in ihnen, ohne — insbeſondre aus Mangel an Einſicht in die Geſchichte der griechiſchen Sprache[2]) — zu einem entſcheidenden Reſultat gelangen zu können, erſchöpfte. Der Anomalie gegenüber wurde von andern ein vernunftgemäßes Verhältniß, eine Analogie, zwiſchen Sprache und Gedanke mit gleichem Scharfſinn aber auch

[1]) Steinthal a. a. O. 281.

[2]) So z. B. konnten die Griechen nicht wiſſen, daß das grammatiſche Geſchlecht ihrer Subſtantiva ſich im Allgemeinen daraus erklärt, daß die Subſtantiva in der Phaſe der indogermaniſchen Sprachen, welche wir kennen, aus Adjectiven oder Participien zunächſt hervorgegangen ſind; die paſſive Form von *μάχομαι* bei activer Bedeutung (Steinthal 359) daraus, daß das Paſſiv in dieſer Phaſe aus dem Medium hervorgegangen iſt, und letzteres insbeſondre zur Bezeichnung abwechſelnder Handlungen diente (*μάχομαι* urſprünglich und eigentlich 'ich ſchlage mich') u. aa.

gleich willkürlichen Voraussetzungen in denselben Einzelheiten nachzuweisen versucht, in welchen ihre Gegner Beweise für die Anomalie fanden[1]).

Aber wenn dieser Kampf für die höheren Fragen der Sprachwissenschaft, so lange er sich im Gebiet der Philosophie bewegte, bedeutungslos verlief, so erhielt er dagegen eine große Bedeutung seitdem sich die Sprachwissenschaft aus der Philosophie heraus löste und als griechische und lateinische Grammatik eine selbstständige Stellung einnahm; diese Bedeutung ragt aus jenen fernen Jahrhunderten nicht bloß in unsre Zeit hinein, sondern ist noch immer im Wachsen begriffen. Er ist eines der Hauptbänder, welche die antike Grammatik und Sprachphilosophie mit einander verbinden, trotz dem daß die Worte, welche den Gegensatz bezeichnen, ihre Bedeutung in der Grammatik ganz verändert haben. Für die Grammatik drehte sich die Frage nicht mehr um das Verhältniß der Sprache zum Gedanken, sondern um das Verhältniß der sprachlichen Bildungen zu einander, zunächst z. B. ob die Wörter, welche zu einer Wortclasse gehören, alle auf dieselbe Weise nach derselben Analogie gebildet sind, oder ob es unter ihnen solche giebt, deren Bildung nicht der der übrigen entspricht, anomal ist. Diese Frage sieht ab von dem Verhältniß der Sprache zum Gedanken, sie untersucht nur in weitrer Instanz, ob die begrifflichen Unterschiede, welche sich durch lautliche Unterschiede in der Sprache kund geben, stets auf dieselbe Art bezeichnet werden, oder größere oder geringere Unregelmäßigkeiten in dieser Beziehung Statt finden. In letzter Instanz endlich ist es ihre Aufgabe zu entscheiden, ob die Sprache überhaupt nach Gesetzen gebildet ist, und in den einzelnen Sprachen zu untersuchen, welche diese sind, ob sie unverbrüchlich bewahrt, oder durch Unregelmäßigkeiten gestört werden und, wenn dieß letztre der Fall ist, ob die Gründe dieser Stö-

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. 353 ff.

rungen nachweisbar sind. In diesem letzten Stadium steht die Frage in unsern Tagen und bildet natürlich eine der Hauptaufgaben der Sprachwissenschaft.

Was die Einzelfragen betrifft, so wurde die Erkenntniß der Redetheile von den Stoikern weiter geführt; zu Nomen (ὄνομα), Verbum (ῥῆμα), Partikeln (σύνδεσμοι, ähnlich wie bei den Indern avyaya d. i. indeclinabilia, ἄπτωτα, genannt und erst von einem der späteren Stoiker, Posidonius, genauer geschieden), ist ἄρθρον jetzt entschieden getreten und umfaßt Artikel und Pronomen, welche, da der erstre ursprünglich ein Pronomen Demonstrativum ist, wenigstens genetisch in der That in eine Categorie gehören; das Nomen schied Chrysippus in Nomen proprium und appellativum [1]); und auch das Adverb ward hervorgehoben [2]). In Bezug auf Flexion beschränkten die Stoiker den schon von Aristoteles überkommenen terminus πτῶσις, 'Fall', auf die Bezeichnung der Casus und führten für diese — mit Ausnahme des Vokativs, welchen sie als eine Satzform betrachteten — die Eintheilung in ὀρθή rectus und ὕπτιαι obliqui, so wie die einzelnen Namen ὀρθή, γενική, δοτική, αἰτιατική ein [3]), welche sich bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Auch um die Erkenntniß der Verba, ihrer Arten, der Tempora und aa. erwarben sie sich durch scharfsinnige oder häufiger spitzfindige und auf unserm heutigen Standpunkt sogar lächerlich erscheinende Betrachtungen trotz alle dem keine ganz unbedeutende Verdienste. Besonders beschäftigten sie sich auch mit den Conjunctionen, deren Gebrauch in ihrer Dialektik zum Verderben derselben eine so hervorragende Rolle spielt [4]). Posidonius, welcher sie in einem

---

[1]) Rud. Schmidt, Stoicorum Grammatica, 37.

[2]) Steinthal a. a. O. 291. Rud. Schmidt a. a. O. 38 und 45.

[3]) Doch ist zu bemerken, daß Chrysippus περὶ τῶν πέντε πτώσεων schrieb, wonach sehr wahrscheinlich, daß er auch den Vokativ (κλητική) zu den Casus rechnete, vgl. Rud. Schmidt 58 u. 59 n. 86.

[4]) Prantl a. a. O. 446 ff. Rud. Schmidt 46 ff.

besonderen Werke behandelte, zeigte, gegenüber von Aristoteles u. aa., daß sie an und für sich eine Bedeutung haben[1]) und steht so an der Spitze der Männer, welche durch genauere Bestimmung der Bedeutung dieser schwierigsten und feinsten Redetheile für tiefere Einsicht — insbesondre in die griechische Satzbildung — so viel geleistet haben. Doch kamen alle ihre Verdienste der Grammatik nicht unmittelbar zu Gute, da ihr Standpunkt nie ein eigentlich grammatischer, sondern stets ein logischer, dialektischer, bisweilen ein rein willkürlicher war, wie z. B. ihre nähere Bestimmung der Verbalarten nach der Construction[2]); einflußreich jedoch wurde und blieb bis auf den heutigen Tag in Bezug auf die Lehre von den Temporibus ihre Scheidung in vollendete und unvollendete Zeit. Ueberhaupt besteht jedoch ihr Verdienst, nur zu einem geringeren Theile, in dem was von ihnen richtig erkannt wurde; den bei weitem hervorragenderen Theil bildet die Fülle von neuen Fragen, die sie anregten und erörterten, und von vielseitigen Anschauungen und Betrachtungen, welche sie in die wissenschaftliche Discussion einführten. Diese sind es, welche für die schiefe Entwickelung aller Theile der Sprachwissenschaft, wie sie sich aus der Verkennung ihrer Selbstständigkeit, aus ihrer Unterordnung unter und Verquickung mit Logik oder Dialektik nothwendig ergeben mußte, einen keineswegs gering anzuschlagenden Ersatz gewähren und geeignet sind uns selbst mit den, zunächst wenigstens völlig unfruchtbaren, Resultaten ihrer Untersuchungen zu versöhnen, wie sie insbesondre in ihrer Satzlehre[3]) hervortraten.

---

[1]) Rud. Schmidt, 48.

[2]) Steinthal a. a. O. 293.

[3]) a. a. O. 310; vgl. Prantl Geschichte der Logik u. s. w. I. 440 ff. z. B. 'Es theilen die Stoiker von vornherein das Urtheil nach der Modalität des Ausdruckes ein, indem sie von dem eigentlichen ἀξίωμα, an welches dann die logischen Betrachtungen betreffs des Wahr und Falsch besonders geknüpft werden, noch eine Mehrzahl von Sätzen als coordinirte Arten unter-

Denn es darf weder verkannt noch vergessen werden, daß die Frage, wie sich das Wort zu den Dingen, das Sprechen zum Denken im Allgemeinen und in den besonderen Sprachen verhält, stets eine der bedeutendsten Aufgaben der Sprachwissenschaft bleiben wird. Als die Stoiker auftraten, waren weder die Gesetze des Denkens hinlänglich erkannt, noch die Einsicht in den Bau der griechischen Sprache so weit vorgeschritten, daß dieses Verhältniß auf eine ersprießliche Weise erwogen zu werden vermocht hätte. Wenn demnach auch der Ertrag, welchen die Stoiker für die Lösung dieser Frage liefern, kein sehr erheblicher ist, so ist doch anzuerkennen, daß sie sie aus der unfruchtbaren Höhe, auf welcher sie sich vor ihnen bewegte, herabzogen und innerhalb der speciellsten sprachlichen Gebilde zu erörtern suchten. Dadurch bauten sie zugleich einer Gefahr vor, welche der nach ihnen sich selbstständig entwickelnden Grammatik drohte und die indische z. B. nicht zu vermeiden wußte. In der That schritt zwar die griechische Grammatik in der Erkenntniß des Sprachbaues auch nicht entfernt so weit vorwärts als die indische, allein dafür entging sie auch der Verknöcherung, welcher diese in stolzer Selbstgenügsamkeit verfiel, sobald sie ihr Ziel erreicht zu haben glaubte. Diesen Vorzug verdankt sie nicht am wenigsten dem Streben in

scheiden, nemlich: zwei Arten des fragenden Satzes (ἐρώτημα und πύσμα), einen befehlenden (προστακτικόν), einen beschwörenden (ὁρκικόν), einen betenden (ἀρατικόν), einen voraussetzenden (ὑποθετικόν), einen verdeutlichenden (ἐκθετικόν), einen anredenden (προσαγορευτικόν), einen wundernden (θαυμαστικόν), einen zweifelnden (ἐπαπορητικόν), einen beschreibenden dem ἀξίωμα ähnlichen (ὅμοιον ἀξιώματι)'. Diese Aufzählung erschöpft die Modalitäten des Ausdrucks von Seiten der Denkformen nicht — es fehlt z. B. der Prohibitivsatz —; diejenigen dagegen, welche die griechische Sprache dadurch, daß sie besondere Formen dafür geschaffen hat, zu sprachlichem Bewußtsein gebracht und durch weitre Entwickelung ihres ursprünglichen Gebrauchs befähigt hat allen denkbaren gerecht zu werden, werden von ihr theils nicht erreicht theils überschritten; daß sie sie irgendwie begriffen, ja auch nur beachtet hätten, davon läßt sich schwerlich eine sichere Spur nachweisen.

allen einzelnen Erscheinungen der Sprache das Verhältniß derselben zum Gedanken zum Bewußtsein zu bringen; dieses Vermächtniß aus der vorhergegangenen philosophischen insbesondre der stoischen Behandlung der Sprache verblieb der griechischen Grammatik auch, nachdem sie selbstständig geworden war und obgleich sie weder in der naturwissenschaftlichen noch in der philosophischen Behandlung der Sprache etwas mustergiltiges zu hinterlassen vermochte, hat sie doch durch die Verbindung beider Richtungen jene Frage lebendig aufrecht erhalten und schon dadurch, sowie durch manche in sie einschlagende verdienstliche Einzelerörterungen sich selbst um die heutige und zukünftige Entwickelung der Sprachwissenschaft Verdienste erworben, als deren Ausgangspunkt vorzugsweise die Stoiker anzuerkennen sind.

Schon seit Aristoteles' Zeit hatten sich Thatsachen vorbereitet und vollzogen, welche neben der gewaltigen, fast ganzen Umgestaltung der alten Welt, auch in der sprachwissenschaftlichen Entwickelung der Griechen eine vollständige, principielle Umwandlung herbeiführten.

Bis dahin war Mittel und Zweck der Sprachforschung wesentlich nur die lebendige Sprache; der Grundgedanke aller sprachlichen Betrachtungen war vorwaltend, wie man die Rede zweckgemäß, vernunftgemäß gebrauche, sei es nun zu rednerischen oder philosophischen Zwecken oder in der gewöhnlichen Mittheilung; um diesen Kern lagerten sich alle die Forschungen, durch welche man in das Wesen der Sprache einzudringen und sich eine Erkenntniß desselben zu verschaffen suchte. — Denn der hohe wissenschaftliche Sinn der Griechen wurde bewußt und unbewußt von dem Gedanken beherrscht, daß eine richtige Benutzung eines Werkzeugs — und als ein solches im Dienste des Gedankens wurde die Sprache aufgefaßt — nicht möglich sei, ohne daß man es so genau als möglich seinem wahren Wesen nach kenne, d. h. in letzter Instanz: keine wahrhaft richtige Praxis ohne richtige Theorie. — Nahm man auf literarische Werke bei den sprach-

lichen Untersuchungen Rücksicht, so standen diese, selbst wenn sie älteren Perioden angehörten, dem lebendigen Sprachbewußtsein theils unmittelbar theils durch lebende Dialekte im Wesentlichen so nahe, daß sie als Theile der lebendigen Sprache erschienen.

Seit dem Ende der großen schöpferischen Periode der Hellenen, welche mit der Blüthe Athens ihren Abschluß fand, seit der Verbreitung der attischen Bildung nicht bloß über alle Gebiete, die sich zu Hellas rechneten, sondern durch die macedonisch-griechischen Eroberungen und Ansiedelungen auch über andre Theile von Europa, Afrika und einen großen Theil Asiens wurde das Verhältniß der griechischen Sprache und der darin gestalteten Werke zur Sprachwissenschaft ein wesentlich verschiedenes.

Mit der attischen Bildung verbreitete sich auch die attische Sprache, aber Bildung sowohl als Sprache mußten, je weiter sie sich ausdehnten, desto mehr von ihren speciellen Eigenthümlichkeiten aufopfern und sich den Kreisen anbequemen, in die sie Eingang fanden. So gestaltete sich eine auf den attischen Elementen beruhende, jedoch mehr oder weniger von ihnen verschiedene, Bildung und Sprache, welche sich fast im Verhältniß zu der Verwandtschaft oder Entfremdung abstufte, in welcher die neuen Kreise zu Athen standen.

Für die althellenischen Sitze bildete sich, vorbereitet durch das schon lange geltend gewordene Gefühl der wesentlichen Gemeinsamkeit in Cultur und Sprache, eine gemeingriechische Sprache aus, welche selbst in den entferntesten Sitzen, wohin sich griechische Bildung verbreitet hatte, in Schrift und Rede von allen angewendet wurde, welche auf griechische Bildung Anspruch machten. Natürlich konnten die topisch, dialektisch, zweig- und stammverschiedenen Sprachen, welche im eigentlichen Volk an den Orten herrschten, wo sich das Gemeingriechische theils ausbildete, theils festsetzte, nicht ohne Einfluß auf dasselbe bleiben. Doch war dieser in Bezug auf die Schriftsprache der Gebildeten, wahrscheinlich auch auf ihre Rede, ein sehr beschränkter; dagegen ein mehr oder

weniger großer auf die Rede der Minder- oder fast ganz Ungebildeten, so wie auf die Schriften, welche aus deren Kreisen hervorgingen. Der Gebildete, mochte er, wie Zeno, der Gründer der Stoa, in Citium in Cyprus geboren sein, oder wie Chrysippus in Cilicien, oder wie Posidonius in Apamea in Syrien, schrieb und sprach wohl wesentlich dasselbe Griechisch, wie der gebildete Athener, welcher die Theilnahme von allen in Anspruch nahm, denen griechische Sprache damals der Träger der Bildung war. Wie aber die griechische Sprache im Munde der Mindergebildeten oder Ungebildeten in diesem weiten Kreise gehandhabt wurde, das zeigen außer Inschriften und selbst Schriftwerken, die aus ihrer Mitte hervorgingen, auch einzelne dialektische Angaben in Bezug sowohl auf die alte Heimat der Hellenen als die Localitäten, in welchen sich hellenische Sprache verbreitet hatte, wie z. B. Macedonien, Aegypten, Syrien (speciell Palästina) und andren.

Die Zahl derjenigen, welche diese griechische Culturſprache, zumal in Ortschaften, die von Hellas entfernt lagen, schon von ihren Eltern überkommen hatten, war natürlich eine verhältnißmäßig geringe; alle andern mußten sie erlernen. Aber auch diejenigen, die in hellenischen oder gar nur hellenisirten Orten wohnten, waren eines gewissen Studiums derselben bedürftig, um den Einfluß der Mindergebildeten auf die Culturſprache abzuwehren.

Das Studium einer Sprache hat aber zu ihrer Hauptgrundlage die Beschäftigung mit ihren Meisterwerken. Die der griechischen umfaßten vorzugsweise die großartigen Schöpfungen griechischer Poesie und Wissenschaft, welche von Homer an bis zum Ende der attischen Blüthe gestaltet waren. Sie waren zugleich diejenigen, in denen der griechische Geist seinen höchsten Glanz entfaltet hatte, einen Glanz, von dem man wohl erkennen konnte, daß er nicht zum zweitenmal aufleuchten werde.

Wie der hohe Geist erstorben war, der sie geschaffen hatte, so auch ganz oder wenigstens wesentlich die Sprache, in der er sich verkörpert hatte.

Die Dialekte, in denen Homer, die großen Lyriker, die attiſchen Dramatiker und Proſaiſten ihre Werke abgefaßt hatten, waren todt. Was aber in ihnen überliefert war, war ſo wunderbar, daß die Erwerbung und Bewahrung ſeines vollen Verſtändniſſes auch für die größten Anſtrengungen ein würdiger Lohn war.

So erhielten die Griechen — ähnlich wie die Inder in ihren Veden, die Juden in ihrer Bibel, aber weit tiefer, umfaſſender und auch an äußerem Umfang weit überragend — einen literariſchen Schatz in einer Sprache, oder vielmehr in Dialekten, die zu einem großen Theil, ja weſentlich ganz, aus dem Leben geſchwunden waren. Sie waren abgeſchloſſen, dem lebendigen, wandelbaren Fluß des Werdens entzogen und dadurch einer nur durch ſie ſelbſt bedingten Erkenntniß zugänglich. Hier hatte die Lieblingsfrage der Griechen: wie etwas eigentlich ſeinem Zweck und Weſen nach ſein müßte, wie es umzuwandeln ſei, um mit dieſen in Harmonie zu ſtehen, keine allgemeine, ſondern höchſtens eine untergeordnete, nur etwa in der niederen Kritik hervortretende, Berechtigung oder Veranlaſſung. Es war der Forſchung ein ganz beſtimmtes weſentlich unwandelbares Object gegeben, deſſen Erkenntniß nicht von einem ihm fremden Standpunkt aus gewonnen zu werden vermochte.

So parador es klingen mag, ſo zeigt doch die Geſchichte mancher Wiſſenſchaft, daß eine ſichre Erkenntniß der Dinge, ſo lange ſie in lebendigem Werden ſind, kaum auch nur beginnen kann. Es iſt ſchwer, ja ohne einen ganz beſondren wiſſenſchaftlichen Trieb kaum möglich, in demjenigen, was einen lebendig umgiebt, was man lebendig übt, etwas anzuerkennen, was nicht vollſtändig bekannt, eines beſonderen Nachdenkens werth wäre; das Ausgelebte dagegen nimmt den Charakter des Unbekannten an und weckt ſchon dadurch und natürlich noch mehr, wenn es in der Geſtalt, in welcher es bewahrt iſt, einen hervorragenden Inhalt birgt, den Geiſt zu eindringender Forſchung. Auch iſt es

fast nur das Todte, welches dem Forscher still genug hält, um ihm Zeit zur vollen Erkenntniß zu gewähren. Wie die Kenntniß des menschlichen Körpers wesentlich auf die Sektion der Leiche gebaut ist, so beruht auch die tiefere Einsicht in menschliche Entwickelungen auf eindringender Durchforschung, gewissermaßen Sektion derjenigen Gebilde, aus denen das Leben schon entflohen ist. Erst wenn die Wissenschaft am todten Körper erstarkt ist, kann sie mit Hoffnung auf Erfolg wagen, auch das Lebendige in ihr Bereich zu ziehen und die Thätigkeit der Organe, deren Bestimmung sie in den erstarrten Formen erkannt hat, in ihrem lebendigen Wirken verfolgen. Wie wahr dieß auch für die Sprache ist, kann man daraus ersehen, daß die tiefere Einsicht in unsre eigne Muttersprache von dem unsterblichen Meister Jakob Grimm aus der Durchforschung ihrer erstorbenen Phasen — des Gothischen, Althochdeutschen u. s. w. — gewonnen ist, ja daß überhaupt erst in unsrer Zeit, wo die Sprachwissenschaft sich in der Betrachtung längst verstorbener Sprachen — des Sanskrit, Zend, Pâli, Griechischen, Hebräischen u. s. w. — hinlänglich geübt hat, Versuche gemacht werden, auch in die eigentlich lebenden, die nur der mündlichen Mittheilung dienen, die Volksdialekte und die literaturlosen einzudringen.

Auch die griechische Grammatik erhob sich eigentlich erst durch das Studium der Werke, deren Sprache erstorben war, insbesondre der homerischen. Die Sprache, in welcher diese gedichtet waren, stand der Zeit nach der damals lebenden um weniges ferner, als uns das Mittelhochdeutsche und nahm in manchen Beziehungen zu ihr eine fast analoge Stellung ein.

Es war nicht in Griechenland selbst, wo diese Entwickelung ihren Hauptsitz fand, sondern in einem hellenisirten Lande, dem Träger einer uralten ganz eigenthümlichen Bildung, deren Verschmelzung mit der hellenischen erstrebt wurde, unter dem Schutze einer macedonisch-griechischen Dynastie, welche vom Bastardbruder Alexander des Großen gestiftet, für die Pflege der Wissenschaften

faſt ausnahmslos eine beſondre Neigung zeigte. Schon der Stifter derſelben gründete die berühmte Bibliothek, ſo wie das Muſeum in Alexandria und drei Vorſteher der erſtren waren es, Zenodot, Ariſtophanes und Ariſtarch, welche ſich um Grundlegung und Entwickelung der alexandriniſchen Gelehrſamkeit die bedeutendſten Verdienſte erwarben.

Es galt das richtige Verſtändniß, ſo wie die treue Bewahrung oder Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes der griechiſchen Meiſterwerke, ein Ziel, welches nicht zu erreichen war ohne die Erwerbung und methodiſche Anwendung einer ungewöhnlichen Fülle von Kenntniſſen. Man mußte die alte Geſchichte, Mythologie, überhaupt alle materielle und geiſtige Zuſtände des Alterthums kennen, um das Sachliche in den überlieferten Schriften zu verſtehen und zu erläutern; mußte zu demſelben Zweck und zur Wiederherſtellung ihres urſprünglichen Textes die Sprache derſelben durchdrungen haben; mußte ſich der Principien der Hermeneutik, der höheren und niederen Critik bewußt zu werden ſuchen; mit einem Worte: die Philologie ſowohl in ihren realen als formalen Gliedern geſtalten.

Natürlich mußte dabei die Kenntniß der Sprache die hervorragendſte Stelle einnehmen. Sie bildete die weſentliche Grundlage dieſes ganzen Beſtrebens. Ohne eine genaue Kenntniß der Bedeutung der Wörter und ihrer richtigen Formen war weder richtiges Verſtändniß noch eine richtige Conſtitution der Texte möglich. Mit dieſer praktiſchen Bedeutung der Grammatik vermählte ſich aber theils in Folge der ſchon lange geübten philoſophiſchen Behandlung der Sprache, theils auf Grund des wiſſenſchaftlichen Sinnes, der grade in dieſer Zeit alle Gebiete des Geiſtes belebte, auch eine theoretiſche Richtung; es erſtanden Männer, die das Studium der griechiſchen Sprache zu ihrer beſonderen Aufgabe machten, ſich, ſo weit das beſchränkte Material es zuließ, von dieſer Baſis zu höheren allgemein-ſprachlichen

Betrachtungen zu erheben suchten, für welche die Grammatik aus einer formalen zu einer realen Wissenschaft wurde.

Die homerischen Gedichte, an denen wie gesagt diese Arbeiten vorzugsweise ihren Anfang nahmen, waren nicht, wie die indischen Veden durch religiöse, halb- oder ganz abergläubische Institute (z. B. eine erbliche und mächtige Priesterkaste) und Anschauungen den Händen des Volkes entrückt, sondern bildeten schon seit mehreren Jahrhunderten den Stolz aller Hellenen, in den hervorragenden Staaten, insbesondre dem auf dem Gebiete der Cultur tonangebenden Athen, das bedeutendste Mittel der geistigen Entwickelung, das Buch, an welchem der Knabe lesen, der Jüngling denken und fühlen, der Mann rathen und thaten lernte. So war jeder Gebildete in die homerischen Gedichte eingelebt und mochte die Art, in welcher sie ursprünglich überliefert waren, auch in vielen Einzelheiten ihre treue Bewahrung gestört haben, im großen Ganzen hatte die Verehrung, in welcher sie standen, die ununterbrochene Beschäftigung mit ihnen, endlich auch ihr verhältnißmäßig nicht geringer Umfang dafür gesorgt, daß ihr Verständniß im Wesentlichen gesichert blieb, der Geist, welcher sie belebte, jedem, für solche Studien begabten, wenn er ernstlich in ihn einzudringen suchte, je nach seiner Begabung mehr oder minder sich eröffnete.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß den Männern, welche in Alexandria die homerischen Gedichte kritisch und exegetisch zu behandeln anfingen, die vertraute Bekanntschaft mit ihnen im Verein mit einem feinen poetischen Takt und klaren Blick, zur Förderung ihrer Aufgabe im Allgemeinen fast dieselbe Hülfe gewährte, welche wir geneigt sind, nur von scharf ausgebildeten, mit Bewußtsein geübten und durch Uebung zur Gewohnheit gewordenen wissenschaftlichen Principien zu erwarten. Bei dem immer tiefer eindringenden Studium konnte es aber natürlich nicht fehlen, daß aus den trefflichen Grundlagen, aus denen es sich aufbaute, eine an Sicherheit zunehmende Methode

hervortrat, daß die im allgemeinen vertraute Bekanntschaft sich zu einer Vertrautheit mit den einzelnen in Betracht kommenden Momenten specialisirte, das ganze Verfahren, welches bei der philologischen Bearbeitung des Homer verfolgt ward, endlich in einer, wenn auch ihrer Principien nicht vollständig bewußten, doch wesentlich principiellen Weise zur Anwendung kam.

Wir haben daher kaum genügende Gründe die Berechtigung zu der fast abgöttischen Verehrung Aristarchs, welche das ihm folgende Alterthum durchzieht — dieses großen alexandrinischen Philologen, welcher, nach einer ihm vorhergegangenen mehr als hundertjährigen Thätigkeit auf diesem Gebiet, die homerischen Probleme, mit denen sie sich beschäftigt hatte, zum Abschluß brachte — zu bemängeln oder gar in Frage zu stellen, wir haben vielmehr anzuerkennen, daß diejenigen Mittel, welche ihm zu Gebote standen, von ihm nicht bloß im Geiste seiner Zeit, sondern in einem Geiste benutzt wurden, der weit über dieselbe hinaus ragt und mit vollem Recht selbst von dem Schöpfer der neueren Critik, Fr. Aug. Wolf, im Wesentlichen zur eignen Richtschnur genommen ward.

Bei ihm tritt auch in Bezug auf die Grammatik diejenige Richtung hervor, deren Anwendung, wenigstens im Bereich flectirter Sprachen, allein im Stande ist, zu einer sicheren Erkenntniß derselben den Weg zu bahnen: die vorwaltende, ja wesentlich einzige, Berücksichtigung der Lautform bei Feststellung der sprachlichen Categorien.

Die große Sicherheit, welche diese Methode gewährt, beruht auf der in der heutigen Sprachwissenschaft anerkannten Thatsache, daß die flectirenden Sprachen, ja die Sprachen überhaupt, weiter keine Unterschiede in ihren Wörtern zu sprachlichem Bewußtsein gebracht haben, als diejenigen, welche sie ursprünglich auch durch unterscheidende Formen kennzeichneten. 'Ursprünglich' sagte ich und darin sind zugleich die Gränzen dieser Methode und die Möglichkeit von Irrthümern angedeutet, denen sie ausgesetzt ist.

Zunächst gewährt sie nämlich nur da eine vor Irrthum ganz oder fast ganz schützende Sicherheit, wo der ursprüngliche Stand einer Sprachphase durch historische Umwandlungen noch gar nicht gelitten hat, oder der vorliegende noch die Möglichkeit gewährt, jenen auf wissenschaftlichem Weg wiederherzustellen. Wo dieß nicht der Fall ist, verliert diese Methode in demselben Grade an Sicherheit, in welchem der ursprüngliche Zustand unwiederherstellbar verloren ist. Dann muß genaue Berücksichtigung der Bedeutung und ein und das andre linguistische Hülfsmittel hinzutreten, dessen Benutzung die durch die geschichtlichen Umwandlungen der Sprache entstandenen Dunkelheiten ganz oder mehr oder weniger aufzuhellen vermag.

Wer z. B. im gewöhnlichen Latein nur die lautliche Gestalt der Casusformen der zweiten Declination, welche auf o endigen, wie populo, berücksichtigen wollte, würde darin nur eine sprachliche Categorie zu erblicken glauben; allein die Mitberücksichtigung der durch sie ausgedrückten Begriffsmodificationen und die Vergleichung andrer Wortreihen, in denen dieselben Begriffsbestimmungen durch zwei verschiedene Lautformen bezeichnet werden, wie z. B. mensae und mensa, corpori und corpore, führten schon die römischen Grammatiker zu der Ueberzeugung, daß in diesen Wörtern auf o zwei Categorien repräsentirt werden und die Vergleichung der verwandten Sprachen hat nachgewiesen, daß sie auch hier ursprünglich verschieden lauteten (zunächst populoi, populod) und die Verschiedenheit durch eine verhältnißmäßig späte Lautaffection verwischt ward.

Daß Aristarch vorzugsweise die Lautformen zur Richtschnur für die Feststellung der grammatischen Categorien nahm, dabei aber nicht ermangelte, sein Augenmerk auf die in ihnen hervortretenden Bedeutungen zu richten, zeigen mehrere grammatische Bemerkungen, welche uns von ihm bewahrt sind. So z. B. scheidet er erst zwei Arten (genera) des Verbum: Activ und Passiv; das Medium als eine besondre Art kennt er noch nicht,

wohl aber bemerkt er, wo die paſſiviſche Form im Sinn eines Activ ſteht (z. B. ἀκούετο im Sinn von ἤκουε), oder die ſpäter als mediale gefaßte im Sinn eines Paſſiv (z. B. ἐκορέσσατο für ἐκορέσθη); dadurch legte er den Grund zur Erkenntniß des Medium als eines beſonderen genus, eine Erkenntniß, welche ſchon bei ſeinem Schüler, Dionyſius Thrax, dem Verfaſſer der erſten uns erhaltenen Skizze einer griechiſchen Grammatik, hervortritt.

Die Thätigkeit, durch welche die eigentliche Grammatik bei den Griechen entwickelt ward, reicht von Zenodot (unter Ptolomäus Philadelphus 284—247 v. Chr.) bis Apollonius Dyscolus und ſeinem Sohn Herodian (unter dem römiſchen Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus (161—180 n. Chr.) und umfaßt etwa vier und ein halbes Jahrhundert.

Eine allſeitig philologiſche Behandlung der griechiſchen Schriftſteller, ihrer Sprache und Dialekte verſah diejenigen, welche ſich die Sprache zur Hauptaufgabe gewählt hatten, mit geſichertem Stoff, bei deſſen Durchdringung der innige Zuſammenhang der alten mit der lebenden Sprache, die Fortdauer aller ihrer Formen — wenn ſie auch bisweilen zu Irrungen Veranlaſſung geben konnte — im Allgemeinen doch einen großen Vorſchub gewähren mußte. Neben dieſer eigentlichen Grammatik ſetzte ſich noch lange Zeit die philoſophiſche Behandlung der Sprache durch die Stoiker fort und hielt theils durch ihre bloße Exiſtenz, theils und noch mehr durch den Kampf, der ſich zwiſchen beiden Richtungen erhob, den philoſophiſchen Zug aufrecht, welcher den Hauptcharakter der griechiſchen Sprachwiſſenſchaft bildet.

Durch eine Fülle von bedeutenden Grammatikern, welche in dieſem langen Zeitraum zum Theil eine ganz außerordentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entfalteten, wurde der Umfang der griechiſchen Sprache zum Bewußtſein und, ſo weit es die objectiven und ſubjectiven Mittel zuließen, welche ihnen zu Gebote ſtanden, in eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung gebracht. Daran

knüpften sich Forschungen und Betrachtungen, welche so bedeutungsvoll sie auch für die weitere Entwickelung der Sprachwissenschaft waren, doch an theils unverschuldeten, theils selbstverschuldeten Mängeln leiden, die einer höheren Entwickelung, wie sie dem gewaltigen wissenschaftlichen Geiste der Griechen an und für sich keineswegs unmöglich gewesen wäre, hindernd in den Weg stellten.

Hier tritt uns nun zunächst ein Mangel entgegen, welcher das Recht zu einer Anklage geben würde, wenn er sich nicht durch den Charakter des classischen, ja des Alterthums überhaupt entschuldigen ließe.

In der Zeit, in welcher die großen Arbeiten der griechischen Grammatiker begannen und sich vollendeten, war die großartigste in der Geschichte nie wiedergekehrte und unwiederbringlich verlorene Gelegenheit, ja fast Nothwendigkeit gegeben, den Blick auf die Frucht versprechendste Weise über die griechische Sprache hinaus auf verwandte und fremde Sprachen zu richten, sie mit der sichersten Hoffnung auf wissenschaftlichen Erfolg in das Bereich der Sprachforschung zu ziehen, und der Nachwelt eine Grundlage zu überliefern, die keine auch noch so hohe geistige Kraft je im Stande sein wird zu ersetzen. Durch die von Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern im Osten gemachten Eroberungen waren Griechen bis in das Innere von Indien verbreitet; sie traten während ihrer Jahrhunderte lang dauernden Herrschaft daselbst in nahe ja viel nähere Berührung als wir mit dem Volke, dessen heilige Sprache, das Sanskrit, erst zwei Jahrtausende später den Hauptanstoß zur Begründung und Entwickelung einer wahren Sprachwissenschaft geben sollte; in ihrem Bereich lag es, sich die Kenntniß der wunderbaren grammatischen Arbeiten der Inder zu erwerben, und durch deren mustergiltige Analyse sich diejenige sprachwissenschaftliche Methode anzueignen, deren Mangel einen der Hauptgründe des niedrigen Standes bildet, welchen ihre grammatische Forschung nicht zu überwinden vermochte. Während ihrer langjährigen Herrschaft in Bactrien und

dem übrigen ganzen eranischen, so wie semitischen und afrikanischen Theil des früheren persischen Reiches war ihnen Gelegenheit gegeben, nicht bloß die damals in diesen Ländern herrschenden Sprachen kennen zu lernen — Sprachen, welche uns fast nur in ihren jüngsten Ausläufen bekannt, oder, wie Phrygisch und andre, spurlos ausgestorben sind — sondern den despotischen Gebietern an knechtischen Gehorsam gewöhnter Unterthanen wäre es ein Leichtes gewesen, auch deren ältere Phasen, die Sprache der heiligen Schriften der Perser[1]), der Keilinschriften Assyriens, Babylons, Armeniens u. s. w. sich anzueignen, die Kenntniß der Hieroglyphen und ihrer Sprache der Nachwelt zu überliefern. Ehe noch die griechische Grammatik zur Blüthe gelangt war, hatten die Eroberungen der Römer in demselben Maße den Westen erschlossen. Hätten die griechischen Grammatiker die Gunst des Schicksals in Asien und Afrika benutzt und sich so an das Studium fremder Sprachen gewöhnt gehabt, so würden sie selbst bei ihrer vielfachen Uebersiedelung nach Rom, oder die in ihre Fußtapfen tretenden römischen auch die damaligen Sprachen Spaniens, Galliens u. s. w. in ihr Bereich gezogen haben; und wie hätten derartige Arbeiten ihren sprachlichen Horizont erweitern, ihre Forschungen vertiefen müssen?

Allein ein keineswegs ganz ungerechtfertigter Stolz hatte zwischen den freien und hochgesinnten Griechen und den größtentheils geknechteten und knechtisch gesinnten Barbaren seit alter Zeit eine tiefe Kluft gebildet, welche zu überbrücken oder zu überschreiten selbst die gesunkenen Epigonen wenigstens zum größten Theil zu hochmüthig waren. Wohl zogen Geschichte, Religion,

---

[1]) Nach Pausanias (180 n. Chr.) V. 27. 3 war sie den Griechen völlig unverständlich. Nach dem Dinkart dagegen (Zand Pâhlavi Glossary, edited by Destur Hoshengji Jamaspji, Bombay 1867, XXXVII, 5) wären die zoroastrischen Schriften ins Griechische übersetzt; davon ist sonst nichts bekannt; wohl aber scheint Hermippus sie auf das sorgfältigste benutzt und im Auszug griechisch veröffentlicht zu haben (Plinius Nat. Hist. XXX, 2).

Sitten und Gebräuche, vom praktischen Standpunkte auch die Sprache der hervorragenden Völker die Aufmerksamkeit griechischer Gelehrten auf sich, die größtentheils von Fremden, welche Griechisch als erlernte Sprache gebrauchten, abgefaßten Uebersetzungen, oder Werke über die Nichtgriechen wurden von ihnen benutzt, aber daß sie sich irgend wissenschaftlich mit deren Sprachen beschäftigt hätten, ist nicht nachzuweisen; auf jeden Fall blieben sie, wenn auch bisweilen zu ethnographischen Zwecken benutzt, doch völlig ohne Einfluß auf die griechische Sprachwissenschaft.

Eine einzige aber doch auch nur sehr beschränkte Ausnahme bildet die römische Sprache.

Die hohe Stellung der Römer als Gebieter eines Weltreichs, welches auch Griechenland und fast alle einstigen macedonisch-griechischen Eroberungen in sich schloß, der rege Verkehr mit denselben, die Theilnahme, mit welcher sie die Schöpfungen der griechischen Cultur aufnahmen, bei sich einzubürgern, nachzuahmen, den Griechen nachzueifern strebten, ihre rasch auch dem blödesten Auge entgegentretende nahe Verwandtschaft mit den Griechen ließen es nicht zu, auch sie unter die Barbaren zu zählen und mit demselben Stolz zu vernachlässigen, mit welchem man auf die übrigen Völker herabsah. Die Uebersiedelung so vieler Griechen nach Rom, wo sie vorzugsweise als Grammatiker auftraten, konnte nicht umhin, eine genauere Bekanntschaft des Latein anzubahnen, welche, bei der nahen Berührung beider Völker und Sprachen, zu einer Art Vergleichung der letzteren führte und das Nachdenken mit Nothwendigkeit auch auf die Gründe dieser Verwandtschaft lenken mußte. Tyrannion schrieb ein Werk über den römischen 'Dialekt', in welchem er die Abstammung desselben aus dem Griechischen zu erweisen suchte (*περὶ τῆς Ῥωμαϊκῆς διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἑλληνικῆς*)[1]; auch Philoxenus, welcher zu Augustus'

[1]) Lersch die Sprachphilosophie der Alten. II. 104.

und Tiberius' Zeit in Rom lebte[1]), widmete dem römiſchen Dialekt eine Schrift, welche ſich wohl an diejenigen ſchloß, welche er über die griechiſchen abfaßte. Schon vor ihm hatte Hypſicrates über Entlehnungen aus dem Griechiſchen ein Werk abgefaßt[2]), und ſo werden noch mehrere erwähnt, die das Verhältniß des Griechiſchen und Latein zu einander berückſichtigten[3]). Was in dieſer Richtung geſchah, iſt trotz ſeiner großen Mängel keineswegs gering anzuſchlagen; ſchon weil es der erſte Flügelſchlag in ihr war, der erſte uns bekannte und längere Zeit geübte Verſuch einer Sprachenvergleichung.

Doch für die griechiſche im Weſentlichen auch für die römiſche Grammatik verrauſchte er ohne allen nachhaltigen Einfluß. Der Vollender der griechiſchen Grammatik, der große Apollonius Dyscolus nahm keine Notiz weder vom Latein noch andern fremden Sprachen[4]); ja die Berückſichtigung des Griechiſchen bei den Römern hat bei weitem mehr Irrthümer als Wahrheit ans Licht geſchafft und in Folge der unkritiſchen Verehrung des Alterthums für viele Jahrhunderte eingebürgert. Mußte ſie ja auch faſt nothwendig, anſtatt zur Erweiterung, zu noch größerer Verengerung des ſprachlichen Geſichtskreiſes dienen! Denn wenn man nicht zugleich die große Verſchiedenheit beachtete, welche ſich insbeſondre in den fremdſtämmigen Sprachen kundgab, dann konnte die einſeitige Vergleichung des Griechiſchen mit dem ſo nahe verwandten Latein nur zu der Meinung führen, daß der in dieſen beiden hervortretende Bau als der allgemein menſchliche zu betrachten, was ſich in ihnen zeige, das ſprachlich allein mögliche, oder einzig naturgemäße ſei.

---

[1]) vgl. Henr. Kleist de Philoxeni Grammatici Alexandrini studiis etymologicis. Greifswald 1865.

[2]) Gellius Noctes atticae XVI. 12. Varro de Lingua Latina V. 88, wozu man Pott Etymologiſche Forſchungen I[1], 143 vgl.

[3]) Egger, Apollonius Dyscole, Par. 1854, p. 47—49.

[4]) Egger, Apollonius Dyscole, 50.

Ein andrer Mangel, welcher einer tieferen Einsicht in die Sprache entgegentrat, lag darin, daß das Material, welches den griechischen Grammatikern zu Gebote stand, im Wesentlichen nur geeignet war, eine statistische Kenntniß derselben, nicht aber eine historische zu erlangen. Selbst in den geschichtlich weit auseinander liegenden Werken trat der dialektische Unterschied bei weitem mehr in den Vordergrund als der historische und jenen zur Erkenntniß der Geschichte der Sprache zu verwerthen, fehlten in damaliger Zeit diejenigen Bedingungen, welche allein darauf gerichteten Versuchen wissenschaftliche Resultate in Aussicht zu stellen vermögen. Eine der wichtigsten — die wenigstens im Allgemeinen richtige Erkenntniß der Grundlage dieser Dialekte — zu gewähren, ist erst in unserm Jahrhundert vermittelst der Vergleichung mit den übrigen indogermanischen Sprachen möglich geworden.

Ein weiterer Mangel lag in der verhältnißmäßig schon sehr starken Undurchsichtigkeit des Griechischen sowohl als des Lateinischen; sie machte es fast unmöglich zu einer methodischen Wortanalyse und Etymologie zu gelangen und doch ist es jetzt eine anerkannte und nicht wegzuläugnende Thatsache, daß die so lang verspottete und verlachte Etymologie, dieß Aschenbrödel der Wissenschaften, die einzig sichre und feste Grundlage aller Sprachwissenschaft bildet, daß aber auf eine Herrschaft im Gebiete von dieser nur der eine Anwartschaft hat, der die wahre Etymologie aus dem Kreise ihrer gleißnerischen Schwestern heraus erkannt hat und in treuer Hingebung von ihr allein sich leiten läßt. Die Alten, welche zu den wahren Principien der Etymologie nicht zu gelangen vermochten, brachten die falschen, durch welche sie sich leiten ließen, fast in ein förmliches System, dessen Absurditäten — da sie selbst bis in die neueste Zeit hineinragen und nicht selten noch unter unsern Augen aufzutreten wagen — zu bekannt sind, um durch besondre Beispiele ins Gedächtniß zurückgerufen werden zu müssen. Um nur an eines zu erinnern, so nahmen sie bekanntlich an, daß mancher Gegenstand von dem

ihm entgegengesetzten benannt sei und leiteten demgemäß lucus 'Wald' von lucere 'leuchten' ab, quod minime luceat 'weil er am wenigsten hell sei', bellum 'Krieg' von bellus 'artig', quod res bella non sit 'weil er nichts artiges sei', foedus 'Bündniß' von foedus 'häßlich', quod res foeda non sit 'weil er etwas nicht häßliches sei'[1]). Dieser absurde Grundsatz möchte bei heutigen Etymologen wohl nicht leicht mehr eine Anwendung finden; ein andrer dagegen, wonach die Bezeichnung eines Gegenstandes auch dadurch gebildet werde, daß 'das bezeichnende Wort dasselbe erfahre was der durch dasselbe ausgedrückte Gegenstand' (*ὅτι συνέπαθεν ἡ φωνὴ τῷ σημαινομένῳ*), wird zwar nicht mehr so grob angewendet, wie z. B. in der alten Ableitung des Wortes *φιλήτης* 'Dieb' von *ὑφέλεσθαι*, wo der angebliche Mangel des *ὑ* daraus erklärt wird, daß auch der Dieb einen Mangel verursacht (*ὁ γὰρ κλέπτης ἔνδειαν ποιεῖ· οὗ χάριν καὶ φωνῆς ἔνδειαν ἐνεδέξατο*)[2]), allein im Wesentlichen ist doch derselbe Grundsatz in den Worten eines unsrer größten Sprachforschers zu erkennen, in denen er behauptet, daß in der Sprache 'Dauerndes durch eine längere, Augenblickliches durch eine kürzere Form ausgedrückt wird'[3]). Mitten zwischen diesen etymologischen Thorheiten traten übrigens auch geistvolle und richtige Gedanken hervor — wie denn schon Philoxenus den Versuch machte, alle Verbalformen, höchst wahrscheinlich auch Nomina, also wohl alle Wörter, auf einsylbige Verba zurückzuführen[4]).

Trotz aller dieser und andrer Mängel machte die griechische Sprachwissenschaft unter den Händen der Grammatiker — nicht

[1]) Augustinus bei Steinthal Gesch. der Sprachwiss. bei d. Gr. u. Röm. S. 325, vgl. ähnliches S. 343 ff.

[2]) Steinthal a. a. O. S. 342.

[3]) Pott Etym. Forsch. II[2]. 1, 668; vgl. Göttinger Gel. Anz. 1862, S. 422.

[4]) vgl. Kleist de Philoxeni grammatici Alexandrini studiis etymologicis. Greifswald 1865, p. 42 ff.

ohne Beihülfe der Philosophen — sehr erhebliche Fortschritte. Gelang es ihr nicht, eine tiefe und wahre Einsicht in die Sprache zu erlangen, so erreichte sie es doch, den ganzen Umfang derselben zum Bewußtsein und unter gewisse — zwar nicht selten rein äußerlich, fast willkürlich gewählte — Kennzeichen zu bringen — gewissermaßen statt des ihnen unzugänglichen natürlichen Systems ein künstlich gebildetes linnéisches aufzustellen — und dadurch wenigstens einer zukünftigen tieferen Erkenntniß den Weg zu bahnen.

Dazu trug nicht am wenigsten der Kampf zwischen den Analogisten und Anomalisten bei, welcher, wie oben (S. 129 ff.) bemerkt, schon auf rein philosophischem Boden sich zu entwickeln begonnen hatte, bei den Grammatikern aber eine veränderte und viel einflußreichere Bedeutung erhielt und wohl drei Jahrhunderte hindurch mit großer Theilnahme und Erbitterung von Griechen und Römern — selbst Cäsar verschmähte nicht, sich daran zu betheiligen — geführt ward [1]).

Die Analogisten, zu denen die bedeutendsten Grammatiker gehörten, an ihrer Spitze Aristarch, wendeten ihr Augenmerk darauf, nachzuweisen, daß in der Sprache eine durchgreifende Gesetzlichkeit walte, daß begrifflich gleiche Categorien durch gleiche Lautformen von ihr bezeichnet seien und es gelang ihnen auf diese Weise, das System der Sprache im Allgemeinen als ein in sich harmonisches hinzustellen, wodurch ihre Ueberzeugung von der Richtigkeit ihres Grundprincips natürlich nur noch mehr in ihnen befestigt wurde. Die Anomalisten dagegen — geleitet von dem Stoiker und Grammatiker Crates von Mallus, welcher unter andern sechs Bücher *περὶ ἀνωμαλίας* insbesondre gegen Aristarch schrieb [2]) — stützten sich darauf, daß in der Sprache die Analogie vielfach durchbrochen ist, oder scheint, daß die Lautformen cate-

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 347 ff. und 435 ff.

[2]) Varro de L. L. IX. 1.

gorisch gleicher Wörter mehr oder weniger wesentlich verschieden sind. Diese Verschiedenheiten suchten die Angegriffenen auf mannigfache Weisen zu erklären. Da ihnen aber nie gelang, die den flektirten Formen zu Grunde liegenden thematischen zu erkennen, sondern den Ausgangspunkt ihrer grammatischen Beobachtung stets eine flektirte Form bildet, z. B. bei den Nominibus der Nominativ des Singular; da sie ferner keine Einsicht in die historische Entwickelung der Sprache, in ihre ursprüngliche Grundformen zu erlangen vermochten, so nahmen sie zu den äußerlichsten Erklärungen ihre Zuflucht, während das Richtige ihnen verborgen blieb. So wurde z. B. die Differenz der Genitive **Λυσίου** und **Βίαντος** von den gleichendigenden Nominativen **Λυσίας** und **Βιας** nicht aus der Verschiedenheit der Themen — **Λυσια**[1]) **Βίαντ** — erklärt, sondern hervorgehoben, daß dieses zweisylbig, jenes dreisylbig sei. Die Differenz zwischen den Genitiven **Σωλῆνος, ὑμένος** von den gleichendigenden Nominativen **Σωλήν, ὑμήν** wurde durch die Verschiedenheit der der Endung vorhergehenden Buchstaben dort λ hier μ weggeräumt und sogar als allgemeines Princip hinzugefügt *εἴωθε γὰρ τὸ μ τρέπειν τὸ η̄ εἰς ε̄* 'denn m pflegt ê in e zu verwandeln', ein Grund, der nur eben aus der Thatsache entnommen ward, daß die Nominative auf *μην* im Genitiv ein kurzes ε zeigen (d. h. in der Sprache der heutigen Wissenschaft, daß es im Griechischen nur Themen auf *μεν* giebt), sonst aber in der Sprache keine Unterstützung findet[2]). In andren Fällen wurde die Verschiedenheit durch Hervorhebung andrer Unähnlichkeiten zu erklären versucht[3]); man wußte immer

---

[1]) Ich werde an einer andern Stelle zu zeigen suchen, daß das auslautende *ᾱ* hier eben so wie das η in *Ἀτρείδη* und andern aus *αjo* = sskr. eya eigentlich aiya zusammengezogen ist.

[2]) Fälle, welche auf den ersten Anblick diese Annahme zu unterstützen scheinen, wie das griech. Suffix *μενο* = sskr. mâna, sind bekanntlich anders zu erklären.

[3]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 515.

Ausflüchte zu finden, hinter denen sich die strengen Analogisten verschanzen zu können glaubten; bildete immer mehr und engere Rubriken oder *κανόνες* und schien kaum zu bemerken, daß man eben dadurch die Anomalie wesentlich eben so sehr zur Sprachregel erhob wie die Analogie. Für die Einsicht in den statistischen Zustand der Sprache hatte dieß natürlich die günstigste Folge; man brachte alle ihre Bildungen, sowohl die von größerem categorischen Umfang, als die von der Majorität abweichenden, mit einem Wort, ihren regelmäßigen sowohl als unregelmäßigen Bestand zum vollsten Bewußtsein.

Die griechischen Grammatiker beschäftigten sich aber mit ihrer Sprache nicht am wenigsten, ja sogar vorzugsweise, aus praktischen Zwecken. Man wollte ihre Gesetze nicht aus bloß theoretischer Wißbegierde kennen lernen, sondern wissen, wie man sich ihrer zu bedienen habe, was in ihr richtig, was falsch sei. In dieser Beziehung ließen sich die Analogisten in blindem Eifer weit über das Ziel hinaus führen. Die Analogien, welche sie in der Sprache gefunden hatten, nahmen sie für unverbrüchliche Gesetze, wollten danach den Sprachgebrauch meistern, erklärten ihn mehrfach für falsch und forderten, daß statt der getadelten Formen die von ihnen nach Analogie gebildeten aufgenommen würden. So z. B. sollte man von *Ζεύς* nicht *Ζηνός* u. s. w. in den obliquen Casus bilden, sondern, nach Analogie der Nomina auf *ευς*, *Ζεός*, *Ζεῖ*, *Ζέα*[1]). Varro sieht keinen vernünftigen Grund, warum man von Diespiter nicht Diespitri, Diespitrem bilden könne[2]). Selbst der große Grammatiker Apollonius Dyscolus glaubte die Sprache um einen Conjunctiv Pf. I. red. *πεποιήκωμαι* bereichern zu dürfen, wurde aber deßhalb von seinem eignen Sohn, dem nicht minder berühmten Herodian, zurecht

[1]) vgl. Steinthal a. a. O. S. 492.

[2]) Varro de L. L. IX. 77.

gewieſen[1]). Dieſe Sprachmeiſterei wurde ſelbſt auf die claſſiſchen Schriftſteller ausgedehnt; auch ſie ſollten ſich Fehler gegen die Analogie ſchuldig gemacht haben. Didymus Claudius z. B. ſchrieb *περὶ τῶν ἡμαρτημένων παρὰ τὴν ἀναλογίαν Θουκυδίδῃ*[2]).

Gegen dieſe Verkehrtheiten nahmen ſich die Anomaliſten der Rechte des Sprachgebrauchs an und verfochten dieſelbe mit ſolchem Glück, daß er zuletzt, trotz der darin liegenden Inconſequenz, im Weſentlichen auch das eigentliche Princip der Analogiſten zu ſein ſcheint. Dieſe Inconſequenz und dieſer Schein tritt am ſchärfſten bei dem ſchon erwähnten Herodian hervor. Er behandelte die iſolirt ſtehenden Wörter, die nicht mit ähnlichen unter eine Rubrik gebracht zu werden vermögen, alſo — wenn man das Wort 'Analogie' in ſeiner eigentlichen Bedeutung nimmt — ſtreng genommen keine Analogie haben. Dennoch ſind auch dieſe ihm analog und als entſcheidendes Moment für ihren analogiſtiſchen Charakter macht er ihren häufigen Gebrauch bei den Alten und die Gewohnheit geltend[3]).

Allein bei Herodian iſt der Widerſpruch nur ſcheinbar nicht wirklich und beruht faſt nur darauf, daß er das richtige Wort, welches er im Sinne hatte und durch den Beiſatz, den er der *ἀναλογία* giebt, nämlich *ἡ πάσης λέξεως Ἑλληνικῆς πρόνοιαν ποιοῦσα — καὶ ὥσπερ εἰ ἐν δικτύῳ συνέχουσα τὸ πολυσχιδὲς τῆς τῶν ἀνθρώπων γλώσσης φθέγμα τῇ τέχνῃ* dunkel andeutet, noch nicht zu finden vermochte, daß es ihm noch durch das überlieferte, in Folge des langen Kampfes, der ſich darum drehte, gewohnt gewordene gewiſſermaßen verlegt war.

Hätte er ſtatt 'Analogie (wie ſie die Grammatik, *τέχνη*, aufſtellt)' das Wort 'Geſetzlichkeit des Sprachbaus oder der Sprache überhaupt' gebraucht, und mit voller Beſtimmtheit behauptet, daß

---

1) Egger, Apollonius Dyscole, S. 165, 305 n. 2. und 308.
2) Steinthal a. a. O. 484.
3) ebdſ. 701 ff. insbeſ. 703.

sie es sei, welche sich im Sprachgebrauch verkörpert darstellt, dann würde sich sein Gegensatz zu denen, welche nur Sprachgebrauch als Princip der Richtigkeit anerkanuten, mit größter Schärfe ausgesprochen haben.

Aber auch so können wir nicht umhin, es ihm zum Ruhme anzurechnen, daß er trotz der vielen sprachlichen Erscheinungen, welche sich der Analogie zu entziehen scheinen, an der Herrschaft derselben in der Sprache nicht verzweifelte, daß er es kühn gewagt hat, den Sprachgebrauch ihr unter- nicht überzuordnen und demgemäß in dieser Frage, wenn gleich nicht mit vollem Bewußtsein, doch im Princip und wesentlich auf demselben Standpunkt gestanden zu haben scheint, welchen die heutige Sprachwissenschaft einnimmt. Auch wir sind, trotz dem daß die Erkenntniß der Gesetzlichkeit der Sprache durch die Methoden, welche uns jetzt zu Gebote stehen, unendlich weiter gediehen ist, als sie zu Herodian's Zeit vorzuschreiten vermochte, keineswegs im Stande, sie in allen einzelnen Fällen aufzeigen zu können. Dieß hält uns aber nicht ab, sie als das einzige Princip der Sprachbildung festzuhalten und wo wir uns des Wortes Anomalie oder selbst Zufall bedienen, geschieht es nur gewissermaßen der Kürze wegen, und bedeutet eigentlich, daß uns die Gründe der Erscheinung, welche wir dadurch bezeichnet haben, noch unbekannt sind.

Auch den übrigen Analogisten des Alterthums können wir es nicht genug danken, daß sie die Fahne der Analogie, welche damals das Princip der Gesetzlichkeit der Sprache vertrat, hoch hielten, daß sie den Kampfplatz nicht den Anomalisten überließen, welche 'ruhig hinnehmend (*εὐμενῶς προσδεχόμενοι*) was die Natur an Sprachformen hervorgebracht hat'[1]), nimmermehr eine Grammatik geschaffen, einer wirklichen Sprachwissenschaft den Weg gebahnt hätten, sondern nur zerstörend gewirkt haben wür-

[1]) Steinthal S. 703.

den. Jeder, ſelbſt der ſchlechteſte Verſuch zur Erklärung einer Sprachform vermittelſt der Analogie iſt ein lauter Proteſt gegen die Annahme der Geſetzloſigkeit der Sprache, während der Sieg der Anomaliſten und wenn ſie die Naturgemäßheit der Sprache dabei auch noch ſo laut proclamirt hätten, jeder Einſicht in die Geſetze derſelben einen Riegel vorgeſchoben und ſo mit Nothwendigkeit zu der, wenn auch ſchweigenden, Annahme einer Willkür und eines Zufalls in der Sprachbildung geführt hätte.

Haben uns die indiſchen Grammatiker durch ihre im Weſentlichen naturgetreue Sektion der Sprachformen eine richtige Methode der Sprachforſchung vererbt und den Weg zu einer leichteren, raſcheren, tieferen Einſicht in die Sprache gebahnt, ſo haben die Griechen durch ihre Verſuche die formativen Erſcheinungen der Sprache zu erklären ein Beſtreben rege erhalten, für welches die indiſchen Grammatiker uns kein Muſter hinterlaſſen haben und können wir auch bei Löſung der hier auftauchenden Fragen den von ihnen eingeſchlagenen Weg nicht verfolgen, ſo müſſen wir doch dankbar anerkennen, daß ſie wichtige Fragen geſtellt und durch ihre, wenn auch faſt durchweg mißlungenen Löſungsverſuche ſtets zu neuen gereizt haben, und noch reizen, ſo daß mit einem Wort die ſprachwiſſenſchaftliche Thätigkeit der Griechen auch in formativer Beziehung, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar als eine keinesweges wirkungsloſe, unbedeutende, anzuerkennen iſt.

Freilich tritt ſie unendlich zurück gegen ihre Leiſtungen auf dem Gebiete der Syntax. Können wir die Inder als Schöpfer der Formationslehre betrachten, ſo dürfen die Griechen mit demſelben Recht die Schöpfung der Syntax in Anſpruch nehmen, wenn gleich ſie nicht ſo vollendetes auf dieſem Gebiete leiſteten, als die Inder auf jenem. Der Mann, dem die Sprachwiſſenſchaft dieſe Schöpfung und ſomit eine ihrer bedeutendſten Entwickelungen verdankt, iſt der ſchon oft erwähnte Apollonius Dys-

colus, welcher unter den Heroen dieser Wissenschaft eine der höchsten Stellen einnimmt[1]).

Apollonius Dyscolus wurde im Anfange des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung in Alexandria geboren. Es ist nicht bekannt, wer sein Lehrer in der Wissenschaft gewesen sei, welche durch ihn einen so großen Fortschritt zu machen bestimmt war. Aus der verächtlichen Art, wie er über die meisten seiner Vorgänger urtheilt, möchte man fast schließen, daß er durch kein Band der Pietät an irgend einen derselben gefesselt gewesen sei, daß wie er sich in seinen Schriften völlig unabhängig und originell erweist, so auch seine Studien wenigstens vorwaltend autodidaktisch waren und vielleicht ganz oder wenigstens mehr auf den Schriften als dem mündlichen Unterricht seiner Vorgänger beruhten.

Er hat eine Fülle von Werken geschrieben, in denen er so ziemlich alle Theile der griechischen Grammatik behandelte, so daß sie in ihrer Gesammtheit fast eine wahre Encyclopädie der griechischen Sprachwissenschaft bildeten. Er schrieb:

I. Ueber die Laute: *περὶ στοιχείων*.
II. Ueber die Rechtschreibung: *περὶ ὀρθογραφίας*.
III. Ueber die Accent-, Aspirations-, Quantitäts- und Interpunktionszeichen: *περὶ προσῳδιῶν*.
IV. Ueber die Wortarten: *περὶ σχημάτων* (einfache und zusammengesetzte).
V. Ueber die Zusammensetzung: *περὶ συνθέσεως*.
VI. Ueber die lautlichen Umwandlungen, welche die Wörter erleiden, ohne daß ihre Bedeutung dadurch verändert wird: *περὶ παθῶν* (z. B. apocope, synaeresis).

[1]) vgl. über denselben das schon mehrfach citirte Werk von Egger, Apollonius Dyscole, Par. 1854, die Programme von Skzeczka, Königsberg 1853. 55. 58. 61 und Ludw. Lange, das System der Syntax des Apollonios Dyskolos, Göttingen 1852.

VII. Ueber die Eintheilung der Redetheile: *περὶ μερισμοῦ τῶν τοῦ λόγου μερῶν.*

VIII. Ueber die Redetheile im Einzelnen und zwar:

1. Ueber die Nomina: *περὶ ὀνομάτων*, und zwar ſpeciell über die an ihnen hervortretenden grammatiſchen Erſcheinungen:
   α. Ueber die abgeleiteten Nomina: *περὶ παρωνύμων.*
   β. Ueber Geſchlecht: *περὶ γενῶν.*
   γ. Ueber Gradation: *περὶ συγκριτικῶν.*
   δ. Ueber den Nominativ der Feminina: *περὶ τῆς ἐν θηλυκοῖς ὀνόμασιν εὐθείας* (weſentlich; Femininalmotion).
   ε. Ueber die Caſus: *περὶ πτώσεων.*
2. Ueber die Verba: *περὶ ῥημάτων*, und zwar ſpeciell:
   α. Ueber deren Conjugation: *περὶ συζυγίας.*
   β. Ueber die Verba auf *μι*: *περὶ τῶν εἰς μι ληγόντων ῥημάτων παραγωγῶν.*
   γ. Ueber die Conjunctive: *περὶ ὑποτακτικῶν.*
   δ. Ueber die Imperative: *περὶ προστακτικῶν.*
3. Ueber die Participia: *περὶ μετοχῶν.*
4. Ueber den Artikel: *περὶ ἄρθρου.*
5. Ueber das Pronomen: *περὶ ἀντωνυμίας.*
6. Ueber die Präpoſition: *περὶ προθέσεως.*
7. Ueber das Adverb: *περὶ ἐπιῤῥήματος.*
8. Ueber die Conjunctionen: *περὶ συνδέσμων.*

IX. Ueber die Syntax der Redetheile: *περὶ συντάξεως τῶν τοῦ λόγου μερῶν.*

X. Ueber die homeriſchen Figuren: *περὶ σχημάτων Ὁμηρικῶν* (Eigenthümlichkeiten des homeriſchen Gebrauchs in der Syntax).

XI. Ueber die griechiſchen Dialekte: den doriſchen, ioniſchen, äoliſchen und attiſchen: *περὶ διαλέκτων, Δωρίδος, Ἰάδος, Αἰολίδος, Ἀτθίδος.*

Von diesen und andren Werken, welche ihm noch zugeschrieben werden, ist uns leider so wenig erhalten, daß weder ihre Reihenfolge noch ihr Verhältniß zu einander genau bestimmt zu werden vermag. Glücklicherweise jedoch ist von demjenigen, welches seine Hauptschöpfung bildet, von der Syntax der größte Theil und von mehreren übrigen so viel wenigstens bewahrt, daß wir im Stande sind, das große sprachwissenschaftliche Talent, die ausgezeichneten intellectuellen Gaben, den Fleiß, die Energie und den Reichthum von Kenntnissen zu erkennen, durch welche er befähigt ward, die hohe Stellung in der Sprachwissenschaft zu erringen, welche ihm zu allen Zeiten unbestritten zugesprochen werden muß. Es versteht sich von selbst, daß trotz alledem seine Werke sehr mangelhaft sind, aber — wenn von irgend Jemand — kann man von ihm sagen, daß seine Mängel seiner Zeit, ja dem ganzen classischen Alterthum, seine Vorzüge dagegen ihm selbst angehören.

Von allem, insbesondre in syntaktischen Fragen, sucht er den Grund zu erkennen. Er 'bleibt . . . . nicht bei den Erscheinungen . . . . stehen, sondern fragt nach der Ursache, welche einer bestimmten Construction überhaupt zu Grunde liegt und eine gewisse andre unmöglich macht'[1]). Der Grund der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Constructionen liegt im Allgemeinen darin, 'daß sich jede nach Geschlecht, Person, Zahl, Casus u. s. w. bestimmte Form nur mit gewissen andern verbinden kann, auf die sie sich beziehen läßt'[2]). Damit ist das Princip der Concinnität des Satzes ausgesprochen, welches die Hauptgrundlage der Syntax bildet.

Bei dem Bestreben, alle — auch die anomal scheinenden — Constructionen zu erklären, wird er natürlich nicht selten zu sehr schwachen Aufstellungen veranlaßt, wie man sie von einem so

[1]) Steinthals Worte a. a. O. S. 686.
[2]) ebds. S. 691.

bedeutenden Mann kaum erwarten möchte. So z. B. glaubt er die Verbindung von ἐάν mit dem Conjunctiv Aoristi II aus der äußeren Aehnlichkeit von diesem mit dem Conjunctiv des Präsens[1]), die Verbindung des Neutrum im Plural mit dem Verbum im Singular aus der Verwechselungsfähigkeit des Nominativ und Accusativ plur. ntr. (τὰ τέκνα im Gegensatz zu ἄνθρωποι: ἀνθρώπους) erklären zu dürfen[2]). Allein derartige Erklärungen lagen dem Geiste der damaligen Sprachforschung noch gar nicht fern, und so lächerlich sie auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwissenschaft erscheinen, so scharfsinnig werden sie den Zeitgenossen und Nachfolgern des Apollonius vorgekommen sein.

Diese und alle übrigen Mängel im Einzelnen werden über und über aufgewogen, ja vollständig in den Hintergrund geschoben, durch den großartigen Gedanken eine Syntax zu schaffen, sowie durch die scharfsinnige tiefsinnige an feinen Beobachtungen reiche Ausführung vieler Theile derselben — z. B. die Untersuchungen über das Wesen und das gegenseitige Verhältniß der Redetheile — die Art der Behandlung — z. B. bei den Conjunctionen die scharfsinnige Eintheilung derselben, die Betrachtung ihrer Form, Bedeutung und des syntaktischen Gebrauchs[3]) — und eine Fülle von speciellen und generellen Bemerkungen, Gedanken und Entwickelungen, welche zum Theil selbst heute noch beachtet und beherzigt zu werden verdienen. So spricht er mit Entschiedenheit den Gedanken aus, daß kein Wort erfunden sei, um die etwaige Zweideutigkeit eines andern aufzuheben[4]); er weiß, daß die Partikeln, selbst die für Expletiva gehaltenen, nicht

[1]) vgl. das Genauere bei Egger, S. 172.

[2]) vgl. das Genauere ebds. 248 ff.

[3]) ebds. S. 209 ff.

[4]) ebds. 237 vgl. 238 n. 1. Aehnlich in meinem Buche 'Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm' S. 203: 'Ueberhaupt hat sich die Sprache im Allgemeinen völlig ohne Rücksicht auf die Möglichkeit einer Verwechselung oder Zweideutigkeit gebildet.'

bedeutungslos sind[1]); er setzt die Berücksichtigung der Bedeutung bei Bestimmung der Redetheile wieder in das ihr zukommende Recht[2]) und gelangt dadurch und durch die Beachtung des begrifflichen Werthes, welchen die Wörter in der Verbindung zeigen, zu der tiefsinnigen Erkenntniß des Uebergangs eines Redetheils in den andern; 'wenn das Neutrum eines Adjectivs neben einem Verbum steht, so ist es hiermit ein Adverbium geworden, also z. B. εὐρύ neben ῥεῖν stehend ist gar nicht mehr das Neutrum des Adjectivs, sondern ein Adverbium, eben so sehr wie μεταξύ, ... das Adjectivum ταχύ, εὐρύ, ἥδυτατα, der Dativ κύκλῳ τόνῳ .... sind ganz andre Wörter, als die Adverbia ταχύ, κύκλῳ .... und es besteht streng genommen und richtig ausgedrückt zwischen ihnen bloß das Verhältniß des zufälligen Gleichklangs der Laute'[3]). Wie richtig dieser Gedanke, wenigstens in Bezug auf das Griechische oder überhaupt alle indogermanischen Sprachen ist, kann man daran sehen, daß, wo die Sprache zum vollen Bewußtsein dieses Uebergangs gelangt ist, er sich auch durch lautliche Spaltung der Form und Fixirung der einen für die eine, der andern für die andre Bedeutung sinnlich kund giebt, so z. B. ist im Sanskrit divâ, der Instrumental von div, in dieser seiner ursprünglichen Bedeutung divấ mit Accent auf der letzten Sylbe geblieben, wo es dagegen als Adverb verwendet wird, ist der Accent vorgezogen dívâ. Aehnlich ist im Griechischen der Acc. plur. ntr. ὠκέα, ταχέα, indem er Adverb ward, mit Vorziehung des Accents, Contraction von εα zu α und Kürzung desselben, zu ὦκα, τάχα geworden. Nach demselben Princip ändert sich im Griechischen mehrfach der Accent, wenn ein Appellativ zu einem Nomen proprium wird, und fast in allen Sprachen kommen überhaupt Beispiele vor, daß sich ein Wort in zwei,

[1]) Steinthal a. a. O. S. 675.
[2]) ebds. 580.
[3]) ebds. 581.

oder mehr spaltet, wenn aus der Urbedeutung desselben zwei, oder mehr hervorgetreten sind, deren etymologischer Zusammenhang ganz aus dem Sprachbewußtsein geschwunden ist: das Wort hat in der einen Bedeutung gewissermaßen aufgehört dasselbe Wort zu sein, welches es in der andern ist; z. B. unser deutsches 'ahnden = strafen', hat etwa in unserm Jahrhundert aufgehört dasselbe Wort mit 'ahnden = im Geiste vorhersehen' zu sein, grade wie εὐρύ ὦκα beim Verb aufgehört haben derselbe Redetheil zu sein, wie εὐρύ ὠκέα als Beisatz eines Nomen; wie die Sprache nun die phonetisch entstandene Form ὦκα statt ὠκέα für jenen Fall fixirte, ebenso hat sich unter unsern Augen die aus ahnden auf rein phonetischem Wege entstandene Nebenform ahnen für jene zweite Bedeutung festgesetzt. Alle diese Erscheinungen beruhen auf dem Uebergang eines Wortes aus einer begrifflichen Species in die andre, grade wie ihn Apollonius selbst in den formal unveränderten Wörtern zu erkennen und nachzuweisen vermocht hat.

In Bezug auf die etymologische Erklärung der Wörter — die schwächste Seite der griechischen Sprachwissenschaft — haben sich weder Apollonius noch sein Sohn Herodian bedeutend über ihre Vorgänger und Nachfolger erhoben. Sie wußten kein Mittel, die Endung in τιθεῖσι zu erklären, obgleich es ihnen in der dorischen Form so nahe lag; Apollonius setzt zur Erklärung der Verba auf μι willkürlich Verba auf ω voraus; um die 2. Singularis Präs. von εἰμί zu erklären, nimmt er ἔω ἔομαι an[1]). Allein auch für diese und ähnliche Mängel gewährt er Ersatz durch manche tiefsinnige Bemerkung, welche fähig gewesen wäre, zu einer richtigeren Behandlung und Auffassung zu leiten, so z. B. erkennt er, daß jedes abgeleitete Wort sich in zwei Elemente auflöst: die Basis und ein Wort, welches die Bedeutung des Derivationsmittels hat, z. B. Ἑκτορίδης der Hectoride in Ἕκτορος und υἱός 'Sohn des Hector'[2]), erklärt in dieser Weise

[1]) Egger S. 306 ff., vgl. auch in Bezug auf εἶμι ebds. S. 318 ff.
[2]) ebds. 156.

die Bedeutung der Endungen (Suffixe) *θεν, σε, θι, δε*[1]; weiß, daß augmentirte Formen von Verben, welche mit Präpositionen zusammengesetzt sind (ursprünglich bloß verbunden waren), wie z. B. *κατέγραψα* von *καταγράφω* nicht unmittelbare Ableitungen von letzteren sind, sondern erst gebildet und dann mit den Präpositionen zusammengesetzt werden, z. B. *ἔγραψα* mit *κατά*, grade wie *γράφω*[2]); erkennt die nahe etymologische Verwandtschaft des Nomen mit dem Verbum[3]) und ist, wie Egger richtig bemerkt[4]), auf dem Wege zu einer (methodischen) Analyse: Un pas de plus et nous toucherons à la distinction du radical et du suffixe dans les langues synthétiques: caractériser ces terminaisons et ces particules qui ont le même sens et jouent la même rôle, c'est, en réalité, faire de la linguistique selon les méthodes modernes. Es ist dieß zwar keineswegs ganz richtig; denn nicht die methodische Analyse allein bildet den Charakter der modernen Linguistik, sondern vorzugsweise ihre Verbindung mit der vergleichenden und historischen Behandlung der Sprachen, von denen jene uns die letzterreichbaren Urformen der Wörter und ihrer Elemente kennen lehrt, diese ihre lautlichen und begrifflichen Umwandlungen im Verlauf der Geschichte; allein daß auch die Analyse eines bestimmten Sprachzustandes ohne Beihülfe dieser beiden Mittel eine tiefe Einsicht in eine Sprache gewährt und zu einer noch tieferen vermittelst jener den Weg bahnt, hat die indische Grammatik gezeigt. In ähnlicher Art führen Apollonius Dyscolus syntaktische Arbeiten den Beweis, daß auch auf dem Gebiete der Syntax durch die rein statistische Betrachtung eines bestimmten Sprachzustandes ein bedeutender Schritt geschehen könne, wenn gleich auch hier

[1]) Egger S. 186 n. 1.
[2]) Steinthal a. a. O. S. 618.
[3]) Egger a. a. O. S. 301.
[4]) ebds. S. 159.

ein wahrhaſt wiſſenſchaftliches Verfahren ohne Beihülfe jener beiden Mittel nicht eingeſchlagen zu werden vermag.

Appollonius und ſein Sohn Herodian ſind die letzten, vielleicht auch die größten, griechiſchen Grammatiker. Nach ihnen wird kein Name von Bedeutung auf dieſem Gebiet mehr genannt; eben ſo wenig iſt ein weiterer Fortſchritt nachweisbar. Im Bereich der Syntax, oder überhaupt der philoſophiſchen oder erklärenden Grammatik (grammatique raisonnée, wie ſie im vorigen Jahrhundert insbeſondre hervortrat), iſt der erſtre die herrſchende Autorität; während in Bezug auf Wortgeſtaltung, insbeſondre Accent — er handelte in ſeiner *προσῳδία* über den Ton von 60000 Wörtern[1]) — der letztre das Höchſte geleiſtet zu haben ſcheint, was die griechiſche Sprache zu erreichen vermochte. Fortan tritt die Thätigkeit der Commentatoren, Epitomatoren, Compilatoren, der Anordner des in den Werken der vorhergegangenen Grammatiker angehäuften Stoffes unter beſtimmte grammatiſche Rubriken in den Vordergrund; man ſucht das Ueberlieferte verſtändlicher und zu praktiſchem Gebrauch handlicher zu machen. Auch dieſen anſpruchsloſen und fleißigen, wenn gleich größtentheils geiſt- und urtheilsloſen Arbeiten ſind die folgenden Geſchlechter zu hohem Dank verpflichtet. Abgeſehen davon, daß uns in ihnen viele höchſt werthvolle Gedanken der Vorgänger bewahrt ſind, die ſonſt ſchwerlich bis auf unſre Zeit gelangt wären, ſo ſind ſie es auch nicht am wenigſten, durch welche während der langen tauſendjährigen Agonie des oſtrömiſchen Reiches das heilige Feuer der wunderbaren griechiſchen Cultur wenigſtens unter der Aſche glimmend erhalten und damit die Möglichkeit gegeben wurde, daß es, nachdem unter den alle Cultur zerſtörenden Tritten der öſtlichen Barbaren, der Türken, dieſer letzte Herd deſſelben zuſammengeſunken war, nach dem Weſten getragen, in dem durch den germaniſchen Geiſt verjüngten und neu gekräftigten Europa wieder

[1]) Gräfenhan Geſchichte der Philologie III. 101.

hell aufzuleuchten und Hauptträger einer neuen Cultur zu werden vermochte.

Die grammatische Thätigkeit der Römer bildet wesentlich nur eine Episode innerhalb der griechischen. Geweckt durch die letztere, auf sie gebaut, in einer fast sclavischen Abhängigkeit von ihr entwickelt, erstarb sie noch um vieles früher als die griechische.

Mit demselben Eifer, mit welchem die Römer alle Kunst und Wissenschaft der Griechen sich anzueignen und nachzuahmen suchten, warfen sie sich auch auf die Grammatik. Die bedeutenden, mit einer gewissen Verehrung betrachteten Ueberreste eines älteren von dem bestehenden sehr verschiedenen Sprachzustandes, ihre Neigung zur Erkenntniß älterer Zustände überhaupt, die anerkannte Verwandtschaft ihrer Sprache mit der griechischen gewährten Förderungen, welche fähig gewesen wären, sie in manchen Beziehungen sichrer und weiter auf diesem Gebiet zu leiten, als die Griechen vorgedrungen sind; allein es fehlte ihnen, wenigstens zum größten Theil, der wissenschaftliche Ernst, die wissenschaftliche Tiefe, Genauigkeit und Selbstständigkeit, durch welche die Griechen hervorragen. Eine sehr ehrenwerthe, ja überaus rühmliche Ausnahme bildet jedoch Varro (116—27 v. Chr.), wie denn überhaupt die grammatischen Arbeiten der Römer, welche vor der Vollendung der griechischen Sprachwissenschaft durch Apollonius Dyscolus abgefaßt sind, zu einer Zeit also, wo diese selbst noch im Werden war, mit größerer Selbstständigkeit ausgeführt sein mochten, als die, denen in den vollendeten Werken der späteren griechischen Grammatiker abgeschlossene unerreichbar scheinende Muster vorlagen.

Varro's Werk de lingua latina ist schon dadurch eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, daß es die erste Grammatik einer Sprache in großem Stil ist, der erste — wenn auch sehr mangelhafte — Versuch einer vollständigen wissenschaftlichen Darstellung einer Sprache, einer Aufstellung und Erklärung ihrer Gestaltungen und deren Verwendung. Bedenkt man, daß diese Behandlung der lateinischen

Sprache von Varro, ohne einen nennenswerthen Vorgänger zu haben, unternommen ward, so kann man schon der Kühnheit des Unternehmens seine Bewunderung nicht versagen und diese wird, wenn man die Zeit, in welcher es ausgeführt ward, berücksichtigt, durch die Art der Ausführung, trotz aller ihrer Mängel, nicht wenig gesteigert[1]). Die Mittel, deren sich Varro bediente, sind zwar wesentlich den Griechen entlehnt, einerseits den Stoikern und andrerseits der Schule des Aristarch, den Analogisten, allein er wendet sie mit nicht geringem Geschick auf das Latein an und zeigt bei Beurtheilung, Bekämpfung, Vertheidigung und Umgestaltung der sprachwissenschaftlichen Annahmen der Griechen eine ehrenwerthe, bisweilen die Wissenschaft fördernde Selbstständigkeit, so, um nur ein Beispiel hervorzuheben, in Bezug auf die Behandlung der Tempora. Doch ist er im Wesentlichen nicht weiter in der Erkenntniß des Latein gelangt, als seine griechischen Vorgänger in der ihrer Muttersprache. Auch er hatte, so wenig als Aristarch, die eigentlichen Modi erkannt[3]); seine Etymologien erinnern nicht selten noch an die cratyleischen, z. B. p r a t a quod sine opera p a r a t a[4]). Er hat zwar das Wort radix 'Wurzel' und erwähnt, daß man unableitbare Wörter, wie die Verba lego, scribo, sto und die übrigen quae non sunt ab alio quo verbo, sed suas habent r a d i c e s, als primigenia bezeichne[5]), aber an andern Stellen leitet er einfache Verba von verwandten Nominibus ab, z. B. volo von voluntas, facere von facies (erklärt durch qui rei, quam facit, imponit faciem)[6])

[1]) Vgl. Aug. Wilmanns: De M. Terenti Varronis libris grammaticis. Berol. 1864.

[2]) Steinthal a. a. O. S. 309.

[3]) ebds. S. 629.

[4]) ebds. S. 341—45.

[5]) De l. l. VI. 37.

[6]) ebds. VI. 47. 48.

und die radices sind (V. 93) nicht die Wurzeln von Wörtern, sondern von den durch sie bezeichneten Dingen[1]).

Von den 24 Büchern, welche das große Werk umfaßte, sind uns leider nur sechs (V—X) und auch diese nicht vollständig erhalten; auch über den Inhalt der verlorenen, von denen sich nur wenige Fragmente erhalten haben, ist man nicht ganz im Klaren. Doch ist es höchst wahrscheinlich, daß die Ordnung und der Inhalt der einzelnen Bücher etwa folgender war.

Im 1. Buch wurde über den Ursprung der lateinischen Sprache gehandelt. Im 2. bis 7. (deren drei letzte bewahrt sind): 'Ueber die Beilegung von Namen' (Bezeichnung der Dinge durch Wörter) und zwar im 2. bis 4.: Ueber die Etymologie überhaupt, im 5. bis 7.: 'Ueber die Entstehung der Wörter'. Im 8. bis 10. (ebenfalls erhalten) wurde 'Ueber die Beugung der Wörter' gesprochen. In den verlorenen 11. bis 13. soll über die Beugungen im Allgemeinen gehandelt sein. Dann folgte die Syntax; ob sie aber den Gegenstand aller elf Bücher bildete, ist sehr zweifelhaft.

Trotz des Mangels an Ordnung im Einzelnen, der Unklarheit und vielfachen Verkehrtheit der Behandlung ist der Verlust dieses umfassenden Werkes dennoch einer der am meisten beklagenswerthen. Der große grammatische Eifer und Fleiß, die umfassenden antiquarischen Studien, die von den Alten gerühmte und auch in den uns von Varro erhaltenen Werken und Fragmenten hervortretende Kenntniß des Altrömischen und der italischen Dialekte würde ihm sicherlich sowohl für die Geschichte der Sprachwissenschaft überhaupt, als der römischen Sprache insbesondre einen unersetzlichen Werth verliehen haben.

Mit der weiteren Entwickelung der griechischen Grammatik

[1]) Die ganze Stelle lautet: artificibus maxuma causa ars; id est ab arte medicina ut sit medicus dictus, a sutrina sutor, non a medendo ac suendo, quae omnino ultimae earum rerum radices....

nahm auch die Einſicht der römiſchen Grammatiker in ihre Sprache und Sprache überhaupt zu; ſo kennt Quintilian ſchon den terminus modi[1]) und iſt reich an geiſtvollen Gedanken überhaupt[2]). Man leitete lateiniſche Wörter von griechiſchen ab[3]), begab ſich aber zugleich in eine ſolche Abhängigkeit vom Griechiſchen, daß manche, mit Vernachläſſigung des römiſchen Sprachgebrauchs, ſelbſt in den Nebenformen auf ere ſtatt erunt, um wenigſtens eine Dualform zu beſitzen, den Dual erkennen wollten[4]). Manche derartige Auswüchſe verſchwanden wieder im Laufe der Zeit, ja in einigen Punkten der Grammatik leitete die minder reiche römiſche Sprache die römiſchen Grammatiker ſogar ſicherer, als dieß die griechiſche bei den Griechen vermocht hatte[5]), ihre Etymologie iſt im Allgemeinen der griechiſchen ſogar überlegen; in andern jedoch blieb die ſclaviſche Nachahmung der Griechen ſelbſt bis in die ſpäteſten Zeiten[6]). Jede ſelbſtſtändige geiſtige Thätigkeit war ja eigentlich ſchon mit der Gründung des cäſariſchen Despotismus erſtorben und ſelbſt die höchſte geiſtige Frage — die religiöſe — war nicht mächtig genug, ihr neues Leben einzuhauchen. Seit den Antoninen war nur noch der Genuß der alten Ueberreſte übrig geblieben. Dieſer war aber wenigſtens im Stande, das Studium der Sprache zu erhalten, in welcher ſie überliefert waren und demgemäß ſchließen die Römer mit grammatiſchen Arbeiten ab, welche dazu genügten, eine grammatiſche Kenntniß des Latein und ſomit eine Hauptgrundlage der neueren Cultur, ja durch Benutzung und Aufnahme der Reſultate der großen griechiſchen Grammatiker ſelbſt ſprachwiſſenſchaftlichen Sinn, Trieb und Eifer durch und über die dunkeln Zeiten des

[1]) De instit. orat. I. 5. 41.
[2]) a. a. O. I. 6.
[3]) Gräfenhan a. a. O. IV. 224.
[4]) Quintil. a. a. O. I. 5. 42 ff.
[5]) vgl. z. B. Steinthal S. 650.
[6]) vgl. ebdſ. 645 über Supinum, Gerundium.

Mittelalters zu bewahren und zu retten; dadurch trugen sie nicht wenig dazu bei, einige der Hauptelemente zu schützen, deren der germanische Geist bedurfte, um langsam und naturgemäß zur Erfüllung seiner Aufgabe zu erstarken: vermittelst der Neubelebung der alten Cultur sich zur Schöpfung einer höheren und weit umfassenderen zu befähigen.

Das bedeutendste und letzte dieser Werke — dessen Studium sich durch das ganze Mittelalter verfolgen läßt[1]) — sind die achtzehn Bücher commentariorum grammaticorum von Priscian (512—560 n. Chr.), welcher unter Justinian in Constantinopel lehrte. Die beiden ersten Bücher enthalten die Lautlehre; die beiden folgenden einiges sehr schwache, welches wir der Themenlehre zuweisen würden; das 5. bis 16. die Lehre von den Redetheilen mit ihrer Flexion; die beiden letzten die Syntax.

Eine besondre Bedeutung erhält das Werk durch seinen engen Anschluß an die großen griechischen Grammatiker Apollonius Dyscolus und Herodian, so wie durch viele Mittheilungen über altes Latein und anomalen Gebrauch.

Seine Auffassung der Erscheinungen der lateinischen Sprache ist oft ganz roh empirisch, so z. B. ist ihm in tremui im Verhältniß zu tremo das o des letzteren in u übergegangen (I. 34), sogar das n von sino in sivi in v (I. 40); in andern ist von der tieferen Betrachtung der Griechen eine gute Anwendung gemacht, z. B. magnanimitas von magnanimus abgeleitet, nicht als eine Zusammensetzung von magnus und einem nicht existirenden animitas gefaßt[2]). Die Vergleichung des Latein mit dem Griechischen speciell dem äolischen Dialekt (vgl. I. 36) nimmt eine hervorragende Stelle ein und ist bis auf eine uns ziemlich nahe Zeit von großem Einfluß geblieben. Von einigen Formen heißt es gradezu quas a Graecis accepimus (II. 43); selbst

[1]) vgl. Hertz in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Priscian, p. XXX.
[2]) Steinthal a. a. O. 618.

lautliche Verhältniſſe werden durch Beihülfe des Griechiſchen erklärt, z. B. bene zu bonus durch Vergleichung des Verhältniſſes von lateiniſch genu zu γόνυ 'in quo Aeoles sequimur: illi enim ἐδόντα pro ὀδόντα dicunt' (I. 34); man ſieht, es ſind Anfänge einer vergleichenden Grammatik aber keineswegs viel verſprechende.

IV.

Einfluß des Chriſtenthums auf die Förderung der Sprachwiſſenſchaft; europäiſches Mittelalter; Buddhiſten.

Für die ſprachwiſſenſchaftliche Darſtellung und Betrachtung der eignen Sprache vom ſtatiſtiſchen, auf ſie ſelbſt beſchränkten (iſolirten), Standpunkt waren durch die indiſche und griechiſch-lateiniſche Methode Muſter und Antriebe gegeben. Allein, wie viel auch dadurch für die Erkenntniß der eignen Sprache ermöglicht war, eine wahrhaft richtige Auffaſſung derſelben, oder gar eine Aufnahme der höheren ſprachlichen Probleme, welche auf wiſſenſchaftlichen Erfolg hätte zählen können, war nur durch Heranziehung fremder Sprachen zu erzielen. Nur dadurch konnte man zur Erkenntniß der in den Sprachen herrſchenden Mannigfaltigkeit, ihrer Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, ihrer Verwandtſchaft und Fremdartigkeit gelangen; nur die größtmögliche Erweiterung der Sprachenkunde konnte der Wiſſenſchaft den Umfang des Geſichtskreiſes erwerben, welcher zur Weiterförderung derſelben nothwendig war.

Einer ſolchen Richtung ſtand aber der ganze Geiſt des claſſiſchen Alterthums entgegen. Die fremden Sprachen, mit denen es in Berührung kam, mit dem Namen barbariſch gebrandmarkt, fanden außer zu praktiſchen Zwecken höchſtens bei ethnologiſchen Fragen — bei Beſtimmung der Völkerverwandtſchaft — einige Beachtung; in wiſſenſchaftlicher Beziehung waren ſie ihm gleichgültig; ſelbſt das Griechiſche und Lateiniſche, obgleich von Römern

und Griechen wechselseitig berücksichtigt, scheint doch weder bei diesen noch jenen zu einer internationalen Bearbeitung — Griechisch in lateinischer Sprache für Römer und umgekehrt Latein in griechischer Sprache für Griechen — gelangt zu sein. Diese Nichtberücksichtigung der barbarischen Sprachen erhielt auch gewissermaßen eine Berechtigung in der Raschheit, mit welcher sie sich vor dem Andrang der römischen und griechischen Cultur beugten und theils ganz verschwanden, theils dem Verschwinden nahe kamen.

Die griechische Herrschaft hatte sich unter Alexander d. Gr. und seinen Nachfolgern bis in Indien hinein verbreitet. Die griechische Sprache hatte sich in Aegypten und dem westlichen Theil des Seleucidenreiches als Sprache der Gebildeten festgesetzt und als Vehikel einer höheren Cultur selbst noch viel weiter sowohl in Asien als Europa und Afrika verbreitet. Könige der Parther waren mit der griechischen Sprache zu Crassus' Zeit vertraut und ein König von Armenien, Artavasdes, schrieb sogar Reden, Geschichte und selbst Tragödien in griechischer Sprache[1]). Kurz die Macht der griechischen Cultur war in einem großen Theil des westlichen Asiens und Aegypten so groß und nahm unter der Herrschaft des oströmischen Reiches noch so sehr zu, daß ohne ein besonderes Hinderniß die ursprünglichen Sprachen wahrscheinlich eben so sehr verschwunden sein würden, wie dieß in Thracien, Illyrien, Spanien und Gallien geschehen ist.

Dennoch wurde noch zur Zeit des classischen Alterthums ein mächtiger Grund für die Aufnahme der nicht classischen Sprachen in das Bereich der Sprachwissenschaft gelegt, nicht aber durch die Repräsentanten des classischen Geistes, sondern das große Ereigniß, welches die ganze damalige Denkweise umgestaltete, die Schöpfung des Christenthums, trug auch diese wichtigste Erweiterung der Sprachwissenschaft in ihrem Schooße.

[1]) Plutarch Crassus, 33.

Wo sich eine irgend lebensfähige Sprache im Munde des eigentlichen Volkes noch erhalten hatte, setzte sie dem weiteren Absterben derselben nicht allein einen kräftigen Damm entgegen, sondern bewirkte auch, daß sie literarisch fixirt ward, selbst zu einer gewissen Blüthe gelangte, wenigstens so viel schriftliches hinterließ, daß der heutigen Sprachforschung die Kenntniß des damaligen Zustandes derselben ermöglicht wird. Dieß geschah vorzugsweise dadurch, daß sich das Christenthum, wohin es gelangte, nicht bloß an die Gebildeten wandte, sondern auch und zwar vorzugsweise an das niedere Volk, in dessen Kreisen es auch seine meisten und entscheidendsten Eroberungen machte. Dadurch war es in die Nothwendigkeit versetzt, sich der Volkssprache zu bedienen. Da es im Anfang seiner Geschichte — im grellen Gegensatz zum Islam — sich nicht durch die Gewalt des Schwerdes, sondern nur durch die Macht des Wortes, insbesondre seiner heiligen Schriften zu verbreiten vermochte, mußte es — was jener für unnütz, ja für unmöglich, selbst freventlich hielt — sie in die Sprachen aller Völker übersetzen, zu denen es drang. Dadurch erhielten diese in ihrer Sprache Bücher, welche, bei der Einheit der christlichen Gemeinden, den Gebildeten wie den Ungebildeten unter ihren Mitgliedern gleich heilig waren und daher auch jene zu dem Gebrauch der Volkssprache zurückführten. Keine heilige Sprache trat bei den Christen mit ähnlicher Exclusivität, wie die classischen, den übrigen gegenüber; alle Völker, welche das Christenthum annahmen, erhielten heilige Schriften in ihren Sprachen, die dadurch gewissermaßen selbst geheiligt wurden. Wie alle Menschen durch das Christenthum gleiche Berechtigung empfingen, so auch alle Sprachen und damit war der Bann gebrochen, welcher der weiteren Entwickelung der Sprachwissenschaft so verderblich zu werden drohte.

So verdanken wir schon den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Entwickelung einer koptischen, syrischen, armenischen, georgischen und äthiopischen Literatur, so wie das älteste Denk-

mal unsrer Muttersprache — die gothische Uebersetzung von mehreren Theilen der heiligen Schriften —. Auch die Anfänge der altirischen Literatur — der ältesten Ueberreste der celtischen Sprache — obgleich nicht von einer Bibelübersetzung begleitet — werden dem Einfluß des Christenthums verdankt; mit den Anfängen der angelsächsischen Literatur ist wieder eine Uebersetzung heiliger Schriften verbunden und eine solche steht auch an der Spitze der slavischen. Die römisch-katholische Kirche, in welcher die lateinische Sprache durch Gregor VII. als Kirchensprache festgestellt ward, trat zwar der Verbreitung der Bibel in Volkssprachen mehr oder weniger hindernd entgegen. Dagegen aber erhob sich dieses Bestreben mit desto größerer Macht in den protestantischen Confessionen und seit der Gründung der ersten englischen Bibelgesellschaft (7. März 1804 in London), welcher viele andre auf dem Continent nachfolgten, hat es an Umfang so sehr zugenommen, daß bald nur noch wenige Völker existiren werden, denen es nicht möglich wäre, die heiligen Schriften in ihrer eigenen Sprache zu lesen: eine Wirksamkeit von auf jeden Fall eben so segensreichen Folgen für die Erweiterung der Sprachenkunde als die Verbreitung des Christenthums.

Doch die Erweiterung dieser Richtung des Christenthums zu einer unmittelbaren Förderung der Sprachwissenschaft durch genauere, grammatische Behandlung selbst unkultivirter Sprachen, in welche die heiligen Schriften übertragen wurden, gehört erst einer viel späteren Zeit an. In der, von welcher jetzt die Rede ist, beschränkt sie sich wesentlich auf die Erhaltung mehrerer Volkssprachen, die darin entstehende Literatur auf den Dienst der Kirche. Eine diese Gränzen überschreitende Literatur und theilweis selbst grammatische Bearbeitungen entwickeln sich nur in den Kreisen, welche den Herden der damaligen Cultur ferner standen, oder durch religiöse Partheiungen entfremdet wurden, dem Syrischen, Armenischen und Aethiopischen. Zu der staunenswerthen gothischen Uebersetzung, dem Werk eines unzweifelhaft auch in

ſprachlicher Beziehung höchſt begabten Mannes, trat weder eine gothiſche Grammatik noch Lexikon. Sie war eben nur Nothbehelf zur Belehrung der Ungebildeten, der der damaligen Bildungsſprachen — des Griechiſchen und Latein — unkundigen. Dieſe blieben ſelbſt nach Zerſtörung des weſtrömiſchen Reiches die Sprachen der Kirche und der Cultur überhaupt. Als ſich die Gothen von der römiſchen Cultur bemeiſtern ließen, fanden ſich nicht einmal mehr Abſchreiber genug, um dieß für die baldigen Herrſcher von faſt ganz Europa ſo bedeutungsvolle Werk der Zukunft in ſeiner Vollſtändigkeit zu erhalten.

So war dieſe Richtung des Chriſtenthums in ihren Anfängen für die Sprachwiſſenſchaft von mehr extenſiver Bedeutung; doch trat auch ein andres Moment hinzu, welchem wir einen mehr intenſiven Werth zuſchreiben müſſen.

Dadurch, daß das Chriſtenthum aus dem Judenthum hervorgegangen, mit deſſen heiligen Schriften im innigſten Zuſammenhang ſtand, im Weſentlichen darauf gebaut war, wurde auch dieſes in den Culturkreis gezogen, welcher ſich auf dem Boden des Chriſtenthums zu entwickeln begann. Das Verſtändniß der heiligen Schriften in ihrem Urtext gewann eine immer mehr ſteigende Bedeutung und in Folge davon trat zu den claſſiſchen Sprachen, welche bis dahin allein wiſſenſchaftlich betrieben waren, als gleichberechtigte, ja wegen der Heiligkeit ihres Inhalts ſie noch überragende, die hebräiſche Sprache. Damit war dem Kreiſe der ſprachwiſſenſchaftlichen Betrachtung eine Sprache nahe gerückt, welche einem ganz andern Stamm angehörig, als die claſſiſchen Sprachen, dieſen ganz fremdartig gegenüberſtehend, bei fortſchreitender Erkenntniß derſelben, nicht wenig dazu beitragen mußte, die auf jene gebauten Anſchauungen über allgemein ſprachliche Fragen umzuwandeln oder ſelbſt als Irrthümer zu erweiſen.

Aber nicht bloß durch ihre Sprache wurden die heiligen Schriften für die weitere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft von Wichtigkeit, ſondern auch durch ihren Inhalt.

Die darin hervortretende Ueberzeugung von der Abstammung aller Menschen von einem Menschenpaar, der ursprünglichen Einheit aller Sprachen, der Mythus über die Spaltung der Ursprache in verschiedene, welche lange als unbedingte Glaubensartikel galten, konnten nicht verfehlen, auf die wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft — insbesondre die Entstehung der Sprache, ob durch die menschliche Weisheit (nach Philo)[1]), oder Vernunft (die λογικὴ δύναμις ἐντεθεῖσα παρὰ τοῦ Θεοῦ τῇ φύσει τῶν ἀνθρώπων) nach Gregorius von Nyssa[2]), oder, wie die Gegner sagten, speciell durch Gott (ὁ θεὸς ἔθετο τὰς προσηγορίας τοῖς οὖσι)[3]) — einen bedeutenden Einfluß zu üben und bei Vertheidigung oder Widerlegung derselben den sprachwissenschaftlichen Neigungen und Kräften einen dauernden und ausgedehnten Kampfplatz zur Uebung ihrer Waffen zu gewähren.

Die Juden haben sich, so lange sie selbstständig waren, weder durch wissenschaftliche noch sociale Entwickelung besonders ausgezeichnet. Ihre geistige Schöpfungen bewegen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Religion, wie denn die hohe Stellung, welche sie in der menschlichen Culturgeschichte einnehmen, wesentlich darauf beruht, daß sie, soweit ihre Geschichte reicht, die Träger der Idee eines einzigen Gottes und der daraus fließenden strengen Moral sind, mit andern Worten: die Repräsentanten der bei andern Völkern des Alterthums auseinanderfallenden, bei ihnen aber zu innigster Einheit verschränkten Religion und Moral, gewissermaßen das Religionsvolk κατ' ἐξοχήν. Erst nachdem sie ihre Selbstständigkeit eingebüßt hatten, entwickelten sie in ihrer Zerstreuung in der Berührung mit andern Völkern eine intellektuelle Thätigkeit, durch welche sie, wo sie nicht mit Gewalt

---

[1]) De creatione § 52 cf. Quaest. in Genesim A. I. 15 § 20. 22. und de confusione linguarum, ed. Pfeiffer III. p. 402.

[2]) Diss. XII contra Eunomium ed. 1638. II. p. 768.

[3]) ebds.

gehemmt oder unterdrückt waren, in den Stand geſetzt wurden, in der Culturentwickelung mit den Völkern, unter denen ſie lebten, nicht nur zu wetteifern, ſondern ſogar mehrfach eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Eines ihrer Hauptverdienſte aber beſteht vor allem darin, daß ſie trotz alles Leids und aller Verfolgungen, welche faſt zu allen Zeiten ihr Erbtheil waren, ihre heiligen Schriften bewahrt haben und nie abließen, zur treuen Erhaltung und Wiederherſtellung des Textes und Verſtändniſſes derſelben, ſo viel als die Umſtände erlaubten, beizutragen. In der Eröffnung des letzteren für die Ungelehrten ſind ſie die Vorgänger des Chriſtenthums und haben ſich den Ruhm erworben, wenn nicht, ſo weit bekannt, die erſte Ueberſetzung eines umfaſſenden Werkes — dieſer möchte den neueren Unterſuchungen gemäß [1]) vielleicht den Ueberſetzern der zoroaſtriſchen Schriften in die Pahlavî-Sprache zuzuſprechen ſein — doch die zweite veranſtaltet zu haben. Dieſe iſt die griechiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welche im 3. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung, zum Gebrauch der des Hebräiſchen unkundigen Juden in Aegypten, im macedoniſch-attiſchen Dialekt abgefaßt ward und unter dem Namen Septuaginta bekannt iſt. Sie beruht auf einem hebräiſchen Text, welcher der beſſeren Conſtituirung des Urtextes voranging. Nichts deſto weniger gewann ſie in den ägyptiſch-jüdiſchen Kreiſen ein hohes Anſehen und trat faſt ganz an die Stelle des Urtextes, wie denn ſowohl Philo als Joſephus ſich vorzugsweiſe ihrer bedienen. Noch mehr wuchs ihre Bedeutung bei den Chriſten; aber grade dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der Juden auf ihre vielfachen Abweichungen von dem in der Zwiſchenzeit recipirten Grundtext gezogen. In Folge davon wurde im Laufe des zweiten Jahrhunderts unſrer Zeit-

[1]) vgl. An old Zand Pahlavi Glossary edited . . . . by Destur Hoshengji Jamaspji, revised . . . . by Martin Haug. Bombay &c. 1867. III ff. und XIII ff.

rechnung von Aquila eine neue sclavisch treue griechische Uebersetzung verfaßt, welcher bald nachher eine Umarbeitung des griechischen Vulgärtextes durch Theodotion[1]) und eine freiere Uebersetzung durch Symmachus folgte. Dieß zeigte den Christen die Nothwendigkeit auf den hebräischen Grundtext zurückzugreifen, wie sie denn schon bei Origenes und später Hieronymus hervortritt. Damit war die hebräische Sprache als ein wesentlicher Theil in die christliche Wissenschaft aufgenommen und ihr wenigstens für die **Zukunft** eine hervorragende Stelle im Kreise der Sprachwissenschaft gesichert.

Nach einer andern Seite dagegen trat die Förderung oder vielmehr Sicherung einer zukünftigen Sprachwissenschaft durch den Einfluß des Christenthums fast unmittelbar hervor, begleitete das ganze europäische Mittelalter, dessen tiefe Nacht nicht selten durch ein magisches Halbdunkel beleuchtend, und diente fast als das wesentlichste Moment zur Erhaltung des dünnen, jeden Augenblick zu zerreissen drohenden Fadens, welcher die alte Cultur mit der neuen zu verbinden bestimmt war und dadurch allein, daß er nicht ganz abriß, die rasche und hohe Entwickelung der letzteren ermöglichte.

Mit der Verbreitung des Christenthums zu den Völkern, welche dem römischen Reiche nicht angehörten, verbreiteten sich auch in größerem oder geringerem Maaße die Sprachen, in denen es seine bisherige Entwickelung erhalten hatte und seine Grundschriften abgefaßt waren. Diese waren vorzugsweise die lateinische und griechische und in letzter Instanz auch die hebräische. Für die bei weitem größte Anzahl der europäischen Völker nahm die lateinische Sprache die erste Stelle ein; die Bibel wurde ihnen in lateinischer Sprache in die Hand gegeben, die Kirchensprache war lateinisch und in dieser Sprache waren die meisten Werke

[1]) vgl. Geiger: Urschrift und Uebersetzungen der Bibel u. s. w. Breslau, 1857. S. 160 ff.

abgefaßt, die sich auf das Christenthum bezogen. Jeder, welcher sich kraft seines Berufes mit ihm beschäftigte, war demnach mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, sich eine Kenntniß dieser Sprache zu erwerben. Da, was sich an Wissenschaft erhalten hatte, vorzugsweise ja fast allein von Geistlichen geübt ward, so wurde Latein auch die Sprache der Wissenschaft und war somit auch von den wenigen zu erlernen, welche außerhalb dieses Kreises von einem wissenschaftlichen Trieb beherrscht wurden. So verbreitete und erhielt sich nicht bloß die Kenntniß des Latein in verhältnißmäßig weitem Kreis, sondern wurde auch, wenigstens theilweis, mit Ernst und Eifer geübt. Eine Menge der verschiedenartigsten Schriften, prosaische und poetische, wurden in ihm abgefaßt, in Glossen und grammatikalischen Uebersichten[1]) — denen wir keine geringe Kunde des damaligen Zustandes der europäischen Sprachen, insbesondre der irischen und unsrer Muttersprache, so wie der mittelalterlichen Verhältnisse überhaupt, verdanken[2]) — Hülfsmittel zur Erlernung desselben niedergelegt. Dadurch ward einerseits ein Antrieb gegeben, daß die Schätze der lateinischen Sprache, trotz des bisweilen eingeschärften Verbots, classische Schriften zu lesen[3]), bewahrt und durch Abschriften vervielfältigt wurden, auch wenn sie sich nicht auf das kirchliche Leben bezogen, andrerseits der Sinn für die grammatische Behandlung einer fremden Sprache in der eignen geweckt und wohl auch schon einigermaßen gekräftigt.

Mehr in den Hintergrund trat zwar die griechische Sprache, doch auch auf sie, als Trägerin des Grundtextes des neuen Testamentes blieb wenigstens im Allgemeinen die Aufmerksamkeit

---

[1]) Eine lateinisch-sächsische Grammatik: Aelfrici († 1051) Grammatica Latino-Saxonica cum ejusdem Glossario ist in Somneri Dictionarium Saxonico-latino-anglicum, Oxford 1691 edirt.

[2]) Vgl. Diefenbach: Novum Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt 1867 p. IX und XII ff.

[3]) Heeren: Geschichte des Studiums der classischen Literatur, I. 66.

gerichtet; in dem byzantinischen Reich, in Italien und sporadisch auch sonst[1]) war Gelegenheit sie zu erlernen und auf jeden Fall wirkte die dafür geweckte Theilnahme so weit, daß auch die griechischen Handschriften nicht ganz vernachlässigt wurden.

Die hebräische Sprache trat, trotz der Verehrung derselben als Ursprache[2]), bei der zunehmenden Verfinsterung des Mittelalters natürlich — insbesondre seit dem 5. Jahrhundert — ganz in den Hintergrund. Die Bewahrung und Vervielfältigung des hebräischen Textes der heiligen Schrift blieb den Juden überlassen, wo sie auch in guten und treuen Händen geborgen war.

Mit der Aufmerksamkeit auf fremde Sprachen und der Uebung des Latein insbesondre mußte natürlich auch eine Beachtung und Ausbildung der eigenen Sprache sich entwickeln. Dazu trugen die vielen schriftlich abgefaßten Uebersetzungen, Glossarien u. s. w.[3]), die poetischen Bearbeitungen insbesondre biblischer Stoffe bei; in unserm Vaterlande auch die von Hrabanus Maurus eingeführte deutsche Predigt. Diese Beachtung ging bekanntlich unter Karl d. Gr. schon so weit, daß er die alten Nationallieder sammeln ließ. Daß diese Sammlung sich nicht erhalten

---

[1]) So wurde im Kloster zu St. Gallen im 10. Jahrhundert Griechisch getrieben; die drei Ottonen standen in Verbindung mit Griechenland; in Canterbury war ein Grieche aus Tarsus in Cilicien Bischof; Gerbert, später Pabst Sylvester, verstand Griechisch und im 12. Jahrhundert war die Kenntniß desselben in Frankreich ziemlich verbreitet (Heeren, Geschichte des Studiums der classischen Literatur I. 164. 83. 84. 166. 200.).

[2]) Schon bei Origenes 11. Homilie zu dem Buche der Numeri: Mansit lingua per Adam primitus data, ut putamus, Hebraea, in ea parte hominum, quae non pars alicujus angeli, sed quae Dei portio permansit. — Ferner bei Hieronymus (Epist. ad Damasum): Initium oris et communis eloquii et hoc omne quod loquimur, Hebraeam esse linguam, qua vetus testamentum scriptum est, universa antiquitas tradidit; und zu Jesajas c. 7. Omnium enim fere linguarum verbis utuntur Hebraei.

[3]) Vgl. Graff Althochdeutscher Sprachschatz Bd. I. S. XXXIII ff. für Althochdeutsch, Zeuss Grammatica Celtica für Altirisch, und die Arbeiten der auf diesen Gebieten thätigen Forscher, wie Mone, Stokes u. aa.

hat, ist sicherlich einer der schwersten Verluste, den die deutsche Wissenschaft überhaupt und Sprachwissenschaft insbesondre erlitten hat. Einen unschätzbaren, aber sicherlich keinesweges ihn ausgleichenden Ersatz gewährt uns die mehrere Jahrhunderte später (etwa im 12. und 13. Jahrhundert) in Island vollzogene Sammlung (Edda) der altnordischen Lieder u. s. w., welche glücklicherweise auf uns gekommen ist und für die Geschichte unsrer Sprache, für die Kenntniß der altgermanischen Religion, Mythologie und Zustände überhaupt eine Bedeutung hat, welche sich, insbesondre seit dem die vergleichende Methode auf die tiefere Durchforschung auch dieser Gebiete ihre Anwendung findet, mit jedem Tage mächtiger herausstellt.

Von grammatischen Arbeiten des europäischen Mittelalters, welche die Volkssprachen speciell behandeln, ist mir nur eine bekannt, eine Grammatik der Sprache von Wales und auch diese ist erst im 13. Jahrhundert abgefaßt; sie beruht jedoch auf einer älteren, welche schon im 10. Jahrhundert geschrieben sein soll[1].

Eine unmittelbare Förderung der Sprachwissenschaft ist demnach im europäischen Mittelalter kaum nachzuweisen. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß schon durch die Aufmerksamkeit auf, ja Verehrung vor fremden Sprachen, welche ihm — ganz im Gegensatz zu dem classischen Alterthum — von dem Christenthum eingepflanzt wurde — eine Verehrung, die auf religiöse Grundlage gebaut, durch Kenntniß der in ihnen erhaltenen wunderbaren Werke zu einer rein menschlichen Liebe zu werden versprach — der Neigung und Richtung auf allgemein sprachliche Forschungen so vorgearbeitet ward, daß sie sich in späterer Zeit zu dem mächtigen wissenschaftlichen Triebe zu entfalten vermochten, der in unsren Tagen zu den lohnendsten Erfolgen geführt hat.

[1]) Desparth Edeyrn Aur; or The ancient Welsh Grammar, which was compiled by Royal command in the thirteenth century by Edeyrn the golden tongued &c.; with English translations and notes by Rev. John Williams ab Ithal. Llandovery 1856; vgl. p. XI.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Buddhismus, welcher durch die in ihm herrschenden sittlichen Grundsätze unter allen Religionen, welche der Menschengeist geschaffen, nächst der christlichen und jüdischen, die ehrwürdigste Stelle einnimmt, auch in Bezug auf Förderung der Sprachwissenschaft, eine wenn auch nicht so bedeutende, doch dem Christenthum ähnliche Wirkung geäußert hat. Auch seine heiligen Schriften wurden in die Sprachen der Völker übertragen, zu denen er drang und haben dadurch theils Literaturen in Sprachen erzeugt, welche bis dahin nur der mündlichen Vermittlung dienten, theils — und was für die Sprachwissenschaft nicht minder wichtig, ja fast noch wichtiger ist — Schriften hervorgerufen und erhalten, welche uns noch lebende Sprachen in Zuständen wiederspiegeln, die lange vorübergegangen sind und dadurch zu einer historischen Behandlung derselben Hülfsmittel darbieten. Hierhin gehören in Mittelasien die literarischen Erzeugnisse der Tibetaner, Mongolen, Kalmücken, in der asiatischen Inselwelt insbesondre die der Ceylonesen, welche vom größten Einfluß auf die übrigen Inseln bis zu den Philippinen hin waren[1]), in Hinterindien die der Siamesen, so wie der übrigen Völker, bei denen sich eine Literatur entwickelt hat; in China und Japan die im Chinesischen, Japanesischen und der Mandschu-Sprache der buddhistischen Literatur angehörigen Schriften.

[1]) So z. B. ist die alte Tagala-Schrift, wie insbesondre die Vergleichung der Formen für v und y zeigt, auf das allerinnigste mit der ceylonesischen verwandt, s. die Formen der Tagala-Schrift in 'Reise der Novara' II, 209 (vgl. auch die Tafeln bei Fr. Müller: Ueber den Ursprung der Schrift der malayischen Völker in den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe der Wiener Akad. d. Wiss. 1865 Juni, und in 'Reise der Novara: linguistischer Theil' S. 238), die der ceylonesischen in den sich auf diese und das Pâli beziehenden Schriften. Müller hat in den beiden vergleichenden Tafeln, welche oben erwähnt sind, das ceylonesische Alphabet sonderbarer Weise ausgelassen; sonst würde ihm dieser engere Zusammenhang nicht entgangen sein.

Insofern die buddhistischen Schriften theils aus dem Pâli übersetzt sind, theils aus dem Sanskrit und auch das letztere in einer noch nicht genauer zu bestimmenden Periode als Gelehrtensprache fast allenthalben bekannt wurde, wo das Pâli sich als Religionssprache festgesetzt hatte, trat bei diesen Völkern mit denen der christlichen Welt selbst darin eine Aehnlichkeit ein, daß auch sie eine oder selbst zwei in religiöser Beziehung verehrte Sprachen erhielten — das Pâli oder Sanskrit, oder beide zusammen. Allein obgleich dieses Verhältniß auch selbst in jenen Gegenden dahin gewirkt hat, daß einst beide vielfach fleißig erlernt wurden, das Pâli selbst heute noch[1]), so haben sie doch so viel mir bekannt — abgesehen von Grammatiken der heimischen Sprachen — zu eigenen sprachwissenschaftlichen Arbeiten nicht geführt, so daß dieser Einfluß des Buddhismus, wenigstens nach dieser Seite hin, bis jetzt nicht den Bekennern dieser Religion, sondern der europäischen Wissenschaft zu Gute kommt.

V.

Arabische und jüdische Sprachwissenschaft.

Mit der Vernichtung des weströmischen Reiches hatte der Pulsschlag der antiken europäischen Cultur — welcher schon in dessen letzten Jahrhunderten immer leiser und langsamer geworden war — zu schlagen aufgehört und in wissenschaftlicher Beziehung fing eine Grabesstille an fast ganz Europa zu bedecken. Doch wie ihre zerbrochenen Kunstdenkmäler, so schützten die Trümmer und der Schutt der zusammengestürzten antiken

[1]) Das treffliche Reisewerk von Adolf Bastian 'Die Völker des östlichen Asien' (bis jetzt vier Bände) ist voll von Zeugnissen des Fleißes und Eifers, mit welchem die Landessprachen und das Pâli, so wie die darin abgefaßten Werke in Hinterindien studirt werden und in welch weiten Kreisen die heimische Gelehrsamkeit dort verbreitet ist.

Herrlichkeit auch die unter ihnen geborgenen Wurzeln wissenschaftlicher Bildung, so daß sie in einem fast tausendjährigen Schlaf einer wunderbaren und viel großartigeren Neubelebung entgegenzuschlummern vermochten.

Während Europa so in tiefe Finsterniß gehüllt langsam einem neuen Tage entgegenging, erhob sich wie im Fluge rasch und glänzend eine neue und, wenn gleich weder tiefe noch schöpferische, doch reich entfaltete mächtige Cultur in Asien. Mit ihren äußersten Enden in die Südspitzen Europas hineinragend, übte sie sogleich auch einen unmittelbaren Einfluß auf dasselbe; noch größer aber sollte der mittelbare sein, der sich, besonders für die Sprachwissenschaft, erst später geltend zu machen begann, selbst unter unsern Augen noch fortwirkt und eine steigende Bedeutung in Aussicht stellt.

Gleichwie das frische Volk der Germanen sich auf das weströmische Reich gestürzt hatte, so brachen aus den weiten Flächen Arabiens die Kinder der Wüste hervor, fielen mit gewaltigem, durch den Fanatismus einer neuen Religion gesteigertem, ja unwiderstehlich gewordenem Ungestüm über das in Marasmus versunkene oströmische Reich her, eroberten im raschen Flug fast den größten Theil desselben, fügten dazu östlich und westlich gelegne Länder nichtrömischer Herrscher und verbreiteten in kurzer Zeit ihre Macht von den Ufern des Indus durch Asien und Afrika hin bis zu denen des Ebro.

Die Araber, eines der edelsten[1]) und geistreichsten Völker des semitischen Stammes, ähnlich wie die, ihnen innigst verwandten, Juden, zwar ohne wissenschaftliche Initiative, aber mit

[1]) Palgrave, durch dessen Reisen wir das eigentliche Arabien und die Araber in neuster Zeit erst kennen gelernt haben, ist voll ihres Ruhmes; er vergleicht sie sogar, was in den Augen eines Engländers natürlich das denkbar höchste, mit den Engländern, s. William Gifford Palgrave's Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Leipzig 1867. I. p. 19 (= 24 des Originals) und S. 53 (= 70 des Originals).

der vielseitigsten Empfänglichkeit und großer Anlage zu logischer Schärfe und Consequenz begabt, stießen in dem größten Theile der Länder, welche sie sich unterworfen hatten, auf eine altüberlieferte Cultur, welche in kurzer Zeit zuerst ihr Staunen, dann ihre Theilnahme, endlich Aneignung derselben, so weit es die verschiednen Sprachen erlaubten, und Nacheiferung hervorrief.

Im oströmischen Reich, insbesondre in dessen asiatischem Theile, waren die Resultate der antiken Bildung auch nicht entfernt in dem Maße vernichtet, wie in den Gebieten, welche zu dem weströmischen gehört hatten. Während hier der Andrang der germanischen Völker und die unaufhörlichen Kriege alles wissenschaftliche, ja geistige Leben zerstörten, hatte sich Asien — bis zu der Entstehung des Islam — einer im Ganzen friedlichen Ruhe erfreut. Es gab eine Menge Stätten der Bildung, an denen classische Ueberlieferung und christliche Lehre sowohl von Griechen als Syrern mit Sorgfalt gepflegt ward. Auch Persien war unter den Sasaniden zu einer bedeutenden Bildung gelangt. Die im Urtext und einer Pahlavî-Uebersetzung erhaltenen religiösen Schriften wurden unter ihrem Schutz gesammelt und damit einem Verlust vorgebaut, welcher die heutige Sprachwissenschaft eines ihrer wichtigsten Gebiete und Hülfsmittel beraubt haben würde. Griechische Bildung erhielt eine hervorragende Pflege theils vermittelst Griechen selbst — so fanden durch Justinian vertriebene Philosophen eine freundliche Aufnahme am Hofe Nushirvân's [1]) — theils durch die syrischen Christen, welche ebenfalls, um den Verfolgungen im römischen Reiche zu entgehen, sich nach Persien geflüchtet, und hier verbreitet hatten. Es sollen eine Menge griechischer Werke über Philosophie und Arzneikunde und nach Agathias' ausdrücklichem Zeugniß selbst die des Plato und Aristoteles ins Persische übersetzt sein [2]). Andrerseits fand

[1]) Agathias II. 30. 31.

[2]) vgl. Avesta: Die heiligen Schriften der Perser, übersetzt u. s. w. von Fr. Spiegel I. 26.

auch die indische Bildung unter den Sasaniden Theilnahme, so daß sich in Persien einheimische, griechische, syrische und indische Culturelemente in einer Weise verbanden, welche auf die empfänglichen Araber einen großen Eindruck machen mußte. War es ja doch auch grade in Persien, wo Araber zuerst begannen, das Schwerd mit der Feder zu vertauschen.

Mit einer Begeisterung, in welcher vielleicht noch ein Rest ihres religiösen Fanatismus nachklang, warfen sich die Araber auf die ihnen dargebotenen Schätze und entwickelten mit einer Raschheit, die fast an ihren Siegeslauf, und einem Umfang, der an die Ausdehnung ihres gewaltigen Reiches erinnert, eine dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit[1]), welcher die ganze Menschheit so viel verdankt, daß, wenn gleich historische Unpartheilichkeit berechtigt und verpflichtet ist, ihre Schwächen nicht zu verhehlen, doch das Gefühl der Dankbarkeit stark genug sein muß, um sie den großen Verpflichtungen gegenüber, die wir ihr schulden, übersehen ja vergessen zu können.

Es kann hier nicht der Ort sein, ein Gemälde dieser reich entfalteten Cultur, oder auch nur der literarischen Thätigkeit, in welcher sie sich wiederspiegelte, zu entwerfen. Um sich eine Vorstellung von ihrem Umfange zu machen, genügt es zu bemerken, daß trotz der großen Verluste, welche die arabische Literatur und somit auch unsre Kenntniß derselben erlitten hat, Herr von Hammer-Purgstall dennoch im Stande war, bis zum Jahre 1258 unsrer Zeitrechnung, bis wohin seine Geschichte reicht, 9915 Namen von Lehrern, Dichtern, Schriftstellern u. s. w. aufzuzählen. Wir beschränken uns auf ihre für die Sprachwissenschaft so höchst wichtige grammatische Thätigkeit, welche unter den frühesten, glänzendsten und selbstständigsten Entwickelungen ihres

---

[1]) vgl. von Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, Band 1—7 Wien 1850—56.

wiſſenſchaftlichſten Geiſtes eine der bedeutendſten, wenn nicht die bedeutendſte Stelle überhaupt einnimmt[1]).

Dieſe Bedeutung derſelben für die Sprachwiſſenſchaft iſt aber unzweifelhaft eine zwiefache, vielleicht ſelbſt eine dreifache; einmal eine unmittelbare, indem die umfaſſenden und ſorgfältigen Arbeiten ihrer Grammatiker eine Kenntniß ihrer Sprache ermöglichen, wie ſie, zumal nach dem Verluſt ſo vieler arabiſcher Werke, die europäiſche Wiſſenſchaft vielleicht nie oder nur mit der allergrößten Mühe und dem größten Zeitaufwand zu gewinnen vermocht hätte. Die heimiſchen Arbeiten haben der europäiſchen Wiſſenſchaft ſo vorgearbeitet, und ihr ſeit der Zeit, wo ſie bekannter zu werden angefangen haben, eine ſo feſte Grundlage gegeben, daß dieſe, anſtatt ihre ganze Kraft auf die Aufhellung der ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß dieſer Sprache wenden zu müſſen, im Stande iſt, ſogleich die hiſtoriſche und vergleichende Betrachtung auch auf ſie zu übertragen.

Faſt noch wichtiger iſt ihr mittelbarer Einfluß auf die Sprachwiſſenſchaft geworden. Nach dem Muſter der arabiſchen Grammatik entwickelte ſich nämlich unter den Juden die faſt mit gleicher Sorgfalt ausgebildete hebräiſche. Bei der religiöſen Bedeutung des Hebräiſchen für das Chriſtenthum fand dieſe natürlich einen viel raſcheren Eingang in die europäiſche Wiſſenſchaft, wurde faſt unmittelbar nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften auf europäiſchem Boden mit großem Eifer erlernt, bewirkte ſo, daß wenigſtens eine der ſemitiſchen Sprachen ſogleich gewiſſermaßen dieſelbe ſprachwiſſenſchaftliche Berechtigung, denſelben ſprachwiſſenſchaftlichen Rang erhielt, wie die claſſiſchen, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, den Geſichtskreis der Linguiſten zu erweitern und zu erhellen.

[1]) vgl. Guſt. Flügel: Die grammatiſchen Schulen der Araber; nach den Quellen bearbeitet. 1. Abhandlung 1862 in 'Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft', Bd. II. nr. 4.

Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine genauere Kenntniß der Schriften der großen arabischen Grammatiker, an der es bis jetzt noch sehr fehlt, auch für die Erweiterung unsrer Einsicht in das Wesen der Sprache, also auch von genereller Bedeutung für die Sprachwissenschaft werden wird.

Drei Momente waren es insbesondre, welche dahin wirkten, die grammatische Thätigkeit der Araber so rasch zu wecken und zu entfalten.

In ihrem raschen Siegesflug hatten sie fast alle Völker, die sie unterwarfen, zum Bekenntniß der neuen Religion gezwungen. Ihr heiliges Buch, der Qorân, herrschte soweit ihr Schwerd reichte. Die Verbreitung ihrer Herrschaft und Religion über die verschiedenartigsten Völker vollzog sich mit einer Schnelligkeit, daß dabei an eine Uebersetzung des Buches, sowie der religiösen Glaubensformeln, nicht gedacht werden konnte. Die Völker wurden gezwungen, wie die Religion so auch die Sprache, in welcher sie gelehrt war, als heilige anzunehmen. Was vielleicht zuerst nur der Drang der Umstände veranlaßt hatte, ward dann Gebrauch, ja Gesetz. Der Qorân durfte in keine der verschiedenen Sprachen übersetzt werden, welche bei den Völkern herrschten, die den Islam annahmen und man gewöhnte sich daran, zu glauben, daß es unmöglich sei, das heilige Buch in eine andre Sprache zu übertragen. Das Arabische ward demnach bei allen die Sprache der Religion, des Staats, und dann auch aller höheren Cultur. So ergab sich für alle fremdsprachige unterworfene Völker, so weit sie sich thätig an der Religion, der Regierung und Cultur des Islam betheiligen wollten, die Nothwendigkeit, die arabische Sprache zu erlernen. Von welchem Umfang diese Nothwendigkeit war, läßt sich daraus entnehmen, daß in einem sehr großen Theil des Khalifen-Reiches die Sprachen, welche vor der arabischen Eroberung geherrscht hatten, selbst aus dem Munde des niederen Volkes verdrängt wurden.

Die weite Verbreitung der Araber unter Völkern, welche

ganz fremde Sprachen gebrauchten, oder — was für die Reinheit einer Sprache noch gefährlicher — verwandte ſemitiſche Dialekte redeten, erregte ferner bald Beſorgniſſe für die Bewahrung des Aechtarabiſchen; denn die kriegeriſchen und ritterlichen Araber hatten ſchon in der Wüſte ſich daran gewöhnt, den dichteriſchen Preis der kühnen That faſt eben ſo hoch zu ſchätzen, als dieſe ſelbſt. Gedicht und Rede nahmen eine der höchſten Stellungen ein; Reinheit der Sprache war bei jedem eines der erſten Erforderniſſe. Dieſen Sinn nahmen ſie auch mit in ihre neuen Anſiedelungen und je größer die Gefahr war, hier die Reinheit der überkommenen Sprache einzubüßen, deſto größer mußte natürlich das Bedürfniß werden, alles zu thun, was zur Erhaltung derſelben dienen konnte.

Endlich galt es, die richtige Leſung des Qorân, welche durch den Einfluß der fremden Völker und das nahende Verderbniß des Arabiſchen bedroht war, ſo wie das richtige Verſtändniß deſſelben treu zu bewahren, was ohne phonetiſche und grammatiſche Auseinanderſetzungen nicht zu erreichen war. Dieſes Moment gab dem Sprachſtudium natürlich auch eine religiöſe Weihe.

So rückten politiſche, nationale und religiöſe Triebe zuſammen, um die Araber ſchon kurze Zeit nach ihrem Ausbruch aus der Wüſte zu einer ſorgſamen Beachtung ihrer Sprache aufzuregen. Den beſonderen Anſtoß dazu gab ſchon der vierte der Khalifen, der große Ali, dieſer als Krieger, Dichter und Weiſer hervorragende edelſte Repräſentant der arabiſchen Nazionalität (geſtorben 661, im 40. Jahre nach der Hedſchra). Er ſelbſt belehrte den Abû'laswad ad-Duïl (geſtorben 688), welcher ziemlich übereinſtimmend als erſter Grammatiker genannt wird; er bezeichnete ihm als die drei Redetheile: Nomen, Verbum und Partikel und empfahl ihm auf dieſer Grundlage fortzubauen und das Gegebene durch weitre Ausführung zum Abſchluß zu bringen[1]).

[1]) vgl. G. Flügel a. a. O. S. 22 u. 18 ff.

Dieser durch Abû'laswad zuerst schriftlich bearbeitete Wissenszweig, wohl überhaupt der erste, in welchem der wissenschaftliche Geist der Araber sich versuchte, fand unter ihnen einen ganz außerordentlichen Anklang; eine große Fülle von theilweise höchst bedeutenden Männern widmete sich demselben und Fürsten und Große achteten und belohnten die Grammatiker oder überhaupt Philologen mit einer Ehrfurcht und Freigebigkeit, wie sich sonst bei keinem Volke gezeigt hat.

Es entwickelten sich gleich Anfangs zwei verschiedene Schulen, die von Basra und die von Kûfa, welche durch gegenseitige Eifersucht und Wetteifer zur raschen Blüthe der grammatischen oder überhaupt philologischen Studien bei den Arabern nicht wenig beitrugen.

Unter den bedeutenden Männern, welche die erstre hervorbrachte, nehmen zwei insbesondre eine hervorragende Stelle ein, Abû Abdarrahmân al-Chalîl al Farâhîdî (geboren 718 und gestorben 791 oder 786 oder schon 776)[1]), und sein noch größerer Schüler, der epochemachende Abû Bisr oder Abû'lhasan Amr bin Utmân bin Kambar, bezeichnet als al-Basrî, obgleich seinem Ursprung nach ein Perser, und gewöhnlich mit seinem Beinamen Sibaweih benannt (starb 796 oder 793 im Alter von einigen vierzig Jahren)[2]).

Der erstre hatte sich durch seine selbstständige Forschungen den Ehrennamen des Philosophen der Zeit verschafft; in Bezug auf eigentliche Grammatik war seine Thätigkeit auf Feststellung der Analogien und Ausbildung grammatischer Regeln gerichtet. Seine Hauptverdienste bestehen aber einerseits in der Erforschung und Aufstellung der metrischen Gesetze der arabischen Sprache und andrerseits in der Begründung der arabischen Lexikographie.

Der zweite gilt den Arabern für den gelehrtesten Gramma-

[1]) a. a. O. S. 37 ff.
[2]) a. a. O. S. 43 ff.

tiker und ſein grammatiſches Werk, das 'Buch' κατ' ἐξοχήν, oder 'das Buch des Sîbaweih' genannt, wurde von dem entſcheidendſten Einfluß auf die grammatiſche Literatur der Araber[1]). Er hatte zuerſt den Verſuch gemacht, die bis dahin vereinzelten Regeln zu einem Ganzen zu verarbeiten, den Stoff nach ſeiner Zuſammengehörigkeit in beſtimmte Abſchnitte zu ordnen und ihm eine gewiſſe Ueberſichtlichkeit zu geben. Leider iſt von dieſem für ſeine Zeit ſicherlich höchſt bedeutendem Werke nur erſt ſehr wenig im Original bekannt, ſo wie überhaupt die Quellen für die Kenntniß der inneren Geſchichte der arabiſchen Grammatik noch nicht geöffnet ſind. Eine vollſtändige Ausgabe iſt durch Hartwig Derenbourg in Ausſicht geſtellt[2]).

Der eigentliche Gründer der Schule von Kûfa war Abû 'lhasan Ali al-Kisâi, welcher am Hofe des berühmten Hârûn-ar-Bashid lebte und im Jahre 804 ſtarb[3]) (aa. geben jedoch andre Jahre). Unter den Schriften, welche ihm zugeſchrieben werden, findet ſich auch ein 'kurzer Abriß der Grammatik'.

Viele unter den Männern, welche ſich an der Entwickelung der arabiſchen Grammatik betheiligten, waren aus Perſien gebürtig und Hadschi Chalfi bemerkt ausdrücklich, daß dieſe die arabiſche Sprache durch Umgang mit den Arabern erlernten und die Regeln derſelben für ihre Nachkommen feſtſetzten[4]). In Perſien war, wie bemerkt, griechiſche Bildung nicht unbekannt, und ſyriſche, welche ſich durch Einfluß der letzteren entwickelt hatte, weit verbreitet. Es könnte daher für nicht unwahrſcheinlich gehalten

---

[1]) a. a. O. S. 30.

[2]) Zeitſchrift der deutſchen Morgenländ. Geſ. 1867. XXI. 282. Derſelbe hat auch ſchon den Theil des Sibaweih veröffentlicht, welcher vom Plural handelt in De pluralium linguae arabicae et aethiopicae formarum omnis generis origine et indole etc. Göttingen 1867, 4°; dieſe Parthie umfaßt 32 Seiten.

[3]) G. Flügel a. a. O. S. 121 ff.

[4]) Wuttke in der Zeitſchr. der deutſchen Morgenländ. Geſ. IX. 166.

werden, daß griechische Grammatik, welche selbst auf die altarmenische von Einfluß war[1]), wenigstens mittelbar, und syrische, welche schon vom 6. Jahrhundert an fleißig bearbeitet ward[2]), selbst unmittelbar auch auf die Anfänge der arabischen Grammatik eine gewisse Wirkung übten. Ganz läßt sich diese Frage noch nicht entscheiden, da, wie gesagt, die innere Geschichte der arabischen Grammatik noch sehr im Dunkeln liegt. Mit Bestimmtheit läßt sich jedoch schon jetzt anerkennen, daß wenn auch die in Irak, dem Hauptsitz der alten arabischen Grammatiker, herrschende Bildung diese mit einem oder dem andern grammatischen terminus technicus bekannt machen und durch das Beispiel existirender Grammatiken anspornen mochte, der Einfluß doch nur ein höchst allgemeiner gewesen sein konnte, daß vielmehr die arabischen Grammatiker sowohl in Bezug auf die Grundlagen, als Ausführung ihrer Arbeiten auf das Allerselbstständigste verfuhren.

Den richtigen Sprachgebrauch suchten sie vermittelst des als classisch anerkannten Qorân's, der altarabischen Gedichte und des Zeugnisses der Bewohner des eigentlichen Arabiens festzustellen, zu denen sie eigens zu diesem Zweck Reisen machten, oder sie bei streitigen Punkten befragten. Wie entscheidend in der That dieses Zeugniß ist, erfahren wir jetzt durch den schon erwähnten Kenner Arabiens, Palgrave, welcher an vielen Stellen bemerkt, daß sich noch heutiges Tages im eigentlichen Arabien das Arabische der Schrift auf das Allergetreueste erhalten habe[3]). In ihrer

[1]) vgl. Egger, Apollonius Dyscole, S. 38; Cirbied, Grammaire armenienne, Préface.

[2]) vgl. Fr. Uhlemann, Grammatik der syrischen Sprache. 2. Ausg. Leipzig 1857, p. XVII.

[3]) So heißt es in der deutschen Uebersetzung seiner schon angeführten Reise I. 19 (= engl. 25): 'Wer mit den Feinheiten der arabischen Sprache vertraut ist, kann bei dem ersten Verkehr mit diesen Leuten (den Arabern der Wüste oder überhaupt des eigentlichen Arabiens) bemerken, wie entartet auch ihre gesellschaftliche Lage sein mag, daß ihr Idiom, mit sehr geringen

Darſtellung aber ließen ſie ſich weſentlich von dem eigenthümlichen, vom Griechiſchen total verſchiedenen ſemitiſchen Charakter ihrer Mutterſprache leiten.

Die Gegenſätze der Schule von Basra und Kûfa traten nach und nach immer mehr zurück und machten einem Eklekticismus oder einer Miſchung Raum[1]), durch welche die allgemeine grammatiſche Schule vorbereitet ward. In dieſer erhielt das als richtig erkannte Allgemeine Geltung, und die Gegenſätze beider Schulen werden nur noch da erwähnt, wo ſie in ſchroffem Widerſpruch einander gegenüberſtehen.

Aus dieſer ſpäteren Zeit der arabiſchen Grammatik, in welcher zwar die Blüthe der arabiſchen Sprachforſchung ſchon vorüber iſt, aber durch Sammeln, Sichten, Ordnen und Kunſt der Darſtellung Bedeutendes zu leiſten war und auch geleiſtet ward, ſind ſchon einige Werke theils im Original veröffentlicht[2]), theils zugleich in einer Weiſe bearbeitet, welche den Charakter der arabiſchen Grammatik einigermaßen zu erkennen und zu würdigen befähigt. So zwei Werke des Grammátikers Ibn Mâlik

---

Ausnahmen, ſich ganz unverdorben erhalten hat und im Allgemeinen den genauen Regeln und Anforderungen des . . . ſogenannten grammatiſchen Dialektes entſpricht. S. 60 (= 78) in G'auf: 'Wir hörten hier zum erſten Male das echte Arabiſch des inneren Landes ſprechen und waren beide überraſcht über die außerordentliche Reinheit und Grazie, verbunden mit äußerſter Zierlichkeit des Ausdrucks; es iſt in der That die Sprache des Koran, nicht mehr und nicht weniger, mit allen Feinheiten, Caſusendungen und Ausgängen, von denen nichts ausgelaſſen oder übergangen wird'. Vgl. auch S. 237 (= 310) und in Bezug auf Aared 'die Landesſprache iſt eben ſo wie in Kasîm noch der reine und unveränderte Dialekt des Koran, der hier noch als lebende Sprache allen geläufig iſt wie im ſiebenten Jahrhundert'. Die Sache, wenn auch nicht undenkbar, klingt doch in der That faſt unglaublich und es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie weitere Beſtätigung fände, ehe man darauf Schlüſſe zu bauen wagt.

[1]) Guſt. Flügel a. a. O. S. 183 ff.

[2]) ſo: Almufassal, opus de re Grammatica Arabum auctore Abu'l-Kâsim Mahmûd bin Omar Zamakhshario († 1248), ad fidem codd. mscptt. ed. J. P. Broch. Christiania 1859. 229 S. 4.

(aus dem 13. Jahrhundert): die Alfiyya, so benannt weil das Werk aus tausend Versen besteht, von Dieterici, und dessen Lâmîyât al af'âl 'ein Lehrgedicht über die Formen der arabischen Verba und der davon abgeleiteten Nomina', von Kellgren und Volck, beide mit einem arabischen Commentar und deutscher Uebersetzung[1]). Ein Werk über die Fremdwörter, welche in das Arabische aufgenommen sind, von G'awâlîkî, aus dem 12. Jahrhundert, ist sehr gut von Ed. Sachau herausgegeben[2]). Diese, so wie einige andre bekannter gewordene grammatische Arbeiten, z. B. auch die auf die Syntax bezüglichen, welche Locket 1814 und Beresford 1843 mittheilten[3]), legen ein bedeutendes Zeugniß für den grammatischen Sinn und Beruf der Araber ab. Es zeigt sich darin eine große Schärfe, insbesondre in der Bestim-

[1]) Die Alfiyya ward zuerst herausgegeben von Silvestre de Sacy unter dem Titel: Alfiyya, ou la Quintessence de la Grammaire arabe, ouvrage de Djémal-Eddin Mohammed connu sous le nom d'Ebn Mâlec publié en original avec un commentaire par Silv. de Sacy. Par. 1833. Die Bearbeitung von Dieterici erschien in zwei Werken, zunächst im Original mit arabischem Commentar unter dem Titel: Alfiyyah, carmen didacticum Grammaticum auctore Ibn-Mâlik et in Alfiyyam commentarius, quem conscripsit Ibn-'Akîl. Ex libris impressis orientalibus et manuscriptis ed. Fr. Dieterici. Lipsiae 1851; ferner beides in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Ibn 'Akîl's Commentar zur Alfiyya des Ibn Mâlik aus dem Arabischen zum ersten Mal übersetzt von Fr. Dieterici. Lpz. 1852. — Das andere Werk erschien unter dem Titel: Ibn Mâlik's Lâmîyât al-af'âl mit Badraddîn's Commentar. Ein Lehrgedicht über die Formen der arabischen Verba und der davon abgeleiteten Nomina, übersetzt u. s. w. von Kellgren. Auf den Grund des handschriftlichen Nachlasses Kellgren's bearbeitet . . . . unter Beigabe der arabischen Texte von Volck. St. Petersburg 1864 in Mémoires de l'Acad. de St. Petersb. VII. VII. 6 ff.

[2]) G'awâlîkî's Almu'arrab. Lpz. 1867, vgl. Nöldeke in Gött. Gel. Anz. 1868, S. 41—48.

[3]) The Miut Amil and Shurhood Miut Amil. Two elementary treatises on Arabic Syntax, translated . . . . with annotations . . . . by Locket, Calcutta 1814; und Arabic Syntax, chiefly from the Hidayoot-oon-Nuhvi, a treatise on Syntax in the original Arabic. By Beresford. London 1843.

mung des Weſens der Redetheile, ſowie überhaupt eine große Neigung zur logiſchen Betrachtung der Sprache. Dagegen fehlt es ſelbſt in der ſo ſpäten Alfiyya an Ueberſichtlichkeit, zum Theil in Folge davon, daß Formenlehre und Syntax nicht genügend von einander getrennt ſind. Eine ſehr kurze und ziemlich überſichtliche Grammatik (G'arrumija von Mohammad ben Dawûd el-Sanhag'i) ward etwa ein halbes Jahrhundert nach der Alfiyya abgefaßt und iſt von bedeutendem Einfluß auf die Einführung des Studiums der arabiſchen Sprache in die europäiſche Wiſſenſchaft geweſen. Nachdem ſie ſchon zweimal im Original veröffentlicht war, wurde ſie 1617 von Erpenius und 1631 von Obicini auch in lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben und iſt in neueſter Zeit — da ſie zum Elementarunterricht im Orient dient — im Text und franzöſiſcher Ueberſetzung in Algier erſchienen[1]).

Mit welchem Eifer die Araber Grammatik und Philologie trieben, kann man daraus entnehmen, daß ſchon im 9. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung die Geſchichte der Grammatik angefangen ward bearbeitet zu werden[2]) und das von G. Flügel benutzte Werk von Sujûti, welches 1467 abgeſchloſſen ward, gegen 2500 Grammatiker, Lexikologen und überhaupt Philologen aufführt[3]).

Neben den eigentlich grammatiſchen Arbeiten: Lautlehre, Formenlehre, Syntax, Lexikographie, Synonymik, Erforſchung der Fremdwörter, Metrik u. ſ. w. wurden überhaupt alle Zweige der Philologie gepflegt, und deren Entwickelung kam natürlich einer genaueren Kenntniß der Sprache zu Gute. So gelang es der arabiſchen Grammatik, die formativen und ſyntaktiſchen Geſetze ihrer Sprache vom ſtatiſtiſchen Standpunkt aus durch

[1]) Unter dem Titel: Djaroumiya: Grammaire arabe élementaire de Mohammed ben Dawoud el-Sanhadj. texte arabe et traduction française par M. Bresnier. Alger 1846. Das Original umfaßt 23 S. 8.

[2]) Guſtav Flügel: Die grammat. Schulen d. Ar. S. 11.

[3]) a. a. O. S. 12.

genaue Beobachtung mit eindringender Tiefe, Sorgfalt, Schärfe und feinem grammatischen Sinn und Takt zu erforschen und bloß zu legen, so wie durch umfassende lexikographische und synonymische Arbeiten den Umfang und Gebrauch ihres Sprachschatzes festzustellen. Sie erkannten, daß in der Entwickelungsphase, in welcher ihre Sprache vorliegt, die Grundlage derselben von dreiconsonantischen Lautcomplexen gebildet wird, auf denen Wörter beruhen, deren Bedeutungsdifferenz sich in vorn, hinten und in der Mitte eintretenden Zusätzen, so wie im Wechsel der Vokale kund giebt. Daß und wie methodisch sie bei ihren Forschungen verfuhren, zeigt, um nur eines zu erwähnen, ihr Verfahren bei Aufsuchung der in ihre Sprache eingedrungenen Fremdwörter. Sie hatten erkannt, daß gewisse Lautverbindungen und gewisse Nominalformen nicht ächt arabisch sind und schieden schon darauf hin manche Wörter als fremd aus, auch wo sie nicht im Stande waren, deren Ursprung nachzuweisen [1]).

Die Juden, welche bei dem Zusammenstoß der griechischen und orientalischen Cultur, insbesondre in Alexandria, einige Zeit hindurch auch von ihrer Seite zur Vermittelung beider Elemente beitrugen, hatten bald, theils wohl in Folge der Bedrückungen, die sie im römischen Reich zu erdulden hatten, theils auch in Folge des Hinsiechens der antiken Cultur überhaupt, diese Theilnahme aufgegeben. Desto eifriger wandten sie sich an den Bildungsstätten, die ihnen in Asien, insbesondre in Babylon und in Palästina, verblieben waren, der Bewahrung des Verständnisses und dem Studium ihrer heiligen Schriften und Ueberlieferungen zu. Wie sie schon in Aegypten durch eine Uebersetzung der Bibel in das Griechische für die Erhaltung des Verständnisses derselben auch bei den Ungelehrten gesorgt hatten, so wurde auch in Palästina der Vortrag derselben in der Synagoge schon vor unsrer Zeitrechnung von einer Uebersetzung in die nunmehrige

[1]) Nöldeke in 'Gött. Gel. Anz.' 1868. S. 46.

Landessprache, das Chaldäische, begleitet. Daraus entwickelten sich chaldäische Uebersetzungen, welche fast die ganze Bibel umfassen, gegen 400 unsrer Zeitrechnung in ihren Haupttheilen in Babylon abgeschlossen wurden, und die wichtigsten Urkunden für die Kenntniß der chaldäischen Sprache bilden[1]). Neben dieser Rücksicht auf die Ungelehrten bildete die treue Bewahrung des Urtextes eine Hauptaufgabe der jüdischen Gelehrten; auch sie erhielt durch die Sitte, den Pentateuch und andre Theile der Bibel in der Synagoge vorzulesen, einen besonderen Antrieb. Möglichen Irrthümern, denen man bei der vokallosen Schrift und dem Einfluß des nahe verwandten Chaldäischen in Palästina und Babylon ausgesetzt war, konnte nicht mehr durch bloße Ueberlieferung vorgebeugt werden. Es galt diese zu sichten und das für richtig erkannte in eine bestimmte Belehrung zu bringen. Daraus entstanden die Bemühungen der Massoreten und Punktatoren, welche die Vortrags- und Schreibweise der heiligen Schriften feststellten. Diese Thätigkeit begann schon um das zweite Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, wurde — später bei Anwendung der Punktation höchst wahrscheinlich unter Einfluß syrischer Schulen[2]) — in Babylon und Palästina geübt, und erst etwa um das zehnte Jahrhundert zu einem vollständigen Abschluß gebracht. Ihr verdanken wir den mit Vokal- und Accentzeichen versehenen, in Abschnitte, Sätze und Satztheile zerlegten und mit Bezeichnung der Zusammengehörigkeit auch der kleinsten Satztheile durch Accente ausgestatteten Text des Alten Testaments, wie er im Wesentlichen identisch bis auf den heutigen Tag in allen Ausgaben vorliegt[3]).

---

[1]) Geiger: Urschrift und Uebersetzungen der Bibel S. 162—166; Th. Nöldeke in 'Ausland' 1867 S. 803.

[2]) vgl. Munk im Journ. asiat. 1850 T. XV. 301.

[3]) vgl. Fürst in Zeitschrift der D. M. G. XVIII. 315 ff.; Fr. Böttcher Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache I. 41 ff.; Geiger a. a. O. S. 167--170; Steinschneider, Jewish Literature p. 135 bei Neubauer,

Wer bedenkt, welche außerordentliche Schwierigkeit für einen nicht in die semitischen Sprachen eingelebten ein unvokalisirter semitischer Text darbietet, zumal wenn dieser den Boden einfacher Prosa verläßt und sich zu allen Eigenthümlichkeiten und Freiheiten der Poesie erhebt, den müssen diese Bemühungen mit dem tiefsten Danke erfüllen. Denn ihnen vor allen verdanken wir die Bewahrung des Verständnisses im Allgemeinen und die Möglichkeit eines tieferen Eindringens in die schwereren Theile dieses wunderbaren Werkes, ihnen vor allen den Zugang zu einer genauern Erkenntniß der zuerst fixirten semitischen Sprache. Man wird daher — wie viel man auch bei den Massoreten und Punktatoren vermissen und tadeln mag — doch anerkennen müssen, daß sie sich um eine der wichtigsten Grundlagen der gesammten menschlichen Cultur überhaupt und der Sprachwissenschaft insbesondre unschätzbare Verdienste erworben haben. Betrachtet man zu wie vielen verschiedenartigen Erklärungen eine alte semitische Inschrift in ihrem Mangel an Vokalbezeichnung Veranlassung giebt, wie die größten Gelehrten zu den entgegengesetztesten Auffassungen gelangen, mit welcher scheinbaren Leichtigkeit die einen diese die andren jene Reste einer dunkeln Sprache für semitisch zu erklären wagen — z. B. Etruskisch und selbst Irisch — so kann man fast mit Bestimmtheit behaupten, daß wir ohne die massoretische Ueberlieferung für die schwierigeren Texte des Alten Testaments wohl vielleicht hundert und mehr Erklärungsversuche würden erhalten haben, aber gewiß nur wenige, die außer bei ihren Verfassern Befriedigung erweckt hätten. Vergleicht man dagegen die Leichtigkeit, mit welcher Inschriften der indogermanischen Sprachen erklärt werden — z. B. in welch kurzer Zeit die persischen Keilinschriften von Burnouf, Lassen u. s. w. bis auf geringfügige Kleinigkeiten erläutert waren, trotz dem, daß

sur la lexicographie hébraique im Journ. asiat. 1861 Decembr. 451 (besondrer Abdruck S. 11) u. aa.

uns von der Sprache, in welcher sie abgefaßt sind, so gut wie absolut gar nichts erhalten ist — so möchte man fast glauben, daß die mangelhafte Schrift der Semiten eher dazu gemacht ist, über die in ihnen abgefaßten Documente in die Irre zu führen, als ein sicheres Verständniß ihres Inhaltes zu erhalten. Trotz dem haben die Arbeiten der Massoreten und Punktatoren es bewirkt, daß die traditionelle Auffassung der heiligen Schriften der Juden viel treuer bewahrt ist, und somit die heutigen Bemühungen um eine tiefere Ergründung derselben auf einer viel sichereren Basis ruhen, als die der zoroastrischen Schriften, obgleich sie dem Indogermanismus angehören, ja, trotz der großen indischen Grammatiker, selbst als die der Veden.

Dringen wir aber tiefer in die Arbeiten der Massoreten und Punktatoren ein, so verbindet sich mit unsrer Dankbarkeit auch keine geringe Bewunderung. Mag gleich manches Einzelne in dem von ihnen festgestellten Text bei der neueren Critik und Exegese Anstoß erregen und der Umänderung bedürfen, so macht die Recension im Ganzen doch den Eindruck, als beruhte sie auf der tiefsten grammatischen und lexikalischen Kenntniß nicht bloß des Hebräischen, sondern auch verwandter Sprachen, ja einer Vergleichung desselben mit ihnen. Diese Voraussetzung würde aber natürlich eine ganz irrige sein; im Gegentheil ist auch nicht im Entferntesten zu bezweifeln, daß die Massoreten im Wesentlichen einzig die treuen Beurkunder einer treuen Ueberlieferung sind, daß ihr Hauptverdienst auf ein überaus feines Ohr, auf eine ausgezeichnete Anlage, die feinsten Nüancen der Rede schriftlich zu bezeichnen, wahrscheinlich noch auf einen höchst anerkennenswerthen grammatischen, exegetischen und critischen Takt oder vielleicht nur Instinct zurückzuführen ist.

Was wir dadurch genöthigt sind von unsrer Bewunderung für die Massoreten und Punktatoren abzuziehen, müssen wir aber der ganzen Masse der jüdischen Schriftgelehrten, ja dem ganzen Volke, aus dem sie hervorgegangen sind, zulegen. Den treu=

historischen Sinn, welcher sich in ihrer ganzen heiligen Schrift ausspricht, müssen wir ehrfurchts- und bewunderungsvoll auch in dieser Ueberlieferung anerkennen und auf das ganze Volk übertragen. Wie dieses kleine Völkchen — auch darin, so wie überhaupt durch seinen großen Einfluß auf die Culturentwickelung der Menschheit dem eben so kleinen der Griechen ähnlich — eine im Verhältniß zu seiner geringen Zahl wahrhaft auffallende Reihe rangloser Männer hervorgebracht hat, so zeigt sich in ihm auch ein über allen Rang erhabenes Vermögen treuer Bewahrung, wie es bei keinem Volke der Welt in dem Maß uns entgegentritt.

Daß übrigens, selbst auf dieses Maß zurückgeführt, die geistige Arbeit der Massoreten und Punktatoren keine geringe war, zeigt nicht bloß eine Fülle von Einzelheiten, aus welcher wir erkennen, wie sie in zweifelhaften Fällen zur Erwägung grammatischer und critischer Fragen genöthigt waren, sondern vor allem der Umstand, daß sie nicht ein einziges Punktationssystem bildete, sondern deren mehrere. Drei davon sind bis jetzt bekannt, jedoch nur zwei genauer; von diesen letzteren ist das eine, das palästinische, das verbreitetste und herrscht in allen Manuscripten und Ausgaben der Westländer; das andre, das babylonische oder assyrische, ist von ihm aus dem Gebrauch verdrängt und nur in einigen qaraïtischen Handschriften Kaukasiens und der Krim erhalten[1]. Alle beruhen auf einer Grundlage und stimmen im Wesentlichen überein; ihre Verschiedenheit betrifft nur die Aussprache und Quantität einiger Vokale und die Bezeichnungsweise. In ihrer Gesammtheit legen sie Zeugniß dafür ab, daß der critische Sinn der Juden, trotz dem, daß der vorausgesetzte göttliche Ursprung der heiligen Schriften zu einem einzigen variantenfreien Text, ähnlich wie bei den Indern, hätte treiben müssen, mächtiger war, als die religiöse Voraussetzung, daß sie es nicht wagten, gleichwie die Inder, aller Geschichte und Ueberlieferung

[1] vgl. Fr. Böttcher, Ausf. Lehrgeb. d. hebr. Spr. I. 41—44.

zum Hohn, Varianten vollständig zu sekretiren und, um den Glauben an die göttliche Offenbarung auch äußerlich zu stützen, durch den Schein einer unbezweifelbaren Uebereinstimmung alle folgenden Geschlechter zu betrügen.

Noch vor der Zeit des vollständigen Abschlusses der massoretisch-punktatorischen Thätigkeit, welche wie sie auf Minutiöses gerichtet war, sich in Minutiösitäten verlieren und in ihnen verknöchern mußte, scheint der Sinn für grammatische Studien unter den Juden einem gewissen Stillstand verfallen zu sein[1]). Doch war dieser nur von kurzer Dauer.

Mit der Entwickelung der intellectuellen Thätigkeit des Islam zu einer die ganze damalige gebildete Welt umfassenden Cultur, traten auch die Juden, welche unter den Khalifen sich großer Duldung ja Begünstigung erfreuten, ähnlich wie zu der alexandrinischen Zeit, aber in einer viel weiteren Ausdehnung, in den neugestalteten Culturkreis. Wie sie in Poesie und Wissenschaft eifrige Nachahmer und Nebenbuhler der Araber wurden, so auch in der grammatischen und lexikalischen Bearbeitung ihrer Sprache, bei welcher sie auch Vergleichungen mit dem Arabischen und Syrischen anstellten[2]), und in der Exegese ihrer heiligen Schriften.

Die ersten grammatischen Studien gingen unter Einfluß der Araber, in deren Sprache sie auch abgefaßt waren, von den Qaraïten aus, welche in ihren Kämpfen für die buchstäbliche Auslegung der heiligen Schriften und gegen die Autorität des Talmud einer Stütze bedurften, und diese in den grammatischen Studien fanden[3]). Doch auch ihre Gegner folgten ihnen früh auf dieses Gebiet und es entfaltete sich eine reiche grammatische Literatur, welche bei der großen Zerstreuung der Juden in von

[1]) vgl. Böttcher a. a. O. S. 41 § 77. Neubauer, Notice sur la lexicographie hébraïque, im Journ. asiat. 1861 (besondrer Abdruck S. 146).
[2]) vgl. Böttcher a. a. O. S. 55 ff. insbesondre § 94, 2 u. 7.
[3]) Neubauer a. a. O. S. 17.

einander entlegensten Orten, wie Bagdad und Rom, Narbonne und Fez, Jerusalem und Neustadt bei Nürnberg, entsprang, aber trotz dem stets im innigsten Zusammenhang und gegenseitiger Beziehung blieb.

Schon im zehnten Jahrhundert tritt als höchst bedeutender Grammatiker und Lexikograph, zugleich Uebersetzer der meisten heiligen Schriften in diejenige Sprache, welche jetzt bei den Juden fast die herrschende war, die arabische, Saadia ben Joseph (882—942), geboren in Fayyum in Aegypten, Schulvorstand in Sora, hervor[1]). Doch sind seine grammatischen Werke nicht erhalten.

Von welchem Einfluß das Arabische damals auf das Studium der hebräischen Sprache war und wie der vergleichende Standpunkt schon in so früher Zeit von hebräischen Grammatikern eingenommen ward, zeigt eine Stelle aus den Schriften eines Gegners des Saadia, welcher etwa ein halbes Jahrhundert nach ihm lebte (970), Dunasch ben Librat (Adonim Levi) von Fez. In dieser Stelle heißt es: 'Wenn Gott mir beisteht und meine Tage verlängert, werde ich ein Buch vollenden, welches ich begonnen habe, um zu zeigen, daß die hebräische Sprache die erste der Sprachen ist, daß sie die des ersten Menschen ist und das Arabische nach ihr kommt. Ich setze darin das Verhältniß des Arabischen zum Hebräischen auseinander, ich zähle darin alle reinen Wörter der arabischen Sprache auf, die sich im Hebräischen wieder finden, und weise nach, daß das Hebräische ein reines Arabisch ist, und die Namen gewisser Gegenstände im Arabischen den hebräischen entsprechen'[2]).

Das älteste uns in einem, von Neubauer gefundenen, Manuscript erhaltene Lexikon rührt von David ben Abraham her,

[1]) Böttcher a. a. O. S. 55, § 94. I. 1. Neubauer a. a. O. S. 22 ff.

[2]) Siehe Munk Journ. as. 1850 XVI. 20 ff., auch in Bezug auf den Fortgang dieser vergleichenden Arbeiten, welche sowohl lexikalischer als grammatischer Natur waren.

einem der letzten Zeitgenossen des Saadia und identisch mit Abraham ha-Babli, unter welchem Namen sich ein Fragment von ihm in einem Manuscript der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford erhalten hat und von Steinschneider entdeckt ist[1]). Die Wurzeln der hebräischen Sprache bestehen ihm aus einem, zwei, drei und vier Buchstaben[2]) und seine Bemerkungen über Lautlehre, Formbildung und Bedeutung zeigen, trotz mancher Erklärungen, welche den Anfang der Grammatik verrathen, daß er die Sprache und die heiligen Schriften im größten Umfang und höchst scharfsinnig durchforscht hatte.

Der erste, welcher, nach dem Vorbild der Araber, das triliterale System für die hebräischen Wurzeln annahm und entwickelte, war der große Grammatiker 'Haupt der Grammatiker' genannt, Abu Zakarja Jachya ben Daûd oder Jehuda Chajjug, von Fez, später in Cordova um 1000[3]).

Von einem zeitgenössischen Lexikographen Hai Gaon ben Scherira, letztem babylonischen Schulvorstand (969—1038), wird eine Anekdote erzählt, welche zeigt, mit welcher Vorurtheilslosigkeit und welchem Freisinn die Exegese der Bibel von ihm betrieben ward. Als ein Streit über die Erklärung von Psalm. 141, 5 entstand, forderte er einen der Commilitonen auf, sich bei den syrischen Christen nach dem zu erkundigen, was sich in ihren Commentaren über diesen Vers finde[4]).

Der bedeutendste der Grammatiker, wie er denn auch 'der Stärkste der Grammatiker' von den Juden genannt ward, war

---

[1]) Neubauer a. a. O. S. 25—155 und desselben 'Abraham ha-Babli, Appendice à la notice sur la lexicogr.' im Journ. asiat. 1863 (besonderer Abdruck S. 3).

[2]) Neubauer, Notice sur la lexigr. S. 29. vgl. S. 103.

[3]) Böttcher a. a. O. S. 56, 5; Neubauer a. a. O. S. 164; Munk Journ. as. 1850. XVI. 28. und die entscheidende Stelle aus Jona ibn Gannach, ebds. S. 418.

[4]) Neubauer a. a. O. 171.

Jona ibn Gannach (Abu'l Walîd Merwân) im Anfang des 11. Jahrhunderts[1]), 'der erste', wie Munk sagt, 'welcher es unternahm, ein vollständiges und systematisches Werk auszuarbeiten, welches die Gesammtheit der Regeln der hebräischen Sprache von einem wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt aus darstellte';[2]) eben so faßte er ein vollständiges Wörterbuch ab 'Buch der Wurzeln'[3]). Beide gehören eng zusammen; die Grammatik bildet die erste Abtheilung, das Lexikon die zweite[4]), so daß das Gesammtwerk die ganze hebräische Sprache behandelt.

Seine Grammatik zerfällt in sechs und vierzig Capitel, welche bei Munk analysirt sind[5]). Man kann dadurch einen Begriff von der Fülle grammatischen Stoffs erhalten, welche in diesem Werk bearbeitet ist; nach Munk's Urtheil giebt es wenige Fragen der hebräischen Grammatik, die darin nicht gründlich erörtert wären, ja selbst vollständiger als in den neueren Werken[6]). Wie in den arabischen Grammatiken fehlt es jedoch auch hier an einer systematischen Anordnung.

Das Lexikon zerfällt nach der Anzahl der Buchstaben in zwei und zwanzig Capitel, in welchen die Wurzeln wesentlich alphabetisch geordnet sind[7]). Bei jeder Wurzel sind auch die Derivata angeführt; wie er in der Vorrede dazu selbst angiebt: deren leichte und schwere Form, das Particip des Activ und Passiv, das Futurum, der Infinitiv, das Reflexiv (nifal), das Reciprocum (hithpael) und das Passiv (pual und hofal), so

[1]) vgl. über seine Grammatik, so wie über die hebräischen Grammatiker des 10. und 11. Jahrhundert Munk im Journ. asiat. 1850. T. XV p. 297 ff. T. XVI. 5 ff. 201 ff. 353 ff.

[2]) a. a. O. XV. 297.

[3]) Munk zählt im Ganzen sieben grammatische Werke desselben auf, a. a. O. XVI. 47. 48. vgl. auch Neubauer a. a. O. 173 ff.

[4]) vgl. die Vorrede desselben bei Munk a. a. O. S. 427.

[5]) a. a. O. S. 225—244.

[6]) ebds. 244.

[7]) Neubauer a. a. O. 179.

wie die übrigen Ableitungen: 'denn es iſt nicht meine Abſicht, die Wurzeln aufzuſtellen, ohne deren grammatiſche Derivata zu geben'[1]). Vergleichung des Hebräiſchen mit verwandten Sprachen, insbeſondre dem Arabiſchen ſind überaus häufig und Neubauer glaubt, daß dieſe Richtung von ihm in einer faſt erſchöpfenden Weiſe verfolgt ſei[2]).

Die Anzahl der folgenden Grammatiker und Lexikographen ſo wie überhaupt Philologen unter den Juden bis zum Wiedererwachen der Wiſſenſchaft in Europa iſt noch ſehr groß, allein in Bezug auf Grammatik und Lexikon erhebt ſich keiner mehr zu der Bedeutung von Jona ibn Gannach. Seine Arbeiten bilden die Quelle der nachfolgenden und ſind in dieſen nur ergänzt, im Einzelnen berichtigt, und in eine überſichtlichere Ordnung gebracht. Eine gewiſſe, aber keineswegs der Wiſſenſchaft beſonders förderliche Originalität zeigt nur noch Joseph ben Caspe von Barcellona (um 1330), unter andern Verfaſſer eines Lexikons, in welchem er für jede Wurzel eine Grundbedeutung aufzuſtellen und alle andern daraus abzuleiten ſucht[3]). Wir erwähnen demnach nur noch einen der jüngeren David Qimchi (oder Qamchi)[4]) aus Narbonne (im 12. und 13. Jahrhundert), Verfaſſer einer Grammatik und eines Wörterbuchs, nicht wegen des inneren Werthes ſeiner Arbeiten, ſondern weil ſie durch die fleißige Zuſammenſtellung des von den Vorgängern geleiſteten und die das Lernen erleichternde Darſtellung insbeſondre dazu beitrugen die Kenntniß des Hebräiſchen in die ſich neu geſtaltende europäiſche Wiſſenſchaft einzuführen[5]).

[1]) a. a. O. 179. 180.

[2]) a. a. O. S. 200 vgl. die Beiſpiele S. 186 ff. Seine Vorgänger wagten ſelbſt aus nicht verwandten Sprachen hebräiſche Wörter zu erklären, ſ. die Vorrede zu ſeiner Grammatik bei Munk Journ. asiat. 1850, XVI. 398. 399.

[3]) ſ. Neubauer a. a. O. 208; Böttcher Lehrgeb. S. 58, 24.

[4]) Neubauer a. a. O. S. 222.

[5]) vgl. Munk a. a. O. 1850, XV. 298; Neubauer, 206; Böttcher 58, 36.

VI.

Von der Wiedererweckung der europäischen Wissenschaft bis zum Anfang unsres Jahrhunderts.

Unaufhörliche Kriege und innere Zerrüttung des von den Arabern gegründeten Reiches des Islam in Asien, Afrika und Südeuropa hatten auch die arabische Cultur, nachdem sie mehrere Jahrhunderte die mittelalterliche Nacht, in welche mit Ausnahme China's und Indiens die ganze Erde gehüllt war, glänzend durchstrahlt hatte, zu immer tieferen Fall geführt. Ein kleiner türkischer Stamm, verstärkt durch Räuber, entlaufene Sclaven und Gefangene, und geführt von Osman, legte gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Grund zu dem später so mächtigen und noch jetzt weit ausgedehnten türkischen Reich. Gehoben durch ausgezeichnete staatsmännische und kriegerische Talente verbreitete es sich bald über das westliche Asien und östliche Europa, so wie über einen nicht unbedeutenden Theil von Afrika, aber gleichgültig ja feindlich gesinnt gegen jede geistige Entwickelung, zertrat es, wohin es seinen Fuß setzte, jede Spur höherer Bildung: zunächst den letzten Funken der arabischen Cultur, welchen der Sturm der Mongolen noch übrig gelassen haben mochte, dann, nach der Eroberung Constantinopels (1453), auch die letzten Reste der oströmischen.

Indessen war aber schon ein neues Leben im übrigen Europa erwacht.

Dankbar ist es anzuerkennen, daß die Kirche insbesondre in den Klöstern und Universitäten die Pflege der Wissenschaft nicht ganz ersterben ließ. Die Zunahme des Wohlstandes durch Handel und Industrie, insbesondre in den italiänischen Staaten, der vorwaltend seit den Kreuzzügen immer mehr steigende Verkehr mit dem Orient, die dadurch herbeigeführte, wenn auch oberflächliche, Bekanntschaft mit der dort herrschenden, auch im byzantinischen Reich noch immer nicht erstorbenen, ja bisweilen, speciell im 10.

und 12. Jahrhundert wieder aufflackernden[1]), Cultur konnten nicht verfehlen, auch auf die so erhaltenen Reste der alten Bildung einen befruchtenden, so wie überhaupt auf eine heimische Culturentwickelung einen fördernden Einfluß zu üben. Drei große fast gleichzeitige Dichter, Dante (1265—1321), Petrarca (1304 — 1374) und Boccaccio (1313—1375), zugleich Männer von höchstem geistigen Streben, ausgezeichnet durch Tiefe, Umfang und Reichthum an Gedanken, Lebhaftigkeit der Gefühle und Glanz der Phantasie erwarben der italiänischen Sprache eine Vollendung, die bis auf den heutigen Tag mustergiltig geblieben ist. Die beiden letzteren waren im Verein mit andern, auf andern Gebieten des Geistes kaum minder bedeutenden Männern, zugleich eifrig bemüht, das Studium der classischen Literatur — der römischen sowohl als griechischen — zu erwecken und zu verbreiten. Boccaccio war wohl nach mehreren Jahrhunderten der erste Nichtgrieche, welcher Homers Werke in der Ursprache las; durch seinen Einfluß wurde Leontius Pilatus als Professor der griechischen Sprache in Florenz angestellt[2]). Zwanzig Jahre nach Boccaccio's Tod fand die Verpflanzung griechischer Literatur auf italiänischen Boden schon in einem größeren Maßstab durch Emmanuel Chrysoloras Statt. Seit 1391, wo er vom Kaiser Joannes Paläologus entsandt war, um Hülfe gegen Bajazet zu suchen, in Italien bekannt, folgte er 1395 einem Rufe als Lehrer der griechischen Sprache nach Florenz, wirkte später in ähnlicher Weise in Mailand, Venedig, Pavia und Rom und bildete eine beträchtliche Anzahl von Schülern, die sich um die Wiedererweckung der classischen Studien die größten Verdienste erworben haben. Andre folgten ihm, wie Georg von Trapezunt, Lehrer des Griechischen in Venedig seit 1430[3]) und der Eifer für die Erlernung des

[1]) vgl. Heeren Gesch. d. Stud. der class. Lit. I. 154. 169. 194. 248.
[2]) Heeren ebds. 294.
[3]) ebds. II. 88.

Griechischen war dadurch so erstarkt, daß Abendländer zu diesem Zweck schon angefangen hatten, unmittelbar nach Constantinopel zu ziehen, als die Bedrängniß und nachfolgende Eroberung desselben eine Menge Griechen als Flüchtlinge nach dem Abendlande trieb und ihm so die Gelegenheit, seine Begierde zu befriedigen, näher rückte. Dadurch, so wie durch das Studium der lateinischen Literatur, erhielt die aus sich selbst theils schon emporgeschossene, theils emporschießende Bildung des Abendlandes eine ihrer mächtigsten Unterlagen. Die Erkenntniß und Aneignung der classischen Welt ward und blieb bis auf den heutigen Tag ein Hauptbestreben der folgenden Zeiten; wesentlich auf dem Boden der classischen Bildung hat sich die moderne erhoben und was sie in ihrer weiteren Entwickelung geleistet hat, verdankt sie zu einem nicht geringen Theil dem Geist des classischen Alterthums, der sie belebt.

Geistiger und physischer Thatendrang verband sich mit der neu sich gestaltenden Bildung und schuf seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch das ganze große sechzehnte hindurch eine Regsamkeit des ganzen europäischen Lebens, eine Thätigkeit auf allen Gebieten desselben, welche mit dem, was etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts theilweis unter unsern eignen Augen vorgegangen ist, den Vergleich nicht zu scheuen braucht.

Die Entdeckung der neuen Welt, die erste Verkörperung der Autonomie des Menschengeistes, die Wiedereinsetzung des Rechtes der freien Forschung in der Schöpfung und Entfaltung des Protestantismus, entfesselten alle geistigen und materiellen Kräfte Europas in einer nie gesehenen Weise. Fortan war es nicht mehr ein einziges Volk, welches Träger der menschlichen Cultur ward, wie einst die Griechen und Römer, eben die Araber. Alle europäischen Völker traten fast gleichzeitig in den sich neu bildenden gewaltigen Kreis, die allgemeinen Triebe des menschlichen Geistes in ihrer nationellen Besonderheit entfaltend. In Religion, Staat, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte

und Philologie, Poeſie und Kunſt, Induſtrie und Handel — kurz auf allen Gebieten menſchlicher Entwickelung — erhoben ſich theoretiſche und praktiſche Kräfte, welche mit einer Begeiſterung, die durch den faſt tauſendjährigen Winterſchlaf des Mittelalters an Stärke nur gewonnen hatte, wie in einer friſchen Morgenarbeit im raſcheſten Lauf ungeahnte Ziele erreichten. Die mit der Erweckung der Wiſſenſchaften zuſammenfallende Erfindung der Buchdruckerkunſt machte alle Reſultate menſchlichen Denkens in einem im Verhältniß zu allen früheren Epochen menſchlicher Culturentwickelung überaus erweiterten Kreiſe zugänglich und verſprach dem Aechten und Wahren darin eine nimmermehr verſiegbare Dauer. Der Zugang zu den Altären der Wiſſenſchaft war allen, die daran beten wollten, oder darauf zu opfern vermochten, in faſt unbeſchränktem Maaße eröffnet.

Auch auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft machte ſich dieſe, faſt fieberhafte, Thätigkeit geltend. Zwar trat dieſe Wiſſenſchaft noch nicht als eine ſelbſtſtändige hervor. Aber die Grundlagen, auf denen ſie ſich aufzubauen im Stande war, wurden ſo weit ſie ſchon in der claſſiſchen Zeit gelegt, aber unter den Trümmern derſelben verſchüttet waren, angefangen wieder ausgegraben und nach vielen Seiten hin erweitert zu werden.

Bei der Errichtung der Hauptſtütze der neueren Cultur: der Kenntniß der claſſiſchen, entwickelte ſich in wunderbar kurzer Zeit eine ausgezeichnete Philologie, welche ſich der Einſicht nicht verſchließen konnte, daß ihre Hauptgrundlage eine genaue Kenntniß der lateiniſchen und griechiſche Sprache bilde.

So traten denn Grammatiken und Lexika beider Sprachen hervor, zuerſt weſentlich auf Verbreitung, ſpäter auch auf Vertiefung der Kenntniß derſelben gerichtet.

Wenn nicht das erſte der gedruckten Hülfsbücher zur Erlernung des Latein, doch entſchieden eines der erſten war eine kleine, ſo viel mir bekannt, bis jetzt nirgends erwähnte Anweiſung zur Ueberſetzung der lateiniſchen Flexionsformen ins Deutſche, welche

plattdeutsch abgefaßt und der Unterschrift der Vorrede gemäß im Jahre 1451 geschrieben, in Münster in Westphalen ohne Angabe des Jahres, aber ihrem ganzen habitus gemäß, in der ersten Zeit des Buchdrucks edirt (editus, fraglich ob gedruckt) ward. Da sie demnach höchst wahrscheinlich nicht bloß die erste in Deutschland gedruckte lateinische Grammatik, sondern auch eines der ersten Bücher ist, welche in plattdeutscher Sprache erschienen sind und zeigt, mit welchem Eifer das deutsche Volk die neue Erfindung sogleich zur Verbreitung der Kenntniß der lateinischen Sprache benutzte, so erlaube ich mir, zumal da das Exemplar der göttinger Bibliothek bis jetzt das einzige mir bekannt gewordene ist, ein Paar Worte zur Beschreibung desselben zu verwenden.

Der Titel besteht fast ganz aus einem Holzschnitt, welcher einen Lehrer und einen Schüler darstellt. Darüber in zwei Zeilen: Incipit tractatus dans modum teutonisandi casus et tempora. Mit denselben Worten beginnt die Rückseite des Titels; hier folgt aber darauf ein Kolon : und dann: editus Monasterii in Westfalia per quemdam decretorum doctorem. Klein 4to 17 Blätter ohne Seitenzahlen aber mit den custodes a. a3. b. b3. c. c3. die beiden ersten von 6 Blättern, der letzte von 5; die Rückseite des 5. leer. Am Ende der Vorrede a. 2. Rückseite: schriptum (ächt westphälisch!) anno domini MCCCCLI.

Der Tractat selbst beginnt mit einigen Worten über die casus im Allgemeinen, dann folgen Nominat. Genit. Dat. Acc. Voc. Abl. insbesondre. Darauf die Declination des plattdeutschen Artikels. Alsdann die Tempora und zwar den Modis subordinirt; zuerst Indicativus modus, dann Imporativus modus; darauf Optativus modus (darunter Conjunctiv Imperfecti, Plusquamperf. und Praes.); Conjunctivus modus (darunter Conjunct. Praes. Perfect. und Plusquamperf.), Infinitivus modus (legere, legisse und lectum ire oder lecturum esse). Danach Passiv, Impersonale passivao vocis (legitur, men lest;

legebatur men lasz), activum, passivum, neutrum oder neutrale, Neutropassivum (gaudes, gavisus sum), Neutri passivum (vapulo), Deponens oder Deponentale, Commune (largior), Impersonalia activae vocis (miseret); endlich Notabile. Zur Probe gebe ich den Anfang des Notabile:

Du schalt dynen gantzen vlijt dar to doen dat du eynen iewelken partem orationis, Alse nomen. pronomen. verbum. adverbium. participium. conjunctionem. praepositionem. uñ (d. i. und) regulas grammaticas gruntlike kennen uñ verstaen lerest.

Ferner aus der Definition des Neutrum edder (d. i. oder) Neutrale:

Neutrum edder neutrale heth. dat noch yd cyne noch yd ander is (d. h. was weder Activ noch Passiv ist). Uñ eyn verbum neutrum edder neutrale heth darumme also, dat yd noch werken edder lydent bedudet (d. i. daß es weder wirken noch leiden bedeutet). uñ gcyt uth up eyn o. uñ wen men dar eyn r. to settet. so en is yd neyn latin (d. h. so ist es kein Latein) uñ watta (d. h. obgleich) dar lange staen. gaen. edder lopen wol arbeydelick is. nochtan is yd nicht (d. h. so ist es doch nicht) propric werckachtich edder lydenachtich. wente (d. i. weil) wan ick gha sta edder lope. so en do ick neyn werck. Ock so en deyt neyn ander neyn werck an my uñ men secht ok nicht. Ik werde gegaen gestaen edder ick werde gelopen.

Ich habe dieses kleine Werkchen mehr oder vielmehr nur als ein Zeichen deutschen Strebens und der Curiosität wegen erwähnt. Einen wirklichen und wider alles Verdienst selbst bis in das sechzehnte Jahrhundert dauernden Einfluß auf das Studium des Latein gewann das im Anfange des 13. Jahrhunderts von Alexander de Villa Dei, Minoriten und Lehrer in Paris, in leoninischen Versen abgefaßte Doctrinale puerorum, welches (nach Brunet) zuerst 1470 gedruckt ward und dann, durch Erläu-

terungen erweitert und vervollständigt, vielfach wieder abgedruckt, große Verbreitung gewann. Dasselbe war der Fall mit der schon ziemlich übersichtlich geordneten Grammatik von Nicol. Perotti, welche zuerst in Rom 1475 gedruckt ward (ich kenne nur die Ausgabe von Treviso 1476, welche auch Brunet erwähnt; sie führt aber den Titel **Erudimenta Grammatices**, nicht **Rudimenta**).

Es folgte eine Menge andrer wesentlich praktischer grammatischer Arbeiten, unter denen ich nur noch die von Aldus Manutius Venetiis 1501 (ebenfalls auf der Göttinger Bibliothek) hervorhebe.

Den Anfang einer tieferen Auffassung machte der Arzt und Philolog **Jul. Caesar Scaliger** (1484—1558), ein Verehrer der deutschen Sprache und des deutschen Geistes[1]), mit seinem zuerst 1540 erschienenen Werk **de causis linguae Latinae libri XIII.** Es ist dieß ein glänzendes Zeugniß seiner tiefen Kenntnisse, und seiner methodischen und philosophischen Betrachtung sprachlicher Erscheinungen. Wie sehr es auch unter seiner allzugroßen Kühnheit, seiner fast schrankenlosen Selbstzuversicht leidet, steht es doch an der Spitze der neueren philosophischen Behandlungen der Sprache und, wenn auch seine Resultate, gleich wie die dieser ganzen Richtung, wesentlich weil sie auf die einseitige Berücksichtigung der classischen Sprachen gebaut sind, für die Sprachwissenschaft bisher fast ohne alle Frucht geblieben sind, so liegen sie doch in einer Bahn, deren volle Berechtigung man nicht verkennen darf, welche sogar, nachdem durch die neueste Erweiterung unsrer Wissenschaft diese Einseitigkeit beseitigt ist, von neuem eingeschlagen und in erweitertem Kreise verfolgt, keine geringe Hülfe für die Erreichung des Zieles derselben in Aussicht stellt.

Wie Scaliger am Schlusse seiner Grammatik bemerkt, hat

---

[1]) vgl. seine Lobrede auf Deutschland in **Bernays: Joseph Justus Scaliger.** Berl. 1855. S. 187.

er ſich beſtrebt, die Ariſtoteliſche Methode auf die Sprache anzuwenden; satis sit jecisse, heißt es daſelbſt, fundamenta scientiae . . ., more principis nostri Aristotelis, cujus sapientiae luce Grammaticorum tenebrae discutiantur. Wie weit ſein Verfahren ſich an das Ariſtoteliſche ſchließt, wage ich nicht zu entſcheiden, da ich in der Ariſtoteliſchen Philoſophie zu wenig bewandert bin, doch iſt nicht zu verkennen, daß die Ariſtoteliſchen Kategorien eine Hauptrolle bei ihm ſpielen. Eben ſo tritt klar hervor, daß viele irrige Anſchauungen der damaligen Grammatiker mit Glück zurückgewieſen werden; auch in der Sprache ſelbſt iſt manches aufgehellt, insbeſondre iſt ſeine Vergleichung der lateiniſchen Lautverhältniſſe mit den griechiſchen ein im Verhältniß zu der damaligen Zeit ſehr bedeutender Fortſchritt. Im Ganzen aber gilt auch von dieſer philoſophiſchen Behandlung der Sprache, was für alle bisherigen maßgebend iſt; weſentlich ſucht ſie aus Gründen, die nicht der Sprache ſelbſt entnommen ſind, zu beweiſen, daß in der behandelten Sprache alles ſo ſein müſſe, wie es eben iſt; ſelbſt die übliche Reihenfolge der Caſus will ſie philoſophiſch begründen. In Bezug auf Bildung der Sprache ſteht er auf dem ariſtoteliſchen Standpunkt 'notam esse rerum dictionem ut libuit inventori'. Trotz ſeiner Kühnheit pflanzt auch er überlieferte Irrthümer fort, z. B. proprium mutarum ut vocales natura correptas habeant ut ab ad at, wo ihn ſchon die Vergleichung mit ἀπό, ἔτι hätte überzeugen können, daß die Kürze des a nicht von der folgenden muta bedingt iſt. Natürlich führt ihn ſeine Kühnheit dazu, die Wiſſenſchaft auch mit neuen Irrthümern zu bereichern, ſo iſt ihm z. B. sivi (Pf. von sino) friſchweg aus sinivi entſtanden.

Das Werk fand natürlich Lobredner ſowohl als Gegner; unter den letzteren gelang es dem Spanier Sanctius (1554—1628) mit ſeiner Minerva seu de causis linguae Latinae 1587 trotz oder vielleicht grade wegen ſeiner, im Verhältniß zu Scaliger höchſt geringen Geiſtesgaben, eine viel einflußreichere Stellung

zu erlangen. Er stand dem gewöhnlichen Geistesniveau näher und vermied eine Menge Untersuchungen, durch welche Scaliger's Werk den Zeitgenossen unpraktisch zu sein scheinen mochte. Wirklich nützlich wurde Sanctius' Arbeit jedoch durch die mannigfachen Verbesserungen, welche sie durch andre Gelehrte, vor allem durch einen der größten critischen Geister, Jac. Perizonius (1651—1715) erhielt. In dieser Ausstattung ist sie mit vollem Recht selbst im Anfang unsres Jahrhunderts von Neuem veröffentlicht[1]) und verdient selbst heute noch Beachtung.

Auch der lateinischen Lexikographie nahm sich die Buchdruckerkunst sogleich an und es erschien schon im Jahre 1460 in Mainz, wahrscheinlich bei Guttenberg selbst, das große Lexikon von Johannes de Janua, eigentlich Joh. de Balbis aus Genua, einem Dominikanermönch des 13. Jahrhunderts († 1298), welcher gut Griechisch und Latein verstand (ebenfalls auf der Göttinger Bibliothek, mit dem Titel: Incipit summa quae vocatur catholicon edita a fratre Joh. de Janua). Unter den vielen, welche bis an das Ende des 16. Jahrhunderts nachfolgten, hebe ich nur des gelehrten Buchdruckers Robert Stephanus (1503—1559) Thesaurus linguae latinae hervor, welcher 1531 zuerst erschien, später mit des großen Sohnes Heinrich Stephanus handschriftlichen Noten und andrer Zusätzen (1740—1743) und zuletzt von Gesner 1749 herausgegeben ward. Unerwähnt darf ich nicht lassen, daß auch schon die alten lateinischen Lexikographen Verrius Flaccus und Sex. Pompejus Festus gedruckt wurden, letztrer mit den castigationes des größten Philologen nicht bloß der damaligen Zeit, sondern wenn man den Umfang seiner Kenntnisse, die Tiefe, Gründlichkeit und Genialität seiner Untersuchungen, die Richtigkeit seines Urtheils und den damaligen Stand der Wissenschaft mit in Betracht zieht, wahrscheinlich des größten

[1]) Sanctii Minerva seu de Causis linguae latinae Commentarius cui inserta sunt . . . quae addidit Casp. Scioppius et subjectae . . . notae Jac. Perizonii. Recensuit Car. Lud. Bauerus. Lips. T. I. 1793. T. II. 1801.

aller bisher literariſch bekannten, des großen Sohnes von Jul. Caes. Scaliger, Joseph Justus Scaliger (1540—1609)[1]). Noch größere Verdienſte um die Kenntniß der lateiniſchen Sprache erwarb er ſich durch ſeinen Antheil an dem großen Thesaurus lateiniſcher Inſchriften von Gruter (1560—1627), einem der glänzendſten Zeugniſſe des Umfangs und der Tiefe, welche die Philologie nach kaum hundertjähriger Entwickelung ſchon erreicht hatte.

Die erſte griechiſche Grammatik, welche gedruckt ward, war die des Constantin Lascaris (Mailand 1476), eines der vielen Flüchtlinge, welche für die Verbreitung der Kenntniß der griechiſchen Sprache im Abendland thätig waren. Bei einem derſelben, Johannes Argyropylos, in Florenz, lernte Reuchlin (1453—1522) ſie kennen und trug als Verfaſſer einer Grammatik derſelben und als Lehrer in Tübingen und Heidelberg vorzugsweiſe zur Verbreitung derſelben unter den deutſchen Gelehrten bei. Sein Verwandter und Liebling, Melanthon (1497—1560), ebenfalls Verfaſſer einer griechiſchen Grammatik, ein Mann, der mit ſeinen übrigen großen und ehrwürdigen Eigenſchaften das ausgezeichnetſte

[1]) Die erſte Ausgabe erſchien 1575 und, da der vortreffliche Biograph von Jos. Just. Scaliger in Bezug auf ſie bemerkt, daß er ſie weder zu Geſicht bekommen, noch den vollſtändigen Titel einer ſolchen irgendwo aufgeführt gefunden habe, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß die Göttinger Bibliothek ſie beſitzt. Der Titel iſt:

M. Verrii Flacci Quae Extant. Sex. Pompei Festi De Verborum significatione Libri XX. Et In Eos Josephi Scaligeri Jul. Caesaris Filii Castigationes nunc primum publicatae. Apud Petrum Santandreanum MDLXXV. 8. 3 nicht numerirte Blätter Vorrede von J. Scal. unterzeichnet: Abenni in agro Juliodunensi XI Kal. Novembr. MDLXXIV. Darauf M. Flacci Quae Extant 8 Blätter. Dann Sex. Pompei u. ſ. w. CCCV Seiten und 13 Blätter Indices. Hierauf beſondrer Titel: Josephi Scaligeri in Sex. Pompei Festi de Verborum significatione Castigationes. Quibus adjunctae sunt doctissimorum virorum, ex Venetiano codice, Annotationes. Apud Petrum Santandreanum MDLXXV. CC Seiten und 12 Blätter Indices. Endlich In Sex. Pompei Festi De Verborum Significatione Lib. XX. Annotationes. MDLXXIV. 76 Seiten.

Lehrertalent verband, konnte bei seinem hohen Ansehen und seiner langjährigen Thätigkeit auf der damals berühmtesten Universität Europas, Wittenberg, die von Reuchlin eingeschlagene Bahn mit dem umfassendsten Erfolg in unverhältnißmäßig weiterem Kreise verfolgen. Hatte ihm gleich das Schicksal diejenigen Gaben versagt, welche zur unmittelbaren Erweiterung der Wissenschaft nothwendig sind, so hatte es ihn dafür mit denjenigen ausgestattet, durch welche er der Schöpfer einer der bedeutendsten Eigenthümlichkeiten der wissenschaftlichen Thätigkeit der Deutschen ward, einer Eigenthümlichkeit, durch welche diese sich von der der übrigen Nationen unterscheidet, und eine Festigkeit besitzt, welche ihren Bestand und ihre weitere Entwickelung mit größerer Sicherheit erhoffen läßt, als bei irgend einem andern der bisherigen Culturvölker. Er ist Schöpfer der deutschen Schule und dieser verdanken wir es vorzugsweise, daß die Wissenschaft in Deutschland nicht in dem Maße an die Existenz einzelner mächtigst hervorragender Männer gebunden ist, wie in allen übrigen Ländern. Sie erhält den von den Vätern erworbenen Schatz und vermag ihn selbst über trübe und unfruchtbare Zeiten hin ungeschmälert für die Nachkommen zu retten; kommen dann wieder Männer von hervorragendem Geist, so setzt sie sie in den Stand, das Ueberlieferte mit Leichtigkeit sich anzueignen und auf diesem festen Grunde ihre eigne Individualität für die weitere Entwickelung rasch und in verhältnißmäßig bei weitem größerem Umfang geltend zu machen, als möglich gewesen wäre, wenn sie den größten Theil ihrer Zeit auch zur Gewinnung der Unterlagen einer selbstständigen Thätigkeit hätten verbrauchen müssen. Unsere Schulen und Universitäten sind es, auf welche Europa vorzugsweise die Hoffnung auf einen nicht versiegenden Bestand und somit zu erwartende immer steigende Entwickelung der Wissenschaft setzen darf. Danken wir sie auch in erster Linie dem protestantischen Geiste, der, von Deutschland ausgegangen, mehr oder minder die wahre Wissenschaft in ganz Europa durchdrungen hat, so ist doch

die Geſtalt, in welcher er ſich nach dieſer Seite hin verkörpert hat, vor allem das Werk des unvergeßlichen Profeſſors, welcher nächſt Luther die höchſte Zierde Wittenbergs bildete.

Eine ſpecielle Bearbeitung der griechiſchen Grammatik, welche ſich auch nur entfernt mit der der lateiniſchen durch Jul. Caes. Scaliger vergleichen ließe, iſt weder bis zu Ende des ſechzehnten, noch ſelbſt im folgenden Jahrhundert hervorgetreten. Sowohl Sylburg's (1536—1596) Bearbeitung von Clenard's Grammatik, als die Grammatik von Weller (1602—1664) ſollten nur praktiſchen Zwecken dienen; tiefere Kenntniß mußte man auf andern Wegen, insbeſondre in den Anmerkungen zu den Ausgaben der Claſſiker ſuchen.

Dagegen erſchien ſchon 1572, nicht hundert Jahre nach dem Drucke der erſten griechiſchen Grammatik, der ſtaunens- und bewunderungswürdige Thesaurus linguae graecae von Henricus Stephanus (1528—1598), ein Werk in Anlage und Ausführung ſo großartig, ein Zeugniß von ſo großen und vielfältigen Gaben des Geiſtes und Charakters, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht ſeines Gleichen erhalten hat, noch immer die eigentliche Grundlage alles lexikaliſchen Wiſſens auf dem Gebiete der griechiſchen Sprache bildet, und durch ſeine beiden neuen Bearbeitungen (London 1816—1826, Paris 1836—1865) wohl noch viele Jahre bilden wird.

Mit dem Erwachen der Wiſſenſchaften beginnt auch das Studium der orientaliſchen Sprachen mit größerem Eifer betrieben zu werden. Insbeſondre erhielt das Hebräiſche, nachdem es ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert von Ordens-Geiſtlichen vorwaltend zur Bekämpfung des Judenthums betrieben war, eine hohe Bedeutung durch den Proteſtantismus, indem die Grundlage von dieſem: das richtige Verſtändniß der Bibel, in Bezug auf das Alte Teſtament ohne eindringende Kenntniß der Urſprache, in welcher es abgefaßt war, nicht zu erreichen war. Für die Erlernung andrer orientaliſcher Sprachen, zumal der ſemitiſchen, fand ſich ein

besondrer Antrieb theils in ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Hebräischen, theils in der Missionsthätigkeit der christlichen Kirche; insbesondre wirkte letzteres Bestreben auf die Erlernung des Arabischen, dessen Kenntniß man vorzugsweise zur Bekehrung der spanischen Araber bedurfte. Doch kam es auch andern orientalischen Sprachen zu Gute, wie denn schon Gregor XIII. (1573—1585) eine Missionsanstalt mit vier Collegien für morgenländische Nazionen in Rom stiftete[1]).

Raymundus de Pennaforti hatte schon 1259 den Dominikanern das Studium des Hebräischen empfohlen und der Pabst Clemens V. auf dem Concil von Vienne 1311—12 die Errichtung von Professuren desselben auf allen Universitäten angeordnet; auch werden schon früh manche Kenner orientalischer Sprachen erwähnt, wie insbesondre der Graf Johann Pico von Mirandola (1463—1494). Eigentlich in die europäische Wissenschaft eingeführt ward das Hebräische jedoch erst durch Reuchlin, welcher es bei dem gelehrten jüdischen Arzt in Bologna, Obadja Sforno (gestorben um 1550) erlernt hatte, die erste hebräische Grammatik sowie auch ein Lexikon[2]), gebaut auf David Qimchi's Michlol,

---

[1]) Eichhorn Geschichte der neueren Sprachkunde S. 406 ff.

[2]) Die erste Ausgabe (1506) ist ziemlich unbeholfen geordnet. Obgleich lateinisch geschrieben ist sie nach Art hebräischer Bücher von rechts nach links zu öffnen und umfaßt 621 Seiten Fol. Die Seitenzahlen stehen nicht oben, sondern unten. Das Werk zerfällt in 3 Bücher, das erste enthält die Lautlehre und einen Theil des Lexikons; das zweite den übrigen Theil des letzteren bis zum Schluß; das dritte die Grammatik. Ein eigentlicher Titel fehlt. In der Ueberschrift zum ersten Buch wird das Werk: De Rudimentis hebraicis genannt. Eine bessere Anordnung hat die von Sebastian Munster 1537 besorgte Ausgabe, wo das Ganze in zwei Bücher zerfällt, deren erstes die Grammatik, das zweite das Lexikon enthält. Hier findet sich auch ein langer Titel, auf welchem Reuchlin verdienter Weise als primus Graecae et sacrae Hebraicae linguae adeoque meliorum literarum omnium in Germania autor bezeichnet wird. Ueber den höchst kenntnißreichen und verdienstvollen Seb. Munster selbst vgl. Hitzig in Rud. Wolf Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. 1859. II. 34.

1506 drucken ließ und in Tübingen das Studium dieſer Sprache eifrig förderte. In der Luther'ſchen Ueberſetzung der Bibel trug es ſchon herrliche Früchte. Keiner der bedeutenden Philologen blieb ihm fremd und die beiden erſten Buxtorf, deren Lebensdauer grade ein Jahrhundert füllte, (Johann 1564—1629, ſein Sohn 1599—1664) legten durch ihre lexikaliſche Werke, welche das Hebräiſche, Chaldäiſche, Talmudiſche, Rabbiniſche und Syriſche umfaſſen, ein höchſt ehrenwerthes Zeugniß ihrer, wenn auch nicht ſehr intenſiven, doch überaus extenſiven Kenntniß dieſes Zweiges der Philologie ab.

Die erſte arabiſche Grammatik ward in Spanien ſchon 1505 gedruckt; ihr Verfaſſer war Peter von Alcala. Ein Thesaurus linguae arabicae ward von dem großen Jos. Just. Scaliger abgefaßt, iſt jedoch nicht gedruckt; er befindet ſich handſchriftlich in Leyden und Göttingen [1]). Dieſer und ſeine Bemühung mit den Samaritanern in Sichem und Naplus in Briefwechſel zu treten, legen ein bedeutendes Zeugniß ſeines Intereſſes für orientaliſche Sprachen ab; weiterhin werden wir Gelegenheit haben, auch noch einige Züge zu erwähnen, welche ſein linguiſtiſches Intereſſe überhaupt bekunden. Was die Samaritaner betrifft, ſo ſcheint ſein großer Vater Julius zuerſt auf die Wichtigkeit einer Gewinnung ihres Pentateuchs aufmerkſam gemacht zu haben. Die Antwort auf Juſtus' Briefe kam erſt nach deſſen Tode an, doch war damit ein Briefwechſel eingeleitet, der ſich bis in unſer Jahrhundert fortſetzte [2]). Schließlich bemerke ich, daß man ſich auch mit den übrigen ſemitiſchen Sprachen: Syriſch (die erſte Grammatik erſchien 1558 von J. Alb. Widmanstadius), Chal=

---

[1]) vgl. darüber Tychsen in Paulus 'Neues Repertorium für Bibliſche und Morgenländiſche Literatur 1791'. III. 3. 256 ff.

[2]) vgl. Silv. de Sacy in den Notices et Extracits des Manuscrits de la Bibl. du Roi. XII. 1 ff.

däisch, Samaritanisch, Aethiopisch beschäftigte und selbst Armenisch nicht unbekannt blieb[1]).

Die lebendigen Sprachen Europa's hatten durch sehr bedeutende (wie das Italiänische) oder mehr oder minder hervorragende literarische Productionen theilweis schon einen selbstständigen Werth erhalten. Die grammatische Bearbeitung der classischen und semitischen Sprachen, insbesondre aber die lexikalische des Latein, welches natürlich in die Volkssprache übertragen ward, während es selbst zur Behandlung der übrigen diente, mußte die grammatische Betrachtung auch auf sie lenken. An der Spitze dieser Richtung steht schon der große Dichter Dante († 1321), welcher de vulgari eloquentia schrieb[2]) und die volgare illustre als Sprache der gebildeten Italiäner einerseits vom Latein andrerseits von den eigentlichen Volkssprachen schied. Ihr erster eigentlicher Grammatiker ist der berühmte Pietro Bembo (1470—1547) in seinen Dialogen, welche den Titel Prose führen und die Regeln der toskanischen Sprache aufstellen. — Um dieselbe Zeit begann auch die grammatische Bearbeitung des Neugriechischen[3]). Eine Grammatik und ein Wörterbuch des Spanischen erschien schon 1492 (von Aelius Antonius Nebrissensis); eine sehr treffliche englische Grammatik der spanischen Sprache mit Wörterbuch von Richard Percyuall 1591. Die grammatische Bearbeitung des Deutschen begann schon 1527 (? Ickelsamer)

---

[1]) Theseus Ambrosius, Introd. in Chaldaicam linguam Syricam atque Armenicam et decem alias. 1539, giebt eine Menge Alphabete, darunter S. 206 auch ein gothisches, welches er von einem Schweden erhielt. — 1594 ward eine syrische Grammatik von Amira gedruckt, vgl. Fr. Uhlemann Grammatik der syrischen Sprache 2. Aufl. 1857 p. XIX. — Eine äthiopische Grammatik von Marius Victorinus erschien Rom. 1548.

[2]) Ed. Böhmer: Ueber Dante's Schrift: de vulgari eloquentia u. s. w. Halle 1868. Biester in den 'Abhandlungen der Berliner Ak. d. W. 1812—1813, hist.-phil. Cl.' S. 59 ff.

[3]) s. Adelung, Mithridates II. 436.

oder 1531[1]); 1571 erſchien in Baſel Otfrid's Evangelienbuch[2]), und 1597 mehreres aus dem Ulfilas[3]). Gherard de Schueren niederländiſch-lateiniſch und lateiniſch-niederländiſches Lexikon, Teuthonista, erſchien ſchon 1475; Lipsius (1547—1606) veröffentlichte ſchon altniederländiſche Gloſſen und Cornelius Kilianus († 1607) im Jahre 1574 ein vergleichendes Wörterbuch, worin das Vlämiſche mit Vergleichung des Seeländiſchen, Gelderniſchen, Cleviſchen, Jülichſchen und andrer benachbarter Mundarten behandelt iſt, eine für ihre Zeit ſehr preiswürdige Arbeit. Eine franzöſiſche Grammatik publicirte Robert Stephanus (Rob. Estienne Traicte de la grammaire française) 1557 und in lateiniſcher von ſeinem Sohn Henricus abgefaßter Ueberſetzung 1558; ein franzöſiſch-lateiniſches Lexikon Jehan Thierry 1565. Das Breton erhielt ſchon 1499 ein Lexikon[4]); das Walliſiſche 1547, und Grammatiken 1567, 1592 und 1593[5]). Selbſt das Baskiſche ward ſchon 1587 grammatiſch behandelt[6]). Das erſte lateiniſch-engliſche Lexikon von Elyot ward 1538 gedruckt. Eine böhmiſche Grammatik zur Erlernung des Böhmiſchen für Deutſche und des Deutſchen für Böhmen erſchien ſchon 1567; Lexika dieſer Sprache von Joannes Aquensis ſchon 1511, von Reschelius in Olmütz Bd. 1 1560, Bd. 2 1562 und von Paulus Pres-

---

[1]) vgl. Joh. K. F. Rinne: die natürliche Entſtehung der Sprache, 1834, S. 39. Das Exemplar von Ickelſamer, welches die Göttinger Bibliothek beſitzt, iſt jedoch erſt von 1537 datirt und eigentlich nur eine Leſelehre. Eine wirkliche kleine Grammatik iſt die von Laurentius Albertus 1573. Eine lateiniſch geſchriebene von Clajus 1578. Ein Lexikon von Joſua Maaler — die Bedeutungen lateiniſch — erſchien 1561.

[2]) ſ. Kelle's Ausgabe S. 99. Dieſer älteſte Druck befindet ſich auf der Göttinger Bibliothek.

[3]) ſ. Anm. 3 zu p. 228 ff.

[4]) Adelung, Mithridates II. 161.

[5]) ebdſ. II. 149; das Werk von Rhaesus 1592, ſo wie das von Davies 1621 beſitzt die Göttinger Bibliothek.

[6]) ebdſ. II. 21.

sius (1586 die 3. Ausgabe)[1]). Eine polnische Grammatik wurde 1568 (von Stoienski, latinisirt Statorius), ein Lexikon 1564 (von Maczynski = Macinius) veröffentlicht. Eine Grammatica Slavonica (Kirchenslavisch) in Wilna 1516. Eine ungarische Grammatik von Joh. Erdösi 1539.

Der große Reise- und Entdeckungstrieb, welcher ähnlich wie im vorigen Jahrhundert auch den großen Aufschwung der Cultur im 15. und 16. Jahrhundert begleitete, so wie das Bestreben auch in den neu entdeckten Ländern das Christenthum zu verbreiten, führte endlich auch zur Kenntniß, Berücksichtigung und selbst schon grammatischer Bearbeitung von Sprachen, welche zu einem großen Theil der alten Cultur völlig unzugänglich gewesen waren. So bekümmerte sich der Ritter Arn. von Harff aus Cöln auf seiner Reise durch Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina und die Türkei (1496—1499) auch um Sprachen und Alphabete der Völker, welche er kennen lernte[2]). Antonio Pigafetta, welcher mit Magalhaens die erste Reise um die Welt machte (1519—1522), war auch der erste, welcher Wörter der auf dieser Reise berührten unbekannten Völker sammelte, also an der Spitze der Reisenden steht, welche sich durch Vokabulare um die Sprachwissenschaft verdient gemacht haben[3]). Giambattista (?) Vecchietti, ein ausgezeichneter Kenner der orientalischen Sprachen, reiste nach Aegypten, Syrien, Arme-

[1]) Alle vier Werke befinden sich auf der Göttinger Bibliothek; im Mithridates werden sie nicht erwähnt.

[2]) vgl. die Titel mehrerer auf den Orient bezüglichen Reiseberichte bei Ennen im 'Orient und Occident' I. 449 ff., wo auch ein Bericht eines andern Cölners von Jübben mitgetheilt ist.

[3]) Primo viaggio intorno al Globo terracqueo ossia Ragguaglio della navigazione alle Indie orientali per la via d'Occidente fatta dal Cavaliere Antonio Pigafetta Patrizio Vicentino sulla squadra del Capit. Magaglianes negli anni 1519—1522. Ora publicato per la prima volta &c. da Carlo Amoretti. Milano 1800. 4. Die Vocabularien befinden sich S. 191 204.

nien, Persien und Indien (1587) und brachte eine Menge arabischer, persischer und türkischer Handschriften zurück[1]). Philippo Sassetti, ein kenntnißreicher und geistvoller Italiäner, welcher vom 9. November 1583 bis 1588 in Indien, insbesondre in Goa, zubrachte, schildert in seinen Lettere (welche 1855 von Marucci in Florenz herausgegeben sind) mit sehr lebendigen Farben die Bewohner Indiens, hat sich mit großer Theilnahme um das Sanskrit bekümmert, weiß, daß es Sprache der indischen Wissenschaft ist[2]), ist erstaunt über Alter und Bedeutung desselben und spricht den Wunsch aus, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren nach Indien gekommen sein möchte, um mit einer Kenntniß dieser schönsten Sachen zurückzukehren[3]). Er weiß, daß diese Sprache vermittelst einer Grammatik (nicht wie Hebräisch bei den Juden seiner Zeit papageyartig durch Vorsagen und Nachplappern) gelehrt wird, daß sie 53 Buchstaben gebraucht und diese physiologisch erklärt werden[4]). Ja er weiß, daß sie mit der italiänischen Sprache viele Wörter gemein hat, wie die für die Zahlwörter 6. 7. 8. 9 für Dio, serpe und sehr viele andre[5]),

---

[1]) Philippo Sassetti Lettere, Firenze 1855 S. 401. 410. Es ist derselbe, welcher in dem Zedlerschen Universallexikon Hieronymus Vecchietti genannt wird.

[2]) Lettere p. 415: Sono scritte le loro scienze tutte in una lingua che dimandano Sanscruta, che vuol dire bene articulata.

[3]) Bisognerebbe essere venuto qui di 18 anni per tornarsene con qualche cognizione di queste bellissime cose. Lettere p. 416.

[4]) La lingua (das Sanskrit) in se é dilettevole e di bel suono, per i molti elementi, che egli hanno fino a 53; de' quali tutti rendono ragione facendoli nascere tutti dai diversi movimenti della bocca e della lingua, ebds. p. 283. Die 53 Buchstaben sind die 10 (kurzen und langen) Vokale, 4 Diphtonge, 2 sekundäre Nasale (Anusvâra und Anunâsika), 3 sekundäre Hauchlaute (Visarga, Upadhmânîya und Jihvâmûlîya) und 34 eigentliche Consonanten.

[5]) et ha la lingua d'oggi molte cose comuni con quella, nella quale sono molti de' nostri nomi e particularmente de' numeri il 6. 7. 8 e 9 [sanskritisch shash, saptan, ashtan, navan], Dio [sskr. deva], serpe [sskr. sarpa] et altri assai, ebds. 415.

und ist damit, so viel bis jetzt bekannt, der erste, welcher eine Thatsache aussprach, die in unsern Tagen zur Erkenntniß der ursprünglichen Identität der europäischen Culturvölker mit den indischen Ariern und andern asiatischen Stämmen geführt hat.

Auch in Amerika zeigte sich früh ein bedeutender Eifer für die Erlernung der heimischen Sprachen, wesentlich natürlich um mit Hülfe derselben dem Christenthum Eingang zu verschaffen. Wenige Jahrzehnte nach der Eroberung Mexiko's (1521) wurde schon eine Grammatik und ein Lexikon der mexikanischen, totonakischen und huaxtekischen Sprachen von Andr. de Olmos im Drucke veröffentlicht (Mexiko 1555 II. Bände 4.). Es folgten bald auch andre derartige Werke sowohl für das Mexikanische als andre amerikanische Sprachen. So wird eine Grammatik des Chiapa und andrer mittelamerikanischer Sprachen von de Cepeda (1560)[1]) und eine Grammatik und ein Lexikon der Mixteca-Sprache (ebenfalls in Mittelamerika) von Antonio de los Reyes, die erstre von 1593, erwähnt[2]). Schon im Jahre 1560, etwa drei Jahrzehnte nach der Eroberung Peru's, ward auch eine Grammatik der in diesem Reiche herrschenden Sprache, des Quichua, von Dominigo de S. Thomas im Druck veröffentlicht[3]). Von Josef de Anchieta eine Grammatik und ein Lexikon der Tupi-Sprache 1595[4]). Die Araukanische Sprache (in Chili) ward schon 1599 bearbeitet[5]); die Aymarische (in Bolivia und Peru) 1603[6]); die Guarani (in Brasilien und Paraguay) 1639[7]).

[1]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. s. w. 2. Ausg. von Jülg. Berl. 1847. S. 64.

[2]) Adelung, Mithridates III. 3. 34.

[3]) ebds. III. 2. 524.

[4]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. s. w. 2. Ausg. von Jülg. S. 55.

[5]) Adelung, Mithr. III. 2. 403.

[6]) ebds. III. 2. 538.

[7]) Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika u. s. w. 2. Ausg. von Jülg, S. 155.

Auch eine Japaniſche Grammatik wird ſchon aus dem letzten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts erwähnt[1]).

So wurde die Kenntniß der claſſiſchen und ſemitiſchen Sprachen, der europäiſchen, ſo wie der entlegenſten Volksſprachen ſchon in den erſten beiden Jahrhunderten der Wiedererwachung der europäiſchen Wiſſenſchaft theils ſchon vertieft, theils ermöglicht, theils angebahnt und damit der zukünftigen Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft in keineswegs unerheblichem Grade vorgearbeitet. Aber auch ſelbſt damals konnte dieſe Fülle von ſprachwiſſenſchaftlichem Material nicht ohne Einfluß auf die Sprachbetrachtung überhaupt bleiben. Denn der denkende Geiſt wird durch eine übermächtige Gewalt getrieben, das Verhältniß, zumal ſo innig verwandter und auf demſelben Triebe beruhender Erſcheinungen, wie ſie die menſchlichen Sprachen darbieten, zu ergründen zu ſuchen. Dieſes Beſtreben wurde zugleich durch beſondere Umſtände gefördert.

Die innige Verwandtſchaft der beiden claſſiſchen Sprachen konnte Niemandem entgehen, welcher ſie ſich nur einigermaßen angeeignet hatte; auch war ſie ſchon in der claſſiſchen Zeit anerkannt und demgemäß auch nach Wiedererwachen der Wiſſenſchaften angenommen und weiter verpflanzt[2]). Eine noch innigere Verwandtſchaft trat nun in den ſemitiſchen Sprachen bei näherer Kenntniß derſelben hervor. Faſt alle große claſſiſche Philologen des 16. Jahrhunderts waren mehr oder weniger zugleich der ſemitiſchen Sprachen mächtig. So konnte in ihnen ſchon an und für ſich durch die innige Verwandtſchaft der dieſen beiden Reihen in ihrer Beſonderheit angehörigen und einſt über ſo weite Strecken der Erde verbreiteten Sprachen die Frage hervorgerufen

---

[1]) Mithridates von Adelung I. 570.

[2]) vgl. z. B. Elementa graecae et latinae Grammat. collata. Per Georg. Majorem 1536, auch was oben in Bezug auf Jul. Caes. Scaliger's lateiniſche Grammatik bemerkt iſt.

werden, ob sich nicht auch zwischen ihnen selbst, den classischen einerseits und den semitischen andrerseits, eine Verwandtschaft nachweisen lasse. Eine besondre Anregung erhielt diese Frage durch die zum Glaubensartikel des gesammten Christenthums gewordene biblische Ueberlieferung von der ursprünglichen Einheit der menschlichen Sprachen. Zugleich hatte sich, wenn auch nicht in gleicher Allgemeinheit, die bei den Juden herrschende und schon von Hieronymus angenommene Ueberzeugung festgesetzt, daß das Hebräische die Ursprache sei. Die Verschiedenheit der Sprachen erklärte sich für den kindlichen Glauben zwar hinlänglich durch die babylonische Sprachverwirrung, aber der denkende Glaube sehnte sich nach einer Art wissenschaftlicher Bestätigung oder Begründung seiner Ueberzeugung. Diese bot sich fast von selbst in den mannigfachen gleichen oder ähnlichen Erscheinungen dar, welche sich in den verschiedenen Sprachen erkennen lassen. Es lag nahe darin Ueberreste oder Spuren der ursprünglich zu Grunde liegenden einigen Sprache zu sehen. Das Streben, das ähnliche in den Sprachen zu jenem bestimmten Zweck aufzusuchen, führte herbei oder unterstützte natürlich die Neigung zur Aufsuchung solcher Aehnlichkeiten überhaupt, d. h. auch ohne diesen Zweck oder irgend einen andern nicht linguistischen im Auge zu haben. Dadurch wurde eine Art Sprachenvergleichung hervorgerufen, welche, wenn gleich sie, aus Mangel an grammatischer oder überhaupt linguistischer Entwickelung keine wissenschaftliche Frucht zu tragen vermochte, doch Sinn und Eifer für Ausdehnung sprachlicher Kenntnisse und Forschungen erweckte und rege erhielt.

Den ersten Versuch einer umfassenderen Sprachenvergleichung scheint Guilielmus Postellus aus der Normandie, geboren 1510, gestorben 1581, gemacht zu haben. Mit einer unbesiegbaren Energie erwarb er sich unter den größten Entbehrungen die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit und verknüpfte damit während eines zweimaligen Aufenthaltes in Constantinopel und vieler Reisen die Kenntniß mehrerer orientalischer und andrer Sprachen. Schon

vor 1538 faßte er die Absicht de affinitate linguarum et hebraicae excellentia zu schreiben. Diesem Werke sollte als ein Theil desselben das Schriftchen vorangestellt werden, welches er 1538 unter dem Titel: Linguarum duodecim characteribus differentium alphabetum, introductio et legendi modus drucken ließ. Das was ihm folgen sollte, ist nicht erschienen und das Erschienene beschäftigt sich wesentlich nur mit der Leselehre des Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen, Samaritanischen, Arabischen, Aethiopischen, Griechischen, Georgischen, Serbischen, Dalmatischen, Armenischen und Lateinischen. Nur beim Arabischen ist eine kurze Grammatik hinzugefügt. Unter den Leseproben ist das Vater Unser in hebräischer, syrischer, arabischer, griechischer und armenischer Sprache mitgetheilt und damit — wenn gleich schon über ein Jahrhundert früher von Schildberger (um 1427) zwei Vater Unser, eines in armenischer, das andre in türkisch-tatarischer Sprache, in seiner Reisebeschreibung veröffentlicht waren — im Wesentlichen der Anfang gemacht, Uebersetzungen des Vater Unser als Proben aller Sprachen zu sammeln, ein Bestreben, welches sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt und mit Zunahme der Sprachenkenntniß einen immer größeren Umfang erlangt hat[1]).

Bezüglich seiner Ansicht über die Verwandtschaft der Sprachen äußert er sich an zwei Stellen: Quum autem in confesso sit apud omnes (quod tamen amplissime in libello nostro de affinitate linguarum et hebraicae excellentia, cui haec praefixa volo, demonstravimus) linguam Hebraicam omnium fuisse primam, ab ipsius rudimentis faciam exordium. Deinde ad illas me conferam, quas primum ex ea dimanasse ipsa affinitate constat, Chaldaicam scilicet et Samaritanam, quae eadem praeter characteres, Hebraica est, postea Punicam

[1]) Die Geschichte der Vaterunser-Sammlungen von 1427 bis 1805 s. bei Adelung Mithridates I. 646 ff.

Arabicamve et Indicam (d. i. Aethiopisch) tractaturus. Graeca et quae ab ipsa effluxere Georgiana et Tzerviana subsequetur. Armenicae et Illiricae vel Hieronymianae, quia quoddam medium genus sunt, quartus locus erit. Latina faciet operis finem. Am Schluß des Aethiopischen heißt es: Est autem adeo Hebraicae Chaldaicae et Arabicae affinis ut raro admodum sit in hac dictio, quin in aliarum aliqua reperiatur . . . Ad confirmandam autem illorum priorem Hebraeorum originem mihi non parum habere momenti hae linguae apud omnes gentes dispersae videntur. Nisi enim esset Hebraica lingua principium harum omnium nunquam posset fieri ut tot linguae in tam variis orbis partibus dispersae jam tot annorum millia ita affines essent u. s. w.

Sein nächster Nachfolger Bibliander (eigentlich Buchmann) erzählt, daß sein Lehrer Camerarius einige tausend Wörter gesammelt habe, die im Griechischen und Deutschen übereinstimmen. Er selbst schrieb De communi ratione omnium literarum et linguarum 1548. 'Ebraea, heißt es darin S. 152, est primigenia, reliquae ex ea propagatae et genitae sunt. Quarum aliae longius degenerarunt a principali sermone ut dialecti filiorum Japheth, quaedam arctius adhaeserunt linguae primae ut dialecti filiorum Sem. Seine Ansichten über den Zusammenhang der einzelnen Sprachen sind natürlich sehr kindlich oder kindisch; Wallisisch und Coreisch leitet er vom Griechischen ab, welches durch die griechischen Bewohner von Marseille dahin gekommen sei. Bedeutender ist schon Conrad Geßner's Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, C. G. observationes. 1558. Auch ihm ist das Hebräische zwar die erste und einzig reine Sprache, alle übrigen Mischsprachen; doch tritt das rein linguistische Interesse schon mehr in den Vordergrund; neben den Vaterunsern, deren er schon zwei

und zwanzig giebt, richtet er ſein Augenmerk auch auf die Zahlwörter und beachtet ſelbſt die künſtliche Gaunerſprache.

Auch auf dieſem Gebiete fehlt der Name des großen Jos. Just. Scaliger nicht. In ſeiner Diatriba de Europaeorum linguis [1]), abgefaßt im Jahre 1599 [2]), claſſificirt er die europäiſchen Sprachen zwar nur auf kaum vier Seiten, aber in einer Weiſe, in welcher ſich der originelle und dennoch nur ſichern Boden liebende ächte Philolog nicht verkennen läßt. Er nimmt elf Stämme (matrices) derſelben an, vier reich verzweigte und ſieben geringere; jene vier, charakteriſirt nach den Wörtern Deus, Θεος, Godt, Boge, ſind der lateiniſche, griechiſche, deutſche und ſlaviſche; dieſe ſieben ſind 5. der Epirotiſche oder Albaneſiſche (mit der Bemerkung: Indigenae an advenae, incertum); 6. der tartariſche; 7. der ungariſche; 8. der finniſche; 9. der iriſche (Hirlandica cujus pars, quae hodie in usu Scotis silvestribus, d. i. Hochländiſch); 10. der altbritiſche (vetus Britannica in montibus Anglis; d. i. Walliſiſch; item in Armorica Galliae, quam Britonnantem linguam Galli vocant); 11. Baskiſch (Cantabrorum quos Biscainos Galli et Hispani nominant). Die Zweige dieſer Sprachen, ihre charakteriſtiſche Unterſchiede und geographiſche Gränzen werden genau angegeben, in wahrhaft meiſterhafter Kürze in einem kleinen Aufſatz über die Sprachen und Dialekte in Frankreich, welcher auf die Diatriba unmittelbar folgt. Demſelben eben ſo tiefen als umfaſſenden Geiſt verdanken wir auch die erſte veröffentlichte Sammlung zigeuneriſcher Wörter mit der Präſensflexion von piaua 'trinken' und wie weit dieſes großen Mannes linguiſtiſches Intereſſe reichte, zeigt — um dieß beiläufig zu bemerken — die mittelbar von ihm herrührende Herausgabe eines (des nordiſchen) Runenalphabets und einiger Runeninſchriften [3]).

[1]) Opuscula varia. Paris 1610. p. 119.

[2]) ſ. Bernays, Josef Just. Scaliger S. 298.

[3]) Jene beiden Publikationen befinden ſich in dem kleinen, im Allge-

Was die Vergleichung der einzelnen Sprachen betrifft, so wurden vorzugsweise Latein und Griechisch einerseits und die

meinen nicht unbekannten Buche, welches von Bon. Vulcanius unter dem Titel: De literis et lingua Getarum sive Gothorum. Item de Notis Lombardicis. Quibus accesserunt Specimina linguarum &c. Lugd. Batav. 1597. 12. herausgegeben ist. Da es ein Zeugniß des damaligen linguistischen Interesses darbietet, erlaube ich mir den Inhalt der darin gesammelten Aufsätze kurz anzugeben:

Nach einer Vorrede von 7 unpaginirten Blättern, auf deren letzter Seite der Inhalt verzeichnet ist, folgen:

1. (S. 1—15) Commentariolus Viri cujusdam docti Anonymi in literas Gothicas ex vetustissimo quodam codice argenteo (ut eum vocant) sumptas.

2. Alter commentariolus in Alphabetum gothicum et Notas Lombardicas in Vetustissimo quodam codice repertos (S. 16—30; S. 27—29 enthält die Zeichen für die Namen der römischen Kaiser; S. 30 für einige Ortsnamen).

3. (S. 31—42) Proben des Gothischen aus dem Ulfilas in gothischer Schrift und lateinischer Transcription.

4. (S. 43—48) ist im Inder als Quadruplex alphabetum Gothicum und Inscriptiones veteres Gothicae bezeichnet. Es giebt vier wesentlich gleiche nordische Runenalphabete und vier Runeninschriften. Das vierte Alphabet sammt den zwei darauf folgenden Inschriften mit einer (fehlerhaft gedruckten) lateinischen Transcription (welche der Herausgeber irrig als interpretationes tametsi non ad amussim cum illis consentientes bezeichnet) rührt von Josephus Scaliger her (Quartum alphabetum cum sequentibus Inscriptionibus mihi communicavit Ill. V. Josephus Scaliger. Jul. Caes. F. S. 46). Die erste Inschrift ist Inscriptio monumenti Gormonis, Thyrae uxori positi bezeichnet. Die zweite: Inscriptio monumenti Haraldi regis parentibus suis Gormoni et Thyrae positi.

Darauf folgen noch zwei kleine Proben aus dem Ulfilas.

5. (S. 49—53) De Gothorum qui hodie Tauricam Chersonesum incolunt lingua. Es ist dieß ein Abdruck der darauf bezüglichen Stelle in dem 4. Briefe der Legationis Turcicae epistolae des Aug. Busbequius (1522—1592); sie findet sich in der Ed. Hanov. 1629 p. 242 ff.

6. (S. 54—67) Specimen Veteris linguae Teutonicae (Proben aus der Uebersetzung von Tatian; aus Willeram Paraphrase des hohen Liedes; Anfang des Lobliedes auf Bischof Anno und vocabula aliquot Veteris linguae Teutonicae).

7. (S. 67—69) Excerpta ex Hist. Nithardi, Libro tertio: Karl's Schwur in romanischer und Ludwig's in deutscher Sprache.

ſemitiſchen Sprachen andrerſeits mit einander verglichen; doch fehlte es auch nicht an Verſuchen, beide Sprachclaſſen mitein-

8. (S. 70—86) Specimen Veteris linguae Saxonicae qua Angli ante annos mille usi fuerunt: Brief des Königs Alfred an den Biſchof Wulſige mit engliſcher Interlinear- und nachfolgender lateiniſcher Ueberſetzung.

9. (S. 87—88) Specimen linguae Persicae. Dieſes giebt der Herausgeber wegen der Verwandtſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen: Aliquam enim eius esse cum Teutonica affinitatem vel ex eo constat, quod multa vocabula utrique linguae inter se sunt communia. E quibus depromam nonnulla quae Cl. V. Franciscus Raphelengius Hebraicae linguae Professor, et multarum aliarum exoticarum linguarum peritissimus (ſo heißt auch der Verleger dieſes Werkchens), ex R. Sandiae (ſo! ſtatt Saadiae) Pentateucho quadrilingui, in quo etiam est Persica interpretatio, collegit, mihique communicavit: Es werden Band, vinculum; Berader, frater und mehrere andre richtige Identificationen gegeben, aber auch ſchon choda, Deus, welches ohne Zweifel mit 'Gott' identificirt wird; ſchließlich theilt der Herausgeber den Anfang der perſiſchen Ueberſetzung der Genesis mit lateiniſcher Interlinear-Ueberſetzung mit.

10. (S. 89—96) Parergon, sive specimen Cantabricae, Hoc Est Veteris Vasconum linguae. Er nennt dieſe Abtheilung Parergon, weil ſie ad praesens institutum, quo de Gothica et vetere Teutonica Saxonicaque lingua agimus, parum aut nihil pertineat; utpote nihil cum eis affinitatis habens. Er hat es hinzugefügt: ut lingua paucis hactenus nota vel audita innotescat . . . . Quam quidem linguam plerique Veterem Hispanicam fuisse arbitrantur . . . . Mansit itaque haec Vasconum lingua in hunc usque diem integra, tametsi ob multa cum vicinis Gallis commercia, peregrina etiam multa illius gentis vocabula in eam irrepserint. crediderim tamen eos, si linguam suam excolere velint, perinde ac nos Belgae, nullius externae linguae adminiculo ad omnia animi sensa proprie apteque explicanda indigere. Er giebt das Vaterunſer und eine kleine Wörterſammlung aus Joan de Liçarrague's 1571 gedruckten Ueberſetzung des Neuen Teſtaments (vgl. Adelung Mithridates II. 23).

11. (S. 97—100) Der Herausgeber bemerkt, er hätte noch Proben von vielen andern Sprachen geben können: earum praecipue quas Graeci et Latini fastidiose Barbaras vocant, damit die Sprachenliebhaber (Philoglottici) aus ihrer gegenſeitigen Vergleichung erforſchen könnten: quid quaeque vel cum Gothica, vel Teutonica, vel alioquin ipsae inter se affinitatis habeant. Er unterlaſſe dieſes wegen der 1592 erſchienenen Vaterunſer-Sammlung von Megiser und beſchränke ſich auf ein von dieſem ausgelaſſenes frieſiſches Vaterunſer (abgedruckt, aber ungenau,

ander zu vergleichen. In Crucigeri Harmonia linguarum quatuor cardinalium Hebraicae, Graecae, Latinae et Germanicae (Frankfurt 1616) geschah dieß sogar mit einer gewissen Methode; es werden erst die Lautverhältnisse behandelt, dann folgen die hebräischen Wurzeln, zu denen Wörter aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen gestellt werden, die der Verfasser darauf zurückführen zu dürfen glaubt. Mit welchem Glück, möge nur ein Beispiel veranschaulichen. Unter אָבַךְ heißt es Hithpaël inflare (die Bedeutung ist aber in Wirklichkeit 'auf-

bei Adelung, Mithridates II. 235), den Anfang einer Wallisischen Uebersetzung der Genesis, welche London 1558 gedruckt sei (The Bible of every land. Lond. 1860 S. 151 erwähnt als erste gedruckte Uebersetzung die von 1567, als 2. die von 1588; sollte bei Vulc. ein Druckfehler und die letztere gemeint sein?); endlich giebt er den Anfang einer Isländischen Uebersetzung der Genesis und erwähnt, daß eine Isländische Uebersetzung der Bibel 1580 Holae gedruckt sei (das erwähnte Werk The Bible of every land. S. 215 führt erst eine Uebersetzung von 1584 auf, in welcher sich die Genesis finden könnte).

12. (S. 100—105) De Nubianis erronibus, quos Itali Cingaros appellant, eorumque lingua. Der Herausgeber bemerkt: Non possum . . . manum . . . de tabula, quin De lingua Nubianorum . . . pauca hisce chartis illinam quae ab Illustri Viro Josepho Scaligero accepi, quod ea ad gentis et linguae paucis notae cognitionem pertinentia Philoglottis non ingrata fore confidam. Das wichtigste ist eine kleine Wörtersammlung, die unzweifelhaft von Scaliger herrührt (s. das folgende); vgl. übrigens Pott, Zigeuner I. 3 ff.

13. (S. 103—109) De idiotismo aliorum quorundam Erronum, a Nubianis non admodum absimilium. Hier findet sich in der Einleitung die Stelle, welche zeigt, daß sich Scaliger wirklich mit der Zigeunersprache beschäftigte. Es heißt nämlich: Nubianos illos, quos Itali, ut diximus, Cingaros vocant; Hispani, Gitanos, hoc est Aegyptios; Belgae, Heydenen, hoc est Gentiles propriam sibi ac peculiarem provinciae e qua orti fuerunt linguam habuisse Jos. Scaliger censet, cujus judicio authoritatique libens acquiesco. Dann giebt der Herausgeber seine eigne Meinung über das Rothwelsch und theilt einige Wörter desselben mit, die er einem deutschen Buch über diese Errones entnommen habe, welches vor fünfzig Jahren, also etwa 1547 erschienen sei.

Die Schlußseite corrigirt einige Errata.

wallen' vom Rauch) und dann wird verglichen griechisch *βύζω*, lateinisch bucca, deutsch 'Pauke'.

Eine gewisse Methode herrscht auch in dem schon 1606 erschienenen Werk von Estienne Guichard: l'Harmonie étymologique des Langues Hebraique, Chaldaique, Syriaque — Grecque — Latine, Française, Italienne, Espagnole, Allemande, Flamende, Anglaise &c. Quant à la derivaison des mots par addition, substraction, transposition et inversion des lettres (heißt es bei ihm in der Vorrede 6, b, 12): Il est certain que cela se peut et doit ainsi faire . . . Ce qui n'est point difficile à croire, si nous considerons que les Hebrieux escrivent de la droite à la senestre, et les grecs et autres de la senestre à la droite. So könnten die andern Sprachen natürlich zum Theil aus nur verlesenem Hebräisch bestehen.

Bacon von Verulam (1561—1626), dessen gewaltiger Geist fast alle Wissenschaften seiner Zeit umfaßte und insbesondre in allgemeinen Anschauungen sich hoch über den Standpunkt erhob, welchen sie damals einnahmen, hat in seinem Werke de dignitate et augmentis scientiarum auch der Sprachenbehandlung einige Worte gewidmet, in denen er einerseits eine etwas seltsame, jedoch keineswegs der Entwickelung der Sprachen ganz widersprechende Art das Ideal einer vollkommenen Sprache zu bilden, darlegt, andrerseits auf die Bedeutung einer noch zu schaffenden philosophischen Grammatik aufmerksam macht, von welcher er eben jenes Ideal erwartet. Ihm gilt es für die nobilissima Grammaticae[1]) species, si quis in linguis plurimis,

[1]) Er scheidet (a. a. O. VI. 1.) die Grammatik zunächst in eine literaria (wir würden es ungefähr mit 'empirische' oder 'praktische' wiedergeben können) und eine philosophica. Die letztre ist ihm zunächst Grammatica quaedam, quae non analogiam verborum adinvicem sed analogiam inter verba et res, sive rationem, sedulo inquirat. Er denkt jedoch nicht an eine originalis etymologia nominum in der platonischen Weise (im Kratylos), sondern:

tam eruditis quam vulgaribus, eximie doctus, de variis linguarum proprietatibus tractaret in quibus quaeque excellat, in quibus deficiat ostendens. Ita enim et linguae mutuo commercio locupletari possint; et fiet ex iis quae in singulis linguis pulchra sint, orationis ipsius quaedam formosissima imago, et exemplar quoddam insigne ad sensus animi rite exprimendos. In der That sind die Sprachen nichts weniger als abgeneigt, sich durch den Einfluß audrer, mit denen sie in Berührung kommen, zu bereichern[1]) und, wenn dieser Einfluß sich innerhalb der naturgemäßen Gränzen entwickelt, auch zu vervollkommnen. Eben so wenig läßt sich in Abrede stellen, daß es stets einzelne Menschen sind, welche diesen Einflüssen Raum und Gestaltung verschaffen. Aber es zeugt von einer vollständigen Unkenntniß der Entwickelung menschlicher Sprachen, wenn man von einer Thätigkeit, wie sie Bacon zeichnet, einen solchen ungeheuren Erfolg erwarten zu dürfen glaubt. Menschliche Schöpfungen, welche den Bedürfnissen, Richtungen und Anlagen eines irgendwie geeinigten Menschencomplexes (etwa Volkes) entsprechen sollen und, wie die Sprache mit wenigen Ausnahmen, ohne Reflexion, unmittelbar, aus dem sie entfaltenden Triebe, auf Grund der schon gewonnenen Gestaltungen hervortreten, können nur in verhältnißmäßig beschränktem Umfang durch einzelne weiter entwickelt werden; damit sie sich in einer Weise weiter entfalten, welche dem ganzen Complex zu genügen im Stande sei, bedarf es der Zusammen- und Aufeinanderwirkung fast aller schaffenden

Illa foret nobilissima Grammaticae species, si quis in linguis u. s. w. (s. oben im Text). Dann folgen Einzelnheiten, die bei einer derartigen Untersuchung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden, z. B. daß die alten Sprachen flexivische Casus haben, während die neuen statt deren Präpositionen gebrauchen, und schließlich: Innumera sunt ejusmodi quae justum volumen explere possunt. Non abs re igitur fuerit: grammaticam philosophantem a simplici et literaria distinguere et desideratam ponere.

[1]) vgl. L. Geiger Ursprung und Entwickelung der Sprache und Vernunft I. 381 ff.

und empfangenden (d. h. mit einer Critik, welche bewußt oder unbewußt vollzogen wird, annehmenden) Elemente deſſelben.

Innere und äußere Gründe führten, zumal im Verhältniß zu der wiſſenſchaftlichen Entwickelung des 16. Jahrhunderts, in dem zunächſt folgenden eine gewiſſe Erſchlaffung oder wenigſtens Schwäche herbei, welche ſich — in Uebereinſtimmung mit der Vorherſagung des gewaltigen J. J. Scaliger[1]) — nicht am wenigſten auf dem Gebiete der claſſiſchen Philologie kund gab. Zu der Reaktion, welche eine natürliche Folge der im vorigen Jahrhundert ſo hoch geſpannten geiſtigen Kräfte ſein mochte, trat die ſiegreiche Verfolgung jeder Aeußerungen eines freien, insbeſondre proteſtantiſchen, Geiſtes und rottete wahrhaft wiſſenſchaftlichen Sinn in Spanien, Italien, ja ſogar in dem geiſtreichen Frankreich faſt mit der Wurzel aus; ſelbſt die Hälfte von Deutſchland unterlag den jeſuitiſchen Beſtrebungen des Katholicismus, während der dreißigjährige Krieg alle materiellen ſowohl als geiſtigen Kräfte deſſelben auf das Tiefſte erſchütterte. Nur die kleineren proteſtantiſchen Länder vermochten die Fahne der Freiheit und Wiſſenſchaft hoch zu halten, vor allen das nach ſeinen blutigen Freiheitskämpfen raſch aufblühende Holland, und dieſes insbeſondre ward denn auch die Brücke, vermittelſt deren die Güter des 16. Jahrhunderts gerettet wurden, um vorwaltend ſeit dem 18. neuen und noch herrlicheren Gewinn zu tragen.

Doch fehlte es auch in dem 17. Jahrhundert keineswegs an bedeutenden Männern und Werken und am wenigſten an ſolchen, welche durch ſprachliche Entwickelungen für eine zukünftige Sprachwiſſenſchaft weiteren Grund legten.

Im Gebiet der claſſiſchen Philologie waren für Erhaltung und Erweiterung derſelben die großen holländiſchen Philologen, wie **Dan. Heinsius** (1580—1655), der Franzoſe **Claud. Salmasius** (1588—1653), der Deutſche **Joh. Friedr. Gronov** aus

[1]) Bernays J. J. Scaliger S. 189 ff.

Hamburg, später in Leyden (1611—1671) und andre thätig. In Bezug auf das eigentlich Sprachliche ragen aber insbesondre die Arbeiten des in Deutschland (bei Heidelberg) gebornen, aber aus den Niederlanden entstammten und dahin zurückgekehrten Gerhard Joh. Voss (1577—1649) hervor, vor allem sein Aristarchus sive de arte grammatica 1635 und sein auch jetzt noch nützliches Etymologicum latinae linguae. In jenem insbesondre zeigt er eine so sichre grammatische Methode, daß man, wenn ihm die Hülfsmittel unsrer Zeit zu Gebote gestanden hätten, berechtigt gewesen wäre, die entscheidendsten Erfolge von ihm zu erwarten.

Eine ganz neue Bahn wurde der Sprachwissenschaft ferner von Charles du Fresne sieur du Cange aus Amiens (1610 bis 1688) eröffnet. Durch sein ausgezeichnetes Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis (Paris 1678, 3 Bde. Fol.) trug er nicht wenig zur Erforschung der Geschichte und Entwickelung der romanischen Sprachen bei, welche eines der bedeutendsten Resultate der neueren Sprachwissenschaft bildet. Von seinem fast nicht minder bedeutenden Glossarium mediae et infimae graecitatis (Paris 1688, 2 Bde. Fol.) dürfen wir für eine tiefer eindringende Geschichte des Griechischen keine geringe Ausbeute erwarten.

Um eine wissenschaftliche Etymologie der romanischen Sprachen erwarb sich nicht unbedeutende Verdienste Aegid oder Gilles Menage aus Angers (1613—1692) durch sein Dictionnaire étymologique de la langue française (Par. 1650, 4.) und seine Origini della lingua italiana (Genf 1669).

Was die semitischen Sprachen betrifft, so wurden sie wesentlich in der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts angebahnten harmonisirenden Weise weiter getrieben, was weder der hebräischen noch den übrigen von ihr abhängig gemachten besonderen Nutzen brachte. Doch fanden in der Detailkenntniß dieser Sprachen Fortschritte Statt, wie im Chaldäischen durch Walton u. aa.,

im Samaritaniſchen durch Leusden u. ſ. w.; die des Arabiſchen wurde durch Erpenius (1584—1624) insbeſondre zugänglicher und exacter gemacht[1]). Die ausgezeichnetſten Arbeiten auf dieſem Gebiet verdankt das 17. Jahrhundert aber dem hervorragenden Linguiſten Job Ludolf, welcher ſich nicht bloß durch Herausgabe einer vortrefflichen Grammatik und eines Lexikons[2]) um eine gründliche Kenntniß des Aethiopiſchen verdient gemacht hat, ſondern durch viele andre Werke um tiefere Kenntniß der ſemitiſchen und andrer Sprachen überhaupt[3]). Wir verdanken ihm die erſte und bis vor wenigen Jahren (1842) einzige grammatiſche und lexikaliſche Bearbeitung des Amhariſchen[4]); ſelbſt die Sprache der Zigeuner entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht[5]) und er iſt es auch, welcher zuerſt einſah, daß bei Beſtimmung der Verwandtſchaft von Sprachen nicht bloß die Uebereinſtimmung einiger Wörter in Betracht komme, ſondern auch die grammatiſche Geſtaltung derſelben größtentheils identiſch ſein müſſe, wie dieß in den ſemitiſchen Sprachen der Fall iſt[6]). Auch dringt er darauf, daß die übereinſtimmenden Wörter einfache natürliche Gegenſtände, etwa Theile des Körpers bezeichnen, wir würden ſagen ſolche, bei denen es abſolut unwahrſcheinlich iſt, daß eine Sprache ſie von der andern entlehnt habe, die alſo ein unwiderlegliches Zeugniß urſprünglicher Stammverwandtſchaft ablegen[7]). Ueber-

[1]) Die erſte Ausgabe ſeiner arabiſchen Grammatik erſchien 1613.

[2]) Jobi Ludolfi Gramm. Aethiop. und Lexicon 1661 und verbeſſert 1702.

[3]) Insbeſondre in ſeiner Dissert. de harmonia linguae aethiopicae cum ceteris orientalibus vor dem Lexikon 1702.

[4]) Grammatik und Lexikon deſſelben 1698.

[5]) ſ. Pott, die Zigeuner I. 6.

[6]) Si linguam alteri dicere affinem velimus, necesse est non tantum ut ea contineat nonnulla alterius cujusdam linguae vocabula, sed etiam ut Grammaticae ratio, maxima sui parte, eadem sit, qualis convenientia cernitur in Orientalibus, Ebraea, Syriaca, Arabica et Aethiopica.

[7]) Ludolf Comment. ad Histor. aethiop. Lib. III. c. VII. nr. LXXVII. p. 442. 443.

haupt verstand er eine große Anzahl Sprachen, fünfundzwanzig der Ueberlieferung gemäß, und gewiß alle, so weit als die damaligen Hülfsmittel verstatteten, gründlich. Sein klares und kritisches Urtheil über linguistische Fragen zeigt unter andern auch sein Briefwechsel mit Leibnitz[1]).

Viele der europäischen und außereuropäischen Sprachen, welche im vorigen Jahrhundert noch keine grammatische oder lexikalische Behandlung erhalten hatten, gelangten in diesem dazu. So das Neugriechische durch Simon Portius (Grammatica linguae graecae vulgaris 1638), das Albanesische durch Fr. Blanchus (Dictionarium latino-epiroticum. 1635); von den germanischen Sprachen: Gothisch, Angelsächsisch und Altnordisch durch G. Hickes (Institutiones grammaticae Anglo-saxonicae et Moeso-gothicae 1689. Thesaurus grammatico-criticus linguarum veterum septentrionalium 1703); das letzte schon 1683 durch Gasmund Andreas (Lex. Island. s. Gothicae Runae etc.); Schwedisch durch Petri 1640 (Lexikon), Wallenius (1682) (Grammatik); Dänisch durch Pontoppidan 1648 (Grammatik); Norwegisch durch Jenssen 1646 (Lexikon); Englisch in einer durch die erste eindringende physiologische Behandlung der Sprachlaute[2]) hervorragenden Grammatik von John Wallis, Professor der Geometrie in Oxford 1653[3]). Was die romanischen Sprachen

[1]) Herausgegeben von Aug. Bened. Michaelis unter dem Titel Jobi Ludolfi et Godofr. Guil. Leibnitii Commercium epistolicum. Gött. 1745.

[2]) Auf die Lautbildung richtete nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften der Spanier Pedro de Ponce († 1584) seine Aufmerksamkeit und zwar zum Zweck des Unterrichts von Taubstummen, dessen Begründer er ist. Ihm folgte Pablo Bonet, welcher das dazu nöthige Verfahren schon literarisch behandelte in Reduction de las letras y arte para enseñar a hablar los mutos. Madrid 1620.

[3]) Von John Wallis englischer Grammatik kenne ich nur eine sehr späte Ausgabe, welcher der tractatus grammatico-physicus de loquela sive sonorum formatione vorausgeschickt ist; ursprünglich war er besonders erschienen (ebenfalls 1653). Auf Veranlassung von Jo. Conr. Amman's

betrifft, so erhielt das Portugiesische 1672 seine erste Grammatik durch Pereira, während in Italien schon die italienischen Dialekte bearbeitet wurden. Von den Slavischen wurde Dalmatisch 1604 (Grammatik), Russisch von Heinr. Wilhelm Ludolf 1696 (ebenfalls Grammatik) bearbeitet. Das Litauische erhielt 1653 durch Klein, das Lettische 1683 durch Adolphi eine Grammatik. — Irisch ward 1642 grammatisch, im folgenden Jahr lexikalisch bearbeitet. — Von den Ural-Altaïschen Sprachen Europas erhielten Finnisch 1649, Esthnisch 1637 (durch Stahl), Türkisch 1612 Grammatiken; Lappländisch 1648 ein Lexikon.

Was die Indogermanischen Sprachen Asiens betrifft, so wurde im Jahre 1664 zum ersten Male, so weit bekannt, von einem Europäer und zwar einem Deutschen, dem Missionär Heinrich Roth, ernstlich Sanskrit erlernt, um mit den Brahmanen disputiren zu können[1]). — Das Armenische erhielt mehrere sowohl grammatische als lexikalische Bearbeitungen von 1624 an, wo die erste Grammatik erschien, bis 1695, wo das erste Lexikon. Auch dem Persischen wurden mehrere Grammatiken (1614, 1639, de Dieu u. aa.) und brauchbare Lexika zu Theil, unter denen Meninski's Thesaurus, welcher auch das Türkische und Arabische umfaßt (1680, 3 Bde. Fol.) noch jetzt eine ehrenwerthe Stelle einnimmt.

Was die übrigen Sprachen Asiens betrifft, so fand von denen des Kaukasus schon 1629 das Georgische eine lexikalische Bearbeitung durch Paolini; von den Ural-Altaïschen die Mandschu-Sprache durch Gerbillon eine grammatische[2]); von den Drawidischen in Südindien das Canaresische durch Estevano 1640 ebenfalls eine grammatische[3]). Von den einsilbigen Sprachen

1707 veröffentlichtem Surdus loquens wurde er in Leyden 1727 in 6. Ausgabe wieder gedruckt.

[1]) Fr. v. Schlegel Sprache und Weisheit der Indier. Vorrede p. XI.

[2]) Elementa linguae Tartaricae, s. Vater Literatur der Grammatiken u. s. w. von Jülg, S. 422.

[3]) ebds. 198.

begann das Chinesische von dem eben so gelehrten als unzuverlässigen Athanasius Kircher 1667 und Christ. Mentzel 1685 bearbeitet zu werden[1]); das Annamitische grammatisch von de Rhodes 1651. — Das Malayische ward lexikalisch 1603 von de Houtman, grammatisch 1674 von Jos. Raimonds behandelt; von dem erstren auch das Madagassische; das Tagala (Sprache der Philippinen) lexikalisch 1613 von de Buonaventura, grammatisch 1610 von de S. Joseph.

Unter den Afrikanischen Sprachen ward das Koptische von dem schon erwähnten Athan. Kircher 1643 behandelt; die Sprache von Kongo von Brusciottus à Vetralla 1659.

Auch die Sprachen von Nord-Amerika fingen jetzt an grammatisch bearbeitet zu werden: die der Huronen (1631) von Gabr. Sagard[2]), die der Indianer in Massachusett (1666) von John Eliot[3]) u. aa. Von südamerikanischen erhielten die Sprachen in Chile durch de Valdivia 1607 eine Grammatik und Vocabular[4]); die Aymara-Sprache 1603 durch Bertonio[5]); die der Chayma 1680 durch de Tauste[6]); die der Mosca 1619[7]).

Ueberhaupt trugen die Thätigkeit insbesondre der Jesuiten für Verbreitung des Christenthums[8]), die Ausdehnung des euro-

---

[1]) Adelung, Mithridates I. 53.

[2]) Adelung, Mithridates III. 3, 322.

[3]) The Indian grammar begun, or an Essay to bring the Indian language into rules for the help of such as desire to learn the same, for the furthering of the Gospel among them. By John Eliot. Cambr. 1666 (in der Göttinger Bibliothek); neu abgedruckt unter dem Titel: A grammar of the Massachusetts Indian language by J. E. A new edition with notes &c. by Du Ponceau and an Introduction by Pickering. Boston 1822.

[4]) J. S. Vater Literatur der Grammatiken u. s. w. von Jülg S. 14.

[5]) ebds. S. 40.

[6]) ebds. S. 63.

[7]) ebds. S. 261.

[8]) Damit steht die Gründung des Collegium de propaganda fide in Rom in Verbindung, welches im Jahre 1627 gestiftet, das Princip hat, das

päiſchen Handels, vorzugsweiſe des holländiſchen, und die Beſitznahme vieler außereuropäiſcher Länder, wie auch die Erweiterung des ruſſiſchen Reiches, ſo wie vielfache Reiſen in den Orient, Rußland, und nach den oceaniſchen Inſeln und die dadurch herbeigeführten geographiſchen Entdeckungen, nicht wenig zur Erweiterung der Sprachenkunde bei. Bei den in dieſem Jahrhundert wiſſenſchaftlich hervorragenden Holländern fand ſich auch das meiſte Intereſſe für die fern liegenden Sprachen und ihm verdankt man außer andern die werthvollen Arbeiten Witsen's, des eifrigen Reiſenden, der insbeſondre die erſte umfaſſendere Kunde des ruſſiſchen Reiches und ſeiner Völker verbreitete[1]), und des ausgezeichneten Linguiſten Reland. Das Werk des erſteren: Noord en Oost Tartarye, ofte Bondig Ontwerp van eenige dier Landen en Volken, welke voormals bekent zijn geweest. Beneffens verscheide tot noch toe onbekende, en meest nooit voorheen beschreve Tartersche en Nabuurige Gewesten, Landstreeken, Steden, Rivieren, en Plaetzen, in de Noorder en Oosterlykste Gedeelten van Asia en Europa, zoo buiten en binnen de Rivieren Tanais en Oby als omtrent de Kaspische, Indische-Ooster, en Zwarte Zee gelegen, gelijk de Landschappen Niuche, Dauria, Jesso, Moegalia, Kalmakia, Tangut, Usbek, en Noorder Persie, Turkestan, Georgia, Mengrelia, Cirkassia, Crim, Astakkia, Altin Tingoesia, Siberia, Samojedia, en andere aen hunne Tzaersche Majesteiten Kroon gehoorende Heerschappyen, deſſen erſte

Chriſtenthum durch Eingeborne des Volkes, zu welchem es gebracht werden ſoll, zu verbreiten. In der Buchdruckerei deſſelben (Tipografia della S. Congregazione de Propaganda Fide) iſt eine beträchtliche Anzahl Schriften in fremden Sprachen erſchienen. Das letzte Verzeichniß derſelben (Catalogus editionum quae prodierunt et librorum qui prostant in Typographeo S. Congregationis de Propaganda Fide Romae) iſt 1866 erſchienen und von der F. A. Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig zu beziehen.

[1]) vgl. Fr. Adelung, Catharinens der Großen Verdienſte um die vergleichende Sprachenkunde, St. Petersburg 1815. S. 3 ff.

Ausgabe 1692, die zweite 1705 erschien, ist reich an Alphabet- und Wortsammlungen aus den auf dem Titel angegebenen Landstrichen, insbesondre aus dem russischen Reich, mit dessen Kaiser, Peter dem Großen, der Verfasser, damals Bürgermeister von Amsterdam, während des Aufenthaltes desselben in Holland in nähere Beziehung gekommen war und ihm sein Werk auch gewidmet hat.

Während dieses Werk aber wesentlich nur — jedoch sehr reiches und im Ganzen vortreffliches — Material liefert[1]), nehmen die Arbeiten von Hadr. **Relandus** (1676—1718) auch in sprachforschender Beziehung eine zumal für seine Zeit keineswegs unbedeutende Stelle ein. In seinen Dissertationes miscellaneae (3 Bdchen., Utrecht 1706—8) beschäftigt er sich mit den Ueberresten des Althudischen, Altpersischen (de Reliquiis veteris linguae Persicae), den persischen Wörtern im Talmud und zeigt insbesondre in beiden letzteren eine ausgezeichnete linguistische Combinationsgabe. In der Dissertatio de linguis insularum quarumdam Orientalium giebt er eine malaiische Wortsammlung, ferner das Alphabet, Grammatisches und Lexikalisches in Bezug auf die Sprache von Ceylon, wobei ihm die Aehnlichkeit einiger (aus dem Sanscrit und Pâli in das Ceylonesische übergegangener) Wörter mit persischen nicht entgeht; er handelt auch über die javanesische Schrift und Sprache, wobei ebenfalls eine Wortsammlung mitgetheilt wird; über Japanesisch, mit Wortsammlungen, auch aus dem Chinesischen und Annamitischen. Bei Behandlung der Sprache mehrerer oceanischer Inseln und Neu-Guineas bemerkt er die weite Verbreitung der malaiischen Sprache (De linguae Malaicae diffusione per vastissima terrarum spatia) und erkennt auch die Identität madagaßischer Wörter mit den malaiischen (P. II. p. 139). Endlich bespricht er auch Amerikanische und Afrikanische Sprachen. In Bezug auf das

[1]) vgl. die Uebersicht der linguistischen Sammlungen ebds. S. 5.

verwandtſchaftliche Verhältniß der Sprachen überhaupt kann er ſich aus den Anſchauungen, welche zur Herrſchaft gelangt waren, trotz ſeines, wo es auf das Specielle ankömmt, feinen ſprachlichen Taktes nicht befreien. Aus dem Hebräiſchen leitet er die ſemitiſchen Sprachen ab, aus dem Phöniciſchen Griechiſch, aus dieſem Latein, daraus die romaniſchen Sprachen. Alle europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Sprachen ſtammen ihm aus einer Quelle, außer dem Chineſiſchen, Japaneſiſchen und einigen wenigen andern Sprachen (III. 143 ff.). Große Schwierigkeiten macht ihm die Stellung der amerikaniſchen und er greift dabei zu den ſonderbarſten Erklärungsverſuchen, z. B. willkürlichen Veränderungen aus Liſt.

Bei den vielen Wörter-Vergleichungen, welche grade in dieſem Jahrhundert — und zwar mit immer zunehmender Wildheit und Kritikloſigkeit, z. B. von Kircher, Kämpfer und allen Streitern für das Hebräiſche als Urſprache — gemacht wurden, konnte es natürlich nicht fehlen, daß man bisweilen auch richtige aufſtellte, allein bei der falſchen Richtung, welche noch immer die herrſchende war, konnten auch dieſe weder zu einer richtigen Anſchauung über die Verhältniſſe der Sprachen führen, noch ſelbſt richtig erfaßt werden. So z. B. bemerkt Claudius Salmasius, einer der größten Gelehrten dieſes Jahrhunderts, Kenner faſt aller damals beachteten Sprachen, daß die Zahlwörter im Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen faſt identiſch ſeien. Dadurch wird aber keineswegs die Idee angeregt, daß dieſe Sprachen, trotz ihrer geographiſchen Geſchiedenheit, urſprünglich identiſch geweſen ſein möchten, ſondern die Griechen ſollen die Zahlwörter von den Scythen empfangen haben (accepisse) [1] und Entlehnung bleibt weſentlich das einzige Mittel, wodurch unverkennbare ſprachliche Identitäten erklärt werden ſollen.

[1]) In ſeinem De Hellenistica commentarius, controversiam de lingua Hellenistica decidens et plenissime pertractans originem et dialectos Graecae linguae. Lugd. Bat. 1643. S. 384 ff.

Ein sehr wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft trat aber gegen das Ende dieses Jahrhunderts ein. Wie um alle Wissenschaft überhaupt, so auch um die Sprachwissenschaft insbesondre, erwarb sich das größte Verdienst der gründlichste Polyhistor, oder vielmehr der umfassendste aller Denker, welche je in der Geschichte der Wissenschaft gewirkt haben, ein Mann, der alle Gebiete menschlichen Wissens und Forschens mit seinem gewaltigen Geiste sich nicht bloß unterworfen hatte, sondern auch in großem Maßstabe erweiterte, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geboren am 3. July 1646 zu Leipzig, gestorben am 14. November 1716 zu Hannover. Wir haben es hier nur mit seinen Verdiensten um die Sprachwissenschaft zu thun, nicht mit seinen wunderbaren Arbeiten auf den übrigen Gebieten des Geistes, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß nicht bloß die großartige Schulung überhaupt, welche er sich durch die Durchforschung so vieler und verschiedenartiger Gegenstände angeeignet hatte, sondern selbst die einzelnen Richtungen seiner Thätigkeit auch für sie von Einfluß waren. Seine philosophischen Forschungen erweiterten seinen Gesichtskreis und erhöhten und vertieften den Umfang seiner Gedanken; seine naturwissenschaftlichen und mathematischen schärften sein Beobachtungsvermögen, steigerten seine logischen Kräfte, erfüllten ihn mit Ehrfurcht vor Thatsachen und strenger Consequenz; seine juristischen und philologischen übten seine Kritik und Hermeneutik und verschafften ihnen Sicherheit; seine staatsmännischen, religiösen und historischen öffneten ihm Blick und Auge für die Erkenntniß der Entwickelungsgesetze menschlicher Gestaltungen; und so kräftigten sie in ihrem Zusammenwirken alle diejenigen Gaben, über welche der echte Sprachforscher verfügen muß, wenn er im Stande sein soll, für seine Wissenschaft wahrhaft ersprießliches zu leisten. Wenn Leibnitz trotz dem auf diesem Gebiete nicht entfernt so viel leistete, als die außerordentlichen geistigen Kräfte, durch welche er, wenn auch nicht in ihrer Besonderheit, doch in ihrem Verein, über alle seine Zeitgenossen

hervorragte, zu hoffen berechtigt hätten, ſo trägt daran die Schuld einerſeits der Umfang ſeiner wiſſenſchaftlichen Intereſſen, welcher ihn abhielt, ſeinen ſprachlichen Arbeiten die Zeit und die Energie zu widmen, deren ſie bedurften, anderſeits aber auch der Zuſtand der zeitgenöſſiſchen Sprachwiſſenſchaft, welche weder durch äußere Hülfsmittel noch durch innere Entwickelung für den unmittelbaren Eintritt eines bedeutenderen Fortſchrittes hinlänglich vorbereitet war. Es fehlte noch an einer methodiſchen Analyſe der Sprachen, demgemäß an einer wiſſenſchaftlichen — ſowohl grammatiſchen als lexikaliſchen — Etymologie, dieſer wichtigſten Grundlage jeder tieferen Einſicht in die große Mehrzahl der Sprachen. Die Hülfsmittel zur Kenntniß überaus vieler Sprachen mangelten entweder noch ganz oder waren völlig unzureichend. Ueberlieferte Vorurtheile, insbeſondre die Annahme einer Urſprache, und ſpeciell der hebräiſchen als ſolcher, gaben der Sprachbetrachtung eine bornirte und verkehrte Richtung[1]). Hat auch Leibnitz nicht vermocht, dieſe und andre Hinderniſſe einer raſcheren Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft zu entfernen, ſo hat er doch vor allen andern ſeiner Zeitgenoſſen nicht wenig der zukünftigen Entfernung derſelben vorgearbeitet.

Zu ſeinen Verdienſten um die innere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft können wir vor allem die etymologiſche Thätigkeit rechnen, welche er auf dem Gebiete der verſchiedenſten Sprachen, insbeſondre der deutſchen, romaniſchen und celtiſchen entfaltete[2]). Nicht bloß die Art dieſer Thätigkeit, welche von

[1]) Thomassinus, einer der Hauptvorkämpfer für die hebräiſche Urſprache (in ſeinem Glossarium universale hebraicum, quo ad Hebraicae linguae fontes linguae et dialecti fere omnes revocantur Par. 1697) leitet in der Vorrede die Tataren von den zehn Stämmen Israels und die Malaien und Siameſen von den Saracenen ab.

[2]) ſ. Illustris Viri Godofr. Guilielmi Leibnitii Collectanea Etymologica illustrationi linguarum, veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inservientia, cum praefatione Joh. Georg. Eccardi. Hannover 1717. vgl. auch ſeinen ſchon erwähnten Briefwechſel mit Job Ludolf.

einem gesunden Urtheil und reicher historischer Kenntniß getragen als eine höchst anerkennenswerthe zu bezeichnen ist, wirkte für die Sprachwissenschaft sehr günstig, sondern schon an und für sich war es von außerordentlichem Gewicht, daß sich ein Mann von dieser großen und allgemein anerkannten Bedeutung mit Etymologie so eindringend und ernsthaft beschäftigte. Der Fluch der Lächerlichkeit, nicht am wenigsten von den Philologen verschuldet, welche Etymologie in einer sehr unkritischen Weise handhabten, fing an sich immer mächtiger an alle Bemühungen auf diesem Gebiete zu heften. Dem gegenüber war es schon ein großer Gewinn, daß ein solcher Mann dazu beitrug, ihr ihre Stelle in der Wissenschaft zu erhalten und somit diese, wie schon gesagt, Hauptgrundlage einer wahren Sprachwissenschaft gewissermaßen zu retten. Man konnte nicht umhin, sich sagen zu müssen, daß das, was ein so geistesgewaltiger Mann that, nicht an und für sich lächerlich sein, sondern nur in den Händen Unberufener lächerlich werden könne. Von Bedeutung waren auch die Gegenstände, auf welche er seine Betrachtungen richtete. Die Berücksichtigung der Sprache der Lüneburgischen Slaven, der frisischen Eigennamen, selbst der Fingersprache zeigte, auf wie viele sprachliche Erscheinungen der Sprachforscher seine Aufmerksamkeit zu richten habe. Auch seine anerkannt großen Verdienste um unsre Muttersprache haben — so hoch sie auch von dieser Seite anzuschlagen sind — keinesweges bloß patriotischen Werth, sondern auch einen sehr substantiellen sprachwissenschaftlichen; er trug nicht wenig dazu bei, manche Irrthümer, die sich festzusetzen begannen, zu verscheuchen; so z. B. erkannte er, daß das Gothische dem Angelsächsischen näher stehe, als den scandinavischen Sprachen. Seine Bemerkung über die Einrichtung deutscher Lexika und Lexika überhaupt, seine Forderung der Anordnung eines Wortschatzes nach Wurzeln und nach den Classen der Dinge — natürlich mit Hinzufügung einer alphabetischen Uebersicht[1]) —

[1]) Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung

ſo wie der damit in Verbindung ſtehende Wunſch, daß für die meiſten zugänglichen Sprachen Sammlungen ihrer Wurzeln und der Wörter für einfache Gegenſtände (primariae voces) veranſtaltet werden mögen[1]), waren für die nachfolgenden Arbeiten von Einfluß und bleiben ſelbſt jetzt noch beherzigenswerth.

Kein geringes Verdienſt erwarb er ſich auch durch die Bekämpfung der faſt durchweg herrſchenden Annahme, daß das Hebräiſche die Urſprache ſei[2]). Die Autorität ſeines Namens bahnte damit den Weg zu einer unbefangeneren Betrachtung des Verhältniſſes der Sprachen zu einander. Für dieſe wirkte er aber nicht bloß mittelbar, ſondern auch unmittelbar, insbeſondre durch die, trotz ihrer Mängel, für die damalige Zeit höchſt bedeutende geiſtvolle Abhandlung, welche den Titel führt **Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium ductis potissimum ex indiciis linguarum.** Sie iſt die erſte der Abhandlungen, welche von der weſentlich von ihm geſtifteten und unter ſeinem Präſidium eingeweihten Berliner Akademie (damals noch Societät) der Wiſſenſchaften veröffentlicht ward und eröffnet würdig die großartigen Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft, durch welche grade ſie vor allen andern ähnlichen Inſtituten von

---

der deutſchen Sprache (§) 77 ff. in Eccard's citirtem Werke I. 296 bis 298.

[1]) Jobi Ludolfi et God. Guil. Leibnitii commercium epist. Rec. Aug. Ben. Michaelis, Göttingen 1755. p. 6.

[2]) Guhrauer, G. W. v. Leibnitz II. 129; vgl. auch viele einzelne Stellen, in denen dieſe Bekämpfung mehr oder weniger hervortritt, z. B. in Nouveaux essais sur l'entendement humain in Erdmann's Ausg. der Opp. philos. omnia p. 300 u. 301; in letzterer heißt es von Goropius, welcher bekanntlich dem Holländiſchen die Ehre vindiciren wollte, die Urſprache zu ſein: les Etymologies étranges et souvent ridicules de Goropius Becanus . . . . ont passé en proverbe, bien qu'autrement il n'ait pas eu trop de tort de prétendre que la langue Germanique, qu'il appelle Cimbrique, a autant et plus de marques de quelque chose de primitif que l'Hébraique.

dem ersten Tage ihres Bestehens bis auf den heutigen sich ausgezeichnet hat.

Die Abhandlung ist wesentlich eine Classification der Völker nach ihren Sprachen und somit zugleich eine Classification der Sprachen selbst. Sie ist das letzte Wort, welches ein gründlicher Kenner des damals zugänglichen Materials, ein tiefer und geistvoller Denker, der sich jedoch von den damals herrschenden Anschauungen, Vorurtheilen und Mängeln keinesweges ganz zu befreien vermochte, über diese Aufgabe zu sagen wagen durfte. Nur noch zwei Zeitgenossen gab es, welche manche Punkte noch in Betracht gezogen, andre wohl anders behandelt haben würden, nämlich die ausgezeichneten Sprachkenner und Forscher: Ludolf und Reland; aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß, wenn sie ähnliches versucht hätten, ihre Arbeit auch nur entfernt der Leibnitz'schen nah gekommen wäre. Was sie durch gründlichere Detailkenntnisse vor Leibnitz voraus hatten, wird bei diesem durch einen hohen genialen Ueberblick aufgewogen, welcher, was sich sonst selten damit vereint findet, auch in der Detailforschung keineswegs ungeübt war. Sie würden — wie das Sprichwort sagt — vor lauter Bäumen den Wald nicht haben sehen können, während man im Allgemeinen Leibnitz nicht vorwerfen kann, daß sein wesentlich auf das Ganze gerichteter Blick an Schärfe für die Erkenntniß der Theile oder Besonderheiten verloren habe.

Er beschäftigt sich wesentlich mit den europäischen und asiatischen Sprachen und ihren nachweislichen und muthmaßlichen Verzweigungen nach Afrika und über die oceanische Inselwelt. An die Spitze stellt er weder, wie die meisten seiner Zeitgenossen, die hebräische, noch irgend eine andre der historisch bekannten, sondern eine Sprache, welche einst über die Haupttheile Europas und Asiens geherrscht habe, wobei er auch auf die Möglichkeit hinweist, daß ('was mehr mit der heiligen Schrift übereinstimmt') die übrigen Völker gewissermaßen die Colonien eines einzigen seien (natürlich dann dessen, welches diese Sprache redete); die

Sprachen ſeien ſehr ſtarken Veränderungen ausgeſetzt und er wundre ſich daher nicht, 'wenn ſich eine Verwandtſchaft der Sprachen von Inner-Afrika und Amerika mit den unſrigen nicht erkennen laſſe'. Doch dieſen Gedanken verfolgt er hier nicht (man vergleiche jedoch ſeine Nouveaux essais sur l'entendement humain III. 2)[1]), ſondern leitet ſogleich von dieſer gemeinſchaftlichen Grundſprache zwei Claſſen ab (er nennt ſie species), deren eine die Japetiſchen, die andre die Aramäiſchen Sprachen umfaßt; jene füllen den Norden, welchem ganz Europa zugezählt wird; dieſe den Süden. Letztere werden kurz behandelt; die erſtren dagegen, welche weſentlich diejenigen Sprachen ſind, die wir jetzt dem Indogermaniſchen und Ural-Altaiſchen Stamm zuzählen, wenigſtens im Verhältniß zu jenen, ziemlich ausführlich. Er ſcheidet ſie in Scythiſche und Celtiſche; jene entſprechen ungefähr den Ural-Altaiſchen, dieſe den Indogermaniſchen, doch begeht er den Fehler, die ſlaviſchen den erſtren ſtatt den letzteren zuzuzählen. Im übrigen findet ſich, insbeſondre im Einzelnen, manches ſehr richtige. Er weiß, daß Türkiſch, Mongoliſch und die Sprache der Mandſchu verwandt ſind, ebenſo kennt er die nahe Verwandtſchaft des Finniſchen, Lappländiſchen und Ungariſchen[2]); weiß, daß das Finniſche einer Sprache an der Wolga verwandt ſei und vermuthet richtig, daß auch die Sprache der Eſthen und Liven und Samojeden zu dem finniſchen Stamme gehören. Von der Baſkiſchen Sprache weiß er, daß ſie von allen europäiſchen auffallend (mire) abweicht und frägt: An dicemus, Hispaniam ante Celtarum adventum ab Afrorum propagine habitatam, atque inde Vascones superfuisse? Er zeigt, daß die Finnen die Urbewohner Scandinaviens geweſen und die germaniſchen

[1]) In Leibnitii Opp. philosophica omnia, herausgeg. von Erdmann. p. 300.

[2]) Porro nulla linguarum Europaearum Hungariae aeque ac Finnica accedit, quod Comanus, quantum sciam, primus notavit.

Völker dort eingewandert sein müssen u. s. w. Auch seine Ansicht über die Art wie die Sprache entstanden sein möchte, obgleich mit Cratylus'schen Hypothesen und einer sonderbaren Verehrung für künstliche Sprachen gemischt — ein Opfer, welches er den pasilalistischen Bestrebungen seiner Zeit brachte, von denen er selbst angesteckt war — erhebt sich über die damals herrschenden: Neque vero, heißt es auf der 2. Seite der Abhandlung: **ex instituto** profectae et quasi lege conditae sunt linguae, sed naturali quodam impetu natae hominum, sonos ad affectus motusque animi temperantium. **Artificiales linguas** excipio, qualis **Wilkinsii**, Episcopi Cestriensis[1]), viri in-

[1]) Dr. John Wilkins Essay towards a real character and philosophical language. 1668. Ueber denselben vgl. man Monboddo, On the origin and progress of language, II. 452 ff. Ueber Leibnitz' hieher gehörige Bestrebungen s. Trendelenburg in den 'Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1860 S. 375. 376.' dessen Worte ich mir erlaube, hier mitzutheilen: 'Leibnitz verfolgte den Plan einer allgemeinen realen Charakteristik von seinen Jünglingsjahren bis zu seinem Lebensende . . . . Seine charakteristische Zeichensprache sollte in dem ganzen großen Bereiche der Begriffe das Wesen und das Gesetz der Sache so angemessen darstellen, wie unsre arabische Ziffernschrift das Wesen und das dekadische Gesetz der Zahlen ausdrückt und sollte, wie die Zahlen, allenthalben nach dem Inhalt verstanden, allenthalben von jedem in der eignen Sprache abgelesen werden. Leibnitz wollte in ihr zweierlei befassen: allgemeine Mittheilung und rechnende Combination für die Erfindung neuer Wahrheiten. Für diesen großen Zweck sah Leibnitz das Mittel in einer durchgeführten Zergliederung der Begriffe und einer Zusammenfassung der durch Zergliederung gefundenen letzten Elemente. In den einfachen Begriffen, welche ein Merkmal ihrer selbst, aus sich selbst, klar sind, erkannte Leibnitz das Ursprüngliche, das erste Mögliche; und in den verdichteten Begriffen nur eine Zusammenfassung des Ursprünglichen und eine Combination des ersten Möglichen, in wiefern es zusammen möglich ist. Hiernach gedachte er das Einfache und Ursprüngliche und dann mit der zusammenfassenden Operation die Producte der Zusammenfassung wie höhere Einheiten angemessen zu bezeichnen und dadurch jene allgemeine Charakteristik, eine Zeichensprache aus der Natur der Sache, unabhängig von den mehr aus praktischem Bedürfnisse, als aus theoretischer Nothwendigkeit entsprungenen Sprachen zu Stande zu bringen. In diesem Zusammenhang steht bei Leibnitz der Entwurf adäquater Definitionen mit

genio doctrinaque egregii fuit (quam tamen vix quisquam praeter ipsummet et Rob. Boylium didicit, ut hic mihi narrabat), et qualem Sinensem Golius non contemnendus judex suspicabatur; talis etiam fuerit, si quam mortales docuit Deus. At in linguis paulatim natis orta sunt vocabula per occasiones ex analogia vocis cum affectu, qui rei sensum comitabatur: nec aliter Adamum nomina imposuisse crediderim.

Tiefer geht er in diese und überhaupt in sprachphilosophische Probleme in seinen philosophischen Schriften ein, in dem Dia-

---

seinem Plan einer allgemeinen Charakteristik'. Vgl. übrigens Leibnitz selbst, Historia et commendatio linguae characteristicae universalis quae simul sit ars inveniendi et judicandi (in Erdmann's Ausgabe von Leibnitii Opera philosophica omnia, Berlin 1840 p. 162—164) und in den Nouveaux essais L. IV. c. 6. (ebds. p. 355).

Bei derartigen Versuchen wird entweder ganz übersehen, daß eine solche philosophische Zeichen-Sprache, wenn auch auf das vollendetste in einer bestimmten Zeit ausgeführt, doch nur der Abdruck einer philosophischen — oder wissenschaftlichen — Erkenntniß dieser bestimmten Zeit sei, oder — sehr willkürlich im Widerspruch mit der Geschichte aller geistigen Entwickelung — vorausgesetzt, daß sie für alle Zeit fest begründet sein und keinen wesentlichen Umwandlungen unterliegen werde. Ueberlebt sie die Zeit ihrer Fabrikation, und treten wissenschaftliche Entwickelungen ein, welche mit ihren Annahmen in Widerspruch stehen, so wird sie zu einer viel falscheren Sprache als die naturgemäßen je werden können, eben weil ihre falschen Bezeichnungen auch dann noch die Prätention machen, die einzig richtigen zu sein. Die natürlichen Sprachen machen derartige Prätentionen nicht und sind dadurch fähig, sich den mit den Fortschritten der Erkenntniß eintretenden Umwandlungen anzuschmiegen, sie zu verkörpern und in sich aufzunehmen; sie wollen nicht der Abdruck einer sich für unwandelbar ausgebenden wissenschaftlichen Erkenntniß sein, sondern nur der des allgemeinen, jedem Eindruck offen stehenden, Bewußtseins und ihren genaueren, einer bestimmten Entwickelung gemäßen begrifflichen Werth von den herrschenden Anschauungen und den Resultaten der Wissenschaft empfangen. So z. B. beruht Wilkin's Bezeichnung der Mineralien auf der Hypothese eines Wachsthums und organischen Lebens derselben und würde bei fortgesetztem Gebrauch eine Annahme in der Sprache einbürgern, die längst überwunden ist und nur von einem das Absonderliche liebenden vertheidigt werden mag.

logus de connexione inter res et verba et veritatis realitate[1]) und insbesondere in den Nouveaux essais sur l'entendement humain, deren drittes Buch ganz von der Sprache handelt. Im ersten Capitel: Des mots et du langage en général, spricht er sich sehr tiefsinnig über die Frage aus, ob die Sprache von individuellen oder generellen Bezeichnungen habe ausgehen müssen; ich erlaube mir hier eine Stelle in seinen eignen Worten hervorzuheben[2]): Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues, mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle. Car si par les choses particulières on entend les individuelles, il seroit impossible de parler, s'il n'y avoit que des noms propres et point d'appellatifs, c'est à dire, s'il n'y avoit des mots que pour les individus, puisqu' à tout moment il en revient de nouveaux lorsqu'il s'agit des individus, des accidens et particulièrement des actions qui sont ce qu'on designe le plus; mais si par les choses particulières on entend les plus basses espèces (species infimas) outre qu'il est difficile bien souvent de les determiner, il est manifeste que ce sont déjà des universaux, fondés sur la similitude. Donc comme il ne s'agit que de similitude plus ou moins étendue, selon qu'on parle des genres ou des espèces, il est naturel de marquer toute sorte de similitudes ou convenances et par conséquent d'employer des termes généraux de tous degrés; et même les plus généraux, étant moins chargés par rapport aux Idées ou essences, qu'ils renferment, quoiqu'ils soient plus compréhensifs, par rapport aux individus, à qui ils conviennent, étoient bien souvent les plus aisés a former, et sont les plus utiles. Aussi voyez Vous que les enfans et ceux qui ne savent que peu la langue, qu'ils

[1]) In Opp. philosoph. omnia ed. Erdmann I. p. 76—78.
[2]) ebds. I. 296 ff.

veulent parler, ou la matière, dont ils parlent, se servent des termes généraux, comme chose, plante, animal, au lieu d'employer les termes propres qui leur manquent. Et il est sûr que tous les noms propres ou individuels ont été originairement appellatifs ou généraux. Dazu vergleiche man auch den 7. § des 4. Capitel (S. 304). Ich muß mich enthalten, auf vieles des Hervorhebens werthe näher einzugehen; um jedoch einen allgemeinen Begriff von dem Reichthum zu geben, welchen dieses Buch darbietet, erlaube ich mir wenigstens den Inhalt der Capitel zu verzeichnen. Das zweite handelt de la signification des mots; das dritte des termes généraux; das vierte des noms des Idées simples; das fünfte des noms des modes mixtes et des relations; das sechste des noms des substances; das siebente des particules; das achte des termes abstraits et concrets; das neunte de l'imperfection des mots; das zehnte de l'abus des mots; das elfte und letzte des remèdes qu'on peut apporter aux imperfections et aux abus, dont on vient de parler.

Ueber die Stellung der Sprachwiſſenſchaft (la doctrine des langues) im Syſtem der Wiſſenſchaften ſpricht Leibnitz im 21. Capitel des 4. Buches, wo er ſie mit den Alten der Logik zuweiſt. Beiläufig bemerke ich, daß er in der Synopsis libri, cui titulus erit: Scientia nova generalis pro instauratione et augmentis scientiarum ad publicam felicitatem[1]) auch de linguis et Grammatica rationali zu handeln verſprach.

Bedeutender übrigens als auf die innere Entwickelung der Sprachwiſſenſchaft war Leibnitz' Einfluß auf deren äußere. Mit einem wahren Feuereifer nahm er an allem Antheil und ſetzte er alles in Bewegung, was zur Erweiterung, Verbreitung und Vertiefung der Sprachenkunde dienen konnte, und dazu gewährte ihm ſein hohes Anſehen nicht bloß in der literariſchen, ſondern

[1]) a. a. O. S. 88.

auch politischen Welt die mannigfachste Gelegenheit. Er stand theilnehmend und anregend mit allen in Briefwechsel, welche auf dem Gebiete der Sprachenkunde thätig waren; Missionäre, Reisende, Gelehrte, Fürsten trieb er und forderte er auf zur Sammlung und Verarbeitung von sprachlichem Material; durch seinen berühmten Brief an Peter den Großen (vom 26. October 1713) trug er nicht wenig dazu bei, die schon geweckte Aufmerksamkeit auf den Sprachenreichthum dieses ungeheuren Reiches zu steigern[1]). Seine Anwendung sprachlicher Forschung auf die Behandlung ethnognostischer und historischer Fragen verbreitete das Interesse an Sprachforschung, Sammlung von Sprachproben, insbesondre Vaterunser auch außerhalb der rein linguistischen Kreise. Reich war er auch an Vorschlägen zur Förderung dieser Bestrebungen, welche theils erst in späteren Zeiten ausgeführt sind, theils selbst jetzt noch ihrer Ausführung harren. So dachte er schon an Sprachenkarten[2]), an ein Universal-Alphabet in lateinischen Buch-

[1]) Der hieher gehörige Auszug ist mitgetheilt von Fr. Adelung, Verdienste Catharinens u. s. w. Einleitung S. V. und lautet:

'Ich habe wohlmeinentlich vorgeschlagen, die in Sr. Majestät Landen und an Dero Gränzen übliche viele, großentheils bisher unbekannte und unausgeübte Sprachen, schriftbar zu machen, mit Dictionariis und wenigst anfangs mit kleinen Vocabulariis zu versehen und die Zehen Gebothe Gottes, das Gebeth des Herrn, oder Vater Unser, und das Apostolische Symbolum des Christlichen Glaubens, sammt andern Catechetischen Stücken, in solche Sprachen nach und nach versetzen zu lassen, ut omnis Lingua laudet Dominum. Es würde auch den Ruhm Sr. Majestät, die so viele Völker beherrscht und zu verbessern suchet, und die Erkenntniß des Ursprungs der Nationen, so aus dem Ew. Majestät unterworfenen Scythien in andre Länder kommen, aus Vergleichung der Sprachen befördern, hauptsächlich aber dazu dienen, damit das Christenthum bei denen Völkern, die solche Sprachen brauchen, fortgepflanzt werden möge u. s. w.

Ein Brief ähnlichen Inhalts an den Reichs-Vice-Canzler, Baron von Schaffiroff, wird ebendaselbst S. VIII mitgetheilt.

[2]) Ego velim regiones dividi per linguas et has notari in cartis. Leibn. Opera ed. Dutens VI. 2. 301.

ſtaben[1]), an Vergleichung älterer Sprachzuſtände mit neueren[2]), an die ſchon oben erwähnte Abfaſſung kleiner Wurzelwörterbücher und Wortſammlungen zur Erleichterung der Sprachenvergleichung u. ſ. w., kurz ſein Eifer und ſeine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachen war ſo intenſiv und extenſiv zugleich, daß ihr Einfluß ſich faſt über das ganze achtzehnte Jahrhundert erſtreckt. In ihm drückt ſich der Uebergang aus der Periode der Wiedergewinnung der Reſultate der claſſiſchen Geiſtesthätigkeit zu der eigenthümlich europäiſchen Cultur mehr als in irgend einem ſeiner Vorgänger oder Zeitgenoſſen aus. Er war es, der zuerſt die Reſultate der drittehalb ihm vorangegangenen Jahrhunderte und der eignen Zeit — die wiedergewonnene alte Cultur, die Fülle des neu hinzugetretenen Materials, die Schöpfungen der neuen Geiſtesthätigkeit insbeſondre auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiet — im Lichte des germaniſchen Proteſtantismus zu einer Geſammtauſchauung zuſammenfaßte, und gewiſſermaßen den erſten kräftigen Verſuch machte, das Geiſtesleben der Menſchheit vom Standpunkt der neuen ſpeciell europäiſchen Cultur zu begreifen.

In dem folgenden — dem achtzehnten Jahrhundert — begegnen wir einem überaus regen Leben auf dem ſprachwiſſenſchaftlichen Gebiet. Verdanken wir ihm auch keine irgend verläſſige Reſultate, ſo trug es doch nicht wenig dazu bei, nicht

---

[1]) Omnium linguarum cognitarum Alphabeta, qua licet, latinis characteribus explicari optarem, theils um die Zeit zu erſparen, die auf die Erlernung ſo verſchiedener Alphabete zu verwenden ſei, theils um die Koſten des Drucks fremder Werke zu verringern (Jobi Ludolfi et God. Guil. Commercium epistolicum. Recens. Aug. Bened. Michaelis. Gött. 1755 p. 4). In der Note zu dieſer Stelle werden auch ſchon ältere Verſuche dieſer Art angeführt

[2]) So bemerkt er bei Gelegenheit der erwähnten erſten ruſſiſchen Grammatik des jüngeren Ludolf: il aurait été bon de dire un peu davantage de la Langue des Sçavants en Moscovie (womit das Kirchenſlaviſche gemeint iſt) et de la comparer avec la langue courante des Moscovites (Opp. ed. Dutens V. 544).

bloß das Material der sprachwissenschaftlichen Forschung zu vermehren, sondern auch den Gesichtskreis derselben zu erweitern, zu vertiefen, dadurch manche ihrer Probleme mit größerer Bestimmtheit hervorzuheben und den Umfang und die Gränzen ihrer Aufgabe genauer zu bezeichnen.

Auf dem Gebiete der classischen Philologie herrschte die holländische Schule vor, welche durch ihre Genauigkeit und Gründlichkeit in den minutiae derselben, durch ihre schärfere Richtung auf das Griechische mittelbar, wie die gesammte Philologie überhaupt, auch der Sprachwissenschaft Nutzen brachte. Dagegen erschien in den drei ersten Vierteln dieses Jahrhunderts nur ein bedeutendes Werk auf den Gebieten der Philologie, welche mit der Sprachwissenschaft in unmittelbarem Zusammenhang stehen, nämlich das große lateinische Lexikon von Forcellini (geboren im Venetianischen 1688, gestorben in Padua 1768), welches erst nach dem Tode des Verfassers 1771 gedruckt ward[1]).

Die holländische Schule beschäftigte sich zwar auch mit der theoretischen Sprachforschung auf dem Gebiete der classischen Philologie und, wenn man die Lobsprüche auf den Urheber dieser eigenthümlichen Studien — den im übrigen höchst bedeutenden Hemsterhuis (1685—1766) — von einem ihm an Bedeutung auf jeden Fall gleichzustellenden Ruhnken (1723—1798) liest, so sollte man meinen, daß in ihnen etwas ganz außerordentliches, die ganze Aufgabe wahrhaft erschöpfendes, geleistet sei. Bei Ruhnken in seiner Lobrede auf Hemsterhuis[2]) heißt es 'er habe die ratio verissima originum graecarum entdeckt'. Hujus analogia tamquam filo ductus, simplicissimas verborum formas, quae binis tribusve literis constarent et una cum iis natas

[1]) Totius latinitatis lexicon, consilio et cura Jac. Facciolati (1682 bis 1769), opera et studio Aeg. Forcellini lucubratum. Pad. 1771. 4 Bde.

[2]) Jo. Dan. a Lennep Etymologicum linguae Graecae, sive observationes ad singulares verborum nominumque stirpes &c. Editionem curavit Ev. Scheidius. 2 Thle. 1790. I. Praef. p. IV.

significationes indagavit, formas omnes et flexiones ad certam rationem revocavit, ex primariis notionibus secundarias et consequentes elicuit, earumque non solum cognationem, sed etiam migrationes ostendit, commentitias anomalias, quibus grammatici omnia perturbassent, explosit, denique tenebras linguae per tot secula offusas ita discussit, ut, qua lingua nulla est neque verbis, neque formis, copiosior, eadem jam nulla reperiatur facilior. Nicht ganz unähnlich heißt es ebendaselbst[1]) in Bezug auf das Latein: Latinae linguae origines nemo mortalium ante Hemsterhusium recte cognovit.

Diese Sprachforschung bildete einen Theil der Vorträge von Hemsterhuis, Valckenaer (1715—1785) und Lennep (1715 bis 1771) und wurde bei deren Leben nicht literarisch veröffentlicht. Scheid bedauert dieß mit den Worten[2]): unum fortasse haud injuria doleas, viros illos graecarum latinarumque originum doctissimos, Hemsterhusium, Valckenarium, Lennepium ceterosque ex illius schola egressos, de elegantiis his in libris suis . . . . ad posteritatis memoriam vix quidquam transmisisse. Auch wir bedauern dieß, weil es doch immer möglich ist, daß, wenn auch nicht im großen Ganzen — denn in dieser Beziehung stimmen die Veröffentlichungen von Scheid u. aa. mit der allgemeinen Charakteristik zu Anfang der eben mitgetheilten Stelle von Ruhnken überein — doch im Einzelnen in den Worten der Lehrer manches anders ausgesehen haben möchte, als in der Darstellung der Schüler.

Als Grund dieser esoterischen Behandlung einer so wichtigen Frage giebt der ehrliche Scheid an, daß Hemsterhuis, Valckenaer und Lennep entweder einsahen, daß 'exorturos fore qui nobilissimo hoc originum studio . . . . abuterentur . . . . aut, praejudicatis opinionibus occoecati, et his sacris minime imbuti, eidem protervius insultarent.

[1]) p. VI.
[2]) ebds. p. IX.

Wie es fast immer mit für heilig gehaltenen Mysterien geht, so erkannte man auch von diesen nach ihrer Veröffentlichung, daß sie recht gut ohne allen Schaden für die Wissenschaft hätten geheim bleiben können. Abgesehen von einigen einzelnen nicht unrichtigen Bemerkungen, tritt uns hier ein so großartiger, methodisch entwickelter, Unsinn entgegen, wie ihn selbst das Gebiet der Etymologie, welches doch an traurigen Erfahrungen der Art reicher ist, als irgend ein andrer Zweig der Wissenschaften, noch nicht erblickt hatte und hoffentlich nie wieder erblicken wird.

Die Grundlagen der gesammten griechischen Sprache sind in diesem System fünf eigenhändig fabricirte, primitive Verba *ἄω, ἕω, ἴω, ὄω, ὕω*, in denen *ω* aus *ἐγώ* entstanden ist, so daß die Verbalstämme selbst eigentlich nur aus den fünf Vokalen bestehen; statt der Endung *ω* haben diese aber auch die Endung *μι* aus *ἐμός* oder *ἐμί*. — *ἄω* bedeutet 'hauchen' aus a oder aa, 'qualis sonus efficitur ore lenius efflando'. Aus diesen zweisilbigen Verbis entstehen dann die dreisilbigen durch Vorsatz *βάω*, *βέω* u. s. w., *γάω* u. s. w. oder Zwischensatz der Consonanten *ἄβω*, *ἕβω* u. s. w., *ἄγω* u. s. w, die viersilbigen durch Wechsel von Consonant und Vokal *βαβα* oder *ἀβαβ*, *γαγα*, *ἀγαγ* u. s. w. Im Latein ist es wesentlich eben so, die Primitive sind auch hier ao, eo, io, oo, uo. Das erste derselben, ao, findet Scheid in fao = *φάω* sive *Fάω* praeposito digamma effectum ex *ἄω*. Das zweite findet er in eo 'ich gehe', aber auch im Futurum ero (von sum), eigentlich eso, woraus ein neues Verbum eso, esere = esse entstanden sei. Das dritte io erkennt er im Infinitiv ire. Das vierte oo, heißt es, claro deprehendas in *Fóo* unde orta forem fores etc.[1])

---

[1]) vgl. dieses System in dem angeführten Werk von Ev. Scheidius und in J. Chr. Struchtmeyeri Rudimenta linguae Graecae maximam partem excerpta ex Joh. Verweyi Nova via docendi . . . . ad systema analogiae a Tib. Hemsterhusio primum inventae ab eruditissimis vero summi hujus

Doch es wäre Papierverderb, wenn wir dieſen Unſinn weiter verfolgen wollten.

Wenn man von der im Allgemeinen richtigen Bemerkung geleitet, daß keine von bedeutenden Männern eingeſchlagene Richtung ohne irgend einen erſprießlichen Einfluß auf die Wiſſenſchaft bleibt, nach dem Verdienſt umherſpäht, welches ſich die großen holländiſchen Philologen durch dieſe Studien um die Erforſchung der klaſſiſchen Sprachen erworben haben mögen, ſo wird — von einigen Einzelheiten abgeſehen — kein anderes hervorgehoben werden können, als ein negatives. Es iſt damit die gänzliche Unmöglichkeit zu Tage getreten, vom iſolirten Standpunkt der klaſſiſchen Sprachen aus ihre Grundlagen und ihre Entwickelung zu begreifen oder zu erklären. Ja wenn man ſieht, daß eine Folge der bedeutendſten, ſonſt ſo klar ſehenden, Männer alle Ueberlieferungen verlaſſen und zu den extravaganteſten Willkürlichkeiten ihre Zuflucht nehmen, ſo darf man darin zugleich eine Ueberzeugung von ihrer Seite erkennen, daß alle bis dahin eingeſchlagenen Wege zur Löſung jener Aufgabe nicht zu führen vermögen. So betrachtet ergiebt ſich die Sprachforſchung von Hemsterhuis und ſeinen Nachfolgern auf dem Gebiet des Latein und Griechiſchen als ein entſchiedener Bankrutt; ſie zeigt, daß weder mit den alten noch mit neuen Mitteln, ſelbſt von bedeutenden Männern, ſobald ſie ſich iſolirt innerhalb dieſer Sprachen bewegen, die Einſicht in ſie gefördert zu werden vermag, ja daß ſie vielmehr auf ein Minimum und zu einer ganz verkehrten zuſammenſchrumpft. Durch dieſe Erkenntniß mußte aber auch der Widerſtand, welchen eine neue aus dieſer Iſolirung ſich befreiende Methode bei der Philologie ſonſt vielleicht gefunden haben würde, außerordentlich geſchwächt werden; mit den Erfahrungen der Hemsterhuis-Lennep'ſchen Sprachforſchung im Rücken, konnte die Philologie gegen das ſprachvergleichende Verfahren, welches

viri discipulis latius deinceps explicatae, effinxit et passim emendavit Ev. Scheidius. Zütphen 1784.

sich kaum zwanzig Jahr nach Veröffentlichung der Lennep'schen observationes zu regen begann, keinen besonders zuversichtlichen Einspruch erheben und so mag die Hemsterhuis'sche Sprachforschung, als das letzte Wort der alten Philologie auf diesem Gebiete, welches sich durch seine Absurdität selbst den Stab brach, vielleicht, ja wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen haben, der neuen Sprachwissenschaft vielen Schutt aus dem Weg zu räumen und dadurch ihre rasche Aufnahme und Entwickelung zu befördern.

Die semitischen Sprachen erhielten in diesem Jahrhundert fleißige Bearbeitungen, welche zwar im Allgemeinen mehr in die Breite als in die Tiefe gingen, aber die Erlernung und damit die Verbreitung ihrer Kenntniß förderten; erwähnenswerth sind Albrecht Schultens (1686—1750) auf dem Gebiet des Arabischen und Hebräischen, N. G. Schröder (1721—1796), der erste Bearbeiter einer gründlicheren hebräischen Grammatik, Olaus Gerhard Tychsen (1734—1815), ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen auf dem Gebiete der gesammten semitischen Philologie und einem bedeutenden kritischen und combinatorischen Talent, Joh. David Michaelis (1717—1791), welcher die semitische Realphilologie zu größerer Beachtung brachte, Joh. Gottfr. Eichhorn (1752—1827), überaus gelehrt, von klarem Blick und durch die schärfere Ausscheidung der semitischen Sprachen für die genealogische Eintheilung der Sprachen bedeutend, — und vor allen der durch Kritik und Gründlichkeit alle Gelehrte seiner Zeit sowohl auf dem Gebiet der occidentalischen als semitischen Philologie überragende Joh. Jak. Reiske (geboren 1716 in Zörbig in Sachsen, gestorben 1774 in Leipzig). Der letzte, das wahrste Bild eines deutschen Sprachgelehrten, gewissenhaft im höchsten Grad und eigensinnig bis zum Exceß, unter den Mühseligkeiten einer selbst für einen deutschen Gelehrten kaum zu ertragenden Dürftigkeit Werke schaffend, die auf ihren Gebieten zu den vortrefflichsten gehören, hatte das Glück, eine Gattin zu

beſitzen, Erneſtine Chriſtiane, Tochter des Probſt und Superintendenten Müller (geboren in Kamberg in Sachſen 1735, geſtorben 1798), welche ihm nicht bloß treulich in ſeinen Nöthen zur Seite ſtand und alles that, um ſein mühevolles Leben zu erheitern, ſondern ihn auch als kenntnißreichſte Gehülfin auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Wegen begleitete, einen nicht unbedeutenden Antheil an deren Geſtaltung nahm und nach ſeinem Tode ſelbſtſtändig vieles von ihm Begonnene in einer Weiſe zu Ende führte, die einem tüchtigen gelehrten Manne Ehre machen würde

In dieſem Jahrhundert fingen ſemitiſche Inſchriften — die von Palmyra — an mit Ernſt behandelt zu werden von Barthélemy (1754), Swinton (1755. 1767) u. aa.

Unter den übrigen aſiatiſchen Sprachen fanden in eben demſelben mehrere zuerſt eine genügendere Bearbeitung, andre wurden überhaupt erſt jetzt zugänglich gemacht. Zu jenen gehört das Armeniſche, welchem ein für dieſe Zeit höchſt anerkennenswerther Grammatiker in Joh. Joach. Schröder zu Theil ward [1]). Zu dieſen zunächſt das Kurdiſche, welches grammatiſch und lexikaliſch in einer höchſt anerkennungswerthen Weiſe von Garzoni bearbeitet ward [2]).

Die durch die enthuſiaſtiſche aufopferungsvolle Thätigkeit Abraham Hyacinthe Anquetil du Perron's (1731—1805) ermöglichte Bekanntſchaft mit den heiligen Schriften der zoroaſtriſchen Religion in der Urſprache, ſo wie die zunehmende Kenntniß der heiligen Sprache der Inder, des Sanſkrit, werde ich, da beides in der allerinnigſten Verbindung mit der Entwickelung der neueren Sprachwiſſenſchaft ſteht, weiterhin berühren. Dagegen will ich nicht unerwähnt laſſen, daß theils die Thätigkeit der Miſſionäre, theils die immer feſtere Begründung der engliſchen

[1]) Thesaurus linguae Armenae antiquae et hodiernae cum varia praxios materia. Amſterd. 1711.

[2]) M. Garzoni Grammatica e vocabulario della lingua Kurda. Rom 1787.

Herrschaft in Indien die grammatische Bearbeitung mehrere in diesem großen Gebiete lebender Sprachen veranlaßten. An der Spitze dieser Bemühungen steht der Missionär Bartholomäus Ziegenbalg (geboren 1683, gestorben 1719), der sich eine umfassende Kenntniß des Tamulischen, so wie des ganzen insbesondre religiösen Lebens des südlichen Indiens erworben hatte. Von jener geben seine Grammatica damulica sive Malabarica (Hal. 1716) und Uebersetzung der Bibel ins Tamulische Zeugniß, von dieser eine erst im vorigen Jahre aus dem Manuscript herausgegebene, aber auch jetzt noch keineswegs antiquirte 'Genealogie der Malabarischen Götter aus eigenen Schriften und Briefen der Heiden zusammengetragen', deren Veröffentlichung wir dem Dr. Wilh. Germann verdanken[1]). Auch die erste hindustanische Grammatik wurde von einem Deutschen, B. Schultze, abgefaßt (erschien in Madras 1741); eben demselben verdankt Europa auch die ersten sprachlichen Berichte über die Mahratta-, Guzerate- (Leipzig 1748), Telugu- u. aa. indische Sprachen (Halle 1747)[2]) und er war es auch, der seit Sassetti zum erstenmal wieder auf die Identität der sanskritischen und lateinischen, griechischen und deutschen Zahlwörter aufmerksam machte[3]). Bengalisch wurde im Jahre 1778 zuerst grammatisch von N. Brassey Halhed bearbeitet; ein bengalisch-portugiesisches Vocabular war schon 1743 erschienen. Im Jahre 1778 erschien, ebenfalls portugiesisch, eine mahrattische Grammatik in Rom bei der Propaganda[4]). Eine

---

[1]) Sie ist erschienen im 'Selbstverlag des Herausgebers, Christian Knowledge Society's Presse, Madras 1867' und mit einer Fehlerlosigkeit gedruckt, die der deutschen Presse in Madras zur höchsten Ehre gereicht.

[2]) s. J. S. Vater, Literatur der Grammatiken u. s. w. 2. Ausg. von B. Jülg S. 156, 167, 237 und 396 und sonst; vgl. auch Adelung, Mithridates I. 230, 231.

[3]) vgl im Anfang der 2. Abtheilung.

[4]) Adelung, Mithridates I. 220; im Verzeichniß der Bücher der Propaganda fehlt sie, scheint demnach vergriffen; nach Jülg (S. 237) ist sie in Lissabon 1805 wieder aufgelegt.

Singalesische schon 1708 in Amsterdam[1]). Auf Tibetisch ward die Aufmerksamkeit durch den höchst ehrenwerthen Sprachforscher La Croze, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, schon 1722, durch Th. S. Bayer 1732 (im 3. Bande der Abhandlungen der Petersburger Akademie) und durch das dicke und seltsame, aber für die Kenntniß der Sprache bedeutungslose, Buch von A. A. Georgius: Alphabetum Tibetanum 1762 gezogen[2]). Das Chinesische empfing die erste grammatische Bearbeitung durch Francisco Varo 1703, und wurde durch den höchst scharfsinnigen und kenntnißreichen Th. S. Bayer (1730), St. Fourmont (1737 und 1740) und andre der wissenschaftlichen Beachtung näher gerückt[3]). Endlich erhielten auch mehrere Sprachen der Philippinen Grammatiken[4]).

In diesem Jahrhundert wurde auch den afrikanischen Sprachen eine größere Aufmerksamkeit zu Theil. Durch Chr. Scholtz erhielt das Koptische die erste brauchbare Grammatik 1778 und durch Chr. Protten wurden die Fanti- und Akkra-Sprache an der Goldküste grammatisch behandelt (1764)[5]). Von vielen andern Sprachen Afrikas wurden durch Missionäre und Reisende Nachrichten und insbesondre Wörterverzeichnisse veröffentlicht; so in C. G. A. Oldendorp's Geschichte der Mission (1777), in Shaw's (1738), Bruce's (1790), Mungo-Park's (1798), Browne's (1799) u. aa. Reisen.

Von amerikanischen Sprachen erhielten mehrere, bisher unbearbeitete, grammatische und lexikalische Bearbeitung; so, um mit dem Norden zu beginnen, die Grönländischen (Eskimo) durch

[1]) Adelung, Mithridates, I. 234.

[2]) ebds. I. 69.

[3]) ebds. I. 52, 53 und insbesondre C. F. Naumann in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft I. 100.

[4]) Adelung, Mithr. I. 608 und J. S. Vater Literatur von Jülg. 50.

[5]) J. S. Vater a. a. O. 10.

P. Egede (Lexikon 1750, Grammatik 1760) u. aa.[1]), die der Mahicanni, Mohegan von Edwards (1788)[2]); in Mittelamerika die der Tarasca von de Quixas (1714), der Kora von de Ortega 1732, der Totonaka durch Jose Zambrano Bonilla 1752, der Otomi durch de Neve y Molina 1767; in Südamerika die der Moxa von P. Marban 1701, die der Lule durch A. Machoni 1732, die der Galibi (eines Stammes der Karaïben) durch D. L. S. 1763, die der Abiponen durch M. Dobrizhofer 1784. Andre wurden durch Reisewerke, Länderbeschreibungen und vor allem durch die ausgezeichneten linguistischen Arbeiten von Hervas, den wir später berühren werden, mehr oder weniger bekannt.

Reich war dieses Jahrhundert an geographischen Entdeckungen und das schon sehr erstarkte linguistische Interesse bewirkte, daß man den Sprachen der neu entdeckten Gebiete sogleich eine nicht unerhebliche Aufmerksamkeit zuwendete. Die hervorragendsten Entdeckungen wurden in der Südsee gemacht. Hier hatten die Holländer schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (von der Entdeckung Australiens an 1616 bis auf Tasman 1643) außerordentliches geleistet. Dann trat ein Stillstand ein, welcher aber einer viel energischeren Thätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Raum gab. Mit Bougainville's Reise um die Erde (1766—69) beginnt hier eine neue Aera, in welcher Cook's Entdeckungsfahrten die bedeutendste Stelle einnehmen. Die linguistische Ausbeute derselben wurde theilweise von J. R. Forster veröffentlicht[3]). Wie in den Cook'schen, so wurden auch in denen seiner Nachfolger Parkinson (1784), Dixon (1789) u. aa. durch Wortsammlungen zur linguistischen Kenntniß der von ihnen besuchten Gebiete Beiträge geliefert.

---

[1]) a. a. O. S. 114.

[2]) ebds. 256.

[3]) Observations made during a voyage round the world. Lond. 1778.

Unter den lebenden Sprachen Europa's, welche eine Literatur entwickelt hatten, war die holländische die einzige, welche erst in diesem Jahrhundert (1708) die erste Grammatik empfing[1]). Mit Eifer wurden jetzt aber auch die literaturlosen und die Dialekte linguistisch behandelt; letztere waren, wo sie Hauptsprachen angehörten, auch schon im vorigen Jahrhundert und theilweise selbst früher berücksichtigt. So erhielt unter den Celtischen Sprachen das Gälische 1778 die erste Grammatik und schon 1741 das erste Lexikon[2]); auch wurde 1781 in Schottland die hochländische Gesellschaft gegründet, welche sich um die Kenntniß und Erhaltung desselben bedeutende Verdienste erwarb. Unter den Slavischen wurden Slavonisch, Croatisch und Serbisch mit Grammatiken und Lexicis oder einem derselben versehen; unter den Romanischen: Walachisch. Das Baskische erhielt Grammatik und Lexikon durch de Larramendi (1729 u. 1745). Das Maltesische, dieser einzige Ueberrest des einst in Südeuropa so mächtigen Arabischen, wurde linguistisch behandelt und drei altaische Sprachen des russischen Reiches, die der türkischen Tschuwaschen und der finnischen Tscheremissen und Wotjaken, erhielten 1769 und 1775 Grammatiken in russischer Sprache.

Ueberhaupt zog die Fülle und Mannigfaltigkeit der Sprachen im großen russischen Reich, auf welche Witsen zuerst eine intensivere Aufmerksamkeit gelenkt hatte, die Gelehrten des Aus- und Inlandes immer mehr an; die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der hier herrschenden Sprachen drängte mit fast unwiderstehlicher Gewalt zur Vergleichung und Classificirung derselben und trug dadurch zur Erweiterung und gründlicheren Auffassung der Sprachenkunde, zur Kenntniß der Sprachverwandtschaften und zur Anbahnung einer methodischeren Sprachenvergleichung nicht wenig bei.

---

[1]) Adelung, Mithridates II. 247.

[2]) J. S. Vater Literatur u. s. w. von Jülg, 136.

Auf Witsen's Arbeit folgte die von Phil. Joh. von Strahlenberg¹), welcher in der Schlacht bei Poltawa 1709 gefangen und nach Sibirien geschickt, dort dreizehn Jahre zu Reisen, Beobachtungen und Sammlung von Materialien benutzte, aus denen das Werk hervorging, welches 1730 unter dem Titel 'Das Nord- und Östliche Theil von Europa und Asia' u. s. w.²) erschien und eine Menge von damals neuen und wichtigen Mittheilungen, insbesondre über altaische Sprachen lieferte. Eine bedeutende Stelle würden die linguistischen Sammlungen von Johann Eberhard Fischer, Mitglied der russischen Akademie († 1771), eingenommen haben, wenn sie in der damaligen Zeit erschienen wären. Sie blieben aber — abgesehen von ihrer Benutzung in des Verfassers eignen Werken und in denen von Schlözer, welcher, wie er in seinem Leben (S. 187) selbst bemerkt, danach die Classification der russischen Völker bildete — ungedruckt und sind jetzt im Besitz der Göttinger Bibliothek³). Die wichtigsten linguistischen Arbeiten lieferten der leider so jung verstorbene Güldenstädt und Pallas in ihren Reisewerken.

Das durch diese und andre in Rußland angehäufte sprachliche Material und eigne Neigung zu sprachlichen Forschungen erweckte im Jahre 1773 in Hartwig Ludwig Christian Bacmeister († 1806 in Petersburg) die Idee, alle Sprachen der Erde vermittelst einer Reihe in sie übersetzter Redensarten zu vergleichen⁴).

Auf dem heutigen Standpunkt der Sprachwissenschaft wissen wir zwar, daß ihr derartige Vergleichungen unmittelbar nur einen geringen Nutzen gewähren; doch dienen sie dazu, auch in weitren Kreisen Theilnahme für sie zu erwecken und zu erhalten, was

---

¹) a. a. O. 410; 59; 51.

²) s. Fr. Adelung: Catharinens d. Gr. Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde S. 6 ff.

³) Ich habe dieses Manuscript beschrieben in den Göttinger Gel. Anz. 1858 S. 1549—1558.

⁴) vgl. genaueres bei Fr. Adelung a. a. O. S. 23—32.

zumal bei einer jungen Wiſſenſchaft für ihre Entwickelung wenigſtens in äußeren Beziehungen von Bedeutung ſein kann.

Die Kaiſerin Catharina hatte ſchon als Großfürſtin ebenfalls eine Vorliebe für die Idee eines Univerſal-Gloſſarium gefaßt; ſie hielt ſie als Kaiſerin feſt und eigner Eifer, perſönliche Theilnahme und Arbeit im Verein mit ihrer hohen Stellung machten es ihr möglich, ſie in der Weiſe, wie ſie ſie aufgefaßt hatte, natürlich, den damaligen Verhältniſſen gemäß, nicht ohne bedeutende Mängel, zur Ausführung zu bringen. Die Kaiſerin hatte eine Anzahl Probewörter geſammelt, welche in alle zugängliche Sprachen überſetzt werden ſollten; dieſe wurden 1786 zunächſt in ruſſiſcher Sprache mit lateiniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Ueberſetzung gedruckt, im ganzen ruſſiſchen Reiche verbreitet, an alle ruſſiſche Geſandte und viele Gelehrte geſchickt und die Bitte hinzugefügt: dieſe Probewörter in möglichſt kurzer Friſt in alle erreichbare Sprachen übertragen zu laſſen. Das in dieſer Weiſe zuſammengebrachte Material wurde dem berühmten Reiſenden Pallas zur Redaction übergeben, um zunächſt die europäiſchen und aſiatiſchen Sprachproben zu veröffentlichen. Das Werk ſelbſt, in welchem auch ſchon gedruckte Reiſewerke und andere benutzt wurden, ward noch im Jahre 1786 begonnen und erſchien 1787 in zwei Bänden mit ruſſiſchem und lateiniſchem Titel; der letztre lautet: **Linguarum Totius Orbis Vocabularia comparativa: Augustissimae cura collecta. Sectionis primae, Linguas Asiae et Europae complexae, pars prior 411; pars posterior 491** Seiten. Es fehlen darin die Proben mehrerer ſowohl europäiſcher als aſiatiſcher Sprachen, welche zu ſpät eingegangen waren, um noch benutzt zu werden.

Die Anzahl der verglichenen Wörter beträgt 285; ſie beſtehen aus Subſtantiven, Adjectiven, Verben, Verbalformen, Pronominen, Adverbien und Zahlwörtern. Die Zahl der verglichenen Sprachen und Dialekte iſt 200, nämlich 149 aſiatiſche und 51 europäiſche.

Eine vollständige bedeutend vermehrte Umarbeitung, welcher auch die afrikanischen und amerikanischen Sprachen einverleibt sind, wurde, auf Befehl der Kaiserin, von Theodor Jankiewitsch de Miriewa ausgeführt und erschien 1791 in vier Bänden. Sie enthält 272 Sprachen, nämlich 164 asiatische, 55 europäische, 30 afrikanische und 23 amerikanische; sieben asiatische der ersten Bearbeitung sind — ohne daß man den Grund erkennen kann — ausgelassen; rechnet man diese hinzu, so liefern beide Bearbeitungen die Proben von 279 Sprachen[1]).

Vieles von dem zusammengebrachten Material ist weder in der einen noch der andern Bearbeitung benutzt und befindet sich noch in der Eremitagen-Bibliothek oder unter Pallas Nachlaß[2]).

Das mit so außerordentlicher Schnelligkeit zu Stande gebrachte Werk trug zunächst alle Mängel der Uebereilung an sich. Es ist keine Frage, daß man selbst bei dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft durch genauere Anordnung der gesammelten Wörter, durch größere kritische Sorgfalt in Wiedergabe derselben[3]) und Benennung, Bezeichnung, Bestimmung und Einordnung der Sprachen, denen sie angehören, dem Werke eine bedeutend größre Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit hätte verleihen können. Viele Mängel lagen aber auch schon in dem Plan, in der Wahl der Wörter, in ihrer Wiedergabe in russischer Transcription und vor allem in der völligen Nichtberücksichtigung des grammatischen Charakters der verglichenen Sprachen. Dennoch war seine Wirkung eine keineswegs unbedeutende; es bezeichnet wenigstens ungefähr die Resultate, welche in Bezug auf Sprachvergleichung und Sprachverwandtschaft damals allgemein galten und warf in

[1]) vgl. das Genauere a. a. O. S. 96—99, wo aber falsch subtrahirt und addirt ist. Die Göttinger Bibliothek besitzt beide Ausgaben.

[2]) a. a. O. S. 102 ff. aufgezählt.

[3]) So sind unter den ersten 20 Baskischen Wörtern nur acht fehlerfrei (Wilhelm von Humboldt in Adelung's Mithridates IV. 334), vgl. auch Jul. Klaproth in seiner Asia polyglotta Vorr. I.

die das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch immer höher gewachsene Theilnahme für sprachliche Betrachtungen und insbesondre Sprachenkunde ein neues Ferment, welches durch die Masse der Sprachen, die hier zum ersten Male in einem Werke zusammengefaßt waren, durch die Stellung der Hauptverfasserin desselben und andre Umstände ganz und gar dazu angethan war, diese Theilnahme in einem bedeutenden Grade zu steigern. Schon insofern sie sich unmittelbar daran schloß, in den Recensionen und Ergänzungen desselben, rief sie einige keinesweges unbedeutende Arbeiten hervor von Männern wie dem tiefsinnigen Chr. Jak. Kraus[1]), dem kenntnißreichen, fleißigen, eifrigen und scharfsinnigen Linguisten J. C. C. Rüdiger u. aa, die theils, insbesondre die von Kraus, höchst ehrenwerthe Andeutungen, Betrachtungen und Ausführungen über Sprachvergleichung und die Art, wie sie vorzunehmen sei, enthalten, theils, wie die von Rüdiger, Alter u. aa. im Verhältniß zu der damaligen Zeit achtungswerthe Verbesserungen und Ergänzungen lieferten.

Ueberhaupt konnte aber die einmal, wenn auch mangelhaft ausgeführte, Idee, alle zugänglichen Sprachen des Erdbodens in einer Weise darzustellen, daß ihr so wie der sie sprechenden Menschencomplexe gegenseitiges Verhältniß dadurch erkannt zu werden

---

[1]) In der Allgem. Literat. Ztg. 1787 nr. 235—237. Er verweist hier insbesondre, wie vor ihm schon Ludolf, auf die hervorragende Bedeutung der Grammatik für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft 'Aus individuellen Aehnlichkeiten, z. B. der grammatischen Formung, Stellung, Verbindung des Wortstoffes zweier Sprachen . . . auf eine weitere Uebereinstimmung . . . zu schließen, ist man aus gutem Grund befugt. Denn es haftet dem Menschen die grammatische Methode seiner Sprache sogar stärker, als der Stoff derselben an' (ich möchte diese Stelle unterstreichen, so vereinzelt stand sie damals und so sehr verdient sie von vielen selbst heute noch beherzigt zu werden); und weiter hin: 'Sonach kann eine kurze Vergleichung der charakteristischen Züge des Baues der Sprachen vortrefflich dazu dienen, dem eben so mühsamen und weitläuftigen als mißlichen und verführerischen Geschäfte der Wortvergleichung zum voraus sichere Wege vorzuzeichnen u. s. w.' Bei Adelung, die Verdienste Cath. d Gr. S. 121. 122.

vermöge, der Wissenschaft nicht wieder abhanden kommen. Sie drängte mit Nothwendigkeiten zu neuen Versuchen; diese traten zwar erst im Anfange unsres Jahrhunderts hervor und überragen das russische Werk in einer Weise, welche gar keinen Vergleich zuläßt; da sie aber von dem Geist der neueren Sprachwissenschaft — mit Ausnahme einer kleinen Abtheilung, welche von Wilhelm von Humboldt herrührt — noch gar nicht berührt sind, mögen sie, wegen ihres äußeren Zusammenhangs mit dem russischen Versuch, schon hier ihre Stelle finden.

Das erste der hieher gehörigen Werke ward von einem außerordentlich kenntnißreichen, tiefsinnigen, außer andern bedeutenden Geistesgaben mit einer besonderen Anlage und Neigung für Linguistik ausgestatteten Spanier, Lorenzo Hervas (1735—1809), unternommen und mit nicht unbedeutendem Gewinn für die Wissenschaft, insbesondre in Bezug auf die Classification der amerikanischen Sprachen, ausgeführt. Er war Jesuit, hatte lange als Missionär in Amerika gewirkt und eine Menge Grammatiken geschrieben[1]); seine späteren Jahre (seit 1784) brachte er in Rom zu, wo nach Aufhebung des Jesuitenordens seine Ordensbrüder aus allen Weltgegenden, in denen sie zu einem großen Theile als Missionäre gedient hatten, zusammenströmten und im Stande waren, ihm über eine Menge literatur- und culturloser Sprachen Auskunft zu ertheilen. Sein Hauptwerk im Gebiet der Sprachwissenschaft, welches allein mir zugänglich ist[2]), führt den Titel: Catalogo de las lenguas de las naziones conocidas y numeracion, division y clases de estas segun la diversidad de sus idiomas y dialectos und umfaßt sechs Bände (Madrid 1800—1805). Als Aufgabe desselben betrachtet er die Erforschung des Ursprungs und genealogischen Zusammen-

---

[1]) s. seinen Catalogo de las lenguas I. 63.

[2]) s. die Titel der andern hieher gehörigen in Höfer Nouvelle Biographie générale; vgl. auch Adelung Mithridates I. 670 ff.

hangs der Völker vermittelſt der Sprachen, ſo daß die Behandlung der letzteren nicht den eigentlichen Zweck des Werkes bildet, ſondern nur als Mittel dient. Damit mag es auch zuſammenhängen, daß die ſprachbeſchreibende Seite des Werkes nur ſehr ſchwach entwickelt iſt. Hier wird faſt nur das mitgetheilt, was zu Folgerungen in Bezug auf ſeinen Hauptzweck dienen kann. Der erſte Band behandelt die amerikaniſchen Völker und Sprachen, der zweite die der Inſeln im Indiſchen und großen Ocean, ſo wie des aſiatiſchen Continents, die vier folgenden die europäiſchen; die afrikaniſchen fehlen. Das genealogiſche Verhältniß der Sprachen iſt, ſo weit es die damaligen Kenntniſſe verſtatteten, richtig dargeſtellt. Im einzelnen iſt in dieſer Beziehung vieles genauer beſtimmt, doch im Ganzen ſchreitet der Verfaſſer — abgeſehen von den amerikaniſchen Sprachen und der Behauptung der Verwandtſchaft der Indochineſiſchen mit dem Chineſiſchen [1]) — nicht eben weiter, als ſeine Vorgänger ſchon gelangt waren [2]). Als ein Verdienſt iſt ihm dagegen anzurechnen, daß er die Beachtung der Grammatik bei der Vergleichung, welche ſchon mehrfach vor ihm gefordert war, nicht bloß ebenfalls anerkannte, ſondern auch zu verwirklichen ſuchte. Eben ſo, daß er trotz ſeines geiſtlichen Berufes vorurtheilslos genug war, die Anſicht auszuſprechen, daß die Sprachen verſchiedenen Urſprung haben (nicht auf eine Urſprache zurückzuführen ſeien); wie dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit zu erklären ſei, unterſucht er nicht genauer, ſondern beruft ſich einfach auf die babyloniſche Sprachverwirrung [3]). Gewiß war es die ſtarke Abweichung der amerikaniſchen Sprachen, welche ihn in dieſer vorurtheilsfreien Anſicht befeſtigte; ſie ſelbſt wirkte dann dahin, daß er auch andre Sprachſtämme auseinanderhielt, welche

[1]) Catalogo I. 30.

[2]) Ich bemerke dieß wegen M. Müller Lectures on the science of language 1861. I. 132. 133, wo ihm Entdeckungen zugeſchrieben werden, die ſchon lange vor ihm gemacht waren.

[3]) Catalogo I. 35 ff.

von andren Linguisten, um eine gemeinschaftliche Ursprache zu erhalten, nur zu sehr unter einander gewirrt wurden. Wo sich Uebereinstimmungen auch in den, von ihm für ursprünglich verschieden genommenen vorfinden, hilft er sich mit der Voraussetzung einstiger Aneinandergränzung und Entlehnung. So schließt er[1]) aus den Wörtern, welche in den Celtischen Sprachen Griechischen und Indischen entsprechen, daß die Celten sich einst in Ländern aufhielten, welche an griechische und indische angränzten und daß sie der Leiter waren, durch welchen viele griechische und indische Wörter in die europäischen Sprachen gelangt seien.

Während dieses Werk das Gepräge der Einheit und der Verfolgung eines bestimmten Zwecks trägt, überhaupt durch das selbstständige Urtheil des seinen Stoff ganz beherrschenden Verfassers imponirt und durch eine sachgemäße Darstellung selbst diesen spröden Stoff zu beleben und Theilnahme für ihn zu erwecken weiß, ist das andre mehr oder fast ganz im Charakter eines Sammelwerks gehalten, in seinen meisten Theilen von den Urtheilen andrer abhängig und entbehrt fast durchgängig aller Reize, welche zur Durchlesung desselben locken könnten. Dagegen ist sein Inhalt überaus reich und wenn gleich — in Folge der grade während der Bearbeitung desselben eingetretenen Umwandlung der Sprachwissenschaft — nach kaum einem halben Jahrhundert fast vollständig antiquirt, dennoch ein anerkennenswerthes Zeugniß des Fleißes und auch theilweise der Kenntnisse, seltner der Kritik und des richtigen Urtheils der Männer, welche daran gearbeitet haben. Vor der Hervas'schen Arbeit hat es das Verdienst der Vollständigkeit voraus — indem es abgesehen von vielen einzelnen Sprachen und Mundarten, welche dort fehlen, auch die afrikanischen behandelt — und überhaupt wird man ihm zugestehen müssen, daß es trotz seiner Mängel eine viel sicherere Grundlage für Sprachvergleichung gewährte, als alle seine Vorgänger.

[1]) Catalogo VI. 345.

Es iſt dieß das bekannte große Werk, welches unter dem Titel 'Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in bei nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten' in vier Bänden, deren dritter aus drei Abtheilungen beſteht, vom Jahre 1806 bis 1817 erſchien, alſo mit ſeinem letzten Band grade ein Jahr nach der Veröffentlichung von 'Bopp's Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache in Vergleichung mit jenem der Griechiſchen, Lateiniſchen, Perſiſchen und Germaniſchen Sprache', mit welchem das erſte vom Geiſte der neueren Sprachwiſſenſchaft ganz erfüllte Werk in's Leben trat. Sonach bildet der Mithridates gewiſſermaßen einen Abſchluß der alten Sprachwiſſenſchaft und, was man auch an ihm zu tadeln berechtigt ſein mag, keineswegs einen unwürdigen. Wenn ſich auch nicht alle Elemente, welche ſich bis dahin in der Sprachbetrachtung geltend gemacht hatten, auf eine gleichmäßige Weiſe in ihm vertreten finden, ſo fehlt doch keines vollſtändig, ſo daß ſich die Geſichtspunkte, Methoden und Reſultate, welche bis dahin gewonnen waren, ziemlich treu daraus erkennen laſſen.

Der Begründer dieſes Werkes, welcher auch noch den erſten Band veröffentlichte, iſt der bekannte Johann Chriſtoph Adelung (geboren 1732 † 1806). Ohne die Weihe höherer Geiſtesgaben, hat er ſich trotzdem durch angeſtrengten Fleiß, durch die geſchickte Wahl höchſt nöthiger und nützlicher Stoffe für ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und eine obgleich vielfach beſchränkte und pedantiſche, doch ehrliche und gewiſſenhafte Behandlung derſelben eine, wenn auch während ſeiner Lebensdauer überſchätzte, doch immer ehrenwerthe und achtunggebietende Stellung in der gelehrten Welt erworben; ſeine Verdienſte um unſre Mutterſprache insbeſondre ſichern ihm zu allen Zeiten, wenigſtens im Herzen eines Deutſchen, ein ehrenvolles Gedächtniß. Es war eine erſtaunliche Kühnheit für einen Mann von 74 Jahren, ein Werk, wie dieſer Mithridates es werden ſollte, auch nur zu unternehmen; es giebt ſich darin eine eben ſo große Ueberſchätzung ſeiner phyſiſchen, als geiſtigen Kräfte

kund. Adelung starb, während am 11. Bogen des 2. Bandes gedruckt ward und die Fortführung des Unternehmens ging nun in die Hände von Johann Severin Vater (geboren 1771 † 1826), über, einem Manne, welcher, außer den gewöhnlichen Sprachkenntnissen eines bedeutenden Gelehrten, auf dem Gebiete der semitischen Sprachen ausgezeichnete, auf dem damals noch sehr unbebauten der slavischen gründliche besaß und durch die erste Ausarbeitung einer Grammatik u. s. w. der altpreußischen Sprache sich unter denen, welche die Sprachwissenschaft erweitert haben, einen unvergeßlichen Namen erworben hat. Er hatte, als er das Werk übernahm, schon mehrere grammatische Arbeiten veröffentlicht und diese Neigung zu grammatischer Behandlung der Sprachen kam dem Mithridates insofern zu Gute, als sich von nun an in ihm mit größerer Bestimmtheit das entschiedene Bestreben zeigt, in die grammatischen Besonderheiten der Sprachen tiefer einzudringen, ihre, wie sich Pott sehr schön ausdrückt, grammatische Physiognomie hervortreten zu lassen.

Das Werk ist ähnlich, wie das Hervas'sche geographisch, nach den Erdtheilen, geordnet; die genealogische Ordnung, für welche Raum und Zeit nur untergeordnete Unterschiede bilden, bei den Sprachen als Hauptprincip aufzustellen, lag damals noch nicht so nahe, als jetzt, theils weil noch nicht so viele genealogisch verwandte Sprachen, welche mehreren Erdtheilen angehören, mit Sicherheit erkannt waren, theils weil auch in diesem Werke die Sprachwissenschaft noch nicht ganz selbstständig auftritt, sondern noch immer mehr im Dienste der Ethnographie steht, welche im vorigen Jahrhundert sehr bedeutende Kräfte beschäftigte und vorzugsweise dazu beigetragen hatte, Sprachenvergleichung und Sprachenkunde hervorzurufen und zu fördern. Doch ist innerhalb dieses geographischen Rahmens das genealogische Verhältniß der Sprachen, so weit die damaligen Zustände der Wissenschaft dasselbe erkennen ließen, im Allgemeinen, wenigstens in den von Vater bearbeiteten Theilen, mit anerkennens-

werther Sorgfalt berückſichtigt. Auch fehlt es ſelbſt in dem von Adelung herrührenden keineswegs an richtigen Anſchauungen über allgemeinere Fragen der Sprachwiſſenſchaft; ſo erkennt z. B. Adelung I. S. XXVIII die Entſtehung der Flexion vermittelſt Zuſammenſetzung und Zuſammenziehung; doch war dieſer Gedanke — mag er auch ſelbſtſtändig darauf gekommen ſein — nicht neu; er iſt vielmehr, wie wir weiterhin ſehen werden, ſchon von Horne Tooke entwickelt.

Der 1. Band (1806 erſchienen) behandelt die Sprachen des Continents von Aſien und der Inſelwelt. Es werden zuerſt die einſylbigen Sprachen, I. Chineſiſch, II. Tibetiſch und III.—VI. die hinterindiſchen: Birmaniſch, Peguaniſch, Annamitiſch und Siameſiſch behandelt, deren Zuſammengehörigkeit durch eine kleine Vergleichungstafel veranſchaulicht wird (S. 31).

Es folgen dann die mehrſylbigen Sprachen und zwar I. In Südaſien zunächſt die Malayen. Hier iſt ein Rückſchritt gegen Reland und Hervas eingetreten, indem die Stammverwandtſchaft der malayo-polyneſiſchen Sprachen (I. 586) verkannt wird und die in der Inſelwelt vorkommenden malayiſchen Wörter 'entweder Ueberreſte einer ältern allgemeinen Sprache ſind, oder auch durch Handel und Verkehr eingeführt ſein können'.

Unter 2. folgt: der Vorder-Indiſche Sprach- und Volksſtamm. Beim Sanſkrit iſt hier (S. 150—176) eine ziemlich reiche, natürlich, da ſie zum Theil auf ſecundären Quellen beruht, auch vielfach unzuverläſſige, Sammlung von Wörtern gegeben, welche insbeſondere mit europäiſchen Sprachen übereinſtimmen und daran die damals noch keineswegs herrſchende Anſicht geknüpft, 'daß alle dieſe Völker bei ihrem Entſtehen und vor ihrer Abſonderung zu einem gemeinſchaftlichen Stamme gehört haben' (I. 149). Adelung behandelt erſt die alten, dann die heutigen Sprachen. Den Stammesunterſchied zwiſchen der Dravida- und der Indogermaniſchen Bevölkerung Vorderindiens kennt er noch nicht; in Folge davon ſtehen die heutigen Sprachen

von Südindien in großer Verwirrung unter einander. Hinter diesen folgt die Sprache von Ceylon, welche man jetzt wohl mit ziemlicher Entschiedenheit berechtigt ist als eine dravidische zu betrachten und dann zuletzt die von J. L. L. Rüdiger, einem verdienstvollen Linguisten des vorigen Jahrhunderts, zuerst[1]) (1777) als indisch (im jetzigen Sinn von Indogermanisch) erkannte Sprache der Zigeuner.

Unter 3. folgt Afganisch. Davon waren damals nur 102 Wörter (im Petersburger vergleichenden Wörterverzeichniß) bekannt, welche schon Güldenstädt in seiner Reise mit entsprechenden der Osseten (einem, wie man jetzt weiß, eranischen Volksstamm) verglich, so daß er der Nachweisung derselben als Eranier schon ganz nahe stand. Adelung glaubt, daß es eine eigne Stammsprache sei, vermischt mit fremden, besonders Persischen Bestandtheilen.

Unter 4. werden die 'Sprachen des ehemaligen Mediens' behandelt, und zwar zunächst die alten: Zend und Pehlvi. Trotz der Unzuverlässigkeit und Oberflächlichkeit der Mittheilungen von Anquetil du Perron war die Verwandtschaft des Zend mit Sanskrit und andern alten Indogermanischen Sprachen schon bemerkt. Dem Pahlavî, welches durch Silvestre de Sacy's Erklärung der Inschriften von Nakshi Rustan schon etwas gründlicher besprochen war, weist Adelung richtig seine Stelle zwischen dem Zend und Parsi an. Als neuere Spra-

[1]) vgl. Pott, die Zigeuner in Europa und Asien. I. S. 13. Doch hatte Büttner eine ähnliche Vermuthung schon früher angedeutet (s. ebds.) und war auch der eigentliche Bearbeiter des sprachlichen Theils in dem Werke von Grellmann: 'Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart u. s. w. dieses Volks 1783', in welchem der Beweis der indischen Abstammung geführt ward. Die Hauptgrundlage dafür bildete ein Aufsatz von Friedrich Gottlieb Matthias Pauer (vgl. Grellmann Vorr. zur 2. Ausg. bei Pott a. a. O. I. 14), einem Ungarn (geboren 1750 in Preßburg), welcher sich in Hannover niedergelassen hatte und später eine angesehene Stelle im hannoverschen Staatsdienst einnahm.

chen werden Parſi, Perſiſch und Kurdiſch hingeſtellt, das letztre als ein Dialekt des Perſiſchen.

Dann folgt II. Weſt-Aſien und hier 1. der ſemitiſche Sprach- und Volksſtamm; 2. Armeniſch, ſo daß dieſe Sprache, deren Zuſammengehörigkeit mit den Altmediſchen (wir ſagen jetzt den Eraniſchen) Sprachen ſchon La Croze erkannt hatte, durch eine nicht einmal in geographiſcher Beziehung nothwendige Zwiſchenſchiebung von ihren Verwandten getrennt iſt. Doch muß bemerkt werden, daß Adelung das Armeniſche für 'eine eigne, mit keiner der bekannten Sprachen verwandte' nimmt (I. 421), obgleich er ebendaſelbſt mehrere Wörter anführt, die ihn auf die Verwandtſchaft mit den jetzt Indogermaniſch genannten hätten führen müſſen, wie mayr = lateiniſch mater, hayr = pater, -bayr in egh-bayr = frater, khoyr = perſ. khvâhar = soror. Bei den ſemitiſchen dagegen, deren genealogiſches Verhältniß im Weſentlichen ſchon bekannt war, hat er ſich durch das geographiſche Ordnungsprincip nicht abhalten laſſen, auch die in Afrika und Europa dazu gehörigen Zweige den aſiatiſchen anzuſchließen.

Unter 3. folgt Georgiſch, unter 4. kaukaſiſche Völker und Sprachen. Bezüglich der Oſſeten wußte man damals, daß ihre Sprache 'viel Perſiſches ... Slaviſches und Deutſches habe' ... 'welches aber', nach Adelung, 'nicht hinreicht, ſie von den Perſern ... abzuleiten' (I. 443).

Dann folgen unter III. Hohes Mittel-Aſien und unter IV. Nord-Aſien, Sibirien, Völker und Sprachen umfaſſend, welche wir jetzt zu den Ural-altaiſchen rechnen. Ihre europäiſche Verwandte erſcheinen erſt im 2. Bande.

Unter V. werden die Oſt-Aſiatiſchen Inſeln (Japan u. ſ. w.), unter VI. die Süd-Aſiatiſchen oder Oſt-Indiſchen (wie z. B. Java, Borneo, die Philippinen), unter VII. die Südſee-Inſeln behandelt.

Vergleicht man den Inhalt dieſes ganzen Bandes mit den

Umwandlungen, Bereicherungen und Vertiefungen, welche er in den folgenden etwa sechzig Jahren erfahren, so kann man sagen, daß mit Ausnahme der semitischen Sprachen fast kein einziger Stein dieses Gebäudes mehr zu brauchen ist.

Noch viel mißlicher steht es mit dem zweiten Band, welcher sich mit Europa beschäftigt. Hier ist der eigentliche Herd der Indogermanischen Sprachen, auf deren alte und neue Gestaltungen die vorzüglichste, glücklichste und entscheidenste Thätigkeit der neueren Sprachwissenschaft gerichtet war. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Uebersicht, welche genügen wird, die Art der in diesem Werke herrschenden Auffassung, so weit in historischer Beziehung dienlich sein möchte, zu erkennen. Als allgemeine Ueberschrift findet sich: Europäische Sprachen. Darunter I. Cantabrisch oder Baskisch, II. Keltischer Sprach- und Völker-Stamm, mit den Rubriken: 1. Alte Kelten. 2. Töchter des Keltischen in Britannien und Irland. A. Ireländisch. B. Hoch-Schottisch. Dann III. der (sonderbare) Keltisch-Germanische oder Kimbrische Sprachstamm (in Wales und Nieder-Bretagne). IV. Germanischer Sprach- und Völkerstamm, getheilt in A. Deutscher Hauptstamm (Ober-Deutsch, Nieder-Deutsch, Mittel-Deutsch, Hochdeutsch), B. Scandinavischer Hauptstamm, C. Englisch.

Unter V. wird ein Thracisch-Pelasgisch-Griechischer und Lateinischer Sprach- und Völkerstamm aufgestellt, welcher in vier Unterabtheilungen zerfällt: 1. Thrakisch-illyrischer Hauptstamm und zwar A. in Klein-Asien (z. B. Phrygier, Lydier, Lykier), B. in Europa (z. B. Cimmerier, Macedonier, Epiroten u. s. w., sonderbarer Weise lehnt sich der so kühne Verfasser dieser Anordnung gegen die zwar ebenfalls unbegründete, aber zu ihr passende Annahme von Thunberg auf, wonach die Albanesen zu den Illyriern zu rechnen seien und will diese lieber sogar mit den alten Albaniern am schwarzen Meer

in Zuſammenhang bringen II. 792. 793). Die zweite Unterabtheilung bildet der Pelasgiſche Hauptſtamm (Leleger, Lapithen und Centauren u. ſ. w.); bie dritte der Helleniſch-Griechiſche; die vierte der Lateiniſche, unter welchem Latein und die Romaniſchen Sprachen beſprochen ſind.

Unter VI. wird der Slaviſche Sprach- und Völkerſtamm behandelt. Unter VII. der Lettiſche, welcher als Germaniſch-Slaviſcher oder Lettiſcher bezeichnet iſt. Unter VIII. wird dem Walachiſchen als Römiſch-Slaviſch eine beſondre Hauptabtheilung gewidmet. Unter IX. folgt der Tſchudiſche Völkerſtamm und unter X. einige gemiſchte Sprachen im Südoſten von Europa, zunächſt Ungariſch, obgleich die für ihre Zeit ganz ausgezeichnete, erſte wirklich wiſſenſchaftliche Sprachvergleichung von Sam. Gyarmathi, welche wir theils den ruſſiſchen Verdienſten um Sprachenkunde, theils den auf der Univerſität Göttingen mit ſo großem Eifer — insbeſondre unter Schlözer's Antrieb — gepflegten hiſtoriſchen und ethnographiſchen Studien verdanken, ſchon im Jahre 1799 die Zuſammengehörigkeit deſſelben mit der IX. Rubrik über allen Zweifel erhoben hatte[1]).

Auf die Ungariſche folgt die Albaneſiſche Sprache und bildet den Schluß dieſes Bandes.

In dem dritten Bande, welcher ganz von Vater bearbeitet iſt, iſt in Bezug auf Stoff und Behandlung entſchieden ein ganz bedeutender Fortſchritt gegen früher zu erkennen. Afrika (3. Band, 1. Abtheil. 1812) iſt hier zum erſten Male im Zuſammenhange behandelt und zwar mit Benutzung von neuen an Zahl und Werth höchſt bedeutenden Hilfsmitteln, unter denen ich nur die linguiſtiſchen Sammlungen von Seetzen hervorhebe (geboren 1767, bereiſte Weſt-Aſien, Arabien und Aegypten von 1802 bis 1811,

[1]) Das Werk führt den Titel: Affinitas linguae Hungaricae cum linguis fennicae originis grammatice (NB.) demonstrata. Nec non vocabularia dialectorum Tataricarum et slavicarum cum hungarica comparata. Göttingen 1799. 8. XXVI. 380 S.

in welchem Jahre er in Arabien starb) und die Reisen im südlichen Afrika (1810), so wie die Bemerkungen über die Sprachen der südafrikanischen Völkerstämme[1]) von Mart. Heinr. Carl Lichtenstein (1780—1857).

Die beiden folgenden Abtheilungen (1813 und 1816 erschienen) behandeln die Amerikanischen Sprachen, bei deren Bearbeitung Vater sich vieler Hülfsmittel, sowohl gedruckter, als ungedruckter, von Seiten der beiden Humboldt erfreute. Alle drei Abtheilungen verdienen in Bezug auf Inhalt und Ausführung alle Anerkennung; um so mehr können sie, verglichen mit dem, was man jetzt von diesen Sprachen weiß, einen Maaßstab für den Fortschritt bilden, welchen die Sprachwissenschaft in diesem halben Jahrhundert gemacht hat.

Den Schluß des Werkes bildet ein vierter Theil (erschienen 1817), welcher Nachträge enthält; zunächst zum ersten und zweiten Bande von Friedrich Adelung, dem Sohne des Begründers dieses Werkes; diese treten nicht aus dem allgemeinen Charakter desselben heraus und bilden nur Ergänzungen desselben, welche die darin gegebenen Sammlungen vervollständigen. Wesentlich eben so ist es mit den Nachträgen von Vater zu allen drei Bänden. Bemerkenswerth ist nur, daß er bei den Ergänzungen zum Sanskrit (S. 484. 485) das ein Jahr vor Publikation dieser Nachträge erschienene Werk von Fr. Bopp über das Conjugations-System der Sanskrit-Sprache in Vergleichung mit jenem der griechischen u. s. w. erwähnt, ohne, wie es scheint, auch nur zu ahnen, daß die Sprachvergleichung und überhaupt die Sprachwissenschaft damit in einen wesentlich verschiedenen Weg geleitet, eine neue Aera derselben eröffnet ist.

Einen ganz andren Charakter trägt ein Nachtrag zum zweiten Band, welcher von dem großen Mitbegründer der neueren Sprachwissenschaft, Wilhelm von Humboldt, herrührt und den einfachen

---

[1]) In Bertuch und Vater Allgem. Archiv für Ethnographie und Linguistik 1808 I. 306.

Titel führt: 'Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache', aus welchem sich seine hohe Bedeutung kaum erahnen läßt. Es ist dieß der erste Flügelschlag des tiefsinnigen Denkers auf diesem Gebiet der Erkenntniß, seine Eigenthümlichkeit aber schon so scharf und bestimmt gekennzeichnet, daß sich ihre weitre Entfaltung und ihr gewaltiger Einfluß auf die Umgestaltung der Sprachwissenschaft mit ziemlicher Deutlichkeit daraus erkennen läßt. Es ist der erste Versuch, die Sprachenkunde aus ihrer bisherigen, wesentlich der Ethnographie untergeordneten, Stellung zu befreien, sie durch Verbindung mit philologischer Erkenntniß und Behandlung zu vertiefen, durch allgemeine, nicht eigentlich philosophische, sondern eher aus einem ahnungsvollen tiefen Blick in das Wesen der Sprache geschöpfte, Betrachtungen zu erhöhen, mit einem Worte zu einer selbstständigen Wissenschaft zu gestalten. Dazu trug vielleicht nicht am wenigsten ein äußeres Verhältniß bei, nämlich der Umstand, daß bei der isolirten Stellung des Baskischen in dem ganzen bis dahin etwas genauer erkannten Sprachenkreis an eine, ethnographischen Zwecken dienende, Vergleichung nicht gut zu denken war.

Während für die bisher in der Sprachenkunde verfolgten Aufgaben, unter denen die Erkenntniß des genealogischen Verhältnisses der Völker vermittelst ihrer Sprachen — nach Leibnitz' Vorgang — die Hauptstelle einnahm, eine Wörtersammlung und eine oberflächliche Grammatik hinlänglich schien, selbst diese letztre von nicht wenigen Arbeitern auf diesem Gebiete unberücksichtigt blieb, so daß sich die Zeit, welche auf die Erkenntniß einer einzelnen Sprache zu verwenden war, fast auf ein Minimum beschränken ließ — wie ja auch das Petersburger Vocabular trotz dem, daß es über fast alle Sprachen der Erde ausgedehnt war, in dem Zeitraum von einem Jahre vollendet war — trat hier eine Arbeit hervor, welche zehn Jahre vorher begonnen, vermittelst rein für die genauere Kenntniß der Sprache unter-

nommener Reisen gefördert, Zeugniß dafür ablegt, daß sich der Verfasser derselben aufs ernsteste angelegen sein ließ, diese fast literaturlose Sprache sich ganz in demselben Grade anzueignen, wie die classischen Sprachen von den Philologen, von einem Manne, wie sein Freund und Lehrer Friedrich August Wolf beherrscht wurden. Die damit verbundenen Untersuchungen 'über das Land und die Nazion, über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens, über die Spuren, welche man außer der Halbinsel, z. B. in Italien .... zu finden glaubt' (IV. S. 277. 278) zeigen ebenfalls das Bestreben der wolfischen Auffassung der Philologie, so weit es bei einem literaturlosen Volke möglich ist, auch hier den Weg zu bahnen; insofern sie aber der Erforschung der Sprache untergeordnet sind, deuten sie zugleich die hohe Stellung der Sprachwissenschaft an, zu deren Grundlegung und Ausbau W. von Humboldt eines der auserlesensten Werkzeuge zu werden bestimmt war.

Wir sind mit Erwähnung W. von Humboldt's eigentlich schon diesseits der Gränze gerathen, welche die ältere Sprachwissenschaft von der neueren trennt. Dennoch ist es uns nicht erlaubt, schon jetzt weiter zu schreiten; wir haben uns vielmehr nochmals zurückzuwenden, um insbesondre noch zwei Momente in Betracht zu ziehen, welche auf dem Gebiete der sprachlichen Forschung in dem, gerade hier so thätigen, vorigen Jahrhundert, wenn auch nicht zuerst überhaupt, doch zuerst in größerem Umfang und größerer Bedeutung hervortraten.

Das erste dieser Momente wird gebildet durch eine Menge von Untersuchungen über Entstehung und Entwickelung der Sprache und Sprachen, an denen Berufene und Unberufene einen lebendigen Antheil nahmen. Die meiste Aufmerksamkeit erregten jedoch zunächst ein Werk von De Brosses[1]) (geboren 1709, gestorben

[1]) Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie, Paris 1765. 2 Bände.

1777), einem Manne von großen, jedoch nicht für das Gebiet, welches er mit dem in der Note erwähnten Buche betrat, zureichenden Kenntniſſen, und in einem nicht gewöhnlichen Grade mit dem Geiſte ausgeſtattet, welcher eine Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Volkes bildet; ferner von Court de Gébelin[1]) (geb. 1724, geſt. 1784), welcher, ebenfalls kenntnißreich, aber in der Behandlung der Sprachen faſt noch kritikloſer als ſein Vorgänger, ſich, wie der neue Herausgeber ſeines Werkes Lanjuinais ſelbſt anerkennt[2]), weſentlich an dieſen anſchließt; dann von James Burnett, Lord Monboddo[3]) (geb. 1714, geſt. 1799), einem ernſten, tiefen und originellen Denker, welcher in einem weit höheren Grade und viel eindringlicher als De Brosses und Court de Gébelin ſich mit den Grundlagen derartiger Unterſuchungen — all den verſchiedenen damals zugänglichen Sprachen — beſchäftigte und jenen beiden an kritiſchem Sinn und Urtheil nicht wenig überlegen iſt; endlich in Deutſchland das von Johann Gottfried Herder[4]), welches, obgleich, wie alle Schriften dieſes ideenreichen Mitſchöpfers und Mitbegründers der eigenthümlich deutſchen Richtung in der Wiſſenſchaft, ein ehrenvolles Zeugniß ſeines und des deutſchen Geiſtes, doch kaum eine Ahnung von dem großen Einfluß gewährt, welchen Herder durch ſeine Ge=

---

[1]) Histoire naturelle de la parole ou grammaire universelle à l'usage des jeunes gens; erſchien 1774. 1775 und bildet eine neue Redaction des 2. und 3. Bandes ſeines Monde primitif. Es iſt von Neuem herausgegeben: avec un discours préliminaire et des notes par M. le Comte de Lanjuinais. Par. 1816.

[2]) a. a. O. S. 18, wo De Brosses' Werk bezeichnet wird als 'vrai prototype de la doctrine que Gébelin répandit sur ce sujet en 1774. 1776' . . . . c'est où il prit sa langue primitive, naturelle, nécessaire et impérissable. Ce que Desbrosses avait dit par hypothèse et souvent avec des restrictions, Gébelin l'affirma, le tourna en axiomes, l'exagéra de plus d'une manière.

[3]) On the origin and progress of language. 1773—1792.

[4]) Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berlin 1772.

sammtwirkung, wenn auch nur mittelbar, auch auf die Entwickelung der Sprachwissenschaft übte[1]).

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache, welche sich bei den Griechen und Römern zwischen den Gegensätzen von θέσις (willkürliche Gestaltung der Sprache durch Vertrag und Verabredung) und φύσις (naturnothwendige Entstehung derselben, basirt auf die Annahme der Bedingtheit des Lautkörpers durch den von ihm bezeichneten begrifflichen Inhalt) bewegte, hatte sich theils durch Einfluß jüdischer und christlicher Gelehrter, theils durch die so außerordentlich erweiterte Sprachenkunde, theils endlich durch die immer mehr hervortretende Schwierigkeit, sich die Entstehung der Sprache zu erklären, oder nur vorzustellen, nach und nach zu einem viel tiefer liegenden Gegensatz umgestaltet. Wenn gleich bisweilen noch auf die alten Schlagwörter zurückgegriffen wird, wie z. B. Th. Hobbes (1598—1679) die Entstehung der Sprache durch Vertrag und Verabredung leugnete, und annahm, daß sie sich durch Noth und das gesellschaftliche Leben der Menschen allmählig gebildet habe[2]), Maupertuis (1697 bis 1759) dagegen wesentlich Uebereinkunft als Grundlage der eigentlichen Sprachen betrachtete[3]), so trat doch dieser Gegensatz

[1]) Darüber s. weiterhin.

[2]) Elementorum philosophiae Sectio secunda c. 10. Amstelod. 1668.

[3]) Er geht nämlich von einem Zustand aus, wo die Menschen noch keine Sprache hatten und ihre Bedürfnisse durch Gesten und Schreitöne bezeichnen. Ce fut la première Langue de l'homme, heißt es dann diktatorisch und der große Mathematiker weiß sogar — jedoch ohne anzugeben, wie er zu dieser Kenntniß gelangt sei —, 'daß man erst lange nachher an andre Arten sich auszudrücken dachte' (Ce ne fut que longtemps après qu'on pensa à d'autres manières de s'exprimer). Zunächst habe man dann conventionelle Gesten und Schreitöne zu den natürlichen gefügt. Diese Mittel der Mittheilung hätten vervollkommnet und zu einer Pantomimen- oder gesangartigen Schreisprache entwickelt werden können. Allein trotzdem, daß auf den Theatern ausgezeichnete Pantomimen den verständlichsten Gebrauch von Gesten machen, hätte sich kein Volk dabei beruhigt; auch mit der gesangartig entwickelten Schreisprache würde es mißlich gewesen sein:

mehr in den Hintergrund, indem er der Frage Platz machte, ob die Sprache überhaupt durch bloß menſchliche Geiſteskraft habe

---

richtige Intonation und feines Ohr ſei nicht Jedermanns Sache. Ce ne fut peut-être qu'après bien des temps écoulés qu'on en vint à une manière de s'exprimer indépendante des gestes et des tons. On s'apperçut que sans agitation du corps et sans effort du gosier par de simples battemens de la langue et des lèvres on pouvoit former nn grand nombre d'articulations combinables à l'infini: on sentit l'avantage de ce nouveau langage; tous les peuples s'y fixèrent; et ce fut, la parole. Tout le reste n'a plus été que des conventions particulières etc. So iſt zu leſen in ſeiner 'Dissertation sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées' in der Histoire de l'Académie Royale des sciences et Belles-Lettres. Année 1754. Berlin 1756 p. 319.

Wüßte man nicht, daß der Menſchen Weisheit und Thorheit ſtets Hand in Hand gehen, ſo würde man nicht begreifen können, wie ein ſo außerordentlich intelligenter Mann zu ſolchen wahrhaft unüberlegten Thorheiten gelangen konnte. Indem er große Zeiträume für die Exiſtenz der beiden Vorſtufen der eigentlichen Sprache annahm, mußte er ſich doch ſagen, daß während dieſer Zeit die übrige Entwickelungsthätigkeit der Menſchen doch nicht geruht haben könne, daß mit Beſtimmtheit anzunehmen ſei, daß die Menſchen ſich während ſo langer Zeiträume nach verſchiedenen Weltgegenden zerſtreut haben würden, daß alſo, da wenigſtens ſeiner Darſtellung nach ſich nicht erkennen läßt, daß eine abſolute Nothwendigkeit die Entwickelung der folgenden Stufen aus den früheren bedingt habe, die Nachkommen derjenigen, welche ſich von dem Grundſtock der Menſchheit zu der Zeit abtrennten, als dieſer ſich mit Geſchrei und Geſten begnügte, ſo wie derjenigen, die ſich zu der Zeit iſolirten, wo conventionelle Geſten und Schreitöne hinzugetreten waren, in ihrer Art ſich zu äußern eine weſentliche Verſchiedenheit von denjenigen zeigen müßten, welche ſich bei denen findet, die ſich erſt dann abſonderten, als ſchon Sprache im eigentlichen Sinn exiſtirte. Von einer ſolchen weſentlichen Verſchiedenheit zeigt ſich aber in keiner Sprache der Welt eine Spur. Selbſt Maupertuis würde zugeben müſſen, daß ſämmtliche Sprachen an und für ſich betrachtet, darin ganz gleich ſind, daß ſie durch ſich ſelbſt keine weſentlich andere Arten der Entwickelung und Umwandlung andeuten, als die ſind, welche ſich in hiſtoriſcher Zeit und ſelbſt unter unſern Augen in ihnen vollziehen, am wenigſten ſolche abſolut verſchiedene Grundlagen, wie bei ſeiner Annahme in ihnen hervortreten müßten. Seine Annahme beruht überhaupt nicht auf Gründen, die aus den Sprachen ſelbſt geſchöpft ſind, ſondern auf ſolchen, welche andern Gebieten des Wiſſens, oder, genauer geſprochen, des Nichtwiſſens entlehnt

entstehen können, oder ob sie nicht vielmehr eine unmittelbare Gabe Gottes sein müsse. Diese Frage war bei der geringen Einsicht in das Wesen und die Entwickelung zusammengehöriger Menschencomplexe keineswegs eine unberechtigte. Die durch die erweiterte Sprachenkunde kennen gelernte Fülle von höchst verschiedenartigen lautlichen Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache mußte jeden Denkenden überzeugen, daß die Annahme einer durch die Natur der Dinge gleichmäßig bedingten Entstehung derselben nicht zu erweisen sei — hätten doch in diesem Fall dieselben Dinge in allen Sprachen vielmehr dieselben Namen haben müssen —, während die einer willkürlichen — wo die absichtliche Wahl zwischen mehr oder weniger gleich berechtigten sprachlichen Bezeichnungen eine Sprache vor der Sprache voraussetzt — schon durch Platon's Kratylos widerlegt war, durch die flachen Erklärungsversuche, welche sie hervorrief, sich selbst ad absurdum führte und bei tieferem Nachdenken von selbst wegfallen mußte. So gelangte denn einer der tiefsten Denker, Jean Jacques Rousseau, zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, daß die Sprachen durch rein menschliche Mittel entstehen und sich festsetzen konnten[1]). Dem

sind, wesentlich auf der Unmöglichkeit, die Anfänge der Menschheit und ihrer Entwickelung zu erkennen.

[1]) In dem Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes 1754. Oeuvres complètes 1790 T. VII. p. 79: Qu'on pense aux peines inconcevables et au temps infini qu'a dû coûter l'invention des langues, qu'on joigne ces réflexions aux précédentes (über die Schwierigkeit des Ueberganges vom Fühlen zum Denken bei den ersten Menschen) et l'on jugera combien il eût fallu de milliers de siècles pour développer successivement dans l'ésprit humain les opérations dont il était capable. — p. 82 nachdem schon eine Hauptschwierigkeit in Bezug auf die Sprachentstehung hervorgehoben: Nouvelle difficulté pire encore que la précédente: car si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art de la parole. — Er erwähnt dann die Annahme, daß die Menschen sich zuerst durch Gesten und Geschrei verständlich gemacht hätten, aber da diese Mittel unzureichend seien, sich endlich entschlossen hätten (on s'avisa enfin) die Artikulationen der Stimme dafür zu substituiren:

gegenüber ist es den Männern, welche die rein menschliche Entstehung der Sprache festhielten, schon als ein Verdienst anzurechnen, daß sie an der menschlichen Kraft, auch diese Aufgabe zu erfüllen, so schwer ihre Lösung auch erscheinen mochte, nicht verzweifelten und dadurch die Frage, obgleich sie selbst zu schwach waren, sie zu Gunsten ihrer Ueberzeugung zu entscheiden, für die Zukunft offen hielten, welche durch tiefere Erforschung des Anfangs und Fortgangs der menschlichen Schöpfungen und Entwickelungen sich zu einer vielleicht entscheidenden Beantwortung derselben immer mehr vorbereiten sollte.

Eine der ersten und bedeutendsten Stellen nimmt hier de Brosses' Werk ein, welches wenigstens das Verdienst hat, an der rein menschlichen Entstehung der Sprache festzuhalten. Dabei ist ferner anzuerkennen, daß es Willkür und Uebereinkommen von der ursprünglichen Entstehung der Sprache ausschließt. Die Nothwendigkeit, welche es für sie in Anspruch nimmt, leidet zwar noch sehr an den Fehlern der Kratylos'schen Methode, indem sie sich auf ein naturgemäßes Verhältniß zwischen der Sache und den sie sprachlich bezeichnenden Lauten stützen soll und die Beweise für diese Hypothese den jüngsten, von dem Ursprung der Sprache so fern liegenden Sprachen entnommen werden, so daß zwischen dem

---

substitution qui ne put se faire que d'un commun consentement et d'une manière .... plus difficile encore à concevoir en elle-même, puisque cet accord unanime dut être motivé et que la parole paroît avoir été fort nécessaire pour établir l'usage de la parole. — Dann hebt er noch andre Schwierigkeiten hervor und schließt p. 90 je ... supplie de réfléchir à ce qu'il a fallu de temps et de connoissances pour trouver les nombres, les mots abstraits u. s. w. Quant à moi effrayé des difficultés qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues aient pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qui voudra l'entreprendre la discussion de ce difficile problème, lequel a été le plus nécessaire de la société déjà liée à l'institution des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société.

Problem und den Beweismitteln eine Kluft von vielen Jahrtausenden liegt, in denen diese Mittel sich zugestandenermaaßen fort und fort verändert haben — allein sie hat den Vorzug vor der Kratylos'schen, daß sie von der Macht und der Wahl der Intelligenz unabhängig erklärt wird[1]). Ob de Brosses unter dieser Unabhängigkeit schon dasjenige verstand, was wir jetzt Unmittelbarkeit nennen, ist natürlich zweifelhaft; auf keinen Fall war er sich der großen Tragweite dieser Idee bewußt, sonst würde er sie sicherlich schärfer accentuirt und auch im Einzelnen entwickelt haben. Allein alle derartigen, die wissenschaftlichen Anschauungen umgestaltenden Ideen treten gewöhnlich zuerst dunkel und unbestimmt hervor und erhalten erst durch ihre Anwendung ihre volle Bestimmtheit. Diese Dunkelheit und geringe Geltendmachung derselben bewirkte auch, daß sie völlig ohne Einfluß blieb; sie mußte erst auf ganz anderem Wege gewonnen werden, ehe sie für die Auffassung nicht blos der Anfänge der sprachlichen, sondern überhaupt aller Schöpfungen der Menschheit, so fruchtbar zu wirken vermochte, wie sie später gewirkt hat. Dieß überhebt uns jedoch nicht der Pflicht, ehrend anzuerkennen, daß hier, wie nicht selten,

---

[1]) Ich stelle die Hauptsätze seiner Ansicht in seinen eignen Worten zusammen. Discours préliminaire I, vi. heißt es (l') acception conventionelle et derivée (des termes) . . . s'est établie . . . sur le véritable et premier sens physique du mot, . . . sur un rapport réel entre les termes, les choses et les idées; p. IX. les germes de la parole, on les inflexions de la voix humaine, d'où sont éclos tons les mots de langages, sont des effets physiques et nécessaires, résnltant absolument, tels qn'ils sont, de la constrnction de l'organe vocal et du méchanisme de l'instrument, independamment du ponvoir et du choix de l'intelligence qui le met en jeu. p. XI. le système de la première fabrique du langage humain et de l'imposition des noms aux choses n'est donc pas arbitraire et conventionel, comme on a contume de se le figurer; mais un vrai système de necessité, determinée par . . . la construction des organs vocaux . . . . (et) la nature et la propriété des choses réelles qu'on veut nommer.

franzöſiſcher Geiſt mit ſeiner eigenthümlichen Divinationsgabe eine Idee erfaßte, welche erſt ſpäter begründet ward.

Allein hiermit iſt ſo ziemlich alles geſagt, was im Allgemeinen an dieſem Werke zu loben iſt. Die Ausführung im Einzelnen iſt — nicht am wenigſten aus Mangel an denjenigen Kenntniſſen, welche für ſie nothwendig geweſen wären — die des Verfaſſers umfaſſen faſt nur die claſſiſchen Sprachen — ſchwach und beruht faſt nur auf rein willkürlichen, ja völlig verkehrten Annahmen. So z. B. führt er in der Vorrede, wo er die Quinteſſenz des ganzen Werkes giebt, für die Annahme, welche die Grundlage deſſelben bildet, daß die Wahl der Laute für die Bezeichnung der Dinge von der Natur der letzteren abgehangen habe, die franzöſiſchen Wörter rude et doux an, indem er dabei frägt: l'un n'est il pas rude et l'autre doux? als ob die Laute ſolcher von der Zeit der Entſtehung der Sprache ſo unendlich weit abliegender Wörter und der größtentheils nur auf der Vertrautheit mit ihrer Bedeutung beruhende, nicht ſelten in Folge davon bloß eingebildete, ſinnliche Eindruck derſelben auch nur das geringſte Moment für die Erklärung der urſprünglichen Bezeichnung der Dinge abzugeben vermöchten?[1]) Rein willkürlich, wenigſtens auf völlig unzureichende Gründe geſtützt, doch in der damaligen Zeit zu entſchuldigen, iſt ſeine Annahme einer einzigen primitiven Sprache, doch dabei anzuerkennen, daß er zugleich dagegen kämpft, daß eine der bekannten Sprachen — etwa, wie viele annehmen, die hebräiſche — als ſolche zu betrachten ſei. Die Mittel, durch welche er dieſe entſtehen läßt, ſind theilweis unwahrſcheinlich und im Ganzen höchſt ungenügend; die Annahme, daß für die Dinge, welche nicht in das Gehör fallen, kaum die Möglichkeit einer

[1]) Aehnlich heißt es I. 248, daß die Namen der Sprechorgane nach dem ihnen eigenen Charakter oder Laut gebildet ſeien und als Beiſpiel wird unter andern langue angeführt wegen des l (vgl. 251). Dieß iſt aber aus lateiniſch lingua entſtanden, welches, wie deſſen alte Form und die verwandten Sprachen zeigen, für dingua ſteht, in welchem kein l erſcheint.

unmittelbaren lautlichen Bezeichnung existirt habe, eine verzweifelte, und die Hypothese, daß nur durch Hülfe der Schrift auch für sie Wörter hätten erfunden werden können, eine fast kindische[1]). Rein willkürlich und theilweis kaum glaublich sind die Annahmen, durch welche er alle Sprachen aus dieser ursprünglichen ableiten und die Umwandlungen derselben erklären zu können glaubt[2]). Eine Sprache wird von der andern abgeleitet; aber bald Latein aus Deutsch, bald aus Hebräisch u. s. w., alles unter einander wie Kraut und Rüben[3]).

[1]) I. 290 L'organe vocale n'a . . . point de moyen primitif pour peindre les objets visibles. S. 293 Il fallut donc avoir recours à un autre et l'homme l'eut bientôt trouvée . . . . Avec sa main et de la couleur il figura ce qu'il ne pouvoit figurer avec sa voix. S. 301 La figure de l'objet présentée aux yeux pour en faire naître l'idée, a dû, ce me semble, précéder l'imposition du nom donné à ce même objet pour en fixer ou pour en réveiller l'idée chaque fois que ce mot seroit prononcé.

[2]) Ich erlaube mir nur eine Stelle (II. 166) hervorzuheben, die fast noch über Guichard (s. oben S. 232) hinausgeht; ich muß sie in des Verfassers eignen Worten geben: Il est parfois qu'en changeant la ligne de direction, on a laissé une seule lettre dans l'ancienne direction; ce qui a fait prendre cette lettre pour une autre qui lui ressembloit, et qui n'en différoit que par cette direction, comme q pour p, ou b pour d. Les exemples de cette singularité sont rares mais il y en a . . . . δίς, bis: petoar, quatuor; pempe, quinque; duiginti, biginti ou viginti; duellum, bellum etc. . . . . Ce changement purément matériel n'a rapport ni à la voix ni à l'oreille, mais seulement à la vue. Probablement le mot celtique et étrusque étant écrit ainsi en lettres étrusques ƎՐMƎՐ (pempe), les Latins l'ont grossièrement copié dans leur propres caractères fort approchans de ceux des Étrusques retournés de gauche à droite ƎUИQE (quinque) retournant les uns et laissant les autres dans la position étrusque. La preuve qu'il en avoient usé ainsi pour ce terme numérique, est confirmée par un procédé tout pareil dans le terme précédant: car le Ր étrusques de petoar est resté dans son ancienne position au mot latin quatuor, quatre. Fiel ihm gar nicht ein, daß bei dem häufigen Verkehr der Lateiner mit den Etruskern dieser Schreibfehler nicht lange hätte unentdeckt bleiben können.

[3]) z. B. I. 71. Les Latins ont fait leur mot Piscis sur le pri-

De Brosses iſt übrigens, ſo viel mir bekannt, der erſte unter den Sprachforſchern, welcher auf den für die damalige Zeit höchſt bedeutenden Brief des Pater Pons an den Pater Duhalde vom 23. November 1740 über Sanſkrit und deſſen Literatur, insbeſondere die darin niedergelegten grammatiſchen Arbeiten, Rückſicht nimmt[1]), und es iſt intereſſant zu bemerken, wie ſelbſt dieſe verhältnißmäßig ſo geringe Mittheilung ihn zu richtigerer Einſicht über den Sprachbau führt; fehlerhaft iſt aber wieder, daß er das, was für die Sprachen gilt, welche wir jetzt die indogermaniſchen nennen, ſogleich geneigt iſt, für alle anzunehmen.

In Bezug auf Court de Gébelin iſt ſchon oben (S. 282) das Urtheil von Lanjuinais mitgetheilt; es iſt deshalb faſt überflüſſig, näher auf ihn einzugehen; ich bemerke nur, daß er durch ſeine lebhaftere und zuverſichtlichere Darſtellung mehr als de Brosses ſelbſt zur Verbreitung von deſſen Anſichten beitrug. Von den beiden in der Anmerkung zu S. 282 erwähnten Bänden führt im Monde primitif der erſte den Titel Grammaire générale et raisonnée; der zweite iſt benannt de l'origine du langage et de l'écriture. Dazu kommen noch Band V—VII und IX des Monde primitif, von denen der 5. Band ein etymologiſches Wörterbuch der franzöſiſchen, VI und VII der lateiniſchen und IX der griechiſchen Sprache bildet; jedem derſelben iſt ein discours über dieſe Sprachen vorausgeſandt, der voll von Irrthümern iſt. Wie gering ſeine Kenntniſſe in Bezug auf die ſchon zu ſeiner Zeit gewonnenen Reſultate über Verwandtſchaft

mitif simple Fisch ... les Latins y ont ajouté une terminaison de leur langue. II. 185. Il est certain encore que les terminaisons esse et ice qui ajoûtées au mot désignent la femelle, comme princesse .... principessa.... comitissa, actrix viennent de l'oriental ischa qui veut dire vira femelle. I. 403 iſt Hephästos vielleicht Aph-esta 'le père du feu', Vulcanus Baal-khan 'dieu puissant'.

[1]) II. 372. Der Brief ſelbſt findet ſich in den Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères T. XXVI. p. 219, 1743 (2. Ausg. T. XIV. p. 65, 1781; 3. Ausg. T. VIII. p. 37, 1814).

der Sprachen waren, kann man daraus sehen, daß ihm Baskisch ein Dialekt des Celtischen ist und Persisch, Armenisch, Malayisch und Aegyptisch sogar für Dialekte des Hebräischen gelten. Wie kritiklos seine Etymologie daraus, daß er grönländische Wörter aus dem Hebräischen, Arabischen, Griechischen, kurz aus allen ihm zugänglichen Sprachen der Welt ableitet[1]). Wie es mit seiner Art étymologique beschaffen ist, kann man aus der Erklärung des Wortes 'Etymologie' selbst, speciell etymos, erkennen, welches von orientalisch 'tym ou tum' abgeleitet wird 'qui signifie perfection, justice, vérité'.

Sowohl de Brosses als Court de Gébelin nehmen ihre Aufgabe ziemlich leicht; der letztere sogar leichtsinnig.

Sie finden in der Sprachentstehung so wenig als Lucretius etwas wunderbares[2]) und im Allgemeinen scheint es in der That nicht so schwer, sich vorzustellen, daß geistig und physisch zur Spracherzeugung in so vollendeter Weise ausgerüstete Wesen, wie die Menschen, die ihnen von der Natur augenscheinlich vorgezeichnete Aufgabe zu lösen auch wirklich im Stande waren. Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn man im Besondern nach der Art und Weise forscht, wie diese Lösung ihren Anfang nahm. Daß aber weder de Brosses noch Court de Gébelin in Bezug auf die hier entstehenden Fragen etwas geleistet haben, bedarf nach dem bisher bemerkten keiner weiteren Ausführung.

Monboddo, dessen Werk acht Jahre nach dem von de Brosses zu erscheinen begann, ist weit entfernt, sich die Entstehung der

---

[1]) vgl. Hervas Catalogo I. 70 ff.

[2]) Lucr. V. 1055:

Postremo, quid in hac mirabile tantopere est re,
Si genus humanum, cui vox et lingua vigeret,
Pro vario sensu varias res voce notaret,
Cum pecudes mutae cum denique saecla ferarum
Dissimiles soleant voces variasque ciere,
Cum metus aut dolor est et cum jam gaudia gliscunt.

Sprache ſo leicht zu denken, als ſein Vorgänger. Auch er geht zwar davon aus, daß ſie auf rein menſchlichem Wege entſtanden ſei, aber während de Brosses dabei das Wirken einer unbewußten Thätigkeit annimmt, kann er ſich nicht von der Anſchauung befreien, daß alles, was die eigentliche Sprache betrifft, aus einer reflexiven Geiſtesthätigkeit hervorgegangen ſei; demgemäß nennt er ſie zwar im Anfange ſeines Werkes eine Erfindung (invention) des Menſchen und geht hier in ſeiner Vorurtheilsloſigkeit ſogar ſo weit, anzunehmen, daß ſie von mehreren Völkern und in verſchiedenen Theilen der Erde (natürlich unabhängig von einander) habe erfunden ſein können; daß demnach die verſchiedenen Sprachen nicht von einer primitiven (wie ſeine franzöſiſchen Vorgänger annahmen) abgeleitet zu ſein brauchten[1]); allein im Fortgang ſeiner Arbeit — welche ihrer einundzwanzigjährigen Dauer neben manchen Vorzügen auch viele Mängel verdankt — wird ihm dieſe Annahme immer bedenklicher; die Schwierigkeiten der Sprachentſtehung treten ihm immer greller entgegen, im 4. Bande S. 177 wagt er ſie nur den allerweiſeſten Männern zuzuſchreiben und drückt ſich dabei ſehr bedingt aus: if it be the invention of men, und S. 184 nimmt er für die Entdeckung (discovery) derſelben eine übermenſchliche Hülfe in Anſpruch[2]). Dieſe übermenſchliche Hülfe iſt in der That höchſt ſonderbarer und bizarrer Art, wie es denn — vielleicht in Folge der eigenthümlichen Verbindung normänniſchen, ſächſiſchen und celtiſchen Blutes in der

[1]) Origin and progress &c. I. 319: supposing language to be the invention of man (and it is upon that supposition I proceed), I see no reason, that it was invented only by one nation and in one part of the earth; and that all the many different languages spoken in Europe, Asia, America and the new world — are derived all from this common parent. And accordingly I have all along spoken, not of one primitive language, but of primitive languages in general.

[2]) if we believe that Providence has ever at any time interposed in the affairs of men — it must — have been in the invention of this art.

englischen Nazion — auch bei ihren starken, schwungvollen und gründlichen Denkern selten ohne eine, wie es scheint, celtische Bizarrerie abgehen kann; diese übermenschliche Hülfe wird nämlich den ägyptischen Dämonen-Königen zugeschrieben[1]). Diese und andere Bizarrerien und Irrthümer dürfen wir um so mehr übersehen, da sie durch manche klare und tiefe Blicke, gründliche Betrachtungen und anerkennenswerthe Bemerkungen, sowie überhaupt die großartige Anlage des Werkes, welches nicht bloß die Entstehung und Entwickelung, sondern auch, und sogar vorzugsweise, die Benutzung der Sprachen zu literarischen Darstellungen ins Auge faßt, wenigstens zu einem nicht geringen Theil aufgewogen werden.

In Deutschland hatte sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, trotz des Werkes von de Brosses, die allgemeine Ansicht mehr und mehr der Annahme eines göttlichen Ursprungs der Sprache zugewendet. Sie fand einen schwer ins Gewicht fallenden Ausdruck in einer Schrift von Süßmilch[2]), in welcher mit großem Geschick die Gründe hervorgehoben und entwickelt waren, welche sich für seinen und gegen den Standpunkt seiner Gegner geltend machen ließen. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin, in welcher, im Geiste ihres Stifters, Leibnitz, sprachliche Untersuchungen eine hervorragende Stelle einnahmen, ergriff diese Veranlassung, um eine Preisfrage 'über den Ursprung der Sprache' zu stellen. Unter den Bewerbern um den Preis erhielt die berühmte Schrift von Herder 1770 den Vorzug[3]). Kann

[1]) vgl. Monboddo, Antient Metaphysics IV. (erschienen 1794) 357: I have supposed that language could not be invented without supernatural assistance and, accordingly, I have maintained that it was the invention of the Daemon kings of Egypt, who, being more than men, first taught themselves to articulate and then taught others.

[2]) Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei. Berlin 1766.

[3]) Sie erschien 1772 in Berlin unter dem Titel: Abhandlung über den Ursprung der Sprache; die zweite Auflage ward 1789 veröffentlicht;

man auch nicht ſagen, daß der menſchliche Urſprung der Sprache durch dieſe Schrift erwieſen iſt, ſo muß doch anerkannt werden, daß Herder's ideenreiche und, wenn gleich in dieſer Schrift noch nicht harmoniſche und geſchmeidige, doch ſprachgewaltige Darſtellung, welche die Kraft hat, wo ſie nicht beweiſen kann, zu überzeugen, wo ſie nicht überzeugen kann, zu überreden, wenigſtens auf deutſchem Boden und in eigentlich wiſſenſchaftlichen Kreiſen die Frage zu Gunſten des menſchlichen Urſprungs für alle Zeiten entſchieden hat. Die Hauptgrundlage ſeiner Entwickelung, daß der Menſch zur Sprache geboren ſei, daß er ſeiner ganzen Natur gemäß die Nothwendigkeit in ſich trage, ſein inneres Leben durch artikulirte Lautcomplexe zu äußern, iſt, wenn auch nicht mathematiſch demonſtrirt, doch durch gewichtvolle Gründe ſo einleuchtend gemacht, daß man ſich von der Richtigkeit derſelben überzeugen durfte; neu und tiefſinnig war die Hervorhebung der, der ſich äußernden Sprache vorhergegangenen, inneren, die Bezeichnung des, durch die Thätigkeit der Vernunft hervorgebrachten, Merkmals einer Sache als 'Wort der Seele', und die Auffaſſung von dieſem als Grundlage des äußerlich gewordenen[1]). Schwach

ſie findet ſich in der Ausgabe von Herder's ſämmtlichen Werken in der Abtheilung zur Philoſophie und Geſchichte Bd. 2 S. 1—160, Stuttgart und Tübingen 1827.

[1]) in den ſämmtlichen Werken a. a. O. S. 40: '(der Menſch) beweiſet Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenſchaften (eines Gegenſtandes) lebhaft oder klar erkennen, ſondern Eine oder mehrere als unterſcheidende . . . bei ſich anerkennen kann . . . Wodurch geſchah dieſe Anerkennung? Durch ein Merkmal, daß er abſondern mußte . . . Dieß erſte Merkmal der Beſinnung war Wort der Seele. Mit ihm iſt die menſchliche Sprache erfunden'. S. 43 'auch der zeitlebens Stumme — war er Menſch, beſann er ſich: ſo lag Sprache in ſeiner Seele'. S. 44: 'Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menſchliche Seele hat Sprache erfinden können, ſo iſt's mir unbegreiflich, wie eine menſchliche Seele, was ſie iſt, ſein konnte, ohne eben dadurch ſchon ohne Mund und Geſellſchaft, ſich Sprache erfinden zu müſſen' (übertrieben, aber bezeichnend für die Entſchiedenheit ſeiner Annahme einer inneren Sprache). S. 104: 'Wenn es nun bewieſen iſt, daß nicht die mindeſte Handlung ſeines Verſtandes ohne Merkwort geſchehen konnte:

aber ist die Art, wie er den Uebergang von der inneren zu der sich in Lauten äußernden Sprache im Besonderen ich will nicht sagen zu beweisen, sondern nur anschaulich zu machen sucht. Wie bei seinen Vorgängern, bilden auch bei ihm Interjektion, Nachahmung von Naturlauten und Malen durch Laute den Uebergang und er begeht denselben Fehler, wie sie; auch seine Beweise für diese Annahme sind, ohne Rückführung der Wörter auf ihre sogenannte Wurzeln (ohne Analyse), ohne Berücksichtigung ihrer geschichtlichen Umwandlung, ohne Ahnung, daß das, was wir aus ihren Lauten herauszufühlen glauben, wohl nur auf unsrer langgewohnten Bekanntschaft mit ihrem begrifflichen Inhalt beruhen möchte, aus den allerjüngsten Sprachformen entlehnt[1]). Eben so wenig ist er sich der ungeheuren Kluft klar bewußt, welche zwischen Interjektion und Wort liegt, eine Kluft, welche so groß ist, daß man fast sagen darf: die Interjektion ist die Negation der Sprache; denn in Wahrheit werden Interjektionen nur da angewendet, wo man entweder nicht sprechen kann oder nicht sprechen will; daß es aber in den Anfängen der Sprache anders in dieser Beziehung gewesen sei, als jetzt, ist, wenn auch vielleicht möglich, doch eine bis jetzt unbewiesene und, wie mir scheint, unbeweisbare Hypothese. Doch ist hervorzuheben, daß der tief poetische Sinn, welcher Herder belebte und vorzugsweise seine Augen für die Erkenntniß der schöpferischen Mächte in der menschlichen Entwickelung öffnete, wenn auch noch nicht mit dem Ideenreichthum wie in seinen späteren Schriften, doch auch hier schon mächtig genug hervortritt, um uns ahnen zu lassen, daß es auch hier die poetische Concentration aller Geistes-

so war auch das erste Moment der Besinnung Moment zu innerer Entstehung der Sprache'. S. 109. 110: 'da (der ganze Faden der menschlichen Gedanken) .... von Besonnenheit gewebt ist .... so folgt, daß .... kein Zustand in der menschlichen Seele, der nicht .... durch Worte der Seele bestimmt werde'.

[1]) vgl. S. 71, 72.

kräfte auf eines ist, das sich mit innerer Nothwendigkeit nach außen Bahn brechen will, welcher die Entfaltung des Sprachtriebs vor allem andern von ihm zugeschrieben wird. So heißt es (S. 105): 'So ist die Genesis der Sprache ein so inneres Drängniß, wie der Drang des Embryo's zur Geburt beim Moment seiner Reife'; man vgl. auch S. 105 'wo .... Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit und muthige Wirksamkeit, Leidenschaft und Erfindungsgeist, kurz die ganze ungetheilte menschliche Seele am lebhaftesten (wirkt) ... da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden; da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinkt genug, um den ganzen Laut, alle sich äußernden Merkmale der lebendigen Natur so ganz zu empfinden und aufzufassen, wie wir nicht mehr können; und wenn die Besinnung alsdann Eins derselben lostrennt, es so stark und innig zu nennen als wir es nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt sind und jede zu einer eignen Sphäre gerichtet worden: desto stärker wirken alle zusammen, desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität.' Wenn gleich die Darstellung in dieser Stelle noch nicht entfernt diejenige ist, welche Herder später zu handhaben wußte, so sieht man doch, daß er sehr gut weiß, wie die geistigen Kräfte des Menschen sich zu einander verhalten müssen, wenn sie schöpferisch wirken sollen. Viel klarer würde es aber geworden sein, wenn er den Eintritt solcher Verhältnisse im Allgemeinen nicht von bestimmten Zuständen, speciell von gewissen Mängeln der Cultur abhängig gemacht hätte; doch konnte er sich in dieser Beziehung nicht den Anschauungen seiner Zeit entziehen, welche die culturlosen Zustände zu überschätzen angefangen hatte. Die schöpferischen Momente treten, wenn auch nicht in ununterbrochener Folge, zu allen Zeiten ein; nur machen sie sich vorzugsweise in denjenigen Gebieten geltend, deren Entwickelung in dem logischen Gang der menschlichen Geschichte in einer bestimmten Zeit und unter einem bestimmten Volk den Vorrang einzunehmen berufen ist; aber auch nur vorzugsweise; unter-

geordnet arbeiten sie auch an der Ausgestaltung der übrigen, sobald sich eine Nothwendigkeit geltend macht; fehlt diese, so mögen sie bisweilen auf einzelnen Gebieten, bisweilen überhaupt gewissermaßen schlummern, sind aber der Menschheit darum nicht abhanden gekommen. Selbst in den Sprachen wirken sie unter unsern Augen, wenn auch vielleicht nicht so ununterbrochen und mächtig, wie zu den Zeiten, wo diese noch nicht im Stande waren, dem Zweck, den sie zu erfüllen hatten in dem Maße zu genügen, wie die ihrem Ursprung so fern gelegenen, fast für alle Bedürfnisse entwickelten heutigen. Wo der Geist einen Mangel fühlt, schafft er mit gewöhnlich unbewußter Concentration seiner Kräfte auch das eine, was noth thut; das nöthige Wort wesentlich in derselben Weise, wie der, welcher das erste schuf; selbst in Bezug darauf, daß der heutige Schöpfer eines Wortes fast ausnahmslos aus schon in der Sprache vorhandenem Material seine Neubildungen gestaltet, liegt kein so großer Unterschied, als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt; auch der erste, der ein Wort schuf, bildete es nicht aus nichts, sondern aus dem Material, welches seine eigne und die außer ihm liegende Natur darboten, wie denn auch im Laufe der späteren Zeiten und selbst heute in den der entwickelten Sprache ferner stehenden Schichten Begriffsbezeichnungen aus demselben Material gebildet sind, die theilweis nur darum keinen Eingang in die Gesammtsprache finden, weil diese bei ihrem großen, durch viele Generationen aufgehäuften Reichthum ihrer nicht bedarf. Auch darin waren die urältesten Verhältnisse den heutigen wahrscheinlich gleich, daß mit dem ersten Wurf nicht gleich der beste gethan war, daß, wie heute, schlechtgebildete Wörter gar keinen Eingang finden, oder an die Stelle derselben bessere treten, so auch viele der ältesten Wörter in dem Menschencomplex, in welchem sie entstanden waren, keine allgemeine Geltung erhielten, oder durch bessere verdrängt wurden. Endlich ist sonderbarer Weise von keinem, auch Herder nicht, der durch seine Studien über die poetische Entwickelung der Menschheit ihr am

eheſten nahe geführt ward, die Bemerkung gemacht, daß, wie ſchöpferiſche Kraft überhaupt nicht an alle Menſchen gleich vertheilt iſt, ſo dieß auch in Bezug auf Sprache weder heut noch zu irgend einer Zeit der Fall geweſen ſein wird. Nur die dafür beſonders begabten werden auch in der älteſten Zeit die berufenen Schöpfer geweſen ſein, die übrigen mit dem Sinn für Erkenntniß der Richtigkeit einer Schöpfung mehr oder weniger ausgeſtatteten werden ſich damals wie heut nur empfangend, mehr oder weniger kritiſch, dazu verhalten haben.

Doch ich vergeſſe, daß es in dieſem Werke nicht meine Aufgabe iſt, eigne Anſichten auszuſprechen, zumal über ein Problem, welches mir ſo lange wenigſtens ein noli me tangere bleiben wird, als es noch andre giebt, deren Löſung, und zwar durch rein ſprachliche Mittel, ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit vorausſehen läßt.

Nächſt dieſer Richtung auf die Erforſchung des Urſprungs der Sprache machte ſich im vorigen Jahrhundert, theils in Verbindung damit, theils in Folge des ſeit Carteſius immer mächtiger hervorgetretenen philoſophiſchen Geiſtes, als zweites Moment das Beſtreben geltend, eine allgemeine oder philoſophiſche Grammatik zu geſtalten. Auch hier waren vorzüglich Franzoſen thätig. Es war zwar eine außerordentliche Kühnheit, bei der geringen Kenntniß der entlegeneren Sprachen an eine allgemeine Grammatik auch nur zu denken, allein man ließ ſich durch dieſen Mangel nicht irre machen; man betrachtete die bekannteren Sprachen, insbeſondere die eigne und die claſſiſchen, als die maßgebenden und die Erſcheinungen derſelben als die allgemein gültigen; dieſe ſuchte man mit den allgemeinen Geſetzen der Logik in Einklang zu bringen und ſieht man von dem ungerechtfertigten Anſpruch ab, welcher in dem Titel Grammaire générale et raisonnée liegt, ſo iſt mit Dank anzuerkennen, daß der ſtreng logiſche Geiſt der Franzoſen und ihr Streben nach Klarheit insbeſondere in Bezug auf die richtigere Erkenntniß des Weſens und des Ge-

brauchs der Redetheile in den vorzugsweise behandelten Sprachen, so weit dieß ohne Rücksicht auf den Ursprung und die Geschichte derselben möglich war, manches geleistet hat, was für die Sprachwissenschaft nicht ohne Frucht war. Am einflußreichsten war die Grammaire générale et raisonnée des Port Royal, welche zuerst schon im Jahre 1660 erschien und vorzugsweise, jedoch mit Beihülfe mehrerer andrer Gelehrter, von Claude Lancelot und Arnauld abgefaßt ist. Sie wurde später oft von Neuem aufgelegt und in der Ausgabe von Fromant (1766), welcher sich jedoch nicht auf dem Titel genannt hat, ohne Veränderung des Textes mit vielen Zusätzen versehen. Der volle Titel ist: Grammaire générale et raisonnée contenant les fondemens de l'art de parler, expliqués d'une manière claire et naturelle. Les raisons de ce qui est commun à toutes les langues et des principales différences qui s'y rencontrent; et plusieurs remarques nouvelles sur la langue Françoise. Um von der in dieser unzweifelhaft mit vielem Talent abgefaßten kleinen Schrift herrschenden Auffassung eine ungefähre Anschauung zu geben, hebe ich das Wesentliche aus dem hervor, was über die geschlechtliche Differenziirung gesagt wird. Im 5. Abschnitt des 2. Buches heißt es Des genres: Comme les noms adjectifs de leur nature conviennent à plusieurs, on a jugé à propos, pour rendre le discours moins confus, et aussi pour l'embellir par la variété des terminaisons, d'inventer dans les adjectifs une diversité selon les substantifs auxquels on les appliqueroit.

Or les hommes se sont premiérement considérés eux mêmes; et ayant remarqué parmi eux une difference extrêmement considérable, qui est celle des deux sexes, ils ont jugé à propos de varier les mêmes noms adjectifs, y donnant diverses terminaisons, lorsqu'ils s'appliqueroient aux hommes et lorsqu'ils s'appliqueroient aux femmes. ...

Mais il a fallu que cela ait passé plus avant. Car comme ces mêmes adjectifs se pouvoient attribuer à d'autres

qu'à des hommes ou à des femmes, ils ont été obligés de leur donner l'une ou l'autre des terminaisons qu'ils avoient inventées pour les hommes et pour les femmes, d'où il est arrivé, que par rapport aux hommes et aux femmes, ils ont distingué tous les autres noms substantifs en masculins et féminins; quelquefois par quelque sort de raison, comme lorsque les offices d'hommes Rex ... sont du masculin ... et, que les offices de femmes sont du féminin, comme regina....

D'autres fois aussi par un pur caprice et un usage sans raison....

Ich habe dieſe Stelle auch darum ganz mitgetheilt, weil die darin hervortretende Auffaſſung im ſtärkſten Gegenſatz zu derjenigen ſteht, welche in der neueren Sprachwiſſenſchaft ſich geltend gemacht hat. Die, wenn auch nicht in volles Bewußtſein übergegangene, Grundlage von jener bildet die Anſicht, daß die Sprachbildung mit Reflexion über ihre Zwecke und die zur Erreichung derſelben nöthigen Mittel vollzogen ſei, daß dieſe Mittel mit vollem Bewußtſein der Zwecke, denen ſie dienen ſollten, erfunden ſeien, daß die Spracherfinder weſentlich die Sprache beſaßen, ehe ſie gebildet war. Trotzdem aber kommt die Grammaire raisonnée nicht bloß hier, ſondern auch ſonſt zu dem Reſultate, daß man d'autres fois aussi par un pur caprice et un usage sans raison verfahren habe.

Weſentlich auf demſelben Wege, obgleich im Einzelnen vielfach im Gegenſatz zu der Grammatik des Port royal, befindet ſich das für ſeine Zeit ebenfalls bedeutungsvolle Werk von Beauzée: Grammaire générale ou exposition raisonnée des élements necessaires du langage pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues. 2 Bände 1767. Dieſem iſt die Grammaire générale eine Wiſſenſchaft und zwar la science raisonnée des principes immuables et généraux du Langage prononcé ou écrit dans quelque langue que ce soit, während

die Grammaire particulière die Kunst ist d'appliquer aux principes immuables et généraux du langage prononcé et écrit, les institutions arbitraires d'une langue particulière [1]). Auch hier zeigt sich der Gegensatz zu den Resultaten der neueren Sprachwissenschaft, indem diese in Bezug auf den hier aufgestellten Unterschied zwischen der allgemeinen und besondern Grammatik zu der Erkenntniß gelangt ist, daß es gerade in den besonderen Sprachen nichts willkürliches giebt, wohl aber der größte Theil von dem, was die allgemeine Grammatik für unveränderlich und generell ausgiebt, aus willkürlichen Hirngespinnsten besteht.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat auch der berühmte französische Orientalist Silvestre de Sacy mit einem Werke, betitelt Principes de Grammaire générale, auf, allein mit einer viel bescheideneren, ja entschieden zu bescheidenen näheren Bestimmung, nämlich mis à la portée des enfans et propre à servir d'introduction à l'étude de toutes les langues [2]). Dieses Werk orientirt auf eine sehr klare Weise über die Elemente und grammatischen Kategorien der gebildeten Sprachen Europa's und erleichtert dadurch in keinem geringen Grad auch das Verständniß fremdartiger, allein seine Bedeutung ist trotz des darin herrschenden wissenschaftlichen Sinnes weniger eine theoretische als eine praktische.

In England veröffentlichte im Jahre 1751 James Harris Lord Malmesbury (1709—1786) ein Werk über allgemeine Grammatik unter dem Titel: Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar. Es beschäftigt sich vorzugsweise mit den Redetheilen und hat vor allem das Verdienst, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf die alten classischen Grammatiker zurückgelenkt und das genauere Studium derselben durch die Hervorhebung ihrer Bedeutung gewissermaßen

---

[1]) Préf. zu dem ersten Bande, p. X.

[2]) erschienen zuerst an VII der Republik und in dritter Auflage 1815.

zur Pflicht gemacht zu haben. Doch zeichnet sich auch des Verfassers eigne Behandlung sprachphilosophischer Fragen speciell des Wesens der Redetheile, des Verhältnisses des Sprechens zum Denken, durch Scharfsinn und Geist aus, ohne jedoch im Ganzen eine neue Bahn zu brechen. Die Sprache besteht ihm aus articulirten Lautcomplexen, die kraft Uebereinkommens (by compact) eine Bedeutung haben, sie ist ihm, wie seinen Vorgängern, ein Gehäuse, erfunden zur Bezeichnung von Dingen und Gedanken, welche ihr ursprünglich gewissermaßen fremd sind, nicht eine besondre nach eigenthümlichen Gesetzen lebendig gewordene Form des inneren Lebens. So bleibt er im Wesentlichen durchweg an der Außenseite der Sprache haften, ohne das Vermögen zu gewinnen, in ihr Inneres einzubringen.

Ganz anders war es mit seinem großen Gegner John Horne Tooke (1736—1812), einem Manne von den außerordentlichsten Geistesgaben, der entschiedensten Selbstständigkeit und Originalität im Denken, hoher philosophischer Bildung, einer sich an Bacon von Verulam anschließenden wissenschaftlichen Geistesrichtung und einem so großen Talent für sprachwissenschaftliche Forschung, daß sich fast mit Gewißheit annehmen läßt, daß, wenn er seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachforschung nicht wesentlich nur auf ein einziges Werk beschränkt hätte, es ihm gelungen sein würde, durch die von ihm eingeschlagene neue Bahn schon zu seiner Zeit richtigeren Anschauungen über Sprache überhaupt und insbesondre die jetzt als indogermanische bezeichneten Eingang und Verbreitung zu verschaffen.

Er ist der Vorläufer der neueren Sprachwissenschaft nicht bloß in Bezug auf ihr Verfahren — naturwissenschaftliche Erforschung der Sprache aus ihr selbst, durch genaue Beobachtung ihrer Formen und deren Funktionen, Vergleichung mit den verwandten Erscheinungen in andern Sprachen und Beachtung ihrer geschichtlichen Umwandlungen in Bezug auf Laut und Bedeutung — sondern, trotz seiner Beschränkung auf einen kleinen Kreis

der indogermanischen Sprachen, deren Centrum seine Muttersprache, das Englische, bildet, selbst in Bezug auf einige ihrer wichtigsten Resultate.

Was ihn so weit zu führen vermochte, ist, abgesehen von seinen übrigen hohen Geistesgaben, dasselbe, was auch die Hauptgrundlage der neueren Sprachforschung bildet, eine, so weit es seine noch sehr beschränkte Hülfsmittel zuließen, methodische Etymologie und Philologie; allein wenn man bedenkt, daß die neuere Sprachwissenschaft in der Etymologie eine fast mustergiltige Vorgängerin und Lehrerin in der der größten Grammatiker — der indischen —. kennen, nachahmen und verbessern gelernt hatte, in der Philologie sich an ein durch die großen deutschen Philologen unseres Jahrhunderts so sehr umgestaltetes und vollendetes Vorbild halten konnte, so muß es um so größere Bewunderung erregen, daß Horne Tooke, ohne solchen Mustern folgen zu können, einzig durch eigne Geisteskraft im Stande war, die im Wesentlichen richtigen Wege einzuschlagen.

Der Titel des ausgezeichneten Werkes, welches wir ihm verdanken, ist *Επεα πτεροεντα* or the diversions of Purley (Name des Gutes seines Freundes Tooke, dessen Namen er dem seinigen Horne hinzugefügt hat). Der erste Theil erschien 1786, der zweite (in der ersten Ausgabe mir nicht zugänglich) 1805; eine neue Ausgabe, nach welcher ich citiren werde, ist 1829 mit Zusätzen, welche der Verfasser seinem Exemplar beigeschrieben hatte, und einem kleinen schon 1778 erschienenen sprachwissenschaftlichen Schriftchen desselben, von Richard Taylor veröffentlicht.

Wie der Verfasser der letzte der bedeutenden Sprachforscher ist, welche der Entwickelung der neueren Sprachwissenschaft vorhergingen, so bildet sein Werk gleichsam den Angelpunkt zwischen der alten sogenannt philosophischen Betrachtung der Sprache und der neueren wissenschaftlichen. Obgleich Horne Tooke, als Kind seiner Zeit von jener keinesweges ganz frei ist und durch den

nicht ganz abzuschüttelnden Einfluß derselben bisweilen zu irrigen Ansichten geführt wird, so dient sie ihm doch wesentlich nur zur Widerlegung der bis dahin daraus hervorgegangenen Irrthümer; er bekämpft diese mit ihren eignen Waffen, zu denen er noch die des Witzes, der Satire und Ironie gesellt, die er mit gewaltiger Wirkung zu handhaben versteht. Mit Entschiedenheit macht er den Unterschied zwischen der sprachlichen und logischen Auffassung der Dinge, Vorstellungen und Begriffe geltend. So heißt es z. B. II. 439, nachdem Jul. Caesar Scaliger's Unterscheidung zwischen Substantia und Essentia angeführt ist: (Essentia) *οὐσία* etiam convenit rebus extra praedicamenta . . . . At substantia . . . . in iis tantum, quae substant accidentibus: For pray, what is Scaliger's own consequence from the words you have quoted? That Whiteness is not a Substantive but Nomen substantiale. By which reasoning, you see, the far greater part of grammatical substantives are at once discarded, and become Accidentalia, or philosophical Adjectives. But that is not all the mischief; for the same kind of reasoning will likewise make a great number of the most common grammatical Adjectives become philosophical Substantives, as denoting substances. For both Substances and Essences . . . . are equally and indifferently denoted sometimes by grammatical Substantives and sometimes by grammatical adjectives u. s. w. mit dem Schluß S. 454: perhaps you will perceive in the misapprehension of this useful and simple contrivance of language (nämlich des Adjectivs), one of the foundations of those heaps of false philosophy and obscure . . . . metaphysic, with which we have been bewildered. You will soon know what to do with all the technical impertinence about Qualities, Accidents, Substances, Substrata, Essence, the adjunct Natures of things &c. &c.

Daß sein Verfahren den Grund zu einer neuen Theorie der Sprache lege, spricht er mit vollem Bewußtsein aus[1]); so treibt es ihn denn auch zu bestimmterer Accentuation schon ausgesprochener richtigerer Anschauungen und zur Erkenntniß neuer; I, 298 ist ihm Sprache zwar 'an Art ... But an Art springing from necessity and originally by artless men'. Dabei macht er sich zugleich über die sonderbaren Ansichten der Verfasser der Grammaire générale des Port Royal und des Herrn de Brosses über die Entstehung der Präpositionen lustig und spricht die selbst heute noch nicht allenthalben durchgedrungene Ueberzeugung aus, daß diese aus keinem andern Princip (ursprünglich) entsprungen sind, als die übrigen Wörter; diese letztre belegt er durch eine Fülle von etymologischen Untersuchungen in Bezug auf die germanischen Präpositionen und Conjunctionen, welche in höchst ehrenwerther philologisch-historischer Weise geführt sind; daß dabei eine Menge Irrthümer begangen werden, bedarf weder einer Bemerkung noch Entschuldigung; im Gegentheil ist es bei dem damaligen Stand der Sprachwissenschaft zu bewundern, daß ihre Anzahl nicht noch viel größer ist. Seine Erkenntniß der englischen Wörter fiend und friend als Participia Präsentis von angelsächsisch (und goth.) fi-an 'hassen' (sanskritisch pîyant 'der höhnende') und goth. fri-jon 'lieben' (sskr. Thema prî-ya) zeugt wie sein ganzes Werk für die Aufmerksamkeit, mit welcher er die grammatische Gestaltung der Wörter zu verfolgen wußte. Dieser verdankte er auch die Entdeckung, daß die meisten Abstracta in den von ihm besprochenen Sprachen ursprünglich Participia Perfecti Passivi waren, eine Entdeckung, welche nicht bloß für diese, sondern für die indogermanischen Sprachen überhaupt seitdem eine generelle Grundlage in der Regel des Sanskrits erhalten hat, wonach jedes Ptcp. Perf. Pass. im neutrum Abstractbedeutung haben kann[2]) und eine weitere Bestätigung in dem durch den

[1]) I. 377.

[2]) Pânini III. 3. 114.

Schreiber dieser Zeilen geführten Nachweis, daß die indogermanischen Abstracta auf ti ursprünglich Feminina dieses selben Particips sind.

Seine Hauptentdeckung jedoch ist die von ihm, wenn gleich, aus Mangel an klarem Material, noch nicht erwiesene, doch schon zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhobene Ansicht, daß alle Endungen ursprünglich bedeutungsvolle Wörter gewesen seien[1]). Diese Ansicht ist seitdem für die indogermanischen Spra-

[1]) Ich vereinige hier die Hauptstellen, in welchen diese Ansicht hervortritt, und erlaube mir die wichtigsten Worte durch besonderen Druck hervorzuheben. II. 429 the Verh does not denote any time; nor does it imply any assertion. No single word can. Till one single thing can he found to he a couple one single word can not make an Ad-sertion or an Ad-firmation: for there is joining in that operation; and there can be no junction of one thing. Darauf bemerkt sein Gesellschafter: Is not the Latin Ibo an assertion? und er selbst antwortet: Yes indeed is it and in three letters. But those three letters contain three words: two Verhs and a Pronoun. Diese Erklärung stimmt dem Princip nach genau mit der der heutigen Sprachwissenschaft überein; allein es gelang Horne Tooke nicht, das zweite Verbum richtig zu erkennen und das Verhältniß der Endung zu dem entsprechenden Pronomen genau zu bestimmen; eine Aufgabe, die ohne tieferes Eindringen in das Celtische und ohne vorherige Schulung durch das Sanskrit schwerlich erreichbar gewesen wäre. All those common terminations in any language, of which all Nouns or Verbs in that language equally partake (nnder the notion of declension or conjngation) are themselves separate words with distinct meanings .... These terminations are all explicable, and onght all to he explained: or there will be no end of such fantastical writers as this Mr. Harris, who takes fustian for philosophy. Auch hiermit hat H. T. ein Resultat der neueren Sprachforschung ausgesprochen; und selbst seine negativ ausgesprochene Prophezeihung ist, trotz dem daß noch keinesweges alle grammatische Exponenten dieser Art erklärt sind, zu einer positiven Wahrheit geworden. Seit der Zeit, wo die von H. T. geahnten und wenngleich vergeblich zu beweisen versuchten Resultate theils bewiesen, theils als beweisbar erkannt sind, sind die allgemeinen und philosophischen Grammatiken plötzlich verschwunden und ihr Verfahren sammt den darin herrschenden Anschauungen tritt nur noch in solchen Schriften hervor, die von den Wegen der Wissenschaft seitab liegen. — Bemerkenswerth ist auch, daß er ganz ähnlich wie M. Müller in Lectures on the science of lan-

chen in einer solchen Majorität von Fällen durch Induction bewiesen, daß man sie auch für diejenigen Fälle, für welche sie sich im Einzelnen noch nicht feststellen ließ, im Allgemeinen als giltig betrachten kann.

---

guage I, 217 (erste Ausgabe), um dem Leser seine Ansicht näher zu rücken, sich der Analogie eines romanischen Futurums bedient, wobei ich wenigstens (denn unsre sonst so reiche Bibliothek besitzt das von Horne Tooke gekannte Werk von Castelvetro nicht) zuerst erfahre, daß die Erklärung des italiänischen Futurums aus einer Zusammensetzung des in ein Futur zu verwandelnden Verbums mit dem Präsens des Verbum avere 'haben', z. B. amerò aus amare ho, amerai aus amare hai u. s. w. schon im 16. Jahrhundert von Castelvetro gegeben ward; aus H. T. II. 431 n. läßt sich folgern, daß es in seinen: Correzione d'alcune cose dei dialogo delle lingue di Benedetto Varchi. Basel 1572. 4. geschehen ist. — Doch ich muß noch einige Stellen aus H. T. selbst hinzufügen: II. 439 heißt es: Harris . . . says — "Take away the assertion from the verb *Γραφει*, writeth and there remains the Participle *Γραφων*, writing". — This is too clumsy to deserve the name of legerdemain. Take away *ει* and eth from *Γραφει* and Writeth and there remain only *Γραφ* and Writ, which are indeed the pure verbs; II. 431 in der Note it seems to me extraordinary that he (nämlich Castelvetro) should have supposed it possible that the Latin, or any other language, could, by the simple verb alone, signify the additional circumstances of manner, time, &c. without additional sounds or words to signify the added circumstances; and that he would imagine that the distinguishing terminations in any language (hier generalisirt er selbst zu sehr) were not also added words; but that they sprouted out from the verb as from their parent stock. If it were so, how would he account for the different fruit borne by the same plant, in the same soil, at different times? Man sieht, wie fest bei ihm die Ueberzeugung steht, daß ein Wort nicht mehr auszudrücken vermöge, als sich aus der Verbindung der dasselbe constituirenden begriffausdrückenden Elemente ergibt, eine Ueberzeugung, welche in wesentlich gleicher Form schon die großen indischen Grammatiker sich durch die Analyse des Sanskrits angeeignet hatten und für die indogermanischen und manche andre Sprachen durch die neuere Sprachwissenschaft festgestellt ist. — Ferner II. 454: Adjectives with such terminations (nämlich englisch ly, ous, ful, some, less, ish &c.) are, in truth, all compound words: the termination being originally a word added to those other words, of which it now seems merely a termination, wo er bis zu der Consequenz durchgedrungen ist,

Steht Horne Tooke durch ſeinen ſiegreichen mit den alten Waffen gegen die alten Anſchauungen geführten Kampf als der letzte der älteren Sprachforſcher da, ſo giebt ihm die letzterwähnte Entdeckung, ſowie ſeine ganze neue Methode das Recht, an die Spitze der neueren geſtellt zu werden und wäre nicht der Einfluß des Sanſkrits auf die Entſtehung der letzteren ſo entſcheidend geweſen, ſo würde man ſchwanken können, ob ſie nicht ſchon mit Horne Tooke zu beginnen hätte. Für uns iſt die Entſcheidung dieſer Frage von keiner Erheblichkeit, da die uns auferlegte Beſchränkung auf die Geſchichte der deutſchen Thätigkeit im Gebiete der neueren Sprachwiſſenſchaft ohnehin den Fremden ausgeſchloſſen hätte. Um ſo mehr freut es mich, daß in dieſer Ueberſicht der älteren Geſchichte dieſer Disciplin mir die Gelegenheit geboten war, ſeiner in einer Weiſe zu gedenken, die ich verſucht habe mit ſeiner hohen wiſſenſchaftlichen Bedeutung in Einklang zu bringen.

welche ſich wenigſtens für die Entwickelungsphaſe der indogermaniſchen Sprachen, welche wir genauer zu erkennen vermögen, nicht mehr leugnen laſſen wird, nämlich, daß ſie einzig — höchſtens mit ſehr ſpärlichen Ausnahmen — auf Zuſammenſetzung begriffbezeichnender Lautcomplexe mit ſich ſelbſt (Reduplication) oder andern beruht. Schließlich füge ich noch II. 468 hinzu, wo er ſich am beſtimmteſten ausſpricht: Case, gender, number are no parts of the noun. But as these same circumstances frequently accompany the noun, these circumstances are signified by other words expressive of these circumstances; and in some languages these words by their perpetual use have coalesced with the noun; their separate signification has been lost sight of (except in their proper application); and these words have been considered as mere artificial terminations of the Noun.

So Mood, Tense, Number, Person, are no parts of the Verb. But these same circumstances frequently accompanying the verb, are then signified by other words expressive of these circumstances: and again, in some languages, these latter words, by their perpetual recurrence, have coalesced with the verb; their separate signification has been lost sight of (except in their proper application); and these words have been considered as mere artificial terminations.

Von unmittelbarem Einfluß auf die Umgestaltung der Sprachwissenschaft war dieses so ausgezeichnete Werk auch nicht im Geringsten. Erst nachdem durch die neuere Entwickelung derselben in völliger Unabhängigkeit von ihm wesentlich gleiche Resultate gewonnen waren, wurde die Aufmerksamkeit auf dasselbe zurückgelenkt. Der eigentliche Grund, daß Horne Tooke's Arbeit so ganz einflußlos blieb, liegt wohl vorzugsweise darin, daß das ihm zu Gebote stehende Material nicht hinreichte, die Richtigkeit seiner Ideen zu beweisen, ja die Art, wie er sie, trotz dem, beweisen zu können glaubte, weit entfernt, seinem Zwecke zu dienen, vielmehr dahin wirken mußte, an ihrer Richtigkeit Zweifel hervor zu rufen. Wenn er z. B. seinen Lesern einreden wollte, daß lateinisch ibo aus i boul (= βουλ in βούλομαι, vol in volo) und o (= ego) entstanden und erst iboul, dann ibou, ibo geworden, ebenso amabo aus amaboul amabou hervorgegangen sei, alt audibo = audi(re) volo, nun audiam[1]) = audi(re) amo sei, so mußte sich dieser ohne weiteres sagen, daß diese Erklärungsversuche eben so zweifelhaft, unwahrscheinlich, willkürlich und phantastisch seien, als die von ihm bekämpften Ansichten. Vielleicht hätte er viel mehr gewirkt, wenn er diese Erklärungen nur als Veranschaulichung seiner Ansicht hingestellt hätte, ohne den Anspruch zu machen, sie dadurch zu beweisen. Dieser Anspruch mußte die Kritik des Lesers nothwendig herausfordern und diese konnte nur ungünstig ausfallen. Wie aber der Schöpfer dieser Idee, von ihr erfüllt, gegen die Mangelhaftigkeit seines Beweises verblendet ward, so vergaß auf der andern Seite der Leser bei seiner Kritik, daß etwas richtig sein könne, auch wenn der schlagende Beweis seiner Richtigkeit aus Mangel an Material oder auch aus Schwäche des Beweisenwollenden noch nicht geführt ist, und verschüttete, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit sammt dem Bade. Es ist in der Geschichte der Wissenschaften mit der Idee allein nicht gethan. Boden erlangt

[1]) II. 431. u. 432. Note.

sie erst, wenn ihre Berechtigung erwiesen ist; dann aber wird sie auch nur durch sonderbare Verhältnisse, welche in einem europäischen Culturstaat kaum wahrscheinlich sind, gehindert werden können, unmittelbar Einfluß zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man Horne Tooke das Recht bestreiten, selbst in einer allgemeinen Geschichte der neueren Sprachwissenschaft an ihre Spitze gestellt zu werden, allein die Gerechtigkeit fordert auch in diesem Fall anzuerkennen, daß die Mangelhaftigkeit des Beweises und der Verkörperung dieser von ihm zuerst ausgesprochenen Idee nicht subjective sondern objective Gründe hat; hätte er eine Kunde des Sanskrits gehabt und sich mit dieser Sprache ernstlich zu beschäftigen vermocht, so würde ihm der Beweis und die Verkörperung seiner so entschieden erkannten und mit so gewaltiger subjectiver Ueberzeugung vorgetragenen Idee wenigstens auf indogermanischem Gebiete ohne große Schwierigkeit vollständig gelungen sein [1]).

In Deutschland erschienen ebenfalls mehrere Arbeiten, welche sich auf dem Gebiete der sogenannten philosophischen und allgemeinen Grammatik bewegen [2]). Sie schließen sich wesentlich an die französischen und sind mit Ausnahme derer von August Friedrich Bernhardi (1768—1820) von sehr geringer Bedeutung. Bernhardi war ein Mann von Geist und als Schüler von Fr. Aug. Wolf, so wie durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Tieck, dem Haupte der Romantiker, denen die Entwickelung der eigenthümlich deutschen Anschauungen, die sich fortan in der

[1]) Es gibt ein Werk über ihn von Shepherd: Memoirs of John Horne Tooke. Lond. 1813. 2 Voll. mir aber nicht zugänglich. In Henry Dewar's Artikel Grammar in Brewster's Edinburgh Encyclopaedia Bd. X sind Tooke's Ansichten über die Redetheile vorzugsweise hervorgehoben; doch ist der ganze Artikel, obgleich erst 1830 erschienen, wesentlich im Geiste der alten philosophischen Anschauungen geschrieben, keineswegs in dem von Horne Tooke.

[2]) Vgl. J. S. Vater Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Deutschland gethan worden ist. 1799.

wissenschaftlichen Auffassung historischer Erscheinungen geltend machen sollte, nicht zum wenigsten verdankt wird, einigermaßen mit dem Ideenkreis vertraut geworden, welcher die Umgestaltung der deutschen Wissenschaft herbeiführte. Anklänge an diese Elemente, so wie einzelne geistreiche und scharfsinnige Behandlungen der Redetheile bilden die Vorzüge seiner beiden hieher gehörigen Werke[1]). Im Wesentlichen entfernen sie sich jedoch nicht von der durch die Franzosen eingeschlagenen Bahn; nur macht sich neben deren Einfluß auch der von Monboddo geltend.

Indem Bernhardi die 'unbedingte Form der Sprache' darstellen will, welche 'die nothwendige, keineswegs aber die nothdürftige' ist, wohl aber zugleich 'die idealische'[2]), aber ohne alle Einsicht in wirkliche Sprachen handthiert, kommt er, wie seine Vorgänger auf diesem Wege, zunächst zu den willkürlichsten Phantastereien, — wie z. B. 'die ganze Sylbe stellt dar den ausgebildeten Satz, in welchem allemal der den Vocal vorn unmittelbar berührende Consonant der hauptsächlichste, das reine Subject, der Vocal das reine Prädikat ist und die vor dem Hauptconsonans hergehenden Ausbildungen des Subjects, die dem Vocal folgenden Ausbildungen des Prädikats'[3]), oder 'Jeder an sich stehende Vocal ist als eine Wurzel zu achten'[4]) — und, wenn es gilt nachzuweisen, was denn in dieser unbedingten Form der Sprache nothwendig sei, zum plattesten Scholasticismus, indem die Erscheinungen der ihm geläufigen Sprachen als die nothwendigen Requisite der unbedingten Form der Sprache aufgewiesen wer-

[1]) Der Titel des ersten ist 'Sprachlehre'. Es besteht aus zwei Bänden, deren erster den besonderen Titel 'Reine Sprachlehre' führt und 1801 erschien; der zweite 'Angewandte Sprachlehre' erschien 1803. Das zweite Werk ist betitelt 'Anfangsgründe der Sprachwissenschaft' und erschien 1805.

[2]) Anfangsgründe S. 6 ff.

[3]) ebds. S. 97.

[4]) ebds. S. 107.

den[1]). Dennoch darf nicht verkannt werden, daß Bernhardi's Arbeiten auch zur Verbreitung mancher Anschauungen über sprachliche Erscheinungen dienten, welche richtiger waren als die damals gewöhnlichen.

Ehe ich diese Uebersicht der sprachwissenschaftlichen Thätigkeit vor Eintritt der neueren Entwickelung schließe, muß ich noch erwähnen, daß fast am Ende des vorigen Jahrhunderts das erste wirklich bedeutende Werk über die Bildung der menschlichen Sprachlaute abgefaßt ward. Es rührt von dem berühmten mechanischen Genie Wolfgang von Kempelen her, geboren in St. Petersburg 1734, gestorben in Wien 1804. Derselbe hatte schon 1778 eine Sprachmaschine verfertigt, welche vermittelst der Bewegung von Blasebälgen und Klappen alle Sylben deutlich und vernehmlich ertönen ließ, und im Jahre 1791 veröffentlichte er sein Werk 'Mechanismus der menschlichen Sprache', in welchem er die Sprachwerkzeuge und die Art, wie die in den europäischen Sprachen vorkommenden Laute gebildet werden, in einer für die damalige Zeit höchst anerkennenswerthen Weise beschreibt.

---

[1]) Vgl. z. B. Sprachlehre I. 143, wo die Notwendigkeit der geschlechtlichen Differenzirung der Substantiva demonstrirt wird.

II. Abtheilung.

Geschichte der neueren Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland etwa seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Allgemeine Momente, welche auf die Umgestaltung der Sprachwissenschaft von Einfluß waren.

Deutschland hatte zwar an der Wiedererweckung der Wissenschaften sowohl productiv als reproductiv und insbesondere an allem, was mit der Sprachwissenschaft zusammenhängt, einen sehr regen und höchst ehrenvollen Antheil genommen. Allein die Kämpfe, welche sich an die Reformation schlossen, die bedeutendsten geistigen Kräfte in ihren Dienst nahmen, sie und andre an pedantische Streitigkeiten gewöhnten und in diesen verbrauchten, die Nazion in zwei feindliche Heerlager spalteten, — in deren einem, dem katholischen, bald und für lange Zeit aller Sinn für Wissenschaft fast ganz erstickt und eingebüßt ward, — zuletzt die materielle Macht und den Wohlstand des Volkes auf lange Jahre hin vernichteten, durch die religiöse Spaltung, die Bürgerkriege und die in Folge davon entstandene Fülle von fast ganz unabhängigen Staaten und Stätchen das Reich in Atome auflösten und den Sinn für die Einheit und Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes fast ganz zerstörten, konnten nicht verfehlen, dahin zu wirken, daß wie die politische, so auch die geistige Macht unsers Vaterlandes immer tiefer sank und beider Einfluß auf Europa fast ganz dahin starb.

Wenn Deutschland trotzdem vor dem Schicksal Spaniens behütet ward, wenn seine Wissenschaft auch die ungünstigsten Verhältnisse zu überdauern vermochte, um dann zu einer noch nicht gesehenen Herrlichkeit zu erblühen, so sind es, neben dem unverwüstlichen Geist des germanischen Volkes, vor allem die Schulen und Universitäten seiner protestantischen Länder, denen es diesen wunderbaren Erfolg zu verdanken hat.

Langsam erholte sich unser Vaterland von den schweren Wunden, welche ihm insbesondere der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte. Spät erst trat es in die Reihe der Völker, welche einen herrschenden Einfluß auf die moderne Cultur-Entwickelung zu üben bestimmt sind, dann aber auch mit einer Intensivität, mit einer Ausdehnung über alle Gebiete des Denkens, Wissens und Schaffens, wie sie bisher noch von keinem ausgegangen ist. In Deutschland ist in dem Zeitraum dieser seiner literarischen Entwickelung die ganze Weltanschauung im Gegensatz zu allen, welche früher herrschten, umgestaltet, und eine Grundlage gewonnen, welche nicht nur der Kunst und den Wissenschaften, sondern dem ganzen Leben der europäischen Völker eine neue Richtung gegeben hat. Und nicht bloß die Anfänge, nein selbst der bedeutendste und glänzendste Theil dieser Entwickelung fällt nicht — wie bei andern Völkern: Griechen, Spaniern, Engländern, Franzosen — in die Zeit politischen Aufschwungs, Sieges, Macht und Ruhm — nein keine ihrer geringsten Epochen fällt sogar in die Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung und Machtlosigkeit. Weit entfernt ein Kind politischer Macht und Größe zu sein, hat sie vielmehr die Nazion erst wach gerufen, ihr das Gefühl ihrer Einheit wiedergewonnen, ihr neues Selbstbewußtsein eingehaucht, ihre Kraft gehoben, ihren Muth gestählt, sie vorbereitet, erzogen, gebildet und ihr die Fähigkeit und die Stärke gegeben, sich aus dem tiefen politischen Verfall, in welchem sie sie vorgefunden hatte, zur Einheit und zu einer Macht zu erheben, die, obgleich sie ihr Ziel noch nicht erreicht hat, doch die Bürgschaft

einer auch in dieser Beziehung ehrenvollsten Zukunft in sich trägt. So bietet Deutschland das noch nie gesehene wunderbare Schauspiel eines geistigen Aufschwungs, der im Gefolge tiefster Demüthigung eintrat, nicht durch Sieg und Ruhm hervorgerufen ward, sondern vielmehr umgekehrt diese erst in seinem Gefolge hatte, sie vorbereitet und wesentlich durch seine Kraft herbeigeführt hat.

Dieser Aufschwung beginnt etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und reicht — wenn gleich in seiner Lebhaftigkeit und Richtung wechselnd — ununterbrochen bis in unsre Tage hinein. Die Unpartheilichkeit gegen alles Fremde, einer der schönsten Züge des deutschen Charakters, trug in dieser Entwickelung ihre herrlichsten Früchte. Alle Elemente der Bildung, wie sie die ältesten und jüngsten Zeiten, die verschiedensten Völker hervorgebracht haben und hervorbringen, vereinigen sich harmonisch mit den Schöpfungen deutscher Arbeit und gestalten sich zu einer Universalität, die in den Eigenthümlichkeiten des deutschen Geistes und der daraus hervorgebrochenen neuen Weltanschauung ihre Einheit findet. So erweitert sich deutsche Cultur zu einer universellen, in welcher jedes der Culturvölker einen Theil und nicht den schlechtesten seiner selbst findet, nichts ihm absolut Fremdes erkennt und darum leicht und gern, wie in einer erweiterten Heimath, sich niederläßt.

Johann Gotthold Ephraim Lessing (geboren 1729 in Camenz, gestorben 1781 in Wolfenbüttel) und Joseph Joachim Winckelmann (geboren 1717 in Stendal, ermordet 1768) sind es, in denen die beiden Hauptseiten der deutschen wissenschaftlichen Bestrebungen, welche fortan herrschend wurden: ehrfurchtsvolle aber ernste Bekämpfung unberechtigter Autorität und tiefe Versenkung, ja vollständiges Aufgehen in den Gegenstand der Forschung, zuerst mit entschiedener Bestimmtheit und siegreichem Erfolg sich zur Geltung brachten. An sie schlossen sich fast unmittelbar Herder (1744—1803) und Göthe und die übrigen großen Heroen des vorigen Jahrhunderts, welche im Verein mit jenen zuerst

eine Sprache schufen, die des Ideenreichthums und überhaupt des großen geistigen Inhalts würdig ist, mit welchem sie und ihre Nachfolger auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sie erfüllt haben.

Vertheilt sich dieser Ideenreichthum gleich auf eine nicht geringe Anzahl von Männern, so ist es doch Herder, welcher durch Fülle, Tiefe und Umfang derselben, sowie durch nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der eigenthümlichen Weltanschauung, die das Charakteristikum deutscher Wissenschaft ward, vor allen hervorragt. Er und Lessing sind es, welche auf Inhalt und Form der deutschen Wissenschaft — abgesehen von den Naturwissenschaften — mehr als irgend ein anderer bestimmend gewirkt haben. Wenn Herder mehr durch Großartigkeit und Fülle der Ideen glänzt, aber der Fähigkeit ermangelt, sie durch Dialektik und Concentration auf einen Gegenstand zur wissenschaftlichen Geltung zu bringen, zu verkörpern und so ihre Berechtigung nachzuweisen, so steht ihm Lessing zwar an Ideenreichthum nach, übertrifft ihn aber weit in der dialektischen oder überhaupt wissenschaftlichen Behandlung aller Gegenstände, an die er seine Hand legt. Hat Herder uns auf lange Zeit mit Ideen versehen, so lehrte Lessing, wie der Stoff zu behandeln sei, wie Ideen befähigt werden ihn zu durchströmen, wie Inhalt und Form sich zu einer wissenschaftlichen, nicht bloß überzeugenden, oder gar nur überredenden, sondern zwingend beweisenden Einheit gestalten. Ist Herder der große Strateg, aus dessen Haupt vorzugsweise die Pläne hervorgingen, welche die wissenschaftliche Anschauung umzugestalten bestimmt waren, so ist Lessing der Taktiker, welcher vor allen die Kampfweise schuf, durch die sie befähigt wurden, das Feld zu erobern und zu behaupten.

Einer der fruchtbarsten Gedanken Herders, dessen Ausführung in die Blüthe seines Lebens fällt (1778—79), ist die Sammlung von Volksliedern. Er war zwar nicht der erste, welcher seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin gerichtet hatte, auch

nicht der erste, welcher von dem ästhetischen Werth derselben berührt ward[1]), allein er war der erste, welcher eindringend ihr Wesen, ihren Werth und ihre vielseitige Bedeutung in den feurigen Worten glühender Begeisterung, wie sie fast nur ihm zu Gebote standen, zur Anschauung zu bringen und zu allgemeiner Ueberzeugung zu erheben suchte. Damit war ein Ferment in die Wissenschaft eingeführt, von welchem die classische Cultur so gut wie gar keine Notiz genommen hatte und, da die neuere Cultur sich wesentlich in den Bahnen bewegte, welche jene eingeschlagen hatte, so war das wenige, was in dieser Richtung bis dahin geschehen war, auch für sie bis auf Herder ohne allen Einfluß geblieben. Diesen Einfluß erkämpfte und errang ihm Herder, vielleicht ohne auch nur entfernt zu ahnen, daß er damit eines der Hauptmomente in das Leben und in die Wissenschaft trug, durch dessen weitere Entfaltung sich die neue geistige Entwickelung von der überlieferten auf das wesentlichste unterscheiden sollte.

Drei Richtungen insbesondere sind es, in denen der Einfluß der mit dieser Sammlung beginnenden Bestrebungen: eine tiefere Einsicht in das eigentliche Leben und die Schöpfungen der Völker zu gewinnen, zunächst für Deutschland und von da aus für die europäische Cultur von höchster Bedeutung wurde.

Vornweg trugen sie nicht wenig zur Läuterung des deutschen Geschmacks bei. Der Einfluß der Volksdichtungen und ihrer Weisen zeigt sich schon in den ältesten und schönsten Ergüssen der göthischen Lyrik, und als der Meister selbst in späteren Jahren und mit ihm Schiller durch ihr nur zu verlockendes Beispiel die deutsche Poesie wieder in die Bahnen der Kunstpoesie zu leiten drohten, waren die bis dahin in reichen Sammlungen hervorgetretenen Volkslieder und die in der Scheidung des volksthümlichen und des rein individuellen in den größten Dichtern erstarkte ästhetische Kritik mächtig genug, um vermittelst der Romantiker

[1]) vgl. bei ihm selbst, Werke, schöne Literatur 1828. VII. 68.

wenigstens einen hemmenden Protest hervorzurufen und die Bahn frei zu erhalten, welche durch Wilhelm Müller, Heine, Pfau und andre zu lyrischen Schöpfungen geführt hat, in denen Volksgeist und individueller Geist so innig verschmolzen sind, daß sie neben den älteren göthischen das größte bilden, was, so weit uns bekannt, nach der hebräischen Lyrik, auf diesem Gebiete vom Menschengeiste geschaffen ist.

Ferner weckte und erhöhte die Erkenntniß des hohen Werths des deutschen Volksliedes auch die Theilnahme für die übrigen Schöpfungen und Gestaltungen des deutschen Volksgeistes; Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche fingen an mit gleichem Eifer erforscht, gesammelt und betrachtet zu werden. Man erkannte und verfolgte den Einfluß des Volksgeistes auf die übrigen Gebiete menschlicher Entwickelung: Recht, Staat, Religion, alle Formen des Lebens. Daraus ging — gefördert durch manche andre Momente — nicht bloß eine deutsche Alterthumswissenschaft hervor, nicht bloß eine ganz neue Auffassung der Culturgeschichte, sondern vor allem eine Verehrung und Liebe zu unserm Volke, wie sie Deutschland lange abhanden gekommen war. Die Erkenntniß, daß der Einzelne vor allem in seinem Volke wurzeln, sich mit ihm und seinem Geiste eins wissen und erst auf diesem Boden zur Selbstständigkeit heranreifen müsse, erblühte zu vollem Bewußtsein, zu Gestalt und treibendem Leben. Man sah, was in dieser Beziehung gefehlt war, welch schmähliche Folgen der Mangel an Vaterlandsliebe nach sich gezogen hatte. Das Gefühl der Pflichten gegen die Nazion erstarkte in der Liebe zu ihr. Das ganze Volk wurde von dem Gedanken erfüllt, alle seine Kräfte daran zu setzen, die fast verlorene Selbstständigkeit wieder zu erringen, seine Nazionalität durch Wiederherstellung seiner Einheit sicher zu stellen. Deutschlands Freiheitskämpfe und Einheitsbestrebungen wurden das Vorbild der Nazionen, die in ähnlichen Gefahren schweben, und das Nationalitätsprincip erhob sich zu einem der ersten Glaubenssätze der europäischen Politik.

Das für die Wissenschaft bedeutendste Resultat jedoch aller dieser auf die Schöpfungen des Volksgeistes gerichteten Forschungen, welche nach und nach sich über alle Völker und Zeiten auszudehnen suchten, war ein tieferes Verständniß der Entwickelung der menschlichen Culturelemente, eine neue Weltanschauung, welche wesentlich auf der genaueren Erkenntniß des Verhältnisses und der Rechte beruht, in welchem und nach welchen der Geist der Einzelnen und der Gesammtgeist eines naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexes bei der Entfaltung der Gestaltungen desselben sich betheiligen und zu betheiligen berechtigt sind. Während man früher fast alle Entwickelung dem Einfluß von Individuen zuschrieb, fing man an die ganze Fülle, Tiefe, Höhe, Kraft und Gewalt des Gesammtgeistes zu begreifen, welcher in diesen Schöpfungen gewirkt hat und, wenn auch nicht in jedem Augenblicke sichtbar, fort und fort wirksam ist. Man fühlte, daß eine naturgemäße Entwickelung aller geistigen Triebe auf dem Zusammenwirken aller in einem naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexe, einem Volke, lebendigen geistigen Kräfte und Anlagen beruhe, und daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit, das heißt Verschiedenheit an Wesen und Größe (Qualität und Quantität) der menschlichen Anlagen — der schaffenden, erkennenden und beurtheilenden — in diesem Zusammenwirken die Möglichkeit gegeben war, das Höchste zu erringen, was einem Volksgeiste erreichbar ist. Dieses Gefühl konnte nicht umhin, vor den Gestaltungen, welche dieses Zusammenwirken geschaffen und festgestellt hatte, Ehrfurcht zu erzeugen und, im Gegensatz zu den Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche, im Namen der nicht selten nichts weniger als gesunden Vernunft, mehrfach eine unbefugte Kritik an ihnen geübt hatte, den rein negirenden Kräften einen Zügel anzulegen. Mag man gleich im Einzelnen hier nach beiden Seiten hin gefehlt haben, so stellte sich doch im Ganzen die Ueberzeugung fest, daß die Ehrfurcht vor den concreten Gestaltungen des Menschengeistes und die

kritische Umgestaltung derselben zwei Faktoren der menschlichen Entwickelung sind, welche, im Allgemeinen gleich berechtigt, erst in den Kämpfen um die besonderen Elemente derselben ihre bestimmten Gränzen erhalten. Was sich in dieser Beziehung zu einer mehr oder minder klaren Ueberzeugung entwickelt hatte, suchte eine tiefe Philosophie zu wissenschaftlichem Bewußtsein zu erheben.

Vier theils gleichzeitig, theils unmittelbar hintereinander wirkende Philosophen, wie sie in einem so kurzen Zeitraum noch nie hervorgetreten waren: Kant, Fichte, Schelling und Hegel waren es, in deren Arbeiten die Verhältnisse und die Rechte des individuellen und des in seinen Schöpfungen objectiv gewordenen gemeinsamen Geistes gegen einander abgewogen und — in den Werken des letzten, des tiefsten Denkers, welchen die Geschichte bis jetzt zu nennen vermag — festgestellt wurden.

Die seitdem herrschende Weltanschauung ruht auf dem Gedanken, daß diese Schöpfungen: Staat, Recht, Religion, Sprache, Sitte, Kunst, Wissenschaft u. s. w. und ihre Entwickelungen nach Gesetzen hervortreten, die in der Natur der Menschheit begründet sind und sich nach dem Maaße der Differenziirung derselben in den naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexen und Individuen zur Geltung bringen. Damit war die mäkelnde einzig negirende Kritik, welche in ihnen nur Ausflüsse der Noth erkennen zu dürfen glaubte, und somit etwas Nothdürftiges, weit hinter den Idealen zurückstehendes, welche sie zu ahnen, oder in ihrem Schoß zu tragen sich einbildete, oder vorgab, aus der Wissenschaft hinausgewiesen; keinesweges aber war das Recht des Individuums bestritten, auf dem gemeinsamen Boden nach dem Maaße seiner geistigen Kräfte an der gemeinsamen Arbeit sich zu betheiligen und das was in seinen besonderen Ueberzeugungen berechtigtes liege, zur Geltung zu bringen; im Gegentheil erhob sich das Recht zu einer dem Complex, dem es angehörte, schuldigen heiligen Verpflichtung.

Wenn diese neue Weltanschauung, die wir der genialen Intuition Schelling's und dem universellen dialektischen Geiste Hegel's vorzugsweise verdanken, vom höchsten Einfluß auf Inhalt und Richtung der deutschen Wissenschaft überhaupt war, so übte Hegel's philosophische Thätigkeit einen fast nicht minder bedeutenden auf die vollständige Umgestaltung des Charakters der einzelnen Disciplinen.

In der Zeit, welche der Thätigkeit der großen Philosophen vorherging und sie theilweise noch begleitete, hatte sich für die Behandlung der Gegenstände des Wissens und Denkens eine empirische und philosophische, oder gewissermaßen praktische und theoretische Scheidung geltend gemacht. Mit wenigen Ausnahmen verfuhr man so, daß man die Gestaltungen und Geschichte der menschlichen Entwickelungen, wie Recht, Staat, Sprache u. s. w., rein empirisch darstellte; man lehrte, was an bestimmten Orten Rechtens sei, welche die Organe eines bestimmten Staates, welche ihre Funktionen, die Gesetze und den Gebrauch bestimmter Sprachen u. s. w., wesentlich um den Lernenden in den Stand zu setzen, von dem Erlernten einen praktischen Gebrauch zu machen. Die Gründe dieser Entwickelungen, das Wesen, den Zusammenhang derselben zu erforschen, die Art und Weise ihrer weiteren Entfaltung aufzuzeigen, überließ man der Philosophie. Dieses Verhältniß der einzelnen Disciplinen zur Philosophie stellt der große Philosoph, welche an der Spitze dieser Tetras steht, in der naivsten Form noch als ein vollständig berechtigtes dar. In seiner Schrift 'Der Streit der Fakultäten' (1798) hat nur die philosophische Fakultät eine wissenschaftliche Bedeutung; die übrigen stützen ihre Lehren auf Normen, die, wie er im vollen Ernst meinte, von der Willkür ausgehen: der Theolog soll nach ihm seine Lehren nur aus der Bibel, der Jurist nur aus dem Landrecht, der Mediciner (so heißt es wörtlich) nur aus der Medicinalordnung schöpfen.

Die Wissenschaft der Philosophen machte es sich aber, mit

wenigen Ausnahmen, in Bezug auf diese Entwickelungen sehr bequem. Ohne sich um die thatsächlichen Gestaltungen zu bekümmern, sog sie ihre Weisheit fast nur, wie man zu sagen pflegt, aus dem Daumen. Sie nahm ihre Stellung über, unter, neben und außerhalb der Dinge, über welche sie philosophirte, nur nicht da, von wo aus allein eine wahre Erkenntniß ihres Wesens, Begriffs und ihres Entwickelungsganges zu erforschen war, in ihnen selbst, in ihrem Mittelpunkt und in ihrer Geschichte. So trat die ganz eigenthümliche Theilung der Arbeit ein, daß die einen die Dinge kannten, ohne von ihren Gründen zu wissen, die andren die Gründe kannten, oder zu kennen meinten, ohne von den Dingen zu wissen; jene wußten, wie die Dinge sind, aber weder warum sie so sind, noch wie sie sich weiter zu entfalten haben, diese dagegen wußten zwar, wie sie sein müßten, nicht aber wie sie in Wirklichkeit sind.

Dieser unnatürliche Zustand konnte sich dem wissenschaftlichen Geist gegenüber, welcher sich auf allen Gebieten der Forschung geltend machte, natürlich nicht behaupten. Der geschichtliche Sinn, welcher immer mächtiger hervortrat, erkannte nicht selten den Zusammenhang und die Gründe der Dinge einfach vermittelst der richtigen Fassung und Anordnung der Thatsachen; die philosophische Richtung, das heißt das Bestreben, die Gründe der Dinge zu kennen, theilte sich nach und nach allen Disciplinen mit und nöthigte jeden, der sich mit ihnen beschäftigte, sein Augenmerk auch auf ihre Begründung zu richten. Als dann mit Verbreitung der Hegelschen Weltanschauung die Ueberzeugung immer allgemeiner ward, daß das Vernunftgemäße sich in den concreten Gestaltungen verwirkliche, daß die thatsächliche Entwickelung derselben nicht eine willkürliche, sondern eine nothwendige, naturgemäße sei, daß ihr Wesen, ihr Begriff, die Gesetze ihrer Entfaltung nur aus ihnen selbst, der genausten Kenntniß ihrer Zustände in den verschiedenen Phasen ihrer Geschichte, und dem Geiste des Menschencomplexes, in dem sie sich entfalten,

begriffen werden können, als man vollends sah, daß Hegel selbst und seine bedeutenderen Schüler sich Mühe gaben, diese Kenntnisse sich anzueignen, daß das, was Hegel wunderbares geleistet hat, nicht zum wenigsten auf seiner genialen Benutzung dieser Kenntnisse beruhte, was er verfehlt, auf deren Ungenügendheit, — da gelangte man natürlich zu der Einsicht, daß das, was sich nur durch die genaueste Kenntniß der Dinge selbst erreichen lasse, wohl am besten von denen zu erreichen sein werde, die sich mit diesen selbst am eindringendsten beschäftigen. In Folge davon verschwand der alte Gegensatz von Empirie und Philosophie; die empirische und philosophische Richtung verbanden sich, verschmolzen zu einer höheren Einheit, zur wahrhaften Wissenschaft Die empirische Darstellung der Dinge trat nur noch bei Verfolgung praktischer Zwecke hervor, die Erkenntniß derselben suchte man auf historisch-philosophischem, genauer auf begrifflich-historischem, das heißt, wissenschaftlichem Wege; die abstract philosophische Betrachtung der Dinge verlor sich immer mehr und machte der wissenschaftlichen Platz; unter den ersten die der Sprache. Die allgemeinen und philosophischen Grammatiken, welche im vorigen Jahrhundert wie die Pilze aufgeschossen waren, verschwanden schon im Anfang des unsrigen vor der Entwickelung einer Sprachwissenschaft. Die Naturphilosophie ist längst von den Naturwissenschaften verdrängt und nur noch Nachzügler sprechen von einer Rechtsphilosophie, von einer Philosophie der Geschichte und ähnlichen Philosophien, während die wissenschaftliche Behandlung der entsprechenden Disciplinen theils schon in voller Blüthe steht, theils in frischem Aufblühen begriffen ist. So ist die Philosophie, welche sich vor kaum einem Jahrhundert als die einzige Wissenschaft betrachten zu dürfen glaubte, eines der Gebiete nach dem andern beraubt, welche sie als ihr unentreißbares Besitzthum ansah. Sie sind in die Hände derer übergegangen, welche sich durch die genaueste Kenntniß derselben als ihre legitimen Herrscher beurkundet haben. Die Psychologie, welche sie selbst heute noch

nicht aufzugeben geneigt ist, gibt sich immer mehr als ein untrennbarer Theil der Anthropologie, also weiter der Zoologie zu erkennen; die ihr untergeordnete Logik, diese Wiege der Philosophie, wird ihr bald nachfolgen; selbst die Aufgabe, welche sie noch mit einigem Recht in Anspruch zu nehmen scheint: die Erkenntniß des Zusammenhangs aller geistigen Entwickelungen wird sich bald als die einer Universalgeschichte im höchsten Sinne des Wortes herausstellen, so daß ihr vielleicht nichts weiter übrig bleiben wird, als die speculative Metaphysik, diese Mythologie der Wissenschaft.

So hat Hegel grade dadurch, daß er die Philosophie zur höchsten Vollendung, deren sie fähig war, emporhob, ohne es zu wollen, aber ganz in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung, ihre Auflösung herbeigeführt. Indem er ihr Räthsel löste, bereitete er ihr das Schicksal der Sphinx; aber nur ihr sterblicher Theil verschwindet; der unsterbliche lebt fort in allen Wissenschaften und wird deren innerste Seele bleiben, so lange das Streben nach Erkenntniß die höchste Aufgabe der Menschheit bilden wird.

Es waren aber nicht bloß derartige Umwandlungen allgemeiner Anschauungen, welche der Umgestaltung der Sprachwissenschaft zu Gute kamen, sondern auch eine Fülle specieller wissenschaftlicher Entwickelungen, die theils schon vor derselben begonnen hatten und sie begleiteten, theils während derselben hervortraten.

Der mächtige Aufschwung, welchen deutsche Wissenschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu nehmen begann, erhielt keine geringe Förderung durch die Gründung einer neuen Universität (Göttingen 1737), welche, in einer für die damalige Zeit höchst freisinnigen Weise eingerichtet und fast ausnahmslos sehr verständig verwaltet, bald zu einer Blüthe gelangte, die sie — abgesehen von der Philosophie — mehrere Jahrzehnte, ja fast ein halbes Jahrhundert hindurch zum Mittelpunkte der wissenschaftlichen Entwickelung erhob. Der jugendliche Drang eines

neuen Institutes vereinigte sich mit dem frisch erwachten und rasch erstarkenden geistigen Aufschwung des ganzen protestantischen Deutschlands. Alle Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit waren repräsentirt und zu einem nicht geringen Theile in hervorragender Weise. Jede Corporation entwickelt aber nach und nach einen bestimmten Corporationsgeist, welcher, sobald er sich befestigt hat, die Kraft erlangt, sich selbst von Natur heterogene Elemente, sobald sie ihm eingefügt sind, zu assimiliren und wer sich bemüht, die Geschichte der deutschen Universitäten genauer zu erforschen, wird finden, daß sich fast durch jede derselben eine specielle Richtung als ihr eigentlich charakteristisches Element zieht, eine Eigenthümlichkeit des deutschen Universitätslebens, welcher wir die reiche nach den mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Richtungen hin verzweigte Entwickelung unsres wissenschaftlichen Lebens wohl vorzugsweise zu verdanken haben.

Die Richtung, welche als die in Göttingen vorherrschend gewordene bezeichnet werden kann, ist die auf das Thatsächliche. Sie diente unmittelbar als Correktiv der sonst vorherrschenden Richtungen auf das Ideale und trug nicht wenig dazu bei, für die schon besprochene allgemeine Weltanschauung, welche uns das charakteristische Merkmal der neueren deutschen Wissenschaft zu bilden scheint, eine der Hauptunterlagen zu entwickeln.

Diese Richtung auf das Thatsächliche bethätigte sich nämlich vorzugsweise durch hervorragende Pflege der Naturwissenschaften und Geschichte und in dem bisherigen fast anderthalb Jahrhundert zählenden Bestand der Universität ist keine Zeit nachzuweisen, in welcher sie nicht auf beiden Gebieten Männer besaß, welche zu den ersten ihres Faches gezählt wurden.

Der geschichtliche Geist, auf seinem eigentlichen Gebiet erstarkt, theilte sich auch allen übrigen Wissenschaften mit, und brach der Erkenntniß Bahn, daß die Erforschung des Wesens aller menschlichen Schöpfungen vorzugsweise auf der ihrer Geschichte beruhe. Auch an diesen Entwickelungen betheiligten sich Göttinger Gelehrte

in erster Reihe, vor allen Hugo, dessen Verdienste um Einsicht in das Wesen und die Geschichte des Rechts, insbesondre des bislang bedeutendsten Typus desselben, des römischen, neben denen Savigny's die erste Stelle einnehmen. In ähnlicher Weise wirkte Carl Friedrich Eichhorn für die Erkenntniß der Entwickelung des deutschen Rechts, andre für andre menschliche Schöpfungen und alle Resultate, welche hier gewonnen wurden, dienten zur Förderung der Einsicht in den Gang der menschlichen Entwickelungen überhaupt und so auch, wenn gleich theilweis nur mittelbar, der Sprache.

Von gleicher Bedeutung wurden für sie die Naturwissenschaften, theils durch ihre Resultate, theils, ja fast vorzugsweise, durch ihre Methode, welche einen immer mehr steigenden Einfluß auf die Behandlung aller Zweige des Wissens errang.

Waren schon Blumenbachs Untersuchungen über die menschlichen Rassen (de generis humani varietate nativa) und die weitere Entwickelung dieser Forschungen durch andre auf die Sprachwissenschaft von großem Einfluß, so erhielten eine eben so große Bedeutung die physiologischen über die Sprachwerkzeuge, ja eine noch größere für sie wie für die ganze menschliche Entwickelung die geologischen und paläontologischen Entdeckungen; diese greifen bis in die neuesten Zeiten immer mächtiger in die Umgestaltung der überlieferten Anschauungen ein und nicht am Wenigsten in die über Ursprung und Geschichte der menschlichen Sprache.

Waren es so schon innere Momente — Umgestaltung der Philosophie, Erweiterung und Vertiefung der Geschichte, Resultate und Methode der Naturwissenschaften, welche wie auf alle Disciplinen, so auch auf die Sprachwissenschaft von bedeutender Einwirkung waren — so traten fast eben so mächtig wirkende äußere Momente hinzu, welche in einzelnen Gebieten des Wissens umfassende Fortschritte herbeiführten und bei dem immer schlagender hervortretenden Einfluß, welchen die Entwickelungen auf

einem Gebiete der Erkenntniß auf die andren ausüben, auch auf diese fördernd und umgestaltend wirkten.

Napoleon's Zug nach Aegypten rückte auf einmal das ältestbekannte Culturland in den Vordergrund der geschichtlichen Forschung; die sich immer mehr erweiternde und befestigende Herrschaft der Engländer in Indien brachte die indische Cultur dem Kreise der europäischen Gelehrten immer näher; an die Erkundung der Trümmer alter Culturstaaten, welche sich über der Erde erhalten hatten, schlossen sich in immer weiteren Kreisen Ausgrabungen der unter ihrer schützenden Decke bewahrten, beide begleitet von Entdeckungen, die nicht bloß Lücken der alten Geschichte ergänzen, neue Gebiete dem Blicke eröffnen, sondern die sichre Geschichte der menschlichen Cultur in Zeiten hinaufrücken, die dem bis dahin als Glaubensartikel betrachteten Datum der Schöpfung fast unmittelbar folgen und mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Jahrtausende menschlicher Cultur jenseits desselben schließen lassen — beide zugleich eine fast unversiegbare Quelle der wichtigsten Probleme, welche den Geist der Forschung noch viele Jahre hin in regster Spannkraft zu erhalten versprechen.

Unter dem Einfluß dieser und andrer Momente — unter denen die Fülle von wissenschaftlichen Reisen eine der bedeutendsten Stellen einnimmt — haben im Laufe unsres Jahrhunderts fast alle Zweige des Wissens eine Umgestaltung erfahren, welche sie, wenigstens theilweis, kaum noch als Fortsetzung früherer Entwickelungen erkennen läßt.

Vor allem war es die Philologie, diese nächst befreundete Schwester der Sprachwissenschaft, welche zu einer Erweiterung und Vertiefung gelangte, die für letztere zum höchsten Gewinn wurde.

Auch die Anfänge ihrer Umgestaltung fallen in die große Zeit der geistigen Erhebung Deutschlands und mit Stolz darf Göttingen wenn auch nicht den größten, doch keinen geringen Antheil daran in Anspruch nehmen.

Heyne, zwar kein Mann von genialer Kraft, aber von reichen Kenntnissen im Gebiet der klassischen Sprachen, von gesundem, wenn auch nicht wissenschaftlich durchbildetem, Urtheil, von entschiedenem, wenn auch nicht tiefem, historischen Sinn, selbst mit einem gewissen politischen Tact begabt, empfänglich für neues und bereit ihm Eingang zu gewähren und zu verschaffen, ist derjenige, welcher den seit den Zeiten des großen Joseph Scaliger immer enger und dürftiger gewordenen Kreis der Philologie wieder erweiterte, den als integrirenden Theilen derselben aufgenommenen Elementen eine gewisse Selbstständigkeit schuf, allen durch Zurückgehen auf die Quellen eine festere Grundlage zu geben suchte und theils als Wiederhersteller, theils als Begründer der historisch-philologischen Schule der Umgestaltung der Philologie zu einer Wissenschaft des classischen Alterthums in höchst anerkennenswerther Weise vorarbeitete. Was er anbahnte, wurde von dem genialen Fr. A. Wolf [1]), dem gründlichen und umfassenden Forscher Aug. Böckh [2]) und ihren Schülern u. aa. zum Ziele geführt. Leben und Geschichte des classischen Alterthums waren fortan nicht mehr bloße Hülfsmittel zur Interpretation der classischen Schriftsteller; sie bilden von jetzt an vielmehr einen einheitlichen Wissenszweig, als dessen Aufgabe die Erkenntniß der ganzen Cultur der classischen Zeit hervortritt. Dieser fing an sich zu besonderen aber mit einander eng verbundenen Disciplinen auszubilden, die, weit entfernt, das, was man bisher für die Hauptaufgabe der Philologen nahm, zu benachtheiligen, es vielmehr im Ganzen und Einzelnen förderten und neu belebten. Die eindringendste Kenntniß der classischen Literatur und des Gebrauchs der classischen Sprachen wurde von Gottfried Hermann

[1]) Ich erlaube mir auf den schönen Aufsatz von M. Bernays 'Göthe's Briefe an F. A. Wolf' in den Preußischen Jahrbüchern 1867. 1868 zu verweisen, insbesondre auf die Charakteristik 1867 Decemb. S. 622 u. 623.

[2]) vgl. a. a. O. 658 und Anm. 31.

und seiner Schule zu einer vorher nie gekannten Höhe geführt; ein tieferes Eindringen in den Sprachbau wurde durch Philip Buttmann angebahnt; Immanuel Bekker schuf die diplomatische Kritik und durch diese und andre Männer begann schon im Anfang unseres Jahrhunderts die classische Alterthumswissenschaft, sich zu einer Disciplin abzurunden, welche die bis dahin bedeutendste Phase der menschlichen Cultur in einer solchen Vollständigkeit theils schon vorführte, theils vorzuführen die sichre Hoffnung gab, daß sie nicht umhin konnte, ähnliche Bestrebungen für die Erkenntniß andrer Culturkreise hervorzurufen und ihnen zum Muster zu dienen.

Es war zunächst die hebräische Philologie, welche um ihr Centrum: die Erklärung der Bibel, gravitirend, etwa um dieselbe Zeit und ebenfalls und zwar in noch höherem Grade, als die classische, von Göttingen aus sich in ähnlicher Weise zu erweitern und zu vertiefen begann. Die Vorurtheilslosigkeit, mit welcher insbesondre die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts die Bibel zu betrachten angefangen hatte, begann hier und zwar ohne die Achtung aus den Augen zu setzen, welche alte und heilige Ueberlieferungen verdienen, aber auch ohne den Rechten der Wissenschaft etwas zu vergeben, mit deutschem Ernst neue wissenschaftliche Bahnen zu brechen, welche auch die Sprachwissenschaft auf richtigere Wege zu leiten bestimmt waren.

An beide fängt im ersten Jahrzehent unsres Jahrhunderts an sich auch eine deutsche Philologie zu schließen. Ihre Gestaltung war von einem Feuereifer begleitet, der bekanntlich nicht bloß aus wissenschaftlichem Triebe sprühte, sondern nicht zum wenigsten von patriotischen Gefühlen geschürt wurde. Der Blick der besten Männer wendete sich von dem traurigen Bild, welches der tiefe politische Verfall des Vaterlandes darbot, zur Betrachtung der früheren Größe und Herrlichkeit unsres Volkes zurück, suchte Trost und Hoffnung in der Erforschung des geistigen Lebens desselben, der gewaltigen Kraft, die es entfaltet hatte, erkannte,

daß die Quellen derselben noch nicht versiegt seien, strebte mit aller Macht, sie wieder lebendig zu machen, durch das vorgehaltene Bild der alten Thatkraft zu neuen Thaten aufzurufen. Hier war es, wo sich die Richtung auf die Erkenntniß eines Volkslebens, seiner Elemente und seiner Entwickelung, welche von Herder angebahnt war, zuerst und in fruchtbarster Weise verwirklichen sollte. Es ist nur eine Pflicht der Pietät, hier die wegen ihrer Fehler nur zu sehr verkannten Romantiker ins Gedächtniß zurückzurufen. Bei diesen wie bei andern künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen nahmen sie eine der ersten Stellen ein. Ihnen insbesondre verdanken wir wenn auch nicht die bedeutendsten Thaten, doch höchst bedeutende Antriebe und Anregungen zur Wiedererweckung unseres nationalen Lebens und zur Ausprägung der besonderen Eigenthümlichkeiten unseres wissenschaftlichen. Aus ihren Reihen sind die beiden Schlegel, Tieck, Arnim u. aa. hervorgegangen, deren Mängel und Fehler von ihren Vorzügen und Verdiensten weit überstrahlt werden; und nicht wenige, die zu den glänzendsten Sternen deutscher Wissenschaft gehören: Schelling, die beiden Grimm, Savigny standen im engsten Zusammenhang mit ihnen.

Das Bild dreier in einem hohen Grad vollendeter oder ihrer Vollendung zustrebender Philologien wirkte mächtig auf die Stoffe, welche einer ähnlichen Entwickelung fähig waren.

Die Sprachenkunde, welche sich bis dahin in einer so beschränkten Weise mit den Sprachen beschäftigt hatte, daß sie kaum eine andre Stellung einnahm, als die einer Dienerin der Ethnologie, kein anderes Ziel im Auge zu haben schien, als dem Nachweis der Verwandtschaft oder Nichtverwandtschaft unter den Völkern der Erde zu dienen, wurde, mit Macht in den Kreis der philologischen Bestrebungen gerissen, zunächst zu einem tieferen Eindringen in die Sprachen, welche sie vorführte, bestimmt und so aus einer Unterlage der Sprachwissenschaft zu einem integrirenden Theil derselben erhoben. Zwar büßte sie dadurch ihre —

doch immer nur scheinbare — Selbstständigkeit ein, begann aber in der Vertheilung unter sie und in der Annahme des sprachwissenschaftlichen Charakters ein für die Wissenschaft weit fruchtbareres Leben zu entfalten. Allein, wo irgend der Stoff dazu eine Handhabe bot, blieb sie bei dieser auf die Sprache beschränkten Philologie nicht stehen. In der durch die weiter entwickelten Philologien lebendig gewordenen und über alle verwandte Kreise sich ausdehnenden Ueberzeugung, daß die Sprache zwar eines der bedeutendsten Elemente für das Verständniß einer Volksentwickelung sei, aber ohne die Kenntniß der übrigen Elemente derselben weder diese vollständig zu verstehen vermöge, noch selbst durchweg verständlich werden könne, schickte auch sie sich an, mit ihren sprachlichen Arbeiten philologische zu verknüpfen und sich aus der engeren Sprachenkunde zu einer lebendigen Philologie aller Völker und Zeiten umzugestalten, deren Sprachen sie ihre Forschung zugewandt hatte. Natürlich ist die Intensivität und der Umfang dieser philologischen Thätigkeit in Bezug auf die einzelnen Völker von dem Material bedingt, welches ihr zu Gebote steht. Eine indische Philologie konnte sich, gestützt auf eine reiche heimische Literatur und eine Fülle von andern Quellen, natürlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer achtungswerthen Höhe emporarbeiten, während bei einem Volke, von welchem außer der Sprache kaum mehr als einige Lieder oder sonstige Sprachproben bekannt sind, die Philologie wenig über die tiefere Ergründung der Sprache — das rein sprachwissenschaftliche Element — hinausschreiten kann, und da, wo selbst von der Sprache nur spärliche Kenntniß gewonnen ist, die alte Aufgabe der Sprachenkunde das einzige ist, was vielleicht erfüllt zu werden vermag. Doch selbst in den beiden letzteren Fällen ist die Ueberzeugung, daß Sprachkunde und Sprachwissenschaft zur Erreichung ihrer Ziele vorzugsweise durch eine entsprechende Philologie befähigt werden, ein mächtiger Antrieb zur Erforschung alles dessen, was eine Anbahnung und Gestaltung von dieser ermöglicht.

So waren es neue tiefsinnige Ideen, gewaltige Fortschritte und Umgestaltungen von Disciplinen, die der Sprachwissenschaft mehr oder weniger nahe stehen, welche der Geschichte derselben seit dem ersten Jahrzehent unsres Jahrhunderts theils vorhergingen, theils sie begleiteten. Es ist keinen Augenblick zu bezweifeln, daß diese Momente auf die Umgestaltung und Neubelebung der Sprachwissenschaft von großem Einfluß waren, aber nur fördernd und in dem richtigen Wege bestärkend, keineswegs ihn weisend oder seine Richtung wesentlich bestimmend. Diese Weisung erhielt sie, wie sich ergeben wird, von ganz andrer Seite.

Sie selbst war, wie wir in der vorigen Abtheilung erfahren haben, eigentlich keineswegs eine neu auftretende junge Disciplin. Die Anfänge derselben reichen in das höchste uns bekannte Alterthum und es giebt fast keine Epoche der uns bekannten Geschichte, welche nicht dazu beigetragen hätte, das, was für sie geleistet war, zu erhalten oder weiter zu fördern. Das letzte Jahrhundert vollends, speciell die der neuen Wendung zunächst vorhergegangenen Decennien, hatten eine außerordentliche Theilnahme für alles entwickelt, was in ihr Bereich gehört und zur Förderung derselben beizutragen vermag: Specialgrammatik, allgemeine Grammatik, Sprach-Philosophie, Physiologie der Laute, Forschungen über Ursprung und Entwickelung der Sprachen waren zu einer Lieblings-, fast zu einer Mode-Beschäftigung geworden, und eine umfassende Erweiterung und Begünstigung der Sprachenkunde schien den sichersten Weg zur Vollendung dieser Wissenschaft gebahnt zu haben. Und dennoch war die Wendung, welche nun eintrat, eine so gewaltige, daß von allem, was früher geschehen war, fast kein Stein übrig blieb, daß der ganze Werth der vorhergegangenen Arbeit — selbst des darin richtigen, denn dieses erhielt ganz andere Unterlagen — zu einem rein historischen herabsank, daß die Sprachwissenschaft erst jetzt eine Wissenschaft zu werden begann und von diesem Gesichtspunkt aus mit Recht als eine der jüngsten betrachtet werden darf.

II.

Beachtung des Sanskrit durch Europäer bis zu der Einführung desselben in die deutsche Wissenschaft.

Wir haben schon in der vorigen Abtheilung (S. 222) Gelegenheit gehabt zu bemerken, welchen Eindruck die, wahrscheinlich doch nur sehr oberflächliche, Kenntniß des Sanskrit auf einen der ersten Europäer, dem sie entgegentrat, Philippo Sassetti, machte, und wie ihm speciell die Uebereinstimmung der Zahl- und andrer Wörter desselben mit dem Italiänischen auffiel. Erinnern wir uns, daß trotz der lang dauernden Herrschaft der Griechen neben und in Indien, trotz ihrer Herrschaft in und Beziehungen zu den Ländern des persischen Reiches zu einer Zeit, wo die Verwandtschaft des Indischen und Persischen mit ihrer eignen Sprache noch viel leichter, als um fast zwei Jahrtausende später ins Auge fallen mußte, auch nicht eine Ahnung derselben im ganzen Bereich der classischen Literatur nachzuweisen ist, so muß man erkennen, daß in den wenigen Bemerkungen Sassetti's sich ein wissenschaftlicher Geist des neuen Europa's kund giebt, der sehr wesentlich von dem des classischen Alterthums verschieden ist. Man würde sich vielleicht berechtigt fühlen, jenen Mangel dadurch zu erklären, daß nur ungebildete oder wenigstens für Wissenschaft gleichgültige Griechen in jene Länder gekommen wären, wenn nicht selbst die Aehnlichkeit des Latein, im Verhältniß zu ihrer Bedeutung, nur spärlich hervorgehoben und für Erweiterung und Vertiefung ihrer Sprachwissenschaft so gut wie gar nicht benutzt wäre. So rächte sich an ihnen der Uebermuth, mit welchem sie auf alles Nicht-Hellenische herabsahen, und hinderte sie, zu den vielen Kränzen, die ihr Haupt schmücken, auch den Ruhm zu fügen, eine wahre Sprachwissenschaft zu gründen, ja vielleicht zu vollenden, wozu die günstigsten Umstände und ihre große geistigen Anlagen sie mehr als irgend ein andres Volk befähigt hatten.

Doch überheben wir uns nicht zu sehr! Es dauerte noch fast zwei Jahrhunderte, ehe Sassetti Nachfolger fand, und mehrere

Jahrzehente länger, ehe die Erkenntniß der Verwandtschaft des Sanskrit mit europäischen und anderen asiatischen Sprachen für die Wissenschaft fruchtbar gemacht ward.

Zwar erkannten die bedeutenderen unter den Männern, welche nach Indien gingen, um dem Christenthum auch hier Eingang zu verschaffen, sehr bald, daß sie hier eine Religion und eine Cultur zu bekämpfen hatten, welche auf einer reich entwickelten, zu einem großen Theil noch existirenden, eifrig studirten und sehr einflußreichen, größtentheils in einer heiligen Sprache abgefaßten Literatur beruhe, und daß sie ihre Aufgabe zu erfüllen nicht im Stande seien, ohne sich eine Kenntniß derselben und vor allem der Sprache, in welcher sie vorlag, anzueignen; allein dieses Ziel zu erreichen war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Es ist bekanntlich nur die Kaste der Brahmanen, welche als Träger, Pfleger und Erhalter der altindischen Literatur wirkt; nur unter ihnen, und auch hier nicht in großem Umfang, ist die Kenntniß derselben verbreitet; im Dekhan, wo die europäischen Missionäre in den beiden ersten Jahrhunderten vorzugsweise, ja fast allein thätig waren, noch bei weitem weniger als in Hindostan und Bengalen. Die Verachtung, mit welcher die Inder, insbesondre die Brahmanen, ihre erbliche Priester, auf Fremde, Mletschtschha's herabsehen, die sie als unrein betrachten, erlaubte kaum eine nähere Berührung, um wie viel weniger eine Mittheilung ihrer heiligen Schriften, einen Unterricht in der heiligen Sprache.

Doch wurden diese Schwierigkeiten — insbesondre vermittelst Proselyten — von einzelnen überwunden. Schon um 1620 hatte sich ein Missionär, Robertus de Nobilibus, eine sehr umfassende Kenntniß des Sanskrit erworben, so daß eine zu Missionszwecken verfaßte Fälschung der Veden, welche, obgleich nicht im Entferntesten den ächten verwandt, doch eine gute Kenntniß und Fertigkeit im Sanskrit bezeugt, auf ihn zurückgeführt

wird[1]). Im Jahre 1664 erlernte, wie schon früher erwähnt, ein deutscher Missionär, Heinrich Roth, Sanskrit, um mit den Brahmanen disputiren zu können[2]). Der zweite Deutsche, welcher, so weit bekannt ist, sich mit dem Sanskrit beschäftigte, war der Jesuit Hanxleden, welcher 1699 nach Indien ging und dort über dreißig Jahre (er starb 1732) in der malabarischen Mission arbeitete. Er war der erste Europäer, welcher eine Sanskrit-Grammatik schrieb; eben so fäßte er zuerst ein Malabarisch-Sanskrit-Portugiesisches Lexikon ab und hinterließ außerdem Sanskrit-Abschriften und anderes wahrscheinlich sehr werthvolles, welches zum Theil von Paullinus a Sto Bartholomaeo benutzt ward[3]). Wären seine Sanskrit-Arbeiten sogleich nach ihrer Abfassung veröffentlicht worden, so würden sie sicherlich in dem für

---

[1]) vgl. darüber Ellis in Asiatic Researches XVI, 1–59. A. W. v. Schlegel, Indische Bibliothek, II. 50—56.

[2]) Fr. v. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Inder, Vorrede p. XI.

[3]) Vgl. Fr. v. Schlegel a. a. O. p. XII und Paullinus a Sancto Bartholomaeo, Examen historico-criticum codd. Indicorr. Bibliothecae sacrae congregationis de propaganda fide Rom., 1792 p. 51. 55. 76. 77. In Bezug auf Hanxleden's Sanskrit-Grammatik und das Verhältniß derselben zu der eigenen, welche Paullinus 1790 veröffentlichte, wird S. 51 gesagt: Hic ergo primus grammaticam Samscrdamicam ex libro grammatico Brahmanico Sidharúbam dicto confecit atque haec grammatica Grandonica (dieß ist der Titel der Hanxleden'schen Sanskrit-Grammatik von sskr. grantha 'Buch') cum nostra Samscrdamica, quam ab Kunhen et Krshna Brahmanibus Angamalensibus accepimus, quoad elementa et regulas una eademque est. In regulis linguae Samscrdamicae tradendis P. Hanxleden utitur lingua latina, wie auch Paullinus a St. Barth. Es wäre wohl der Mühe werth, das Hanxleden'sche Manuscript mit des letzteren beiden Grammatiken zu vergleichen. Diese sind trotz ihrer mehr äußerlichen in der lateinischen Transcription hervortretenden Mängel, welche durch die Aussprache des Sanskrits nach malabarischer Weise herbeigeführt sind — z. B. ḍ für sskr. ṭ, l im Auslaut für sskr. t, Auslassung des Visarga in der lateinischen Transcription — im Ganzen eine gute Arbeit und erlauben, wie auch ihr Verhältniß zu der Hanxleden'schen sein mag, die Folgerung, daß diese für ihre Zeit sehr bedeutend gewesen sein würde.

sprachliche Forschungen so sehr enthusiasmirten vorigen Jahrhundert ein bedeutendes Ferment gebildet haben. So blieben sie, wie die Kenntniß des Sanskrit, welche Robertus de Nobilibus und Roth sich erworben hatten, zunächst ohne allen Einfluß auf die europäische Wissenschaft. Man erfuhr durch sie weder etwas über das Sanskrit selbst, noch über seinen Zusammenhang mit andern Sprachen.

Auf den letzteren wurde die Aufmerksamkeit seit Sassetti zum erstenmal wieder 1714 und 1725 durch zwei Deutsche und 1724 durch einen in Deutschland lebenden und wirkenden Franzosen gezogen. Von jenen beiden Deutschen ist der Name des einen unbekannt, der andre ist der schon in der ersten Abtheilung (S. 261) erwähnte Benjamin Schultze, oder, wie er sich in dem darauf bezüglichen Briefe unterschreibt, Schulze, Missionär in Tranquebar und Mitverfasser der Uebersetzung der Bibel in das Tamulische. Die auf beide bezügliche Mittheilung findet sich in 'Herrn Schultzens Schreiben an Herrn Professor Francken vom 19. August 1725' in 'der Königl. Dänischen Missionarien aus Ost-Indien eingesandter Ausführlichen Berichte Andrer Theil. Halle 1729. 21. Continuation S. 708' und lautet folgendermaßen:

'Noch eins aber muß ich alhier bey der Uebersetzung der Malabarischen Bibel erwähnen, nemlich daß ich bey dieser Gelegenheit ein Ding observiret, welches man hinfüro noch weiter zu untersuchen haben wird. Es kommen in der Bibel einige Namen der Sterne vor, da war es denn nöthig, daß ich mich erkundigte, wie selbige alhier in diesem Lande in ihrer Sprache hiessen. Ich zeigte daher einem gelehrten Bramanen den Orion, Pleiades und Siebengestirn, und fragte, wie sie die sieben Sterne pflegten zu nennen? Er sagte: Sapta rishigoel. Ich verwunderte mich und fragte: Was denn Sapta rishigoel eigentlich bei ihnen hiesse. Er sagte: Sieben Propheten. Ich fuhr fort und fragte: In was für einer Sprache? denn es ist ja kein Mala-

barisch? Er sagte: Das ist aus dem Kirendum [sskr. grantha 'Buch' bezeichnet das Sanskrit, als Sprache der heiligen Bücher], im Kirendum heisset sapta sieben und rishigoel Propheten. Als ich kurz darauf Kirendum anfing zu lernen, so befand ich, daß sie in ihrer Numeration fast lauter pure lateinische Wörter hatten. Hier fraget sichs: Woher die Bramanen diese Wörter gekrigt? Ob sie selbige von der Portugiesischen Sprache abgeborget, die nunmehr 200 Jahr in Indien bekannt worden, oder ob sie selbige von vielen Jahren her von den Römern und alten Lateinern bekommen? Ich kann hierinnen nichts determiniren. Doch zweifle ich, daß die Bramaner-Sprache nur vor 200 Jahren soll entstanden seyn und sie alsdann erst mit fremden Worten zu zählen angefangen hätten. Weil aber der Braman, der mich in dieser Sprache zu informiren anfing, bald darauf starb, ich diese nicht viel excoliret und bis dato noch nicht Zeit gefunden, mich deßhalben mehr zu bekümmern; so muß man dieses ins künftige besser untersuchen. Vorietzo will ich nur denjenigen zu gefallen, welche gern diese Zahl wissen wollten, so viel, als zur Nachricht nöthig ist, hier mittheilen. Die Bramaner zählen also

1	egam	אֶחָד	eins
2	due	duo	twe
3	trini	tres, tria	dri
4	shatuari	quatuor	
5	pantschu	quinque	πέντε
6	shattu	sex	
7	sapta	septem	
8	asta	octo	
9	navva	novem	
10	deça (die Bezeichnung des sskr. श durch ça ist nicht von mir, sondern von Schulze)	decem	
11	egadeça	undecim	

12	duadeça	duodecim
13	trejodeça	tredecim
14	shadordeça	quatuordecim
15	pantschadeça	quindecim
16	shodeça	sedecim
17	saptadeça	septendecim
18	astadeça	octodecim
19	egonawintsha (unum de viginti)	novendecim
20	wintsha	viginti
30	trintsha	triginta
40	shattuarintshada	quadraginta

Hierbei muß ich noch melden, daß ein guter Freund in Hamburg, da er in den gedruckten Ost-Indischen Nachrichten des sel. Hrn Magister Grundlers Malabarischen Kalender examiniret, schon Anno 1714 den 3. April observiret und mit Recht behauptet habe, daß diese dem Hrn Magister unbekannt scheinende Wörter, wie ich jetzt bewiesen, pur lateinische Wörter sind. Weil aber diese observation niemand eher zu untersuchen Gelegenheit gehabt, so ist seine Meynung bisher vielleicht in suspenso geblieben, doch aber mit dieser gegenwärtigen Nachricht völlig ausgemacht'.

Der angedeutete Franzose ist der ausgezeichnete Sprachkenner Maturin Veyssiere La Croze, geboren zu Nantes 1661, welcher als Mönch wegen freierer Ansichten verfolgt, sich nach Deutschland flüchtete, 1696 zum Protestantismus übertrat und 1739 in Berlin starb. Dieser bemerkt in seinem Werke Histoire du Christianisme des Indes. 1724 S. 439: J'ai remarqué plusieurs autres choses communes aux Indiens et aux anciens Persans; entre autres un grand nombre de mots et de noms semblables dans l'une et dans l'autre langue. Leider theilt er an dieser Stelle keine Proben mit und ebensowenig habe ich deren an andern Stellen seiner zahlreichen und

ausgezeichneten Arbeiten gefunden; doch habe ich sie, wie ich nicht unbemerkt lassen darf, nicht zu diesem Zweck durchgesehen. Auf jeden Fall ist La Croze ein Mann von so großen linguistischen Kenntnissen und so großer Sittlichkeit gewesen, daß man wohl annehmen darf, daß in der Menge der Aehnlichkeiten, welche er bemerkt zu haben glaubte, wenn auch nicht alles, doch vieles richtig und er also der erste war, der die Verwandtschaft des Altindischen mit dem Persischen andeutete.

Theophilus Siegfried Bayer, einer der größten Orientalisten des vorigen Jahrhunderts, geboren in Königsberg 1694, gestorben 1738, kennt durch die Arbeiten der protestantischen Missionäre und eigne Vergleichungen die Identität der indischen, persischen und griechischen Zahlwörter, begnügt sich aber damit, dieses so wie die Uebereinstimmung in anderen Beziehungen dem Einfluß der griechischen Herrschaft in Bactrien zuzuschreiben [1]). Christian Theodor Walther, einer der Missionäre in Malabar, welcher schon 1733 eine Doctrina temporum Indica ex libris Indicis et Brahmanum institutione a. Ch. 1733 Trangumbariae digesta (abgedruckt hinter Bayer Historia regni Graecorum Bactriani mit Beigabe einer Arbeit von Euler: de Indorum anno solari astronomico) zu verfassen vermochte, in welcher mehrere indische Wörter verglichen werden, erhob sich zu einer höheren Erklärung dieser Beziehungen, indem er als gemeinschaftliche Quelle derselben die Scythen betrachtete.

Sehen wir, mit welchem Eifer sogleich die ersten Deutschen, welche mit Indien in Berührung kamen, sich um dessen Sprache und Cultur bekümmern, Hanxleden durch Abfassung einer Grammatik und eines Lexikons des Sanskrit, ein Ungenannter, Schultze und Bayer durch Beachtung und Vergleichung der Zahlwörter u. s. w. mit europäischen, Walther und Euler durch Erforschung ihrer Zeitrechnung, Ziegenbalg schon im zweiten Jahrzehent des

[1]) vgl. seine Historia regni Graecorum Bactriani S. 112 ff.

18. Jahrhunderts, um dieß ins Gedächtniß zurückzurufen (s. S. 261), durch sorgfältige Mittheilungen über indische Religion und Mythologie, so kommt es einem fast so vor, als ob sie, wie erste Entdecker einer unbebauten Insel, sich hätten beeilen wollen, sie gewissermaßen durch Fahnen und Fähnchen für ihr Vaterland in Besitz zu nehmen, als ob sie uns ein besonderes Anrecht auf dieses Gebiet des Wissens hätten verschaffen wollen, das Recht, die Erforschung altindischer Sprache und Cultur so wie der sich daran unmittelbar schließenden Wissenszweige: Sprachwissenschaft, Urzustand der Indogermanen und insbesondre ihrer Religion und Mythologie, so wie vergleichende Mythologie als eine deutsche Domäne zu betrachten.

Viel mehr darin zu sehen sind wir nicht berechtigt. Auf die Entwicklung dieser Wissenszweige waren sie so wenig als andre indische Missionäre des vorigen Jahrhunderts von irgend erheblichem Einfluß. Hanxleden's Arbeiten sind bis auf den heutigen Tag noch nicht erschienen und schwerlich mehr des Druckes werth; Ziegenbalg's Genealogie der Malabarischen Götter ist erst im vorigen Jahr gedruckt und in der That erst in unserm Jahrhundert ein brauchbares, sogar nützliches Werk geworden, während es, wenn es zur Zeit seiner Abfassung gedruckt wäre, nur den Werth einer Curiosität gehabt haben würde. Die Zeit einer indischen Wissenschaft war noch nicht gekommen und die Missionäre, insbesondere die damaligen, waren nicht im Stande, sie herbeizuführen. Doch nahmen die Mittheilungen über die Sanskrit-Literatur zu und die Bewunderung der Werke derselben fand einen sehr beredten und inhaltsreichen Ausdruck in einem Brief des Geistlichen Pons vom 23. November 1740[1]). Im Jahre 1767

[1]) In Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères 1re éd. T. XXVI p. 219, 1743; 2de éd. T. XIV p. 65, 1781; 3e éd. T. VIII p. 37, 1814. Das wesentlichste des Inhalts ist mit gebührender Anerkennung nach Regnier von Biot mitgetheilt im Journal des Savans 1860, Octob. Anfang, im besondern Abdruck S. 4 ff.

wurde vom Pater Coeurdoux in Pondichery dem Abbé Barthélemy für die französische Akademie eine Abhandlung eingesandt, in welcher zuerst das Verhältniß des Sanskrit zum Griechischen und Latein eindringender betrachtet und der richtige Grund desselben: die ursprüngliche Verwandtschaft der Inder, Griechen und Lateiner ausgesprochen ward[1]). Wie wenig aber die Zeit trotz des damals so lebendigen linguistischen Eifers für die Anerkennung dieses wichtigen Resultates vorbereitet war, läßt sich daraus ermessen, daß diese Abhandlung, obgleich schon 1768 in der französischen Akademie vorgelesen, erst 40 Jahre später im Druck erschien, zu einer Zeit, wo es durch Engländer und Deutsche schon in die Wissenschaft Eingang gefunden hatte[2]).

Was den Bestrebungen der Missionäre nicht gelingen sollte, verdankt die Wissenschaft mittelbar dem Handel und unmittelbar, wenigstens zunächst, dem Rechtsgefühl, eine Erscheinung, die bis jetzt in der Geschichte der Wissenschaften ganz vereinzelt dastehen möchte.

Die englisch-ostindische Handelscompagnie, gegründet schon unter der Königin Elisabeth im ersten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts, hatte der noch ungebrochenen einheimischen Macht gegenüber und in den Kämpfen mit ihren europäischen Nebenbuhlern, insbesondre den Holländern und später den Franzosen, die ersten anderthalb Jahrhunderte nur sehr langsam ihre Stellung in Indien zu befestigen und zu erweitern vermocht. Erst durch die Kriege mit den Franzosen etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begründeten die Engländer ihre staatliche Uebermacht und

---

[1]) Er vergleicht z. B. sskr. dânam mit lateinisch donum, dattam mit datum (in welchem jedoch nur die Grundelemente der Bildung stimmen), vira mit virtus (worin vir = vira), vidhavâ mit vidua, nava mit novus; stellt den Indicativ und Potential des Verbum as (sskr. asmi, lat. sum, griech. εἰμί u. s. w.), einige der Pronomina und die Zahlwörter zusammen.

[2]) vgl. M. Bréal, Introduction XVI ff. zu seiner französischen Uebersetzung von Bopp's Vergleichender Grammatik, T. I.

nahmen dann nach und nach von den drei geographisch zu diesem Zweck höchst günstig gelegenen Regierungssitzen aus: Calcutta in Bengalen, Bombay im Westen und Madras im Osten des Dekhan, nach und nach das ganze so große Gebiet Indiens in Besitz. Dieser Prozeß hat sich erst in den letzten Jahren vollendet, aber schon durch Clives Statthalterschaft von 1758—1767 (mit Unterbrechungen) und die von Hastings (1772—1785) war die Herrschaft der Engländer über die schönsten Theile Indiens vollendet und der zukünftige Heimfall des Ueberrestes fast außer Frage gestellt. Viele Millionen Eingeborener standen schon unter der Herrschaft englischer Beamten, als Hastings Gouverneur ward. In dem englischen Volk aber hat sich, trotz der Neigung seiner Individuen zu Gewaltthätigkeiten, ein lebendiges Rechtsgefühl entwickelt, welches nur bei Gefahren, oder wenn hoher Gewinn für die Gesammtheit in Aussicht steht, dem eingeborenen Triebe zu gewaltthätigen Handlungen Raum giebt. Eines der Hauptmomente dieses Rechtsgefühls ist die Ueberzeugung, daß jeder Theil des Staats so weit, als die Interessen des Gesammtstaates es zulassen, zur Selbstregierung berechtigt ist, insbesondre jedes ihm einverleibte Volk den Anspruch hat, so weit als es die Sicherheit des gesammten Staatscomplexes erlaubt, nach seinen eignen Gesetzen Recht zu erhalten.

Dieses Princip wurde in Bezug auf die indischen Verhältnisse auch von der politischen Klugheit empfohlen; denn nur so war es möglich, sich die Zuneigung der in Sitte, Religion, Sprache und fast allen Elementen des socialen Lebens von den Herrschern so verschiedenen und ihnen an Anzahl so unendlich überlegenen Eingebornen zu erwerben und eine Herrschaft anzubahnen, die nicht ihre einzige Stütze in der Gewalt zu finden bestimmt wäre.

Man bestrebte sich demnach, auch den indischen Unterthanen nach ihren eignen Gesetzen Recht zu sprechen, und war dadurch genöthigt, sich mit den Quellen von diesen bekannt zu machen.

Einem für die Hauptzahl der Bewohner — die eingebornen oder dem Inderthum treu gebliebenen Inder — im Gegensatz zu den Mohammedanern — so günstigen Bestreben konnten auch die Brahmanen, die Träger der indischen Cultur, Kenner ihrer heiligen Sprache und Rechtsquellen, nicht umhin, ihren Beistand zu leihen. Sie wurden dazu um so mehr bestimmt, da ihnen dadurch auch in der neuen Staatsordnung ein Einfluß gesichert ward, welcher ihre politische Stellung unter den mohammedanischen Herrschern weit überragte und der unter den indischen Fürsten, deren Anzahl und Macht immer mehr zusammenschmolz, wenigstens nahe kam.

So geschah es denn, daß auf Veranstaltung von Hastings ein Werk über das indische Recht von elf Brahmanen[1]) aus Sanskritwerken zusammengestellt, ins Persische übersetzt und von da durch Nathaniel Brassey Halhed in das Englische übertragen ward. Der Titel des letzteren ist: A Code of Gentoo[2]) Law, or Ordinations of the Pundits. From a Persian translation, made from the original written in the Shanscrit language. Diese Uebersetzung ward den Direktoren der ostindischen Compagnie in London von Hastings am 27. März 1775 übersandt und erschien im Druck zuerst 1776, dann 1777[3]) und 1781. Im Jahre 1778 ward sowohl eine französische als deutsche[4]) Uebersetzung davon veröffentlicht.

In der Einleitung zu diesem Werk ist zum erstenmale etwas genaueres über Sanskrit und dessen Literatur veröffentlicht, auch einiges zur Probe in Sanskritschrift, mit lateinischer Transcription, mitgetheilt; doch erkennt man an einzelnen Fehlern, daß der Uebersetzer selbst noch kein Sanskrit erlernt hatte. Im Gegentheil

[1]) Ihre Namen finden sich in dem im Texte zu erwähnenden Werk p. LXXVI.

[2]) Portugiesische Benennung der Hindu, s. a. a. O. XXII.

[3]) Diese Ausgabe liegt mir vor.

[4]) Letztre von Rud. Erich Raspe. Hamburg 1778.

bemerkt er, daß er selbst das wenige, was er mittheilt, erst spät und fast durch Zufall erlangt habe: 'die indischen Gelehrten (Pundits), die das Gesetzbuch zusammenstellten, wiesen hartnäckig alle seine Bitten, ihn im Sanskrit zu unterrichten, zurück und selbst der Einfluß und Wunsch des General-Gouverneurs konnte sie nicht bewegen, von diesem Entschluß abzugehen'[1]). So groß war damals noch bei den meisten brahmanischen Indern die Scheu, ihre heilige Sprache einem Fremdling zugänglich zu machen. Doch fand er nach Vollendung seiner Uebersetzung, wie er an eben dieser Stelle mittheilt, einen Brahmanen von freisinnigerer Richtung, welcher ihm den gewünschten Unterricht gewährte. So war er wohl der erste Europäer, der sich im Hauptsitz der indischen Sanskritstudien, in Bengalen, eine Kenntniß des Sanskrits erwarb. Er benutzte sie zwar nicht zu literarischen Arbeiten auf diesem Gebiet, sprach aber in viel schärferen Ausdrücken, als bis dahin öffentlich geschehen war, schon im Jahre 1778, in der Vorrede zu seiner Grammatik der bengalischen Sprache, von der großen Aehnlichkeit des Sanskrits insbesondre mit dem Persischen, Griechischen und Latein. I have been astonished, heißt es da, to find this similitude of Sanskrit words with those of Persian and Arabic and even of Latin and Greek; and these not in technical and metaphorical terms, which the mutuation of refined arts and improved manners might have occasionally introduced; but in the main gronndwork of language, in monosyllables, in the names of numbers, and the appellations of such things as could be first discriminated on the immediate dawn of civilisation.

Damit daß Halhed einen Brahmanen gefunden hatte, der ihn Sanskrit lehrte, scheint das Eis gebrochen zu sein. Der nächste Engländer, welcher sich ebenfalls auf Antrieb von Warren Hastings in dem eigentlichen Sitze indischer Gelehrsamkeit, in

[1]) A Code of Gentoo Law, p. XXXV.

Benares[1]), eine bedeutende Kenntniß des Sanskrit erwarb, war Ch. Wilkins. Dieser zog zunächst 1785 durch die Uebersetzung einer der bedeutendsten Episoden des Mahâbhârata: der Bhagavadgîtâ — nach A. W. v. Schlegel's Urtheil[2]) 'das schönste, ja vielleicht das einzig wahrhafte philosophische Gedicht, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben' — die Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen — in philosophischer und dichterischer Beziehung hervorragenden — Inhalt der indischen Literatur[3]). Das Werk erregte große Aufmerksamkeit; noch in demselben Jahr erschien eine russische Uebersetzung, 1787 eine französische und 1801 eine deutsche[4]). Zwei Jahre nachher, 1787, ließ er auch die Uebersetzung des indischen Fabelwerkes, Hitopadeça, erscheinen; 1798 faßte er das Verzeichniß der von William Jones gesammelten Sanskrithandschriften ab, und 1808 die vierte der von Europäern bearbeiteten Sanskrit-Grammatiken, zwar vielfach fehlerhaft, aber doch die erste etwas handlichere und darum für Verbreitung der Kenntniß des Sanskrits brauchbarere; an diese schließt sich ein 1815 herausgegebenes Verzeichniß der Wurzeln der Sanskrit-Sprache[5]). Nicht unbemerkt wollen wir lassen, daß er nicht bloß der erste war, der in Europa in Sanskritschrift drucken ließ, sondern sogar selbst die Typen dazu geschnitten und gegossen hatte[6]).

Unendlich bedeutender sowohl für das Sanskrit selbst, als die daraus hervorgewachsenen Disciplinen war die Thätigkeit eines

---

[1]) A. W. v. Schlegel, Opuscula latina ed. Böcking, Lpz. 1848 p. 411.

[2]) Indische Bibliothek II. 219.

[3]) The Bhagvat Geeta or dialogues of Kreeshna and Arjoon in eighteen lectures; with notes. Translated from the Original in the Sanskreet or ancient language of the Brahmans. London 1785.

[4]) s. Fr. Adelung Bibliotheca sanscrita: Literatur der Sanskrit-Sprache. 2. Aufl. 1837 S. 212 und Gildemeister Bibliothecae Sanscritae etc. Specimen nr. 188. 189.

[5]) vgl. darüber Westergaard Radices linguae sanscritae p. X.

[6]) Aug. Wilh. v. Schlegel, sämmtliche Werke, XII. 429.

der ausgezeichnetsten Männer und Orientalisten Englands, William Jones. Geboren im Jahre 1746 erwarb er sich schon in England durch das Studium der orientalischen Sprachen, insbesondre des Arabischen und Persischen, sowie durch seine hohen geistigen, selbst dichterischen Anlagen einen bedeutenden Namen. In seinem 37. Jahre ward er zum Oberrichter in Fort William in Bengalen ernannt und damit beginnt seine für Indien und die Kenntniß seiner Literatur und alten Sprache so überaus segensreiche Thätigkeit, welche, obgleich nur auf einen Zeitraum von elf Jahren beschränkt (er starb schon 1794), doch den Grund legte für eine nach allen Seiten hin fruchtbare Entwickelung der indischen Alterthumskunde. Schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Indien stiftete er eine asiatische Gesellschaft, deren Arbeiten außerordentlich viel zu der Kenntniß nicht bloß Indiens, sondern des ganzen Orients beigetragen haben.

William Jones war es, welcher zuerst sich eine eindringendere Kenntniß des Sanskrit erwarb und in wesentlich richtigen und geschmackvollen Uebersetzungen erprobte. Durch sie führte er in die europäische Literatur eines der gelungensten dichterischen Erzeugnisse Indiens — das Drama: Çakuntalâ — und eines der bedeutendsten — das Gesetzbuch des Manu — ein; auch einen der angesehensten Hymnen des Rigveda übersetzte er, so wie manche Werke von geringerer Bedeutung. Sie wurden fast alle in andre Sprachen — auch in die unsrige — übertragen und dienten nicht wenig dazu, die Aufmerksamkeit auf das Sanskrit immer mehr zu steigern und zu fesseln. Die Sakuntala, deren Uebersetzung zuerst 1789 erschienen war, wurde von einem unsrer genialsten Denker, G. Forster, schon 1791 unsrer Muttersprache angeeignet, von Herder einer besonderen Betrachtung[1]) unterworfen und von Göthe mit den schönen Distichen begrüßt:

[1]) Werke zur schönen Literatur und Kunst IX. 181 ff.

Willst du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn ich Sakontala dir und so ist Alles gesagt.

Nächst dem erwarb sich W. Jones das Verdienst, den Druck des ersten Sanskritwerkes veranstaltet zu haben und auch hier war seine Wahl, welche bei diesem ersten Versuch natürlich nur auf Werkchen von kleinem Umfang beschränkt war, eine ziemlich glückliche. Ein sehr liebliches kleines Gedicht — eine Schilderung der sechs indischen Jahreszeiten, im Sanskrit Ritusaṁhâra — demselben großen Dichter zugeschrieben, welchem das Drama Çakuntalâ verdankt wird, eröffnete 1792 den Reigen sanskritischer Drucke, welcher im folgenden Jahrhundert in immer weiterem Umfang fortgesetzt, die Gewähr gibt, daß was von der altindischen Literatur bis jetzt durch Abschriften bewahrt ist, auch für alle Zukunft der Wissenschaft erhalten bleiben wird.

Das verwandtschaftliche Verhältniß des Sanskrit zu andern insbesondre europäischen Sprachen, welches Niemanden entging, der diese alte Sprache auch nur, wie man zu sagen pflegt, primoribus labris berührte, konnte sich natürlich der Aufmerksamkeit eines Mannes nicht entziehen, der auf der Höhe europäischer Bildung stehend, mit umfassendem geistigen Blick ausgestattet, sich in wahrhaft eindringender Weise mit ihr beschäftigte, und so wurde er der erste, welcher den genealogischen Zusammenhang des Sanskrit mit dem Griechischen und Lateinischen mit voller Bestimmtheit, mit geringerer den mit dem Deutschen, Celtischen und Persischen öffentlich aussprach und auch den richtigen Grund dafür erkannte. Bei der hohen Bedeutung dieser Entdeckung dürfen wir es uns nicht versagen, sie in seinen eignen Worten mitzutheilen. Diese finden sich in den Asiatic Researches T. I. p. 422 (geschrieben 1786 und veröffentlicht 1788) und lauten

folgendermaßen: 'The Sanscrit language whatever may be its antiquity, is of a wonderful structure; more perfect than the Greek, more copious than the Latin, and more exquisitely refined than either; yet bearing to both of them a stronger affinity, both in the roots of verbs and in the forms of grammar, than could have been produced by accident; so strong that no philologer could examine all the tree without believing them to have sprung from some common source which, perhaps, no longer exists. There is a similar reason, though not quite so forcible, for supposing that both the Gothic and Celtic, though blended with a different idiom, had the same origin with the Sanscrit'. Aber nicht allein die Verwandtschaft der Sprachen erkannte William Jones; er ahnte auch schon die auffallende Aehnlichkeit der altindischen Religion mit der der Griechen und der Italer, welche in unsern Tagen zu den so resultatenreichen Forschungen über die alten indogermanischen Religionen geführt hat, die wir unter dem Namen 'vergleichende Mythologie' zu begreifen pflegen. Seine Worte finden sich a. a. O. S. 224 und lauten: 'There exists a striking similitude between the chief objects of worship in ancient Greece or Italy and in the ... country, which we now inhabit' (d. i. Indien).

Den Weg, den W. Jones eingeschlagen hatte, betraten neben und nach ihm auch andre Engländer. Keiner aber mit solchem Erfolg wie Henry Thomas Colebrooke (geboren 1765, gestorben 1837). Er war der erste, welcher Sanskrit und seine Literatur in wahrhaft philologischem Sinn behandelte und dadurch einen sichern Grund für eine Sanskrit-Philologie legte.

Wie W. Jones war er Richter in Indien (in Mirzapoor), dann politischer Resident am Hofe von Borar. In diesen Stellungen hatte er Gelegenheit, sich mit dem Gegenstande, dem er fortan einzig seine schriftstellerische Thätigkeit widmete, auf die

umfassendste und gründlichste Weise bekannt zu machen. Seine ersten und fast bedeutendsten Schritte sind durch eine grammatische und lexikographische Arbeit bezeichnet. Mit dem sichren Griffe eines wahren Philologen wählte er dazu die hervorragendsten einheimischen Grundwerke; für Grammatik das des Pâṇini, für Lexikographie den Amarakosha. Von der Sanskrit-Grammatik hat er leider nur einen verhältnißmäßig geringen Theil, ungefähr den vierten, im Druck veröffentlicht (in Calcutta 1805); die Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, welche darin herrschen, machen es höchst bedauernswerth, daß das Werk nicht vollendet ward; doch ist es, gegen die sonstige Sitte der Engländer, so unpraktisch angelegt, so ganz von der Darstellung der Inder abhängig geblieben, und so wenig der europäischen Auffassung von Sprachen genähert, daß sein unmittelbarer Einfluß zur Verbreitung des Sanskrits nur sehr gering sein konnte; von Nutzen kann es nur denen sein, die einen großen Theil der Schwierigkeiten des Sanskrits schon überwunden haben. Vollständig dagegen erschien 1808 seine Bearbeitung des erwähnten lexikalischen Werkes. Nächst dem betheiligte er sich auch an der Herausgabe vieler indischer Texte, so des Hitopadeça (1803. 1804), mehrerer indischer Lexika (1807), des Pâṇini (1810) und beschäftigte sich vorzugsweise mit indischem Recht, Philosophie und Mathematik, um deren Kunde er sich durch sorgfältige Uebersetzungen und gründliche Aufsätze die allergrößten Verdienste erwarb. In den vielen einzelnen Aufsätzen, welche er in den **Asiatic Researches** und nach seiner Rückkehr aus Indien (1816) in den **Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland** veröffentlichte, hat er übrigens wenige Gebiete der indischen Philologie unberührt gelassen und unter vielen andern werthvollen Mittheilungen schon 1805 die erste genauere Kunde über die heiligen Schriften der Inder: die Veden, gegeben.

Der durch W. Jones und Colebrooke gegebene Anstoß wirkte zunächst in Indien mächtig fort und rief dort eine ziemlich

eifrige Betheiligung sowohl von Europäern hervor, welche in Indien lebten, als von Indern selbst. Während die letzteren sich mehr mit dem Druck indischer Texte beschäftigten, lieferten die erstren theils Uebersetzungen und Aufsätze, theils Grammatiken, welche die Erlernung des Sanskrits für Europäer erleichterten. So erschien 1806 in Serampore eine Grammatik von Carey; 1808 in London die schon erwähnte von Ch. Wilkins; 1810 in Calcutta eine von Forster. In den Jahren 1806 ff. wurden selbst schon die beiden ersten Bücher und der Anfang des dritten des großen Epos Râmâyana im Sanskrittext mit englischer Uebersetzung veröffentlicht. Trotz ihrer zum Theil unverschuldeter vielfacher Irrthümer sind hier auch die Aufsätze unsres Landsmanns Franz Wilford zu erwähnen, welcher mit hannoverschen Truppen als Officier 1781 nach Indien kam und sich von 1784 bis zu seinem Tode aufs eifrigste mit indischer Geschichte beschäftigte. Seine Arbeiten sind in den Asiatic Researches erschienen.

Der Eifer für das Sanskrit, welcher in Indien erwacht war, äußerte natürlich zunächst seine Wirkung auf das Land, von wo aus es beherrscht wurde und wo die Kenntniß dieser Sprache nach und nach auch eine praktische Bedeutung erhielt. Doch eine etwas eindringendere Erlernung derselben in England selbst fand erst sehr spät, kaum in unsern Tagen, Eingang; zunächst erregten nur die Mittheilungen über das verwandtschaftliche Verhältniß derselben zu andern Sprachen eine bedeutendere Aufmerksamkeit; dabei begnügte man sich mit den aus Indien herübergekommenen, oder durch solche, welche ihre Kenntniß des Sanskrit dort erworben hatten, erlangten Berichten; eine selbstständige Beschäftigung mit dem Sanskrit trat noch nicht ein. Doch trugen auch schon diese dazu bei, eine richtigere Anschauung über dieses Verhältniß auch in Europa zu gestalten. Es ist dieß insbesondre ein Verdienst Monboddo's, welcher die Belehrungen, die er seinem Freunde Chr. Wilkins verdankte, theils in seinem schon in der ersten Abtheilung (S. 292) erwähnten Werke Origin

and progress of language, theils in seinen Antient Metaphysics auf eine im Ganzen verständige Weise zu verwerthen wußte. Die hieher gehörigen Stellen, aus dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts herrührend, finden sich bei M. Müller, Lectures on the science of language I. 152 ff. In einer derselben (a. a. O. S. 154) betrachtet er insbesondre die Gleichheit der Zahlwörter im Sanskrit und Griechischen.

In einer andern[1]) kommt er zu dem Schluß, daß aus der von Wilkins nachgewiesenen Aehnlichkeit des Sanskrit mit dem Griechischen folge, daß das eine entweder ein Dialekt des andern, oder beide Dialekte einer Ursprache (of some original language) sein müßten. Jenes könne nicht der Fall sein, also nur dieses (they must be both dialects of the same language).

Zu einer mehrfach insbesondre bei Engländern hervortretenden Auskunft flüchtete sich der berühmte Philosoph Dugald Steward (1753—1828), ein Landsmann von Monboddo und, da sie die große Revoluzion vorahnen läßt, welche aus der Kenntniß des Sanskrits in Bezug auf die Sprachwissenschaft entsprang, erlaube ich mir sie hier anzudeuten. Da sich mit dieser innigen Beziehung des Sanskrit zu den geographisch so weit entlegenen europäischen Sprachen die alten Anschauungen, welche entweder alle Sprachen aus dem Hebräischen ableiteten, oder größtentheils von einander isolirten, nicht in Einklang bringen lassen, so ergriff er den einfachen Ausweg, die ganze Geschichte mit der Sanskritsprache für eine Lüge zu erklären und einen Essay zu schreiben, in welchem er zu beweisen suchte, daß sie von den spitzbübischen Brahmanen nach dem Muster des Griechischen und Latein zusammengeschmiedet und sowohl die Sprache als ihre Literatur eine Fälschung seien, eine Ansicht, die sogar noch im Jahre 1840 von einem Professor in Dublin, Charles William Wall, weitläufig entwickelt ward[2]).

---

[1]) bei Max Müller S. 153 mitgetheilt.

[2]) a. a. O. 156 und Götting. Gel. Anz. 1842 S. 1888.

Wenn es, trotz des innigen Zusammenhangs zwischen England und Indien, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur einen einzigen Engländer im Heimathlande gab, Ch. Wilkins, welcher eine Kenntniß des Sanskrits aus Indien mitgebracht hatte, so darf es uns warlich nicht Wunder nehmen, wenn es auf dem ganzen europäischen Continent um dieselbe Zeit damit nicht besser bestellt war. Auch hier gab es nur einen einzigen, welcher sich des Sanskrits einigermaßen bemächtigt hatte. Es war dieß ein aus dem Oesterreichischen, aus Hoff an der Leitha, gebürtiger Jesuit, als solcher Paulinus a Sancto Bartholomaeo, ursprünglich Joh. Phil. Wesdin (oder Weszdin) genannt, welcher von 1776—1789 als Missionär auf der Küste Malabar zugebracht hatte, dann in Rom lebte, wo er 1805 starb[1]). Seit seiner Rückkehr aus Indien hatte er eine beträchtliche Anzahl Schriften über Indien veröffentlicht, die sich in der That weder durch eindringende Kenntnisse, noch Kritik, noch überhaupt hervorragende geistige Gaben auszeichnen. Dennoch ist ihm das Verdienst zuzusprechen, der erste Europäer zu sein, welcher nicht eine, sondern zwei Grammatiken des Sanskrits veröffentlichte, die erste schon im Jahre 1790 unter dem Titel Sidharubam seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam vulgo Samscret dictam, in qua hujus linguae existentia, origo, praestantia, antiquitas, extensio, maternitas ostenditur, libri aliqui in ea exarati critice recensentur et simul aliquae antiquissimae gentilium orationes liturgicae paucis attinguntur et explicantur auctore Paulino a Sancto Bartholomaeo, die zweite im Jahre 1804[2]), also noch ein Jahr vor der Colebrooke'schen. In der That

[1]) vgl. Fr. Adelung Bibliotheca sanscrita. S. 40. 41 n. 2. und Fr. C. Alter Miscellaneen S. 256.

[2]) Diese führt den Titel Vyácarana seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio.

sind diese beiden Grammatiken für die Einführung des Studiums der in ihnen gelehrten Sprache von keinem Einfluß gewesen, theils in Folge der unpraktischen Einrichtung der ersten Bearbeitung — in welcher eine damals so gut wie gar nicht bekannte Schrift ohne jegliche Transcription zur Bezeichnung der Sanskritwörter verwendet wird — theils weil die damaligen wissenschaftlichen, wohl auch politischen Verhältnisse, die noch sehr schwache buchhändlerische Verbindung mit Italien, wo beide Grammatiken (in Rom) erschienen waren, der Mangel an andern Hülfsmitteln, auch die geringe Bekanntschaft mit der altindischen Cultur und ihren literarischen Producten noch keine rechte Theilnahme an ihr aufkommen ließen. Als diese Theilnahme erst mehr als zwei Decennien später auf dem Continent zu erwachen begann, waren aber handlichere Grammatiken von Wilkins und Forster geliefert, welche die von Paulinus ganz in den Hintergrund drängten und ihnen nur noch einen historischen Werth ließen. Dieß nimmt dem Verfasser derselben jedoch nicht das Verdienst, die erste Sanskrit-Grammatik in einer europäischen Sprache abgefaßt zu haben, und eine Geschichte der Sprachwissenschaft wird es für ihre Pflicht halten, dieß wenigstens nicht unerwähnt zu lassen.

Die innige Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen — die ja schon dem ersten Europäer, der etwas von ihm hörte, Sassetti, aufgefallen war — konnte natürlich auch ihm nicht entgehn. Er spricht sich darüber in mehreren seiner Schriften aus, am energischsten in seiner Dissertatio de latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom, 1802, wo er so weit geht zu behaupten 'Indos veteres diceres latine locutos fuisse, Latinos indice' (S. 10). Nach dieser Richtung hin wurden auch seine Schriften von den Linguisten des Continents nicht unberücksichtigt gelassen und trugen dazu bei, die Anzahl der Sanskritwörter, welchen ähnliche in den verwandten Sprachen entgegenkommen, zu vermehren.

Derartige Sammlungen, obgleich nicht selten aus unzuverlässigen Quellen geschöpft, oder bei der so sehr verschiedenartigen Transcription altindischer Wörter fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verstümmelt, reichten dennoch hin, um gegen Anfang unsres Jahrhunderts bei denen, welche sich mit der Zusammenstellung beschäftigt hatten, die Ueberzeugung von der ursprünglichen Zusammengehörigkeit der sich dadurch als verwandt ausweisenden Sprachen festzustellen. Allein theils Mangel an Kritik in Bezug auf die Quellen dieser Zusammenstellung. theils auch die Unmöglichkeit, eine genügende Kritik in dieser Beziehung zu üben — da das Sanskrit so gut wie noch gar nicht bekannt war — machten es unmöglich, mit Bestimmtheit zu erkennen, wie weit sich diese Zusammengehörigkeit erstrecke. Es war in der That leicht für einen Mann wie Sassetti, der italiänisch und lateinisch verstand, zu erkennen, daß das Sanskrit Wörter enthält, die ihre Reflexe in diesen Sprachen finden, für einen Mann wie William Jones, der auch Deutsch, Griechisch, Persisch und Celtisch kannte, daß diese Sprachen mit ihm verwandt sein müßten, aber bei der Art, wie man damals Sprachen bloß nach der Lautähnlichkeit begrifflich ähnlicher Wörter verglich, konnte ein Mann, welcher noch mehr Sprachen verstand, semitische, ural-altaïsche u. s. w., leicht auch Aehnlichkeit zwischen diesen und dem Sanskrit finden und mit demselben Recht wie Sir William Jones eine gemeinschaftliche Grundsprache für Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Persisch, Celtisch und Deutsch ahnte, auch eine weitere Ausdehnung derselben auf das Ural-Altaïsche, Semitische u. s. w. annehmen. Und in der That finden wir, daß Joh. Christoph Adelung, unzweifelhaft einer der allerkenntnißreichsten der damaligen Linguisten, in dem vergleichenden Verzeichniß sanskritischer Wörter mit denen anderer Sprachen, welches er im Mithridates I. 149 ff. aufgestellt hat, außer den jetzt als sanskrit-verwandt anerkannten persischen Sprachen (Zend, Pehlewi, Persisch), dem Kurdischen, Armenischen, den germanischen Sprachen in allen

ihren Zweigen, dem Lateinischen, Griechischen, Albanesischen, den slavischen und dem Lettischen, auch die jetzt als nicht verwandt erkannten, auf keinen Fall in einem analogen Verhältniß wie jene zum Sanskrit stehenden, semitischen (Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch), das Koptische, Türkische, Ungarische, Finnische, Wogulische, Mandschu und Grusinische zur Vergleichung herbeizieht. In Uebereinstimmung damit drückt er sich über das verwandtschaftliche Verhältniß des Sanskrit zu andern Sprachen a. a. O. 149 auf eine Weise aus, welche in Bezug auf W. Jones' Auffassung thatsächlich einen Rückschritt bildet, aber einen für den damaligen Zustand der Sprachwissenschaft keineswegs ganz unberechtigten. Adelungs Worte sind: 'Das hohe Alter dieser Sprache (d. i. des Sanskrit) erhellet unter andern auch aus der Uebereinkunft so vieler ihrer Wörter mit andern alten Sprachen, welche wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben; denn an eine spätere Entlehnung oder Vermischung ist bei so sehr entfernten Völkern wohl nicht zu denken.' Während W. Jones eine Grundsprache nur für Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, zögernd für Gothisch, Celtisch und Persisch annehmen wollte und somit von einem richtigen Instinkt geleitet innerhalb der Gränzen blieb, welche sich später im Allgemeinen als richtig erwiesen, ist Adelung augenscheinlich geneigt, für alle die Sprachen, in denen er Wörter fand, die nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft berechtigt schienen, mit sanskritischen verglichen zu werden, eine und dieselbe Abstammung anzunehmen. Nun ist aber nicht zu bezweifeln, daß man z. B. mit demselben Recht, mit welchem man damals sskr. naptri (eigentlich naptrî) 'Nichte' (eigentlich 'Enkelin') mit lat. neptis, Niftel, *νήπιος* verglich (Adelung a. a. O. S. 165), auch befugt war, nara (eigentlich nâra) 'Wasser' mit hebräisch nahar 'fließen und Fluß' (ebds.) zu vergleichen, und Adelung ist auf dem damaligen Standpunkt der Sprachvergleichung und

der Kenntniß des Sanskrits ganz in seinem Rechte, wenn er die Stammverwandtschaft des Sanskrits viel weiter ausdehnen zu wollen scheint, als von W. Jones geschehen ist. So anerkennenswerth es auch sein mag, daß sich W. Jones durch einen richtigen Instinkt innerhalb der richtigeren Gränzen festhalten ließ, so ist Instinkt doch kein wissenschaftliches Beweismittel und es kann stets die Frage entstehn, ob es nicht bloß Mangel an umfassenderen Sprachkenntnissen war, welche W. Jones hinderte, weiter zu gehen, grade wie Adelung wegen Unkenntniß des Celtischen kein celtisches Wort mit dem Sanskrit verglich.

Doch wie dem auch sein mag, so viel wird jeder zugestehen, welcher den damaligen Standpunkt der Etymologie, der Methode der Sprachen- und Wortvergleichung, sowie der Kenntniß des Sanskrit berücksichtigt, daß es in jener Zeit schwerlich irgend Jemand gab, welcher zu beweisen vermocht hätte, warum man weder zur Vergleichung des hebräischen nahar mit sskr. nâra berechtigt sei, noch zu vielen andern Vergleichungen sanskritischer Wörter mit andern Wörtern semitischer, ural-altaïscher und andrer Sprachen, welche entweder aufgestellt waren, oder mit völlig demselben Rechte, wie viele der mit Griechisch, Latein und andern indogermanischen Sprachen verglichenen, damals aufgestellt werden durften.

So trat der Sprachwissenschaft zum zweitenmal ein Problem entgegen, welches zu Fragen drängte, ohne deren Lösung kein weiterer Weg offen stand. Die wesentlichsten dieser Fragen waren: wann ist man zur Vergleichung von Wörtern verschiedener Sprachen berechtigt, d. h. wann hat man das Recht, in lautlich und begrifflich ähnlichen Wörtern verschiedener Sprachen nicht einen Zufall, sondern einen inneren Zusammenhang anzunehmen; ferner: worin müssen Wörter gleich sein, wenn man ihre Gleichheit für erwiesen betrachten darf; endlich: wie unterscheidet man Wörter verschiedener Sprachen, die ihnen durch Entlehnung gemeinsam sind, von solchen, die ihnen schon ursprünglich gemein-

schaftlich angehören. Ein ähnliches Problem war schon früher in der persischen Sprache gegeben; auch in ihr hatte man eine Sprache kennen gelernt, welche mit geographisch weit entfernten, speciell den deutschen und slavischen, vieles gemeinschaftlich besaß. Aber obgleich das Persische schon seit langer Zeit in Europa wohl bekannt war, hatte man sich doch mit dieser auffallenden Erscheinung ohne tieferes Eindringen in die nähere Bestimmung und Gründe derselben ganz vag abgefunden, oder wegen unzureichender Mittel abfinden müssen. Noch zu Adelung's Zeit wagte man nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob sie aus Mischung dieser Sprachen oder in Folge gleicher Abstammung zu erklären sei[1]). Vielleicht wäre man auch in Bezug auf das Sanskrit und die damit verwandten Sprachen nicht zu dem vollen Beweis ihrer gemeinschaftlichen Abstammung gelangt, wenn es hier nicht Mittel und Männer gegeben hätte, die die Lösung der dazu führenden Fragen ermöglichten. Eines der wichtigsten war eine eindringende Kenntniß des Sanskrit. Aus ihr und mit ihr gemeinschaftlich entwickelte sich zunächst die indogermanische Sprachwissenschaft und im Anschluß an sie traten, von Nacheifer erfüllt, all die Forschungen und Resultate auf den verschiedensten Gebieten sprachwissenschaftlicher Thätigkeit hervor, welche bis jetzt den Inhalt derselben bilden.

III.

Einführung des Sanskrit in die deutsche Wissenschaft.

Friedrich von Schlegel.

Die schwere Zeit, welche in den ersten fünfzehn Jahren unsres Jahrhunderts auf Europa lastete und speciell durch die Continentalsperre fast alle Verbindung mit England und dessen indischen Besitzungen, in denen das Sanskritstudium so schön angefacht war und sich zu entwickeln begann, aufgehoben hatte,

---

[1]) s. Adelung Mithridates I. 277 ff.

würde vielleicht eine regere Theilnahme des europäischen Continents an diesem neuen Wissenszweig noch lange verzögert haben, wenn nicht gerade der Krieg selbst und eine seiner barbarischsten und völkerrechtswidrigsten Episoden hier auf das allergünstigste gewirkt hätte.

Alexander Hamilton, geboren 1765, gestorben 1824, war einer der Engländer, welche sich in Indien aufgehalten hatten, und hatte dort die Gelegenheit benutzt, sich eine ehrenwerthe Kenntniß des Sanskrit anzueignen[1]. Um den Anfang unsres Jahrhunderts kehrte er nach Europa zurück und war unter den Engländern, welche, nachdem der Krieg zwischen ihnen und den Franzosen nach der kurzen Pause, die dem Frieden von Amiens gefolgt war, wieder ausbrach, in Folge einer Napoleonischen Anordnung gegen alle Engländer, die sich zur Zeit des Wiederausbruches des Krieges in Frankreich oder dessen Provinzen aufhielten, an der Rückkehr in ihre Heimath gehindert und in Paris zurückgehalten wurden.

In die Zeit dieses seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Paris fällt auch der längere 1802 begonnene und mit Unterbrechungen bis in das Jahr 1807 dauernde von Friedrich von Schlegel und der gelegentliche seines Bruders August Wilhelm[2].

Beide Brüder, nächst Lessing die eminentesten Gründer und Prototypen jener sich in ihren Gegenstand liebevoll versenkenden, sich nicht über ihn stellenden oder ihm hochmüthig gegenüberstehenden, sondern in seinen Kern einzubringen und ihn von da

[1]) Außer dem Cataloge der Sanskrit-Handschriften der kaiserlichen Bibliothek in Paris: Catalogue des manuscrits sanskrits de la bibliothèque impériale. Avec des notices du contenu de la plupart des ouvrages etc. Par A. Hamilton et L. Langlès. Par. 1807, gab er 1810 den Hitopadeça heraus, den Anfang einer grammatischen Analyse desselben (s. Gildemeister Bibl. Sanscr. 365) und ein Verzeichniß grammatischer Kunstausdrücke der Inder (ebds. 376).

[2]) vgl. Helmina von Chezy, Unvergessenes I. 268 und 250.

aus zu begreifen suchenden und darum eben schöpferischen Kritik, welche eines der bedeutendsten Momente der neueren deutschen Wissenschaft bildet, hatten schon damals durch ihre Betheiligung an allem, was zur Vertiefung, Umgestaltung und Entwickelung deutscher Wissenschaft und Kunst von Einfluß war, so wie überhaupt durch die Extensivität und Intensivität ihrer wissenschaftlichen und dichterischen Thätigkeit eine hervorragende Stellung im deutschen Geistesleben gewonnen.

Sie waren geboren in Hannover: August Wilhelm den 5. September 1767 (gestorben 12. März 1845 als Professor des Sanskrit in Bonn), Carl Wilhelm Friedrich den 10. März 1772 (gestorben in Dresden 12. Januar 1829). Jener verbrachte seine ganze, dieser einen Theil seiner Studienzeit in Göttingen, damals dem Hauptsitz der Geschichte und Philologie. Später brachten beide Brüder längere Zeit zunächst in Jena zu, der Stätte, an welcher sich vorzugsweise die allgemeinen Anschauungen bildeten, die die Hauptgrundlage der deutschen wissenschaftlichen Entwickelung werden sollten, dann in Berlin, wo sich schon damals ein vielseitig entfaltetes nationales Leben zu gestalten begann; beider Orten standen sie in nahen Beziehungen zu den bedeutendsten Männern auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie und nahmen eben so sehr anregend als angeregt eine einflußreiche Stellung ein.

Friedrich Schlegel, insbesondre ausgezeichnet durch poetische Gaben und eine noch größere dichterische Empfänglichkeit, eine vielleicht zu sehr überwiegende, aber für das, was in der Wissenschaft Noth that, höchst ersprießliche Richtung auf die Ergründung der im Menschen und in den menschlichen Complexen wirkenden Naturgewalten, verbunden mit einem philosophischen Tiefsinn, der ihn nicht bei oberflächlicher Betrachtung des Spiels dieser Kräfte stehen bleiben ließ, sondern tiefer und tiefer zur Aufsuchung des Centrums derselben trieb, dabei eine leicht bewegliche, nach den verschiedensten Seiten hin mit der Gesammtfülle

eines ungewöhnlich großen eben so wohl analytischen als synthetischen Talents zu wirken befähigte Natur, feurig, enthusiastisch, aller Tiefen seiner Muttersprache mächtig, schien vom Schicksal bestimmt zu sein, gleichmäßig ein Muster tiefster Forschung, vollendetster Erkenntniß und wirksamster, zugleich glänzendster Darstellung auf deutschem Boden werden zu sollen. Wenn er diese Höhe nicht erreicht, die Hoffnungen zu einem nicht geringen Theil getäuscht hat, zu welchen die großen intellectuellen Gaben, die ihm von der Natur verliehen waren, berechtigten, so mag die Schuld daran zu einem nicht geringen Grad in manchen Gefühlsrichtungen und Neigungen, auch dem Mangel eines streng entwickelten Charakters liegen, welche die Wege durchkreuzten, die einer so hochbegabten Natur gewiesen zu sein schienen; doch läßt sich nicht verkennen, daß auch seine äußeren Lebensverhältnisse, die ihn erst dann zu einer gewissermaßen physischen Ruhe kommen ließen, als auch sein abgehetzter Geist ermüdet war, viel dazu beitrugen, daß er selbst das Ziel nicht erreichte, welches ihm trotz jener Mängel erreichbar gewesen wäre, so daß wir nicht umhin können, unser Vaterland, dessen Gleichgültigkeit gegen seine geistig begabtesten Söhne leider schon fast sprüchwörtlich geworden ist, wenigstens zum Theil dafür verantwortlich machen zu müssen, daß ein solcher Baum nicht zu der Reife gelangte, nicht die Früchte zu tragen befähigt ward, zu denen der herrliche Blüthenkranz, welcher ihn geschmückt hatte, die sicherste Aussicht zu gewähren schien.

Zu der Zeit, als Fr. Schlegel nach Paris übersiedelte, fand seine und mehrerer seiner Freunde Aufmerksamkeit auf die Gestaltungen, in und aus denen sich der Geist eines Volkes am ehesten erkennen lasse, ihre Hauptnahrung in der Erforschung der dichterischen Erzeugnisse des Mittelalters. Diese bildete auch eine Hauptbeschäftigung Schlegels während seines Aufenthaltes in Paris. Zugleich aber erlernte er auch Persisch und benutzte die ihm durch Al. Hamilton gebotene Gelegenheit, sich des Sanskrits

zu bemächtigen; bei letzterem hatte er nach Helmina von Chezy's Mittheilungen täglich drei Stunden[1]). Die Frucht dieser Studien legte er nieder in seiner Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde von Friedrich Schlegel. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. Heidelberg 1808. 8°. XVI. 324.

Dies kleine Werkchen hatte nicht die Eigenschaft, welche man sonst gewohnt ist, in den epochemachenden Werken deutschen Geistes zu finden. Es beruht auf einer für den ersten Anlauf genügenden, ja keineswegs gering zu achtenden, aber auch nichts weniger als gründlichen Kenntniß weder des Sanskrit, noch der vielen übrigen Sprachen, an welchen, mehr oder weniger eingehend, Schlegel seine Ideen und Gedanken entwickelte. Dafür aber hatte es Eigenschaften, welche man bis dahin selten in den Werken deutscher Gelehrten gefunden hatte: tiefsinnig, geist- und ideenreich, klar und anziehend geschrieben, besaß es durch Inhalt und Form alles, was dazu dienen konnte, die Aufmerksamkeit auf die darin besprochenen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt zu lenken, zu fesseln und in nahen und fernen Kreisen zu verbreiten. Mit ihm ist einerseits das Studium des Sanskrits in die deutsche — und damit erst wesentlich in die europäische — Wissenschaft eingeführt; andrerseits sind der Hauptsache nach auch schon die Gesichtspunkte theils hervorgehoben, theils angedeutet, durch welche es für Umgestaltung der Sprachwissenschaft von so großer Bedeutung ward.

Das Werkchen — denn so dürfen wir es nach dem Verhältniß seines eignen Umfangs zu dem Umfange dessen, was es in die Wissenschaft einführte, mit Recht nennen — zerfällt in drei Bücher, deren bloße Inhaltsangabe sogar zeigt, mit welchem prophetischen Blick schon Schlegel die reichen und vielseitigen Resultate dieses ihm und fast dem ganzen Europa ganz neuen

[1]) Helm. v. Chezy, Unvergessenes I. 270.

Gegenstandes des Wissens zu erkennen und bis zu einem keineswegs geringen Grade hervorzuheben vermochte.

In dem ersten Buch überschrieben 'von der Sprache' handelt er nicht bloß von der indischen Sprache überhaupt, sondern auch von deren Verwandtschaft in materieller und formeller Beziehung mit den jetzt indogermanisch genannten, wird durch Betrachtung der Eigenthümlichkeiten derselben zu einer morphologischen Classificirung der Sprachen geführt, selbst zur Betrachtung des Ursprungs derselben und der Gründe, aus welchen sich die Verschiedenheit der verwandten erklären lasse.

Das zweite Buch, mit der Ueberschrift 'Von der Philosophie', bespricht, außer Allgemeinem, das System der Seelenwanderung und Emanation, den astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienst, die Lehre von den zwei Principien und den Pantheismus.

Das dritte Buch, bezeichnet 'Historische Ideen', spricht vom Ursprung der Poesie, von den ältesten Wanderungen der Völker, von den indischen Colonien und der indischen Verfassung, und schließlich von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck.

Hinzugefügt sind unter dem Titel 'Indische Gedichte' deutsche Uebersetzungen aus dem Râmâyana, Manu's Gesetzbuch und dem Mahâbhârata. Die Sprache dieser Uebersetzungen ist, wie sich nicht anders von Friedrich Schlegel erwarten läßt, eine ganz ausgezeichnete, trotz dem, daß er es in dieser ersten deutschen Uebertragung sogar schon versucht hat, das epische Metrum des Sanskrit nachzubilden und nicht selten mit ausgezeichnetem Glück.

Es versteht sich von selbst, daß vieles, was in dieser Bahn brechenden Schrift behauptet oder entwickelt ist, irrig, falsch ist, ja nicht selten selbst unser Lächeln erregt. Vergessen wir aber nicht, daß Schlegel den Weg gefunden und gewiesen hat, durch dessen Verfolgung wir erst so weit gelangt sind, daß wir über manche Worte des Entdeckers und ersten Wegweisers uns ein Lächeln erlauben dürfen.

In der That treten, neben den Mängeln dieses ersten Werkes über Sanskrit und die vollständige Umgestaltung der Sprachwissenschaft, so bedeutende Glanzpunkte in ihm hervor, daß jene dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt, ja fast vollständig überstrahlt werden. So war das, was Schlegel über die Wichtigkeit der 'grammatischen', oder, wie er S. 28 sich ausdrückt, 'inneren Structur' einer Sprache für die Erkenntniß der genealogischen Verhältnisse derselben sagt, noch nie vorher so klar, so eindringlich und so entschieden ausgesprochen worden. Der Gedanke, daß bei Vergleichung von Sprachen der grammatische Bau von Wichtigkeit sei, war zwar nicht neu, aber in den bisherigen linguistischen Arbeiten fast ohne allen Einfluß geblieben. Schlegel sprach ihn nicht bloß aus, sondern deutete auch seine Anwendung an und selbst seine Ergebnisse für eine genauere Einsicht in das Verhältniß verwandter Sprachen zu einander. Bei dieser Gelegenheit braucht er zuerst den Ausdruck 'vergleichende Grammatik', welchem in der Entwickelung der neueren Sprachwissenschaft eine so bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Doch ich will mir erlauben einiges einzelne hervorzuheben. Im zweiten Capitel des ersten Buches zeigt er durch materielle Vergleichungen, 'daß die Verwandtschaft (des Sanskrit mit der römischen und griechischen, sowie mit der germanischen und persischen Sprache) nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe...., sondern dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete' (S. 6 ff.) Die Beispiele sind, wenn gleich in einigen Fällen irrig, doch im Ganzen gut gewählt, so z. B. wird sskr. yuyon (wir schreiben jetzt yûyam) 'ihr' mit englisch you, sskr. shvopno (svapna) 'Schlaf' mit isländisch sveffn, sskr. lokoto (lok-ate) 'er sieht' mit deutsch 'lugen', sskr. dodami dodasi dodati (wir schreiben jetzt und würden abtheilen da-dâ-mi, da-dâ-si, da-dâ-ti) 'ich gebe, du giebst, er giebt' mit griechisch δι-δω-μι, δι-δω-ς, δι-δω-σι, sskr. svon (wir schreiben sva-m) 'sein' im accus. sing. msc. und nom. und acc. sing. ntr. mit latei-

nisch suu-m, sskr. sva-n (svâ-m) acc. sing. fem. mit lat. sua-m verglichen u. s. w. Im dritten Capitel sucht er die an die Spitze seines Werkes gestellte irrige Behauptung zu erweisen, daß das Sanskrit unter seinen verwandten 'die ältere Sprache sei, die andern aber jünger und aus ihm abgeleitet' (S. 3). Diese Behauptung, welche gewissermaßen jenseits der Wahrheit liegt, konnte natürlich nicht erwiesen werden, die Beweise aber, welche er dafür geltend macht, stellen zunächst im Wesentlichen fest, was innerhalb der Wahrheit liegt und später mit immer größerer Bestimmtheit hervortrat: daß das Sanskrit unter seinen verwandten der Indogermanischen Ursprache im Allgemeinen am nächsten steht und deren Gestalt im Ganzen treuer bewahrt hat, als die übrigen. Wichtiger aber ist, daß bei dem Versuch seine Behauptung zu beweisen, die beiden Methoden, welche die bedeutendsten Träger der neueren Sprachwissenschaft wurden: die vergleichende und historische, zum erstenmal mit Entschiedenheit geltend gemacht wurden.

'Jener entscheidende Punkt', heißt es S. 28, 'der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen, oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat'. Dann heißt es nach Betrachtung des grammatischen Verhältnisses der persischen Sprache zum Sanskrit (S. 31): 'Es wäre zu wünschen, daß jemand .... Untersuchungen darüber anstellte, wie die persische Grammatik ehedem beschaffen gewesen, ob sie sich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einst der indischen und griechischen noch ähnlicher war, als sie es jetzt ist. Dieß würde mehr Aufschluß und Bestätigung geben als eine noch so große Anzahl übereinstimmender Wurzeln'. Noch entschiedener drückt er sich in dieser Beziehung S. 41 aus, wo es heißt, 'wenn man die Sprache wissenschaftlich, d. h. durchaus historisch betrachten will'. Endlich S. 60: 'Es würden die

Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen seyn, oder eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkürlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte'.

Aus seinen grammatischen Vergleichungen einzelnes anzuführen, möchte jetzt kaum mehr der Mühe werth sein, dagegen erlaube ich mir eine vergleichende Bemerkung von allgemeinerer Bedeutung hervorzuheben, welche zeigt, wie umfassend sein Blick war. Nachdem er bemerkt, daß die älteren Phasen des Deutschen: das Gothische, Angelsächsische, Altnordische sich in ihrem grammatischen Bau dem Sanskrit mehr nähern, als die heutigen, heißt es S. 34: 'Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser älteren Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber hier im Ganzen das Princip der neueren Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämmtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Sanskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Erscheinung zu erklären'. S. 40 bemerkt er, daß das 'Griechische und Römische.... in einigen Punkten durch die Beihülfe der Präpositionen (er hätte auch den griechischen Artikel und die vielen Denominative erwähnen können) schon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden'.

In dem vierten Capitel ist der Versuch, alle Sprachen unter zwei Hauptrubriken zu classificiren, bemerkenswerth; hier tritt die Bedeutung, welche er auf die Determination der substantiellen Bedeutung eines Wortes durch (grammatische) Nebenbestimmungen mit andern Worten: auf den formativen Charakter einer Sprache,

legt, am aller bestimmtesten hervor. 'Entweder', heißt es da S. 45, 'werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellauts angezeigt; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen'. Seine unklaren oder vielmehr unrichtigen Vorstellungen über das Wesen und die Entstehung der Flexion[1]) einerseits, so wie die Vermischung der formlosen und agglutinirenden Sprachen, führen zwar schon bei der etwas tumultuarischen Anwendung dieses Princips zu unrichtiger Vertheilung, doch war es immer ein höchst bedeutender Gedanke und ist der Keim[2]) geblieben, an welchen sich fast alle

[1]) Man vergleiche z. B. S. 41. 'Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Bildungssylben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden . . . beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei'; siehe auch S. 50 und Bopp, Vergleichende Grammatik § 108.

[2]) Selbst in der Classification, welche A. W. von Schlegel daraus herleitete, ist sie nur als Keim zu betrachten und es ist eine anerkennenswerthe Selbstentsagung, die wohl nur ihren Grund in brüderlicher Liebe hat, wenn August Wilhelm seine Classification seinem Bruder Friedrich zuschreibt. Seine Worte in dieser Beziehung sind Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818 S. 85, 6. Cette classification fondamentale des langues a été développée par mon frère. Allein statt der Zweitheilung seines Bruders hat er die seitdem vielfach benutzte, wesentlich modificirte und näher bestimmte Dreitheilung: Les langues qui sont parlées encore aujourd'hui et qui ont été parlées jadis chez les différens peuples de notre globe, se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes et

bisherigen Classificirungsversuche angeschlossen haben. Auch entsprießen ihm schon bei Schlegel selbst geniale und tiefsinnige Anschauungen, deren Richtigkeit durch die erst später eingetretenen gründ-

les langues à inflexions (ebds. S. 14). Auch ist in den flectirenden Sprachen wenigstens theilweis die Bildung durch Affixe anerkannt; denn ob man sie des syllabes dérivatives oder Affixe nennt, ist für die Sache selbst von keiner Erheblichkeit; den einzigen Unterschied, den er zwischen den Affix-Sprachen und den flectirenden in Bezug auf die Derivationselemente noch festhält, ist, daß in jenen die Bildungselemente noch isolirt erscheinen und einen vollen Sinn enthalten, beides aber in diesen nicht der Fall sei. Die seitdem genauer geführten und tiefer eindringenden Untersuchungen haben gezeigt, daß letztere Annahme für die älteren Zustände der indogermanischen Sprachen nicht berechtigt ist, daß sich von sehr vielen Derivationselementen mit Bestimmtheit nachweisen läßt, daß sie einst auch in ihnen isolirt und mit selbstständiger Bedeutung existirten. Eben so gibt es umgekehrt in den Affix-Sprachen Derivationselemente in Fülle, die in ihnen nicht mehr isolirt und mit selbstständiger Bedeutung erscheinen. Auf jeden Fall bezeichnete aber A. W. v. Schlegels nähere Bestimmung einen bedeutenden Fortschritt in der Morphologie der Sprachen und ich erlaube mir deßhalb das Wesentliche derselben noch beizufügen; es findet sich S. 14 ff.: Les langues de la première classe n'ont qu'une seule espèce de mots, incapables de recevoir aucun développement ni aucune modification. On pourrait dire que tous les mots y sont des racines, mais des racines stériles qui ne produisent ni plantes ni arbres. Il n'y a dans ces langues ni declinaisons, ni conjugaisons, ni mots dérivés, ni mots composés autrement que par simple juxta-position u. s. w. Als Beispiel wird das Chinesische gegeben. Dann heißt es in Bezug auf die Affix-Sprachen (S 15): Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les idées accessoires et les rapports, en s'attachant à d'autres mots, mais que, pris isolément, ils renferment encore un sens complet . . . . Dann über die flectirenden Sprachen: On pourroit les appeler les langues organiques, parce qu'elles renferment un principe vivant de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde. Le merveilleux artifice de ces langues est de former une immense variété de mots et de marquer la liaison des idées que ces mots désignent, moyennant un assez petit nombre de syllabes qui, considérées séparément, n'ont point de signification, mais qui determinent avec précision le sens du mot auquel elles sont jointes. En modifiant les lettres radicales, et en ajoutant aux racines des syllabes dérivatives on forme des mots dérivés de diverses espèces et des dérivés des dérivés u. s. w.

licheren Forschungen zum Theil vollständig bestätigt wurden. Der Art ist z. B. was er über die amerikanischen Sprachen S. 50 und 56 ff. sagt; auch die Bemerkung über die agglutinirenden Sprachen 'der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth u. s. w.' (S. 52) wird im Wesentlichen als richtig anzuerkennen sein.

Doch es würde, trotz der Bedeutung dieses Buches, mehr Raum einnehmen, als billig wäre, wenn ich noch mehr der vielen schönen Stellen hervorheben wollte, durch welche es zu den Studien lockte, die es in Deutschland hervorzurufen bestimmt war. Was für die Wissenschaft darin bedeutend war, ist in sie in viel bestimmterer Form aufgenommen; das nicht wenige irrige theils widerlegt, theils stillschweigend fallen gelassen. Erlauben wir uns nur noch, die Hauptresultate desselben für Sprache zusammenzufassen, wie sie Schlegel selbst im ersten Capitel des ersten Buches hinstellt. Die nächste Verwandtschaft hat danach das Sanskrit mit dem Lateinischen und Griechischen, so wie der germanischen und persischen Sprache. Sie erstreckt sich auf die Wurzeln und die innerste Structur und Grammatik. Mit Armenisch, Slavisch, Celtisch ist die Verwandtschaft — wenigstens im Verhältniß zu der zuerst hervorgehobenen — gering, doch nicht zu übersehen, da sie sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt. In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der koptischen noch indische Wurzeln genug finden. Die Grammatik dieser Sprachen ist, so wie auch die baskische, grundverschieden von der indischen. Die übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen haben mit der indischen Familie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft.

Mit Recht, nicht von Bruderliebe verblendet, sagt Aug. Wilh. v. Schlegel im Jahre 1815 in dem ersten Artikel, welchen er selbst in Bezug auf das Sanskrit veröffentlichte[1]): 'Wir kennen

---

[1]) Heidelberger Jahrbücher 1815 nr. 56 in 'Sämmtliche Werke' XII. 437.

noch kein andres Buch, worin die etymologischen, historischen und philosophischen Gesichtspunkte dieser Forschung so weit umfassend und tief eindringend aufgestellt wären, als in Friedrich Schlegel's Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier'. Dennoch — wenn man betrachtet, was darauf folgte, was nach ihm auf dem Gebiete geleistet ist, auf welches die Aufmerksamkeit in großartiger Weise von ihm gelenkt ward — muß man sich darauf beschränken, es, trotz seines hohen Werths für seine Zeit, als ein glänzendes Programm, als eine brillante Ouverture zu bezeichnen. In der That zeigt Schlegel darin den Werth des Sanskritstudiums an und für sich und seine Bedeutung für die Sprachwissenschaft; er deutet die vergleichende und historische Methode an, deren diese sich zu bedienen habe und skizzirt die Resultate, welche für die tiefere Erforschung der mit dem Sanskrit genealogisch verwandten Sprachen, so wie für das Verhältniß der Sprachfamilien zu einander und für Sprache im Allgemeinen vom Sanskrit und den daran sich knüpfenden Sprachstudien erwartet werden dürfen. Allein es ist zu viel gesagt, wenn A. W. v. Schlegel an der angeführten Stelle in Bezug auf diese Schrift hinzufügt: 'Dieß bleibt für uns der Grundstein des Gebäudes'. Mit bei weitem größeren Recht kann man es den Plan, den Umriß des Gebäudes nennen. Den Grundstein eines Gebäudes zu legen ist eine mehr handwerksmäßige Thätigkeit. Selten nur wird sie denen gelingen, in denen der Geist der Wissenschaft zu eng mit dem der Kunst verknüpft, von einer allzu umfassenden Genialität beherrscht und fast erdrückt wird. Für sie bedarf es mehr der Einseitigkeit, der Selbstbeschränkungsfähigkeit des Berufs, des Handwerks im besten Sinne.

IV.

Franz Bopp's erstes Auftreten.

Franz Bopp, geboren in Mainz den 14. September 1791, dann mit seinen Aeltern, welche dem Hof des Kurfürsten von Mainz gefolgt waren, nach Aschaffenburg übergesiedelt, zeigte schon beim Besuch der dortigen Lehranstalten eine besondere Neigung zu Sprachstudien, keineswegs in Folge einer hervorragenden Anlage zu Sprachfertigkeit, sondern, wie K. J. Windischmann, welcher ihm von früher Jugend an eine lebhafte Theilnahme gewidmet hatte, in der Vorrede zu dessen erstem Buche ausdrücklich hervorhebt: 'sogleich vom Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinen Gesetzen abzugewinnen'[1]). Fr. Schlegel's Werk hatte zwar überhaupt und in den weitesten Kreisen des gebildeten und gelehrten Deutschlands gewirkt, besonders aber in dem engen Kreise seiner Freunde, der sogenannten Romantiker, gezündet, welche nach den bis dahin veröffentlichten Mittheilungen über Alter und Inhalt der indischen Religion und Philosophie für die mystische Seite ihrer Bestrebungen, die schon in den bekannteren Literaturen des Orients Nahrung gefunden hatte, von dem Studium des Sanskrits und seiner Literatur die entscheidendste Förderung und Hülfe erwarteten. Dieser Richtung gehörte insbesondre Windischmann an, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, Arzt und Philosoph[2]), von nicht geringen Verdiensten um die Geschichte der Philosophie, aber befangen in den Bestrebungen, welche, theilweis — und er

---

[1]) K. J. Windischmann in den Vorerinnerungen zu 'Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache u. s. w.' Frankfurt 1816. S. IV.

[2]) Insbesondre berühmt durch sein Werk 'Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte', in welchem auch der indischen Philosophie eine bedeutendere Stellung eingeräumt ward, als vor ihm der Fall war.

selbst sicherlich — in redlichem Irrthum, Licht in der Finsterniß, lautere Wahrheit in trüben Quellen suchen. Seinem Einfluß werden wir es wohl wenigstens zum Theil zu verdanken haben, daß Bopp's Neigung und geniale Anlage zur Sprachforschung sich nicht auf die Sprachen beschränkte, welche die Hauptgegenstände des Sprachstudiums in der damaligen Zeit bildeten, daß sich sein Blick vielmehr schon in früher Jugend auf die Erwerbung der Kenntniß des Sanskrits richtete. Damit war aber auch der Einfluß der romantischen Richtung auf Bopp zu Ende. Sein klarer Blick, sein genialer Instinkt für die Grenzen des Erkennbaren, hielt ihn frei von allen jenen Verirrungen der Romantiker, welche so vielen Schaden und Unheil brachten und drohten, daß ihre große Verdienste darüber fast ganz in Vergessenheit geriethen. Sein Beispiel wirkte auch auf seine Schüler, und wenn wir mit Dank anerkennen müssen, daß das Sanskritstudium und alles was sich daran knüpft, wesentlich jener aufwühlenden Neuerung der Romantiker, ihrem Bestreben, in die eigenste Natur jedes Nationalwesens einzudringen, seine Entstehung in Deutschland verdankt, so dürfen wir doch freudig hinzufügen, daß weder bei Bopp noch bei irgend einem der bedeutenderen Nachfolger auf diesen Gebieten jene Verschwommenheit, Nebelhaftigkeit, Verfinsterungssucht hervortritt, welche die Nachtseite der romantischen Richtung bilden.

Im Jahre 1812 ging Bopp nach Paris, um sich daselbst mit den orientalischen Sprachen und insbesondre dem Sanskrit zu beschäftigen. Hier hatte sich seit mehreren Jahren Chézy dem Studium des letzteren gewidmet, und wurde während Bopp's Aufenthalt daselbst, 1814, zum Professor desselben am Collège de France ernannt [1]). Da Windischmann in der Vorrede zu Bopp's erstem Buche ihn nicht ausdrücklich unter den Pariser Gelehrten erwähnt, denen Bopp für Förderung seiner Studien

[1]) A. W. v. Schlegel Sämmtliche Werke XII. 427.

verpflichtet sei, auch Bopp selbst in der Vorrede zu seiner ersten Ausgabe des Nala (London 1819 p. III.) bemerkt, daß er Sanskrit ohne Hülfe eines Lehrers erlernt habe, so beruht Helmina von Chezy's Behauptung [1]), daß er ihres Mannes Unterricht genossen habe, sicherlich auf einem Irrthume. Im Jahre 1815 unterstützte er schon August Wilhelm von Schlegel bei seinen Studien des Sanskrit, wie sich aus einem in Paris geschriebenen Briefe des letzteren vom 4. Februar dieses Jahres an seinen Freund Favre in Genf ergiebt. Hier heißt es [2]): Mais figurez-vous cet enfentillage à mon âge? je n'ai pu résister au désir d'apprendre la langue sanscrite; j'étais ennuyé de ne savoir que des langues que tout le monde sait et me voilà depuis deux mois écolier zélé des Brahmes. Je commence à débrouiller assez facilement les caractères; je m'oriente dans la grammaire, et je lis même déjà, avec le secours d'un Allemand, que j'ai trouvé ici, l'Homère de l'Inde, Valmiki. Il m'est trop incommode de suivre le cours de Mr. Chézy, mais je le consulte sur la marche à prendre. Enfin, j'espère avancer assez pour continuer cette étude à moi seul, pendant le loisir de la vie de campagne. On a beaucoup de difficulté de se procurer les livres nécessaires. Il y a encore peu de choses imprimées dans la langue originale en Angleterre, et les livres publiés aux Grandes-Indes, outre qu'ils sont d'une cherté excessive, ne se trouvent presque point. Cependant je m'en suis procuré quelques-uns, et j'attends un envoi de Londres. Voilà mes confessions en fait de folies érudites. Mme de Staël (bei welcher sich Schlegel damals aufhielt) dit que c'est par paresse

[1]) Unvergessenes II. 64.

[2]) In Mélanges d'histoire littéraire par Guillaume Favre, avec des lettres inédites d'Aug.-Guillaume Schlegel et d'Angelo Mai . . . publiés par J. Adert. Genève 1856, Tome I. p. LXXVI.

que j'étudie tout celà. Ich habe diese Stelle ganz mitgetheilt, da sie uns zugleich über die Anfänge von A. W. v. Schlegel's Beschäftigung mit dem Sanskrit unterrichtet[1]). Der Deutsche, welcher ihm Hilfe leistete, ist natürlich niemand sonst als Bopp, (vergl. Indische Bibliothek. I. S. 8). In demselben Jahre gedenkt Schlegel desselben in seiner schon erwähnten Anzeige von Chézy's Yadjnadatta-Badha[2]) mit den Worten: 'Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein ebenso fleißiger als bescheidener Forscher, hält sich seit mehreren Jahren mit königlich baierischer Unterstützung in Paris auf, und hat neben seiner Kenntniß andrer Morgenländischer Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrita gemacht.'

Damit war der Schöpfer der vergleichenden Grammatik in ehrenvoller Weise seinem Vaterlande angekündigt und ehe noch ein halbes Jahr verging, trat er mit seinem ersten Werke auf, welches theils den Keim, theils schon die Resultate selbst in seinem Schooße trug, zu deren weiterer Entwickelung eine darauf folgende mehr als fünfzigjährige literarische und Lehr-Thätigkeit des Verfassers die bedeutendsten Ergänzungen liefern sollte.

Es ist dieß das schon erwähnte Buch, welches in seiner im wahrhaften Sinne des Wortes epochemachenden Wichtigkeit es wohl verdient hat, mit seinem vollen Titel hier aufgeführt zu werden. Er lautet: 'Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Uebersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Veda's. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet

---

[1]) Beiläufig bemerke ich die übrigen Stellen dieses Briefwechsels, in denen Schlegel seiner indischen Studien erwähnt; sie finden sich p. LXXVIII. LXXXVI. XCIX und C. CI und CVIII.

[2]) In 'Sämmtliche Werke' XII, S. 437.

von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt am Main, in der Andreäischen Buchhandlung. 1816 8°. XXXXVI. 312.'

Abgesehen von den Vorerinnerungen, welche XXXXVI Seiten umfassen, zerfällt das Werk, darin dem von Friedrich Schlegel nicht unähnlich, in einen Theil, welcher sich auf das sprachliche Verhältniß des Sanskrit zu andern Sprachen bezieht, und in einen andern, welcher den literarischen Erzeugnissen des Sanskrit an und für sich gewidmet ist. Der letztere Theil, welcher etwa die Hälfte des Buches umfaßt und theilweis nicht von Bopp selbst herrührt, kann füglich übergangen werden; ich bemerke nur, daß auch hier wie bei Fr. Schlegel der Versuch gemacht ist, selbst das indische Metrum in der Uebersetzung nachzubilden, aber mit viel geringerem Glück. So sehr bei Bopp auch das Bestreben anzuerkennen ist, die Werke der indischen Literatur auch der Form nach unsrer Muttersprache anzueignen, so muß doch zugestanden werden, daß ihm die Natur die dazu nöthigen Gaben nur in geringem Grade verliehen hatte; er scheint dieß später auch selbst gefühlt zu haben; wenigstens ist die Zahl seiner Uebersetzungen gering geblieben und hörte mit der des 'Nalas und Damajanti' (1838) ganz auf.

Der Schwerpunkt dieses Werkes liegt in dem ersten Theil, in welchem trotz großer Mängel, dennoch mit voller Bestimmtheit die Aufgabe hervortritt, deren Lösung die Hauptthätigkeit des Verfassers fortan bilden sollte: nämlich vermittelst vergleichender und historischer Untersuchungen die Entstehung der grammatischen Formen in den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen zu erforschen. Damit war die Sprachvergleichung, welche bis dahin fast nur von ethnologischem oder ethnographischem Nutzen gewesen war, für die Sprache und Sprachen selbst aber so gut wie gar keine Frucht getragen hatte, auf einmal zu einem der wichtigsten und fruchtbarsten Theile, ja zum eigentlichen Mittelpunkt der Sprachwissenschaft geworden. Ein Moment, von welchem noch 1809 in Adelungs Mithridates II. 169 gesagt war: 'Allein die

Zeit dieser ersten Verwandtschaft' (des Germanischen mit dem Griechischen, Persischen u. s. w.) 'liegt so weit außer den Grenzen aller Geschichte, und fällt noch so tief in die Dunkelheit ihres ersten Stammsitzes in Asien, daß weder der Sprach- noch Geschichtforscher einen andern Gebrauch davon machen kann, als diesen gemeinschaftlichen Ursprung überhaupt anzuerkennen' — ward auf einmal durch die geniale Weise, in welcher Bopp davon Gebrauch machte, nicht bloß für den Sprachforscher das Wichtigste, sondern erhielt im Lauf seiner weiteren Entwickelung selbst für den Geschichtsforscher eine hohe Bedeutung.

Der Aufgabe, welche sich Bopp in diesem seinem Erstlingswerk gestellt hatte, ist er sich auch, wie aus mehreren Stellen hervorgeht, vollständig bewußt; so heißt es z. B. S. 12 'Da ich mich aber in meinen Behauptungen nie auf fremde Autorität stützen kann, indem bisher noch nichts über den Ursprung der grammatischen Formen geschrieben worden . . . .' und gegen den Schluß des Buches S. 137: 'Mir konnte bei meinem Streben, den Grund und Ursprung der grammatischen Formen derjenigen Sprachen zu erklären, die mit dem Sanskrit in engster Verwandtschaft stehen . . . .' Die Lösung dieser Aufgabe wird hier an dem eigentlichen Kern der indogermanischen Sprachen: dem Verbum versucht, und zwar speciell am Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Germanischen und Persischen. Danach zerfällt das Ganze in fünf Kapitel und einen Nachtrag. Das erste Kapitel handelt über Zeitwörter im Allgemeinen, die drei folgenden der Reihe nach über die altindische, griechische und lateinische, das fünfte über die germanische und persische Conjugation.

Ein Glück war es, daß zu der Zeit, als das Werk erschien, wohl Niemand in Europa — außer etwa Colebrooke und Wilkins, welche aber kein Deutsch verstanden — im Stande war, über die Kenntniß des Sanskrit, welche Bopp bei der Abfassung

desselben zu Gebote stand, ein Urtheil zu fällen. Gewiß verstand Bopp schon damals hinlänglich Sanskrit, um die Sprachformen, wie sie ihm bei der Lectüre entgegentraten, richtig zu erkennen, aber zwischen dem Erkennen und Reproduciren derselben liegt zumal im Sanskrit — und zwar vorzugsweise, aber keinesweges allein, wegen der nicht unbeträchtlichen Anzahl phonetischer Gesetze, welche in letzterem Falle anzuwenden sind — eine ganz außerordentlich breite Kluft. Diese hatte Bopp, wie eine zumal für den Umfang des dem Sanskrit gewidmeten Kapitels verhältnißmäßig große Zahl von Fehlern zeigt[1]), noch nicht zu überschreiten vermocht und bei der Neigung derer, welche weiter nichts wissen, als was sie erlernt haben, die zu verfolgen, denen das Erlernte nur als Material zu höheren daraus vermittelst der eigenen Geisteskraft abzuleitenden Entwickelungen dient, würden

---

[1]) Bopp ist von dem irdischen Schauplatz, auf welchem ihm eines der glänzendsten Loose zu Theil ward, abgetreten und es schadet seinem Ruhme nichts, wenn ich einige der auffallendsten Fehler hier berühre. Es wird dieß hoffentlich nicht dazu dienen, dem Leichtsinn bei wissenschaftlichen Arbeiten eine Entschuldigung zu gewähren, wohl aber vielleicht dazu, unser Urtheil über manche Erscheinungen zu mildern. Jeder, der sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, ist der Gefahr ausgesetzt, sich Blößen der mannigfachsten Art zu geben und vielleicht sind es diejenigen am meisten, deren Blick am weitesten reicht. Je enger und begränzter dagegen der Blick, desto leichter läßt sich der Boden, auf welchem man sich bewegt, überschauen; einem solchen Blick aber wird die Erweiterung einer Wissenschaft nur in den seltensten Fällen verdankt. Ja man könnte fast den Unterschied ziehen: die Dii majorum gentium der Wissenschaft machen Fehler, aber keine Dummheiten; die Dii minorum gentium selten Fehler, aber desto häufiger Dummheiten. Lassen wir jetzt einige dieser Fehler folgen: S. 29 ff. wird als Charakteristikum des zweiten Futur stets syâ mit langem statt kurzem a aufgestellt; nach S. 31 soll das Perfect von as (âsa u. s. w.) nicht isolirt, sondern nur in der Bildung des periphrastischen Perfect vorkommen. S. 35 ist in der Bildung des 1. Singular des Atmanepada von vyati-as und tan vieles falsch. S. 54 wird nâmâ als hinteres Glied eines Compositum für Instrumental statt Nominativ genommen; S. 66 werden die unmöglichen Formen ataupsas, ataupsat von tup gebildet; S. 69 datāh (wohl Druckfehler für dātah) statt dattah, Plcp. Pf. Pass. von dâ 'geben'.

die Blößen, welche er sich gab, auf eine Weise benutzt sein, die ihm vielleicht das Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn ganz verleidet hätte. Man würde einem Manne, der auf dem Gebiete, welches die Hauptgrundlage seiner Forschungen bildete, solche Blößen zeigte, wahrscheinlich die Berechtigung abgesprochen haben, über Gegenstände, welche er so wenig kenne, auch nur mitzusprechen und schwerlich irgend eine Notiz davon genommen haben, daß diese Fehler den großartigen Entdeckungen, welche das Buch enthielt, fast nirgends erheblichen Eintrag thaten. Diese Hemmung, welche, wenn die Kenntniß des Sanskrit schon weiter entwickelt und verbreitet gewesen wäre, ihm höchst wahrscheinlich in den Weg getreten wäre, wurde ihm glücklicherweise erspart. Es wurde ihm vergönnt, seine Fehler selbst zu verbessern und die Forschungen, welche er mit so glänzenden Entdeckungen begann, im Wesentlichen unter den günstigsten Umständen einem hohen Ziele entgegenzuführen.

Von den glänzenden Entdeckungen in Bezug auf die Entstehung der Verbalformen der indogermanischen Sprachen erlaube ich mir folgende hervorzuheben. Zunächst erkannte er, daß mehrere derselben durch Zusammensetzung mit dem Verbum substantivum gebildet sind und dieß zu zeigen war einer der Hauptzwecke seiner Arbeit (vgl. S. 8); so erklärte er den Aorist, in welchem sich ein formatives s zeigt (S. 18), das zweite Futurum (S. 30) und den Precativ. S. 16. 17 zeigt er, daß die Präteritalbedeutung des Imperfect nur in dem Augment ihren Exponenten habe, nicht in den Endungen. S. 27 vergleicht er das lateinische Particip des Futur z. B. daturu(s) mit dem Nomen, welches im Sanskrit zur Bildung des ersten oder periphrastischen Futur dient, z. B. dâtar. S. 61 erkennt er die Uebereinstimmung griechischer Präsensthemen mit sanskritischen, vergleicht die auf ε (α oder) ο mit den sanskritischen auf a, die reduplicirten wie διδω von δω mit den entsprechenden sanskritischen wie dadâ von dâ, die auf νυ wie ὀρη·νυ mit den sskr. auf nu wie su-nu u. s. w. S. 67

ahnt er, daß die griechischen Futura wie ἐσσοῦ-μαι den sskr. mit dem Charakteristikum sya am nächsten stehen[1]). S. 84 erkennt er die Formen des Infinitiv auf μεναι als die primären. S. 90 vergleicht er den lateinischen Conjunctiv sim für siem mit dem sskr. Potential syâm. S. 96 erkennt er, daß die lateinische Endung des Imperfects bam u. s. w., so wie die des Futur bo u. s. w. auf dem Verbum fu = sskr. bhû beruhen und in ähnlicher Weise zur Bildung dieser Verbalformen dienen, wie im Sanskrit und Griechischen Formen des gleichbedeutenden Verbum substantivum. S. 103 weist er die Entstehung des lateinischen Passivs aus der Zusammensetzung der entsprechenden Activform mit dem Pronomen reflexivum nach. S. 107 erkennt er die Endung der 2. Person Plur. Passiv auf mini als Reflex des Plurals eines Participii Medii, welches dem griechischen auf μενο entsprach. S. 151 endlich entdeckt er, daß das schwache Präteritum des Gothischen (in Pl. 1. auf dêdum, 2. dêduþ, 3. dêdun) durch Zusammensetzung mit dem Präteritum eines Verbum, welches 'thun' bedeutet, entstanden sei[2]).

Mit diesen Entdeckungen war im Wesentlichen — in den Hauptpunkten — festgestellt, daß die grammatischen Formen der indogermanischen Sprachen — ihre Flexion — auf dem Wege der Zusammensetzung entstanden sind, daß der Unterschied zwischen ihnen und den durch Affixe grammatische Formen bildenden Sprachen weit entfernt sei ein solcher zu sein, wie ihn Friedrich von Schlegel hingestellt hatte.

Neben diesen generellen und speciellen Entdeckungen trat in diesem Werkchen zugleich eine verhältnißmäßige Fülle von feinen Beobachtungen und Bemerkungen, vor allen aber neben der Neuheit zugleich eine solche Sicherheit der grammatischen Methode,

---

[1]) vgl. Ahrens de dialecto Dorica, p. 287.

[2]) vgl. jetzt darüber Bopp in der Vergleichenden Grammatik 2. Aufl. II. S. 503 ff. § 620—622.

eine so außerordentliche Gabe grammatischer Combination hervor, daß hier eine ganz besondere Begabung für Forschungen dieser Art anzuerkennen war, eine Begabung, welche um alle die Früchte zu spenden, die man von ihr zu erwarten berechtigt sein durfte, nichts weiter mehr nöthig hatte, als sich aller Hülfsmittel und alles Materials zu bemächtigen, die zu ihrer Verwerthung dienen konnten. Dazu war vor allem eine gründliche Kenntniß des Sanskrits und nächstdem ihre Verbreitung in größren Kreisen nöthig, damit an diesen Forschungen auch Männer von mehr oder minder verschiedenen Geistesgaben Antheil zu nehmen vermöchten.

V.

Indische Philologie in Deutschland.

Wir haben schon oben[1]) gesehen, daß etwa seit 1814 auch August Wilhelm von Schlegel angefangen hatte, sich mit Sanskrit zu beschäftigen. War er auch seinem Bruder Friedrich weder an Umfang noch Tiefe des Geistes zu vergleichen, so besaß er doch dieselbe ja eine noch höhere Empfänglichkeit für ursprünglich fremdartiges, nationell verschiedenes und die Fähigkeit, sich ganz hinein zu versetzen und es sich und seiner Nazionalität in einer wahrhaft genialen Weise anzueignen. Dabei war er, gebildet in der Schule der classischen Philologie, ein durch und durch geschulter Philolog, der die Entwickelungen, welche grade auf diesem Gebiete insbesondre durch Fr. A. Wolf, Gottfr. Hermann, Imm. Becker u. aa. eingetreten waren, mit lebendiger Theilnahme verfolgt und selbst durch Arbeiten der höheren Kritik u. aa. nicht wenig gefördert hatte. Dazu kamen noch reiche und vielseitige Kenntnisse, eine außerordentliche Klarheit des Denkens und Urtheils,

[1]) S. 372.

in welcher er seinen Bruder weit überragte und eine wunderbare Meisterschaft im Gebrauch nicht bloß der Muttersprache, sondern auch des Latein und einiger neuerer Sprachen.

Schon im Jahre 1815 hatte er eine Anzeige über eine Sanskritarbeit von Chezy veröffentlicht[1]), in welcher er nach kurzer Charakterisirung der englischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrit die Nothwendigkeit einer philologischen Bearbeitung der Sanskritwerke hervorhebt[2]) und den Deutschen 'einen besonderen Beruf' zuspricht, 'die indischen Alterthümer zu ergründen'[3]).

An die im Jahre 1818 gegründete Universität in Bonn berufen, widmete er sich fortan vorzugsweise der Einbürgerung dieses Wissenszweigs in die deutsche Wissenschaft und eröffnete diese Thätigkeit schon im Jahre 1819 durch einen sehr anregenden Aufsatz 'Ueber den gegenwärtigen Zustand der indischen Philologie'[4]). Hier heißt es sogleich S. 8: 'Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen'. Dieses Glück ist ihm im hohen Grade zu Theil geworden. Seine hohe Stellung als Gelehrter und durch ganz Europa auf sehr verschiedenen Gebieten anerkannter Schriftsteller trug nicht wenig dazu bei, daß sich insbesondre die preußische Regierung die Förderung dieser Studien angelegen sein ließ und sie durch Anschaffung von Sanskrittypen — schon im Jahre 1819 — und durch Anstellung von Lehrkräften an ihren Universitäten bethätigte; sein Wort, Beispiel und Unterricht führte ihnen mehrere der bedeutendsten Männer

---

[1]) In den Heidelberger Jahrbüchern, abgedruckt in 'sämmtliche Werke' XII, 427 ff.

[2]) a. a. O. 436.

[3]) ebds. S. 437.

[4]) Zuerst erschienen im '2. Heft des Jahrbuchs der preußischen Rhein-Universität', und ins Französische übersetzt in der Bibliothèque universelle und in der Revue encyclopédique; wieder abgedruckt in dem 1. Heft der Indischen Bibliothek 1820 S. 1—27.

zu, vor allen seinen großen Schüler, Christian Lassen, und seine eigne schriftstellerische Thätigkeit lieferte die ersten Muster einer philologischen Behandlung von Sanskrittexten. Müssen wir Franz Bopp den hohen Ruhm zuerkennen, auf dem Grunde des Sanskrits die neuere Sprachwissenschaft geschaffen und bis zu einem hohen Grade entwickelt zu haben, so dürfen wir A. W. v. Schlegel den wenn gleich geringeren, doch in seinen Folgen kaum minder bedeutenden zuschreiben, den Grund zu einer altindischen Philologie gelegt zu haben.

Mit begeisterten Worten macht er auf die hohe Bedeutung der Sanskritstudien aufmerksam, z. B. (S. 4): 'Es ist hier nicht der Ort, umständlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebnisse die Kenntniß des Sanskrit und das Verständniß der darin abgefaßten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeschichte der Menschheit versprechen; welche schöpferische Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poesie, welche Tiefe und Klarheit geistiger Anschauung in ihrer Philosophie sich offenbart', — gibt eine Uebersicht und kurze Beurtheilung des bis dahin Geleisteten, hebt dasjenige hervor, was zunächst und überhaupt zur weiteren Förderung geschehen müsse und schließt (S. 26): 'dem deutschen Fleiß und Tiefsinn steht also hier ein großes Feld der Mitbewerbung offen'. In Bezug auf die allgemeinen Erfordernisse ist hier insbesondre das stärkste Gewicht darauf gelegt, daß die Grundsätze der classischen Philologie auch bei diesen Studien in Anwendung zu bringen seien; so heißt es S. 22: 'Soll das Studium der indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe, darauf angewendet werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seyen ja durch ununterbrochene Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher, für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehen. Mit den Griechen war

es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris . . . waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie aufgegebene Bekanntschaft mit der lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betrugs, den Weisen Indiens seyn würden'.

'Dem Herausgeber indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen, Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik'.

Als Hauptbedürfnisse zur Förderung der Sanskritstudien bezeichnete A. W. v. Schlegel in diesem Aufsatz (S. 15) eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen (eine Chrestomathie) eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar.

Hier trat nun wieder Bopp in die Arena und lieferte drei Arbeiten dieser Art, welche, wenn sie auch denen, die Schlegel im Sinne hatte, nicht ganz entsprechen mochten, doch zur Erleichterung und Verbreitung der Sanskritstudien nicht wenig beitrugen.

Bopp hatte im Jahre 1817 sich von Paris nach London

begeben, um in dem reichen Schatz der dortigen Handschriften und in der Bekanntschaft mit dem Vater der europäischen Sanskritstudien, Wilkins, und dem ersten Sanskrit-Philologen, Colebrooke, die so glänzend eröffnete Bahn weiter zu verfolgen.

Ein wunderbar glücklicher Instinkt ließ ihn aus der überwältigenden Masse des größten epischen Gedichtes der Welt, des Mahâbhârata, diesem Urwald von Poesie, in welchem sich Episoden in Episoden so dicht verschlingen, daß man sich fast in einem unwegsamen Dickicht zu befinden glaubt, mit genialem Griff das schönste wählen von allem, was nicht bloß dieses Epos enthält, sondern überhaupt die indische Muse geschaffen haben möchte. Wirkte diese Episode — die seitdem durch mehrfache Uebersetzungen allgemein bekannt gewordene von Nala und Damajanti — schon durch ihren Inhalt und dessen Darstellung anziehend und fesselnd, so ist sie zugleich im Ganzen in einer so leichten Sprache geschrieben, daß sie, zumal da das Sanskrit doch von Jünglingen in reiferem Alter — erst auf der Universität — erlernt wird, zugleich die erste Lecture zu bilden im Stande ist, während sie durch einzelne schwierigere Stellen auch Gelegenheit gibt, tiefer in die Sprache einzudringen. So konnte sie, wenigstens zunächst, die Stelle einer Chrestomathie vertreten und in der That hat sie sich zu diesem Gebrauch in einem solchen Umfange bewährt, daß sich bis jetzt wohl schwerlich ein Sanskritaner finden möchte, dem sie nicht zu der ersten oder einer der ersten Uebungen im Sanskrit gedient hätte.

Die Bopp'sche Ausgabe dieser Episode erschien in demselben Jahre, in welchem der erwähnte Aufsatz von Schlegel veröffentlicht ward, so daß einer seiner Wünsche, kaum ausgesprochen, im Wesentlichen auch schon seine Erfüllung fand[1]). Die kritische Behandlung war im Verhältniß zu den Hülfsmitteln, welche

[1]) Nalus, carmen sanscritum e Mahâbhârato: edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit Franciscus Bopp. London 1819. 8°. XIII. 216.

Bopp zu Gebote standen, und der damaligen Stellung der Wissenschaft eine sehr lobenswerthe; der Druck außerordentlich correkt; nur die lateinische Uebersetzung ließ vieles zu wünschen übrig. In den Anmerkungen, wie auch schon in der Vorrede trat Bopp's Hauptneigung und Anlage zur Sprachvergleichung hervor.

Dieses Werk gab A. W. von Schlegel die zweite Gelegenheit, eine Probe seiner schon damals eindringenden Kenntniß des Sanskrit und insbesondere seiner sorgfältigen Interpretationskunst in einer eingehenden Anzeige desselben abzulegen[1]). Die erste war in den Anmerkungen zu einer Uebersetzung einiger Capitel des Râmâyana gegeben, in denen die Herabkunft der Ganga vom Himmel und die Veranlassung derselben geschildert wird[2]).

Ehe ich zu den beiden andern Werken Bopp's übergehe, möge nicht unerwähnt bleiben, daß um das Jahr 1820 auch Othmar Frank für Einführung des Sanskrits in Deutschland thätig zu werden begann; ebenfalls gleichwie Bopp von der baierischen Regierung unterstützt, hatte er sich durch einen Aufenthalt in London in einem verhältnißmäßig keinesweges geringen Grad damit bekannt gemacht, und veröffentlichte nach seiner Rückkehr zunächst zwei Bände einer Chrestomathie[3]). Es geschah unter großen Opfern, welche ein anerkennenswerthes Zeugniß für den Eifer des Verfassers ablegten; es wäre demnach zu wünschen gewesen, daß sie einen günstigen Erfolg gehabt hätten; allein dem stand sowohl die größtentheils unglückliche Wahl und

---

[1]) In der 'Indischen Bibliothek' I. 97—128.

[2]) Ebenfalls in der 'Indischen Bibliothek' S. 28—96; auch in 'sämmtliche Werke' III. 8—60.

[3]) Chrestomathia Sanskrita, quam ex codicibus manuscriptis adhuc ineditis Londini exscripsit atque in usum tironum versione, expositione, tabulis grammaticis &c. illustratam edidit O. Frank. Monachii, typographice ac lithographice opera et sumptibus propriis. 1820. Pars altera 1821. 4.

noch unglücklichere Behandlung des Mitgetheilten entgegen. A. W. v. Schlegel, welcher die Arbeit beurtheilt hat[1]), sagt mit Recht, daß 'Frank sehr häufig mißverstanden und auf eine seltsame Art; was er auch richtig verstanden hat, besitzt er nicht die Gabe, andern verständlich zu machen. Das schlimmste dabei ist, daß er nicht treu und enthaltsam übersetzen zu wollen scheint, ... sondern mystisch und anagogisch umdeutet und den einfachsten Sätzen .... die Hirngespinste einer verworrenen Metaphysik unterschiebt, die indischen Schriften mit einer Vorliebe für Verdüsterung behandelt.' In der That war Frank ein unklarer und unkritischer Kopf, dessen Uebersetzungen indischer Schriften auch in die Muttersprache viel schwerer als das Original oder vielmehr so gut wie gar nicht zu verstehen sind. Von einigem Nutzen würde vielleicht seine drei Jahre später veröffentlichte Sanskrit-Grammatik[2]) geworden sein, da sie durch ihre Kürze den Anfängern den Eingang in diese Sprache hätte erleichtern können, wenn nicht sein unglückseliges Latein auch hier den Zugang versperrt hätte. Da schon im folgenden Jahre Bopp's Grammatik zu erscheinen anfing, so wurde sie überflüssig und verscholl, gleichwie seine übrigen Schriften und seine Thätigkeit an den Universitäten zu Würzburg und München, ohne jeden Einfluß auf die Sanskritstudien; seine keineswegs unbedeutenden Kenntnisse des Sanskrits hätten seine Arbeiten eigentlich vor einem solchen Schicksal schützen sollen, allein seine Unfähigkeit, ihnen eine klare Form zu geben, sein Mangel an Kritik u. aa.[3]) entschuldigen die Theilnahmlosigkeit des Publikums.

---

[1]) Indische Bibliothek II. 19—24; vgl. auch Vorrede zu der Ausgabe der Bhagavadgîtâ ed. 2. p. XLII.

[2]) Vyâkâranam Çâstrachakshush (!so!) Grammatica sanscrita nunc primum in Germania edidit. Othm. Frank. 1823. 4.

[3]) Eine gewisse Verkehrtheit, wie sie sich in andern Schriften kund gibt, die er abgefaßt hat, z. B. in der de Persidis lingua et genio u. s. w., worüber man A. W. v. Schlegel Indische Bibliothek, II. 384 vergleiche.

Die erste Bopp'sche Grammatik[1]), vollendet im Jahre 1827, stützte sich wesentlich auf die englisch geschriebenen Grammatiken von Wilkins und Forster, theilweis auch auf die von Colebrooke. Diese wiederum ruhten auf den Grammatiken der Eingebornen, von denen sie fast in sclavischer Abhängigkeit stehen. Es waren damit im Allgemeinen sowohl die Licht- als die Schattenseiten der indischen Darstellung des Sanskrit der europäischen Wissenschaft zugänglich gemacht. Jene waren jedoch unverkennbar überwiegend; sie betrafen fast durchweg den Stoff der Grammatik. Hier lernte man zum ersten Male eine Grammatik kennen, welche ihre Aufgabe, eine ganze, und noch dazu so reich entwickelte, Sprache grammatisch zu behandeln, alle Gebilde derselben durch Analyse in ihre constitutiven Elemente zu zerlegen, und durch Synthese mit Beobachtung aller bei der Analyse erkannten formativen und phonetischen Gesetze gewissermaßen wieder aufzubauen, mit tiefstem wissenschaftlichen Ernst und größtentheils mit außerordentlichem Glück verfolgt hatte. Die Schattenseiten lagen einerseits in der Form, welche wohl der indischen Lehrmethode angemessen sein mochte, aber der europäischen Gewohnheit Sprachen zu lehren und zu lernen so fern steht, daß ihre Bewahrung ein sehr wesentliches Hinderniß der Verbreitung des Sanskritstudiums gebildet haben würde. Ein andrer bedeutender Mangel lag darin, daß die indischen Grammatiker, so weit sie bekannt sind, gar keinen Versuch gemacht hatten, die Entstehung der grammatischen Formen — außer vom phonetischen Standpunkt aus und auch da nur, wo sich umfassendere Gesetze erkennen ließen — zu erklären. Es galt nun diese Mängel zu vermeiden, ohne die Vorzüge einzubüßen und es ist Bopp zu dauerndem Ruhme anzurechnen, die Lösung dieser Aufgabe schon in seiner ersten Bearbeitung der Sanskrit-Gram-

[1]) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp, ordentlichen Professor . . . zu Berlin u. s. w. Berlin 1827. 4. XVI. 360.

matik kräftig angebahnt und in den nachfolgenden Umarbeitungen bis zu einem hohen Grade vollendet zu haben. Bezüglich der Annäherung der Darstellung an die europäische Weise war zwar schon einiges von den englischen Vorgängern geleistet, doch steht es in keinem Verhältniß zu den durch Bopp vollzogenen Fortschritten; er überragt sie weit theils an Genauigkeit, theils an Kürze und Klarheit, welcher letzte Vorzug alle seine Schriften auszeichnet, und auch hier sowohl in der Sichtung als Ordnung und Fassung des Stoffes schon hervortritt; in Bezug auf Erklärung der Entstehung der grammatischen Gebilde dagegen gebührt ihm allein der Ruhm der Initiative und zwar einer im Beginn sowohl als im weiteren Fortgang überaus glänzenden.

Wir haben schon bemerkt, daß Bopp wesentlich seinen englischen Vorgängern in Bezug auf das Material der Sprache folgte; dazu traten nur einige Ergänzungen aus seiner Lecture, welche fast nur dem Mahâbhârata, speciell den von ihm theils vor, theils während der Bearbeitung der Grammatik veröffentlichten Episoden desselben entlehnt waren; die einheimischen Grammatiken der Inder waren unberücksichtigt geblieben. Darüber erklärte sich Bopp selbst in der Vorrede zu seinem 'ausführlichen Lehrgebäude' S. V mit folgenden Worten: 'Ich habe die Bearbeitung einer Grammatik der Sanskrita-Sprache in der Ueberzeugung unternommen, daß, nach dem, was besonders von Wilkins und **Forster** in diesem Gebiete verdienstliches geleistet worden, eine weitere Förderung des Gegenstandes nicht etwa von einer ausgedehnteren Benutzung der eingebornen Grammatiker ausgehen könne, sondern nur von einer unabhängigen Kritik der Sprache selbst, welche den Weg auszumitteln strebt, auf welchem diese zu ihren Bildungen gelangt ist, oder die Gesetze zu bestimmen, nach welchen dieselben sich entwickelt haben'. Gegen diese Beschränkung insbesondere erhob sich Christian Lassen, der eigentliche Vater und jetzt Nestor der indischen Philologie, in einer eingehenden

Recension der Bopp'schen Grammatik [1]), in welcher er die Bedeutung und Wichtigkeit einer Bearbeitung der Sanskrit-Grammatik auf Grund der heimischen Grammatiker überhaupt, vorzugsweise aber für die richtige Auffassung der Geschichte und der Umwandlungen der Sanskrit-Sprache, hervorhob. Er zog zuerst und in der gründlichen Weise, von welcher er schon vorher und noch mehr nachher so viele Proben abgelegt hat, die Aufmerksamkeit auf Erscheinungen der Vedensprache, welche in Pâṇini's Grammatik berücksichtigt waren und förderte durch eine Fülle von seinen Bemerkungen die Einsicht in die Geschichte der Sprache im Allgemeinen sowohl als auch im Besonderen. Dennoch läßt sich jetzt nicht verkennen, daß es für die Entwickelung der Sanskritstudien von Nutzen war, daß Bopp sich über die sonst so naturgemäße Forderung, die großen einheimischen Grammatiker zu Rathe zu ziehen, bei seinem ersten Versuch, eine für Deutschland und, man darf ohne Uebertreibung hinzusetzen, für Europa wahrhaft brauchbare Grammatik des Sanskrit zu gestalten, hinwegsetzte. Wer die heimischen Grammatiker kennt, weiß, daß es, zumal wenn man sich ohne fremde Hülfe hinein finden will — wie dieß z. B. bei dem Verfasser dieser Geschichte der Fall war, welcher seine vollständige Sanskrit-Grammatik ganz auf die heimische Grammatik baute, also aus Erfahrung sprechen kann — keine Kleinigkeit ist, sich Pâṇini's Grammatik so anzueignen, daß man aus ihr die grammatischen Gesetze des Sanskrit vollständig zu erkennen vermöge. Es würde Bopp sicher manche Jahre gekostet haben, und da er verhältnißmäßig langsam zu arbeiten pflegte, würde das erste Heft seines Lehrgebäudes wahrscheinlich statt 1824 erst in dem Jahre erschienen sein, in welchem

[1]) In A. W. v. Schlegel's Indischer Bibliothek III. 1—113, dem letzten Aufsatz dieser Zeitschrift, welche nicht würdiger und verdienstvoller als mit ihm abschließen konnte. Darin ist auch schon das erste Heft der lateinischen Bearbeitung der Bopp'schen Grammatik berücksichtigt.

seine Grammatik vollendet war. Auch darf ich, dessen hohe Achtung vor Bopp's Größe hoffentlich aus jedem Worte hervorleuchten wird, welches ich über ihn schreibe, mir wohl den Zweifel erlauben, ob es ihm gelungen sein würde, sich so tief in die heimische Grammatik zu versenken und wiederum so hoch über sie zu erheben, gewissermaßen so in sie hinein und wieder aus ihr heraus zu kommen, daß er sie ganz zu ergründen und, ohne in ihre Fesseln zu gerathen, frei nach seiner eigenen genialen Individualität mit dem ihr entlehnten Stoff zu schalten vermocht hätte. Bopp war eine wunderbar große, aber einseitige Genialität. Er ist der größte Sprachvergleicher, den es bis jetzt gegeben hat; für ihn existirt eine Sprache in ihrer Besonderheit fast nur in so weit, als diese Besonderheit ein Verhältniß zu einem Allgemeineren ausdrückt. Sein Augenmerk ist kraft der ihm eingebornen Geistesrichtung wesentlich auf die Elemente gerichtet, welche einer besonderen Sprache mit anderen gemeinschaftlich sind, um daraus die allgemeine Grundlage aller dieser Besonderheiten abzuleiten. Nur in so weit die ursprüngliche Identität der Besonderheiten nicht zu erweisen ist, ohne die Gesetze zu erkennen, nach welchen sie sich in verschiedenen Kreisen verschieden gestaltet haben, richtet es sich auch auf die eigenthümlichen Gesetze dieser besonderen Kreise — hier besonderen Sprachen — deren Erkenntniß eigentlich die Aufgabe ihrer speciellen Philologie ist. Weist nun jene Richtung auf das Allgemeine der Linguistik, so kann man, da sie bei Bopp die vorwaltende, die philologische ihr untergeordnet ist, ihn einen philologischen Linguisten nennen, während für diejenigen, welche die Erkenntniß der allgemeinen Gesetze einer Sprachclasse vorwaltend zur Erläuterung einer besonderen Species derselben benutzen, der Name linguistische Philologen nicht unpassend wäre; der philologische Linguist sucht sich vorzugsweise vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben, die linguistischen Philologen steigen mehr vom Allgemeinen zum Besonderen herab.

Hätte es zu der Zeit, als Bopp seine Sanskrit-Grammatik

begann, schon einen bedeutenden linguistischen Philologen des Sanskrits gegeben, so würde es vielleicht besser gewesen sein, wenn die Arbeit in die Hände eines solchen gerathen wäre, allein 1821, in welcher Zeit wohl Bopp sein Werk anfing, waren die linguistischen Principien, die dabei in Anwendung hätten kommen müssen, noch viel zu wenig bekannt, als daß Jemand, ohne hervorragende linguistische Anlage, sie so weit sich hätte aneignen können, daß er sie philologisch anzuwenden fähig gewesen wäre. Wenn es also von diesem Gesichtspunkt aus fast nothwendig war, daß der große Linguist selbst, wenn auch mit geringeren philologischen Anlagen, sich an das Werk machte, so war es von einem andern her zugleich von der größten wissenschaftlichen Wichtigkeit. Denn gerade diese mehr linguistische als philologische Darstellung war im Stande, sogleich erkennen zu lassen, welche hohe Bedeutung das Studium des Sanskrit für den Aufbau einer neuen Sprachwissenschaft zu üben bestimmt sei.

Uebrigens haben die Mängel der Bopp'schen Grammatik nicht allein die Anbahnung eines gründlichen Studiums des Sanskrit nicht gehindert, sondern sicherlich dazu sowohl als zur Erweckung einer lebendigen Theilnahme an demselben mehr als irgend eine andre Erscheinung auf dem Gebiete des Sanskrit beigetragen. Es wird wenige in der jetzigen Generation der Sanskritaner und Linguisten geben, welche nicht einer der Bopp'schen Sanskrit-Grammatiken die Einführung in ihre Studien zu verdanken haben.

Welchem Bedürfniß durch das Erscheinen dieser eine so schwere Sprache in faßlicher Darstellung entwickelnden Grammatik begegnet ward, zeigte sich unmittelbar durch den Absatz derselben. Kaum war sie vollendet (1827), als auch schon die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe eintrat, welche Bopp in lateinischer Sprache abfaßte[1]). Dann folgte die deutsche Bearbeitung in

[1]) Grammatica linguae Sanscritae auctore Francisco Bopp. Altera emendata editio. Berlin 1832; das erste Heft war jedoch schon 1828 erschienen.

kürzerer Fassung[1]), deren erste Ausgabe 1834 erschien; die zweite folgte 1845; die dritte in drei Heften von 1861 bis 1863.

In allen fünf Bearbeitungen ragt mehr die Richtung auf Sprachvergleichung und Erkenntniß des Organismus der Sprache hervor, als die minutiös-exacte Darstellung des speciellen Zustandes des Sanskrit. In Bezug auf jene Richtung besitzt Bopp die ganze Genauigkeit und Energie der Forschung, welche einen wesentlichen Theil einer einseitigen Genialität bildet; in Bezug auf diese geht sie ihm ab. Während seinem tiefen Forscherblicke nichts in den untersuchten und zu untersuchenden Sprachen entgeht, was auf jene allgemeinen Punkte ein Licht werfen kann, hat er in der langen Zeit seines an den glänzendsten linguistischen Entdeckungen so reichen Lebens vielleicht kaum eine Untersuchung gemacht, welche die Kenntniß der speciellen Grammatik des Sanskrit zu erweitern fähig gewesen wäre; hier begnügte er sich das zu benutzen, was andre nach dieser Richtung hin leisteten.

Zur Vervollständigung der Hülfsmittel für den ersten Anfang der Sanskritstudien faßte Bopp auch ein kleines Glossar ab[2]). Sein beschränkter Umfang macht es zwar unfähig, zur Bewältigung schwierigerer Schriftsteller benutzt zu werden; für diese war aber zu den Hülfsmitteln, welche die indische Presse schon früher geliefert hatte, im Jahre 1819 ein Sanskrit-Lexikon von Wilson getreten[3]), welches ich nicht unerwähnt lassen darf, da es auch für das Studium des Sanskrit in Deutschland von der allergrößten Bedeutung war und A. W. von Schlegel zu

---

[1]) Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache in kürzerer Fassung.

[2]) Glossarium Sanscritum a Fr. Bopp. Berlin 1830. VIII. 216. klein 4°.

[3]) A Dictionary Sanscrit and English; translated, amended and enlarged from an original compilation prepared by learned natives for the College of Fort William. Calc. 1819. 4 foll. 2. XLIX. 1061. 4°. Eine zweite Ausgabe, sehr vermehrt, aber mit Weglassung der Angabe der Autoritäten, erschien ebds. 1832. X. 982 groß 4° und sehr sparsam gedruckt.

einer tief eingehenden auch für den damaligen Stand der Sprachvergleichung nicht unwichtigen Beurtheilung Veranlassung gab [1]. Ein bedeutendes Verdienst erwarb sich Bopp in seinem Glossar dadurch, daß er die Bedeutungen der aufgenommenen Wörter aus den bis dahin im Druck erschienenen Sanskritschriften, insbesondre den von ihm selbst herausgegebenen, belegte. Auch seine specielle Richtung auf Sprachvergleichung ging in diesem Glossar nicht leer aus; den Schluß desselben (S. 204—216) bildete eine: Synopsis Radicum earumque derivatorum nominum substantivorum et adjectivorum, in welcher die in den verwandten Sprachen entsprechenden verglichen sind. In einer zweiten Ausgabe, welche in drei Heften von 1840 bis 1847 erschien, ist des Werkes Umfang, wenn man die Vergrößerung des Formats mit in Betracht zieht, mehr als verdoppelt; es ist die Anzahl der benutzten Schriftsteller, der aufgenommenen Wörter, Bedeutungen und Belegstellen außerordentlich vermehrt; vor allem aber die Vergleichung der verwandten Sprachen in den Vordergrund getreten, so daß sie auch auf dem Titel eine Hauptstelle einnimmt. [2] Die dritte Ausgabe erschien in zwei Heften 1866 und 1867; das zweite unmittelbar vor dem Tode des großen Verfassers, so daß seine Freunde durch den Mangel der eigenhändigen Unterschrift auf den ihnen verehrten Exemplaren auf den großen Verlust, der ihnen bevorstand, schon vorbereitet wurden. In dieser letzten Ausgabe tritt die vergleichende Richtung so stark hervor, daß die aus den angeführten Sprachen mit dem Sanskrit verglichenen Wörter in besondren Indices am Schlusse des Werkes alphabetisch aufgeführt werden.

Während Bopp seine erste Sanskrit-Grammatik ausarbeitete,

---

[1]) In der Indischen Bibliothek I. 3 (1822) S. 295—364.

[2]) Glossarium sanscritum, in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, slavicis, celticis comparantur, a Fr. Bopp. Berlin 1847. groß 4°. VIII. 412.

hatte A. W. von Schlegel den Anfang mit einer gründlichen philologischen Bearbeitung von Sanskrit-Schriften gemacht. Er hatte dazu eine der bedeutendsten und tiefsinnigsten philosophischen Episoden des **Mahâbhârata** gewählt, die schon oben erwähnte **Bhagavadgitâ**, welche durch die hohe Verehrung, ja Heiligkeit[1]), welche ihr in Indien zu Theil geworden ist, zugleich ein helles Licht auf die dort vorwaltende Geistesrichtung wirft. Diese Heiligkeit hatte ihr aber auch ein Geschick zu Theil werden lassen, wie es bei indischen Schriften selten vorkommt. Der Text ist nämlich in allen bis jetzt zugänglichen Autoritäten — Handschriften, Scholien und Uebersetzungen — im Wesentlichen identisch[2]), fast wie es bei den den Veden zugezählten Schriften der Fall ist. Jetzt, wo wir das diaskeuastische Verfahren der Inder etwas genauer, jedoch noch keinesweges besonders genau, kennen, werden wir zwar nicht mit Schlegel daraus folgern, daß uns die Hand des Dichters selbst bewahrt sei, aber doch eine sehr alte sorgfältige Diaskeuase. Alte — in einem Scholiasten des 14. Jahrhunderts — erwähnte Varianten sind an Anzahl gering und die neueren verdienen den sichersten Autoritäten gegenüber keine Beachtung. Letztre machten es möglich, einen nur in wenigen Stellen anzweifelbaren Text zu liefern, welcher nur zwei Conjecturen enthält; und auch von diesen ist die eine (XVI. 2) sicherlich nicht aufrecht zu halten, während die andre, mir wenig-

---

[1]) vgl. die 2. Ausgabe der Bhagavadgitâ p. XXXIV.

[2]) vgl. A. W. v. Schlegel Praefatio zu seiner Ausg. (in der 2. Aufl.) p. XXXIX. XL, S. 229 wozu man noch füge, daß auch Galanos' Uebersetzung, welche in Benares gemacht ward, auf demselben Text beruht (siehe *Γιτα ἢ θεσπεσιον μελος μεταφρασθεισα εκ του βραχμανικου παρα Δημητριου Γαλανου, Αθηναιου. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ ἐκδοθεῖσα . . . μελέτῃ Γεωργιου Κ. Τυπαλδου.* Athen 1848 S. 126). Der Vers, welcher in einigen Autoritäten im Anfang des 13. Capitels erscheint, der einzige interpolirte — welchen Schlegel mit Recht ausgelassen hat — fehlt auch bei Galanos.

stens, nicht absolut nothwendig scheint[1]). So war der zweite, oder wenn man Othmar Frank's Chrestomathie mitzählen will, der dritte Sanskrittext, welchen Deutschland für Förderung dieser Studien lieferte, ein fast vollständig zuverlässiger, zuverlässiger als irgend einer der classischen Literatur, ein Gewinn, der, zumal im Beginn eines derartigen Wissenszweiges, nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Das Werk war aber auch durch seinen Inhalt von der höchsten Wichtigkeit und ganz und gar geeignet, Aufmerksamkeit und Theilnahme für die neue Geistesarbeit zu wecken und zu fesseln. Natürlich konnte dieß nicht ohne Erläuterungen des Textes geschehen. Diese lieferte Schlegel in einer, für die damaligen Verhältnisse der Sanskritkunde, wunderbar meisterhaften

---

[1]) Es ist etam̃ me sam̃çayam̃ krishna chhettum arhasy açeshatah | tvadanyah sam̃çayasyâsya chhettâ nahy upapadyate || VI. 39, wo alle Autoritäten, Schol. Codd. und ed. Calc. das erste Wort etan lesen. Ich nehme das dritte Wort sam̃çayam für asam̃çayam mit bekannter und in alter und richtiger Weise nicht bezeichneter Einbuße des anlautenden a hinter e; meine Uebersetzung lautet dann: 'Dieses löse mir in unbezweifelbarer Weise vollständig; denn außer dir gibt es keinen Löser dieses Zweifels'. Ich weiß zwar, daß chhid in dieser Bedeutung bis jetzt nur mit nebenstehendem sam̃çaya, sam̃deha 'Zweifel' (löse den Zweifel') nachgewiesen ist; aber wenn der ganze Zusammenhang und selbst ein nachfolgendes sam̃çaya, wie hier, deutlich zu erkennen gibt, daß chhid in dem Sinne zu verstehen ist, wo es sonst sam̃çaya neben sich hat, so glaube ich, durfte das letztre auch fehlen. Ich gestehe zwar, daß ich in andren indischen Texten, von denen eine alte Diaskeuase nicht so sorgfältig bewahrt ist, wegen der Vertauschung eines n mit m̃ nicht so heiklich sein würde; aber hier, wo die größte Sorgfalt anzuerkennen ist und alle Autoritäten übereinstimmen, scheint mir alles aufgeboten werden zu müssen, eine so sehr geschützte Leseart zu retten und zwar um so mehr, da sie nicht bloß die doctior, sondern vielmehr die doctissima ist. Denn wem hätte einfallen sollen, das so leicht verständliche, mit dem gewöhnlichen Gebrauch übereinstimmende etam̃ in etan zu ändern? oder wie kann man sich denken, daß ein bloßer lapsus calami, der so leicht zu verbessern war, in alle Autoritäten gedrungen wäre? XVIII, 78 habe ich nicht unter die Conjecturen gezählt, da die von Schlegel aufgenommene Leseart wesentlich mit zwei Handschriften stimmt.

Weise in einer Uebersetzung, deren Latinität allein zum Studium desselben zu locken vermocht hätte, und in, wenn gleich kurzen, doch im Ganzen ausgezeichneten critischen und exegetischen Anmerkungen[1]). So wandte sich dieser Arbeit denn auch die Theilnahme der bedeutendsten Männer zu, eines Wilhelm von Humboldt und Hegel's. Jener behandelte Inhalt, Sprache und Schlegel's Bearbeitung in lehrreichen Mittheilungen in der Indischen Bibliothek[2]), denen Anmerkungen von Schlegel selbst beigemischt sind, und den philosophischen Inhalt allein oder wenigstens vorzugsweise in einer seiner ausgezeichnetsten Abhandlungen, welche in denen der Berliner Akademie der Wissenschaften erschien[3]). Mit letzterem beschäftigt sich eine Anzeige von Hegel, welche die ethischen und philosophischen Gesichtspunkte des indischen Gedichts hervorhebt und zuerst 1827 in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik veröffentlicht

---

[1]) Der Titel der ersten Ausgabe ist: Bhagavad-Gita, Idest *Θεσπέσιον Μέλος*, sive Almi Crishnae et Arjunae Colloquium de rebus divinis, Bharatae episodium. Textum recensuit, annotationes criticas et interpretationem latinam adjecit A. G. a Schlegel. Bonn 1823. 8°. XXVI. 189. Die zweite Ausgabe hat den Beisatz: Editio altera auctior et emendatior cura Christiani Lasseu 1846. LIV. 298. — In Bezug auf die Uebersetzung erlaube ich mir W. v. Humboldt's Urtheil hieher zu setzen: 'Diese Uebertragung ist so meisterhaft und zugleich von so gewissenhafter Treue, von so geistvoller Behandlung des philosophischen Gehalts des Gedichts und von so ächter Latinität, daß u. s. w.' in der, Anm. 3 anzuführenden, Abhandl. S. 7 des bes. Abdrucks.

[2]) II. 218—259 und 328—372.

[3]) 'Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gitá bekannte Episode des Mahábhárata'. In den Abhandlungen von 1825 und 1826, Berlin 1827 S. 1—64, wiederholt in dessen sämmtlichen Werken I. Berlin 1844 S. 26—109. In der gewissermaßen als Vorrede zu betrachtenden Anmerkung zu der Ueberschrift heißt es: 'Die gegenwärtige Abhandlung hat keinen andern Zweck, als den, in möglichster Kürze einen treuen und vollständigen Begriff von dem oben (in der Ueberschrift) erwähnten Gedicht, und vorzüglich von dem darin vorgetragenen philosophischen System auf eine, auch des Indischen nicht kundigen Lesern verständliche Weise zu geben'.

ist[1]). Erst über ein Jahrzehent später erschien eine metrische deutsche Uebersetzung von L. R. S. Peiper.

Durch die angeführten Hülfsmittel zur Erlernung des Sanskrit, so wie durch die Theilnahme, welche die beiden Episoden des Mahâbhârata durch ihren hoch dichterischen, der Nala vom allgemein menschlichen, die Bhagavad-Gitâ vom didaktischen, speciell philosophischen Standpunkt aus erregten, war das Studium dieser Sprache und der darin erhaltenen Literatur in Deutschland eingebürgert. Es galt nun, dasselbe zu erweitern und zu vertiefen. Dazu bedurfte es insbesondre der Veröffentlichung indischer Werke. Das, was in dieser Beziehung in Indien geschah, war, wenn gleich von dem Standpunkt aus, auf welchem dort die Wissenschaft stand, anerkennenswerth, doch für die Anforderungen, welche man in Europa und speciell in Deutschland, in Folge des hohen Aufschwungs, welchen die klassische Philologie seit Anfang unsres Jahrhunderts hier genommen hatte, zu stellen berechtigt war, sehr ungenügend. Man mußte daran denken, Ausgaben indischer Werke in Europa zu veröffentlichen, welche sich die Arbeiten der klassischen Philologie zum Muster nahmen und sie, so weit als es der Beginn einer so schwierigen Wissenschaft und die keinesweges für derartige Arbeiten günstigen Umstände, unter denen sie in's Leben traten, erlaubten, zu erreichen suchten. In Deutschland, welches schon in den erwähnten Arbeiten einen solchen Eifer für diese Studien gezeigt hatte, daß sich von da aus eine Hauptthätigkeit auf diesem Gebiet erwarten ließ, gab es im Anfang des dritten Jahrzehent noch so gut wie gar keine Handschriften von Sanskritwerken. Erst im Jahre 1827 fing die Berliner Bibliothek an Sanskrit-Handschriften zu erwerben, deren Zahl im Jahre 1840 nur auf 31 Nummern gestiegen war[2]). Tübingen besaß im Jahre 1839

[1]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1827 Januar 51—65, October 1441—1492, wieder abgedruckt in Hegel's Werken Bd. XVI Berlin 1834 S. 361—435.

[2]) vgl. 'Die Handschriften-Verzeichnisse der königlichen Bibliothek,

nur 11[1]); einzelne waren wohl noch sonst zerstreut, z. B. in Hamburg, aber die Zahl und noch mehr die Beschaffenheit derselben war so unbedeutend, daß wer ein noch nicht gedrucktes Sanskritwerk veröffentlichen wollte, sich nothwendig nach London begeben mußte, wo insbesondre die Bibliothek der ostindischen Compagnie an Handschriften überaus reich ist. Bei der bekannten Armuth des größten Theils der deutschen Gelehrten, insbesondre in den Jahren, wo man am meisten zu derartigen Unternehmungen geneigt ist, und bei der eben so bekannten Kostspieligkeit eines Aufenthaltes in London, waren wohl nur wenige im Stande, solche Opfer aus eignen Mitteln zu bringen. Dankbar ist zwar anzuerkennen, daß manche deutsche Regierungen die Sanskrit-Wallfahrer unterstützten, allein Deutschland war damals und ist selbst jetzt noch ein armes Land, so daß diese Unterstützungen nur selten eintraten und, so viel mir — auch aus eigner Erfahrung — bekannt, äußerst spärlich ausfielen. Diese Verhältnisse lähmten natürlich die Arbeiten derer, welche sich diesen Studien gewidmet hatten und mochten manche überhaupt abhalten, sich ihnen zu widmen. Speciell erklären sie, woher es kam, daß Unedirtes im Allgemeinen seltener veröffentlicht ward, dagegen, was auch sein Gutes hatte, insbesondre indische Publikationen von Neuem und zwar größtentheils besser bearbeitet wurden.

Bopp hatte während seines Aufenthaltes in Paris das große Epos, das Mahâbhârata, durchgelesen und sich Auszüge daraus gemacht, welche er, da er das Werk wegen seines großen Umfanges und 'weil nicht sein ganzer Inhalt von der Art ist, daß er die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten ununterbrochen

---

herausgegeben von dem Königlichen Oberbibliothekar Geh. Reg. Rth. Dr. Pertz. Erster Band: Verzeichniß der Sanskrit-Handschriften von Herrn Dr. Weber'. Berlin 1853. 4°. p. X.

[1]) s. 'H. Ewald Ueber die Indischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen', in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. 298—307.

fesseln könnte', nicht für geeignet hielt, in seiner ganzen Ausdehnung veröffentlicht zu werden, in einzelnen Abtheilungen nach und nach herauszugeben beabsichtigte. Auf den schon oben erwähnten Nala ließ er demnach im Jahre 1824 den Text, mit Uebersetzung und Anmerkungen, von vier kleineren Episoden folgen [1]), dann im Jahre 1829 den Text von vier anderen, deren Uebersetzung in demselben Jahr besonders erschien [2]) und endlich 1832 die zweite Ausgabe des Nala [3]), zu welcher er im Jahre 1838 eine Uebersetzung im Versmaaß des Originals [4]) fügte. Indessen war 1836 in Indien der Anfang gemacht das ganze große Epos im Druck zu veröffentlichen und das riesige Unternehmen in vier eng gedruckten Bänden, groß Quart, (mit dem Harivamça) auf 3565 Seiten nach drei Jahren zu Ende geführt. Dieser Umstand mochte vielleicht dazu beitragen, daß Bopp die weitere Veröffentlichung seiner Auszüge und überhaupt jede eigentlich philologische Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrits aufgab und sich einzig

---

[1]) Indralokâgamanam. Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel nebst andern Episoden des Maha-Bharata, in der Ursprache zum erstenmal herausgegeben, metrisch übersetzt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Franz Bopp. Berlin 1824. klein 4°. XXVIII. 78 Seiten Sanskrit-Text, 122 Uebersetzung und Anmerkungen. p. VI. VII. Von diesem Buch ist mit Auslassung der Uebersetzung von einigen Capiteln des Nala und einigen Aenderungen in den Noten 1868 eine 'zweite durchgesehene Ausgabe' erschienen. Die Uebersetzungen auch besonders.

[2]) Diluvium cum tribus aliis Mahá-Bhárati praestantissimis episodiis Primus edidit Franc. Bopp. Fasciculus prior, quo continetur textus sanscritus. Berlin 1829. klein 4°. 126 Seiten, ohne Titel. Der Titel der Uebersetzung lautet: Die Sündfluth nebst drei andern der wichtigsten Episoden des Mahâ-Bhârata. Aus der Ursprache übersetzt von Fr. Bopp. Berlin 1826. 8°. XXVIII. 163.

[3]) Nalus Maha-Bharati episodium. Textus sanscritus cum interpretatione latina et annotationibus criticis curante F. Bopp. Altera emendata editio. Berlin 1832. klein 4°. XV. 239.

[4]) Nalas und Damajanti, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersetzt von F. Bopp. Berlin 1838. 12. 275.

denjenigen Arbeiten zuwandte, in denen seine Meisterschaft, ja der höchste Rang, ihm unbestritten zuerkannt war.

Die eigentlich philologische Bearbeitung des Sanskrit schlug ihren Sitz vorzusweise in Bonn auf, wo sich unter Schlegel's und seines großen Schülers Lassen's Augen und Theilnahme eine Reihe von Männern bildete, denen die Anbahnung und theilweise Entwickelung einer wahrhaft gründlichen Sanskrit-Philologie nicht bloß in Deutschland, sondern in Europa überhaupt und selbst über dessen Grenzen hinaus in Amerika und sogar Indien wohl vorzugsweise zuzuschreiben sein wird.

A. W. von Schlegel, welcher fast seine ganze übrige Lebenszeit dem Sanskrit und den sich daran schließenden Wissenszweigen widmete, ließ 1829 in Gemeinschaft mit Lassen eine Ausgabe des Hitopadeça 'nützliche Unterweisung', oder 'guter Rath' [1]), einer kürzeren Bearbeitung des Pantschatantra [2]), erscheinen [3]). Bei der critischen Behandlung zeigte sich zuerst die Schwierigkeit, welche sich einer wahrhaft critischen Bearbeitung indischer Schriften, die nicht durch ihre Heiligkeit oder einen schon alten fortlaufenden Commentar, in welchem jedes Wort des Textes glossirt ist, geschützt sind, in einer schwer zu überwindenden Weise noch jetzt entgegenstemmt und vielleicht nie ganz gehoben werden wird. Die Handschriften weichen in den ausgenommenen Schriften, zu denen auch der Hitopadeça gehört, gewöhnlich auf das stärkste von einander ab und — abgesehen davon, daß ein bedeutender critischer Apparat in Europa schwer zu beschaffen ist — machen

---

[1]) vgl. Pantschatantra ed. Kosegarten p. 227, 25.

[2]) vgl. meine Uebersetzung des Pantschatantra (Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen) I. Leipzig 1859 S. 18.

[3]) Hitopadesas id est Institutio salutaris. Textum codd. mss. collatis recensuerunt, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecerunt A. G. a Schlegel et Christ. Lassen 4°. Pars I textum sanscritum tenens 1829. Pars II Commentarium criticum tenens 1831. Die lateinische Uebersetzung ist nicht erschienen.

es auch außerdem besondre Umstände sehr schwierig, die richtigen Grundsätze einer diplomatischen Kritik bei ihnen in einer ersprießlichen Weise zur Anwendung zu bringen.

Das indische Klima ist der Erhaltung von Handschriften außerordentlich ungünstig[1]); schwerlich giebt es deren, die über das vierzehnte Jahrhundert hinauf reichen[2]). Viele alte Werke sind theilweise in Folge davon eingebüßt und die Bewahrung der zahlreichen erhaltenen verdankt man nur theils der frommen Verehrung der heiligen oder alten Werke, theils dem großen wissenschaftlichen Eifer überhaupt, welche zu den schönsten Charakterzügen des indischen Volkes gehören. Diese konnten es jedoch nicht abwenden, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Handschriften verhältnißmäßig sehr jung und damit der diplomatischen Kritik ein Hauptbülfsmittel entzogen ist.

Ferner fällt vielfach ein Umstand weg, welchem die Kritik der occidentalischen Klassiker so sehr viel bei der Wiederherstellung verhältnißmäßig alter Texte verdankt, nämlich die Unwissenheit der mittelalterlichen Abschreiber, durch welche diese davor behütet

[1]) vgl. auch Schlegel praefatio zu seiner Ausgabe des Râmâyana. T. I. p. XLIX.

[2]) Die älteste Handschrift der Chambers'schen Sammlung ist, jedoch undeutlich, von 1435 = 1379 nach Chr. datirt (Weber Sanskrit-Handschriften der Berliner Bibliothek 1219); die älteste der Pariser Bibliothek datirt nach Al. Hamilton bei Schlegel (praefatio zu seiner Ausgabe des Râmâyana I. p. XLVIII) von 1472 nach Chr.; in einem Handschriften-Convolut der Fraser'schen Sammlung in der Ratcliff'schen Bibliothek in Oxford fand Schlegel (ebds.) Theile des Râmâyana und Bhâgavata-purâna und darin das Datum 1405 und 1407. Für das Bhâgavata Purâna nr. 809 und 810 gibt Aufrecht wesentlich übereinstimmend in seinem Catalog der Bodlejanischen Bibliothek (p. 346[b]) als Datum 1406 und 1407; für die Handschrift des Râmâyana 805 dagegen 1433 (ebds. S. 345). An der angeführten Stelle erwähnt Schlegel auch eine Handschrift, welche ein, dem Jahre 1097 nach Chr. entsprechendes, Datum habe; über diese vgl. man jedoch Boehtlingk, Pânini's Acht Bücher grammatischer Regeln, Bd. II. Einleitung p. XXXIX. XL. S. auch Weber, Indische Literaturgeschichte 209 und 172.

waren, Veränderungen vorzunehmen, deren Willkürlichkeit sich gewöhnlich nicht mit Leichtigkeit nachweisen ließe. In Indien sind die Gelehrten von jeher sehr arm gewesen und Armuth, so wie Eifer für Erhaltung ihrer alten Literatur hat großen Kennern des Sanskrits das Rohr des Abschreibens in die Hand gegeben, Kennern, die oft wohl in jeder Beziehung die Schriftsteller überragen mochten, deren Werke sie abzuschreiben sich genöthigt oder veranlaßt sahen.

Endlich scheint den Indern — wie man schon aus ihren religiösen und philosophischen Richtungen schließen kann — Achtung vor den wissenschaftlichen Rechten eines Individuums seit langer, langer Zeit, vielleicht seit den ersten Anfängen ihrer literarischen Entwicklung unbekannt gewesen zu sein; fast jeder war fähig, seine eignen zu opfern und fühlte daher schwerlich Scrupel, auch die eines andern in den Kauf zu geben. Es kam ihnen alles auf den Werth des Gegenstandes, auf die Sache, an; was der einzelne zur Entwickelung desselben gethan, war ihnen fast ganz gleichgültig. War eine Verbesserung in einem Wissenszweig, etwa in einem philosophischen System vorgenommen, so ging sie in die überlieferte Darstellung desselben über, die danach modificirt oder erweitert ward, ohne daß der, dem die Ergänzung oder Umwandlung verdankt war, dabei eine Ehre für sich in Anspruch nahm, oder wenigstens im Allgemeinen von andern erlangte[1]). Diesem Mangel an Achtung vor dem Subject ist es zuzuschreiben, daß eine Geschichte der indischen Wissenschaft, ja eine Geschichte Indiens überhaupt aus indischen Quellen wohl nie mit Sicherheit herzustellen sein wird. Aehnliches erlaubte man sich in allen Zweigen der Literatur, wo und so lange eine solche Willkür walten konnte; natürlich in einigen mehr, in andern minder; am meisten da, wo neben der schriftlichen eine

[1]) vgl. auch Weber Akademische Vorlesungen über Indische Literaturgeschichte S. 48. 216.

mündliche Ueberlieferung herlief, vielleicht ihr vorherging. Wie groß sie aber war, wie sehr man sich häufiger Zusätze, seltener Verkürzungen erlaubte, kann man an dem Zustand mehrerer Capitel des Mahâbhârata und des ganzen Pantschatantra erkennen, bei denen sich vermittelst alter Uebersetzungen und andrer Mittel ungefähr der Umfang und die Gestalt bestimmen läßt, welche sie vor 1200 und vor tausend Jahren hatten[1]). In derartigen Schriften die relativ älteste Gestalt herzustellen, fehlen wenigstens bis jetzt fast alle feste Anhaltspunkte sowohl für objective als subjective Kritik, und ich fürchte, daß man — zumal da praktische Zwecke hier noch gebieterischer, als in der classischen Philologie ein Wort mitzusprechen haben — sich nicht selten wird bescheiden müssen, zufrieden zu sein, wenn man einen fehlerlosen und lesbaren Text den Schülern in die Hand zu geben vermag. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet war die Schlegel-Lassen'sche Ausgabe des Hitopadeça ein sehr nützliches Werk, dessen Bedeutung durch die ausgezeichneten Anmerkungen, von denen es begleitet ist, nicht wenig erhöht wurde; es führte zuerst in eine kritische Betrachtung und eine wahrhaft philologische Behandlung der überlieferten Sanskritexte ein und dieß war von um so größerem Nutzen, da dieses indische Werk durch die Verbindung von leichteren und schwereren Theilen — prosaischen und dichterischen — sich dazu eignete, schon mit Anfängern gelesen zu werden und demnach schon diese für eine indische Philologie vorbereitete.

In demselben Jahre, in welchem der erste Band des Hitopadeça erschien, veröffentlichte A. W. von Schlegel auch den Anfang seines bedeutendsten Werkes auf dem Gebiete des Sanskrit,

[1]) vgl. in Bezug auf das Mahâbhârata meine Uebersetzung des Pantschatantra Th. 1. Einleitung § 218; 221; 223 und das Verzeichniß der indischen Handschriften in Berlin von A. Weber im ersten Bande der Verzeichnisse der königlichen Bibliothek in Berlin, S. 108 nr. 407, sowie in Bezug auf das Pantschatantra meine ganze Einleitung dazu.

die leider unvollendet gebliebene Ausgabe des Râmâyana[1]). Hier trat ihm die oben erwähnte große Verschiedenheit der Handschriften im reichsten Maaße entgegen. So sehr er sich Mühe gab, sich einen umfassenden critischen Apparat zu verschaffen, so war er doch weit entfernt, alles zu besitzen, was noch heutiges Tages für die Critik dieses Epos von Wichtigkeit in Europa und Asien existirt; dennoch trat ihm schon in seinen Hülfsmitteln eine durchgängige Verschiedenheit entgegen; ut paucis expediam, heißt es (T. I. praef. p. IX): pro una Rameide, quam ubique eandem memorari putabam, ex illibatis adhuc bibliothecarum thesauris binae vel trinae adeo mihi prodiere Rameides, ut narrationis argumento singulisque sententiis sic satis inter se consentientes, ita verborum delectu et versuum structura, interdum etiam ordine numeroque dissimillimae. Nachdem er diese Verschiedenheit zu erklären versucht hat, insbesondre durch Annahme einer einstigen, keineswegs unwahrscheinlichen, bloß mündlichen Ueberlieferung, classificirt er die ihm zugänglichen und sorgsam, insbesondre wiederum mit Beihülfe von Lassen[2]), benutzten Handschriften in drei Hauptclassen, in deren einer er eine nördliche — vorzugsweise durch Commentare geschützte — Recension erkennt, in der andren eine bengalische (gaudanische), in der dritten eine eklektische, aus jenen beiden durch Verbindung entstandene[3]). In der ersten glaubte er — und im Allgemeinen

---

[1]) Ramayana id est Carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmicis opus. Textum codd. mss. collatis recensuit interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit Aug. Guil. a Schlegel. Vol. primi pars prior. Bonn 1829. LXXII. 382. 8⁰. Diese erste Abtheilung des ersten Bandes enthält den Sanskritlert des ersten Buches und der 20 ersten Capitel des zweiten. Die 2. Abtheilung folgte 1838 und enthält die lateinische Uebersetzung des in der ersten veröffentlichten Textes. In demselben Jahr erschien auch die erste Abtheilung des 2. Bandes, in welcher der Text des 2. Buches zu Ende geführt ist. Mehr ist nicht erschienen.

[2]) vgl. I. praef. p. LXIX.

[3]) ebds. XXII ff. insbesondre XXXV ff.

wohl mit Recht[1]) — eine treuere Bewahrung der alten und ächten Gestalt des Epos zu erkennen und machte sie daher zur Grundlage seiner Recension[2]). Doch hielt er sich nicht ganz streng an sie, sondern gab in einigen Fällen, wo er Gründe für diese Abweichung zu erkennen glaubte, der bengalischen den Vorzug; in andern verfuhr er noch kühner, mit der ganzen dictatorischen Gewaltsamkeit, zu welcher sich in der Zeit, wo Schlegel seine Studien der occidentalischen Philologie gemacht hat, auch diese noch berechtigt glaubte[3]). Einen diplomatischen Text haben wir demgemäß auch in dieser Ausgabe nicht vor uns; und ob eine ältest-erreichbare Hand mit Sicherheit herstellbar sei[4]), wird sich erst entscheiden lassen, wenn alle für die Critik nutzbaren Hülfsmittel bekannt und in Betracht gezogen sind. Abgesehen davon war der Schlegel'sche Text ein ausgezeichneter Erwerb für Förderung der Sanskritstudien; in fehlerfreiem Sanskrit, im Ganzen sehr correct gedruckt und mit einer vortrefflichen und höchst eleganten lateinischen Uebersetzung ausgestattet, trug er nicht wenig dazu bei, den Eifer für diese Sprache in immer weiteren Kreisen zu wecken, zu verbreiten und durch die Bekannt-

[1]) In der bengalischen Recension scheint manches geändert zu sein, um es mit späteren, insbesondre religiösen Anschauungen in Uebereinstimmung zu bringen; man vergleiche z. B. eine Stelle, wo sie die Identität von Vishnu mit Brahman statt der Schlegel'schen (II. 103, 10) und Bombay'schen Lesart hat, bei Muir, Original Sanskrit Texts I², 54 n. 97.

[2]) ebds. S. XXIII. L. LII.

[3]) ebds. LIII ff., insbesondre LVI. LVIII.

[4]) Die bengalische Recension ist durch den italiänischen Sanskritkenner Gaspare Gorresio mit italiänischer Uebersetzung und Anmerkungen vollständig herausgegeben (Paris 10 Bände 1843—1858 und als Nachtrag Uttarakânda ebds. 1867). Eine dritte Recension bildet die Seramporer Ausgabe (3 Bände 1806. 1808. 1810), welche, wie die Schlegel'sche, unvollendet geblieben ist und auch nur die beiden ersten Bücher des Textes enthält. Eine vierte bieten mehrere Handschriften der Chambers'schen Sammlung in Berlin, s. Weber in 'Handschriften-Verzeichnisse der Königlichen Bibliothek, Bd. I. Sanskrit Handschriften. S. 119—123'.

schaft mit einem, trotz nationaler Mängel, doch im Ganzen hoch-poetischen Werke zu belohnen.

Außer diesen Ausgaben wirkte Schlegel noch sehr günstig für Einführung und Benutzung des Sanskrits durch seine schon mehrfach erwähnte indische Bibliothek, welche vom Jahre 1820 bis 1830 in neun Heften eine Fülle trefflicher critischer exegetischer und sprachlicher Aufsätze veröffentlichte, die mit wenigen Ausnahmen von Schlegel selbst herrühren.

Doch die im Verhältniß zu der Aufgabe dieses Werkes mir vorgeschriebenen engen Gränzen verstatten es nicht, eine eingehendere Darstellung der deutschen Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Philologie mitzutheilen. Ich muß mich hier, wie in einigen andern Fällen, für jetzt darauf beschränken, Sachen und Personen kurz anzudeuten; eine ausführlichere Behandlung hoffe ich in der Geschichte der sprachwissenschaftlichen Probleme zu liefern.

Die Geschichte des Sanskritstudiums in Deutschland zerfällt trotz des kurzen Zeitraums, welchen es bis jetzt umfaßt, in zwei ziemlich scharf geschiedene Perioden, welche durch die Einführung der Veden — dieser zu einem großen Theil sicherlich ältesten literarischen Urkunden des indogermanischen Geistes — im Laufe der vierziger und ff. Jahre von einander getrennt sind. Gingen dieser gleich höchst bedeutende Werke vorher, so tritt doch seitdem unverkennbar eine größere Vertiefung der indischen Wissenschaft hervor. Durch die genauere Bekanntschaft mit den Veden wurde erst eine richtigere Einsicht in die Geschichte der Sanskrit-Sprache ermöglicht und es zeigte sich, zu welchen für die Urgeschichte des indogermanischen Stammes bedeutenden Fragen und Problemen sie die Veranlassung und wahrscheinlich auch Lösung zu gewähren im Stande sind. Es nahm das Studium des Sanskrit damit einen neuen Aufschwung, welcher auch nicht wenig dadurch unterstützt wurde, daß in dem Anfang desselben Decenniums die Chambers'sche Sammlung von Sanskrit-Handschriften, welche

insbesondre im Gebiet der Vedenliteratur nicht unansehnlich ist, für die Berliner Bibliothek angekauft ward und die Anzahl indischer Handschriften in Deutschland überhaupt sich zu vermehren anfing. Reichte die Benutzung derselben auch nicht zur Herstellung critischer Ausgaben hin, so waren sie doch genügend, um durch Abschriften eine Grundlage zu liefern und die Möglichkeit zu geben, den theuern Aufenthalt in England bloß zu Collationen verwenden zu müssen und somit bedeutend abkürzen zu können.

Was nun die Thätigkeit der deutschen Sanskritisten im Einzelnen betrifft — wobei ich jene Scheidung in die Periode vor und nach Bekanntwerdung der Veden in dieser kurzen Uebersicht unberücksichtigt lassen muß — so verdanken wir ihr zunächst mehrere treffliche Handschriften-Cataloge: den der Berliner veröffentlichte Albrecht Weber (geboren 1825) im Jahre 1853; den der in der Bodlejana in Oxford bewahrten Theodor Aufrecht (geb. 1821) in den Jahren 1859 und 1864; den der Tübinger Heinrich Ewald (geb. 1803) im Jahre 1839 und Rudolf Roth im Jahre 1865.

Grammatiken des Sanskrit außer den schon erwähnten von Frank und Bopp ließen erscheinen: Anton Boller im Jahre 1847, der Verfasser dieser Geschichte in den Jahren 1852, 1855, 1863 und 1868, letztre beide in englischer Sprache, Julius Oppert 1859 und 1864 in französischer Sprache, Max Müller (geb. 1823) im Jahre 1866 in englischer Sprache, L. Kellner 1868 und in demselben Jahre August Boltz. Einzelne Theile derselben behandelten H. Ewald im Jahre 1827; Karl Gustav Albert Höfer (geb. 1812) 1840; Otto Böhtlingk 1843 ff., Th. Aufrecht, Schweizer-Sidler, der Verfasser dieser Geschichte, Johaentgen, Delbrück und andre.

Die Grammatik der Prâkrit-Sprachen, d. h. derjenigen Formen von alten arischen Volkssprachen Indiens, welche zu literarischen Zwecken, insbesondre in den Dramen verwendet wurden,

ist von Albert Höfer 1836 und von Christian Lassen (geb. 1800) 1837 dargestellt.

Der letztre erwarb sich, in Verein mit Burnouf, auch das Verdienst, zuerst die heilige Sprache der ceylonesischen und hinterindischen Buddhisten, das Pâli, ebenfalls eine der alten indischen Volkssprachen, zu erforschen (1826). Einzelne Theile ihrer Grammatik haben Wilhelm Storck (geb. 1829) im Jahre 1859 und 1862 und Friedrich Müller 1867 behandelt.

Um das Verständniß der Sprache in den älteren Inschriften, — insbesondre denen des Açoka, — so wie auf den alten Münzen hat auf deutschem Boden Lassen sich viele Verdienste erworben.

Lexika des Sanskrits sind begonnen zunächst von Otto Böhtlingk und Rudolph Roth gemeinschaftlich, ferner von Theodor Goldstücker. Das erstre, ein wahrer Thesaurus der indischen Sprache, wird durch die Kühnheit des Unternehmens, den Umfang der gestellten Aufgabe und ihre im Ganzen meisterhafte Ausführung den beiden Bearbeitern ein dankbares Andenken nicht bloß bei allen Indologen, sondern überhaupt bei allen, welche für Sprachwissenschaft Theilnahme hegen, für alle Zukunft sichern. Der Anfang des Werkes fällt schon in die Zeit (1852), wo der lebendigste Eifer für die Veden und die damit zusammenhängenden Schriften entbrannt, die unendlich größere Bedeutung der Vedensprache, als die des classischen Sanskrit, zu vollem Bewußtsein gekommen war. Die Aufgabe ward daher so weit gefaßt, daß in diesem Werke alle Wörter Aufnahme finden sollen, welche in den zugänglichen Schriften der Vedenliteratur sowohl als des gewöhnlichen Sanskrit vorkommen. Es sind bis jetzt fünf große Quart-Bände vollständig erschienen und dürfen wir die Rüstigkeit, mit welcher das Werk bis zu dieser Stunde gefördert ist, zum Maaßstabe nehmen, so wird wohl noch vor Schluß eines Decenniums ein Wörterbuch vollendet sein, welches an Umfang und Ausführung schwerlich hinter dem einer andern Sprache zurückstehen wird.

Das englisch abgefaßte Lexikon von Goldstücker, von welchem seit 1858 bis jetzt sechs Hefte erschienen sind, verspricht durch die Fülle und Sorgfalt in der Behandlung der einzelnen Artikel eine wahre indische Encyklopädie zu werden, aber bei dem Umfange, zu welchem es in Folge davon herangewachsen und der Langsamkeit, mit welcher sich die einzelnen Hefte bisher gefolgt sind, liegt eine Vollendung des Werkes in dem bisherigen Maaßstab durch den eben so gelehrten als gründlichen und scharfsinnigen Verfasser wohl kaum innerhalb der Gränzen der Möglichkeit; doch auch so ist es eine höchst ausgezeichnete Bereicherung der Sanskrit-Literatur, indem nicht wenige Artikel desselben fast förmliche Monographien über Theile der indischen Alterthumskunde bilden.

Ein kleineres Lexikon ward in englischer Sprache von dem Verfasser dieser Geschichte im Jahre 1866 veröffentlicht; eine Abhandlung in Bezug auf indische Lexikographie von Adolf Friedrich Stenzler (geb. 1807).

Außer dem schon erwähnten Glossar von Bopp erschienen einige als Theile von Chrestomathien oder Editionen, so von Gildemeister (geboren 1812) zu der 2. und 3. von ihm besorgten Ausgabe von Lassen's Anthologie 1865, 1868 und seiner Recension des Meghadûta von Kâlidâsa 1841; von dem Verfasser dieser Geschichte zu seiner Chrestomathie 1854 und zu seiner Ausgabe des Sâmaveda 1848.

Ein Wurzellexikon des Sanskrit ließ Fr. Aug. Rosen (geb. 1805, gest. 1837) schon 1827 erscheinen; eines des Prâkrit Nicol. Delius (geb. 1813) im Jahre 1839.

Anthologien oder Chrestomathien veröffentlichten: Lassen 1838, mit starken Veränderungen neu herausgegeben von Gildemeister 1865 und 1868, Böhtlingk 1845, Häberlin 1847, der Verfasser dieser Geschichte 1853; ein Sanskrit-Lesebuch Höfer 1850.

Was Editionen indischer Werke betrifft, so verdanken wir Otto Böhtlingk zunächst die Herausgabe zweier heimischer Gram-

matiken, der von Panini 1840, und der von Vopadeva 1847; ferner die einiger kleinerer grammatischer Tractate; endlich die eines von einem Eingebornen herrührenden Lexikons (Hemak'andra's Abhidhânak'intâmani) 1847. Einen jener Tractate (die Phitsûtra des Çântanava, eine Art Accentlehre) hat 1866 Kielhorn von neuem in einer trefflichen Bearbeitung herausgegeben; einen andern, welcher die unregelmäßigeren Nominalbildungen, die durch die sogenannten Unnadi-Affixe, behandelt, mit dem Commentar eines Eingebornen Theod. Aufrecht 1859. Dieser Letztre hat im Jahre 1862 auch ein Lexikon eines Eingebornen (Halâyudha's Abhidhânaratnamâlâ) mit einem Sanskrit-Englischen Glossar veröffentlicht.

Von den sogenannten Prâtiçâkhya's, einer Art grammatischer Schriften, deren Hauptaufgabe der richtige Vortrag der Veden bildet, ist das zu dem Rigveda gehörige, jedoch nur zu einem geringen Theile, von Max Müller in dem ersten Bande seiner 1856 begonnenen, aber bis jetzt nicht fortgesetzten, in Leipzig erschienenen, Ausgabe des Rigveda veröffentlicht und exegetisch behandelt, das zu dem sogenannten weißen Yadschurveda gehörige von Albr. Weber im 4. Bande seiner reichhaltigen 'Indischen Studien'. Ein Werkchen, welches sich auf eine besondre Recitationsweise der Veden bezieht (Upalekha, de Kramapâtha libellus) wurde von Wilhelm Pertsch (geb. 1832) im Jahre 1852 veröffentlicht. Die alte vedische Glossensammlung, das Naighantuka, sammt dem auf die Veden sich beziehenden exegetischen Werke des Yâska, dem Nirukta, wurde von Rudolph Roth 1852 herausgegeben.

Theile der heimischen Werke über Prâkrit-Grammatik veröffentlichten Lassen und Höfer, jener in seinen Institutiones linguae Pracriticae, dieser in der von ihm redigirten Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache.

Der Druck der wichtigsten Werke der indischen Literatur, der Grundwerke der Veden, wird fast nur Deutschen verdankt.

Die Rigvedasaṁhitâ zu veröffentlichen begann schon Fr. Aug. Rosen; sein früher Tod unterbrach aber das Unternehmen, so daß nur das erste Achtel derselben im Druck erschien, 1838. Im Jahre 1849 begann Max Müller eine neue Ausgabe des Textes mitsammt dem großen Commentar von Sâyaṇa. Von dieser sind bis jetzt vier starke Quartbände ausgegeben, in denen das Werk bis zum Schluß des achten Mandala geführt ist, so daß nur noch zwei übrig sind und die Vollendung des colossalen Unternehmens in nächster Zeit in Aussicht steht. Neben dieser Bearbeitung, welche einen besonderen Werth durch die Einleitungen erhält, in denen antiquarische und andre für die indische Philologie wichtige Fragen behandelt werden, ist wie schon beiläufig bemerkt, eine Ausgabe ohne den indischen Commentar von ihm begonnen, von welcher jedoch nur der erste Band (Leipzig 1856) erschien. Im Jahre 1849 hatte auch Eduard Röer (geboren 1804, gestorben 1865) den Anfang des Rigveda mit dem indischen Commentar drucken lassen; doch ist auch diese Ausgabe nicht fortgesetzt. Eine vollständige Ausgabe in lateinischer Transcription hat Th. Aufrecht 1861—1863 als 6. und 7. Band von Albrecht Weber's Indischen Studien veröffentlicht.

Den Sâmaveda hat der Verfasser dieser Geschichte im Jahre 1848 mit Uebersetzung und Glossar u. s. w. herausgegeben.

Den sogenannten weißen Yadschur-Veda mit dem dazu gehörigen Çatapatha-Brâhmaṇa und Kâtyâyana's Çrautasûtra sammt den indischen Commentaren oder Auszügen aus ihnen hat Albr. Weber in den Jahren 1849—1859 veröffentlicht.

Den sogenannten schwarzen Yadschur-Veda hat Ed. Röer herauszugeben begonnen (1854) und nach seiner Heimkehr aus Indien der ausgezeichnete englische Sanskritist E. B. Cowell fortgesetzt. Davon ist bis jetzt ein Band erschienen.

Den vierten, den Atharva-Veda, endlich hat Rudolph

Roth in Verein mit dem kenntnißreichen amerikanischen Sanskritisten, Whitney, 1856 herausgegeben.

Ausgaben aus der Reihe der übrigen zu der vedischen Literatur gehörigen Schriften der Brâhmana's, Sûtra's, Upanishad's, Jjotisha (Vedenkalender) u. s. w. verdanken wir Röer, Weber, Martin Haug, Stenzler, Louis Poley, Goldstücker.

Was die beiden großen Epen, das Mahâbhârata und Râmâyana betrifft, so ist schon bemerkt, daß die von A. W. von Schlegel begonnene Ausgabe des letzteren in ihren Anfängen unterbrochen ward; von dem ersteren wurden durch deutsche Arbeit nur Episoden veröffentlicht, und zwar von Bopp, Schlegel, Lassen, 1827, Holtzmann (geboren 1810) 1841.

Auch von einigen der Purânen erschienen in Deutschland nur Proben durch Stenzler 1829, Wollheim (geb. 1811) in demselben Jahr, Louis Poley 1831, und Rückert (s. weiterhin).

Dagegen wurden mehrere Kunstgedichte vollständig herausgegeben, zwei dem Kâlidâsa zugeschriebene: Raghuvamça 1832 und Kumârasambhava 1838 durch Stenzler, Nalodaya schon 1830 durch Ferdinand Benary (geb. 1805), das Uttara-Naishadha-Charita durch Röer 1853.

Aus dem Bereich der lyrischen Poesie wurde Kâlidâsa's Meghadûta 'die Wolke als Bote', wie schon erwähnt, von Gildemeister 1841 mit einem andern Gedicht vereint herausgegeben; desselben Ritusamhara, eine Schilderung der indischen Jahreszeiten, von Peter von Bohlen (geb. 1796, gest. 1840) in seinem Todesjahre; Jayadeva's Gîtagovinda von Lassen 1836; das Ghatakarpara von Dursch 1828 und Hermann Brockhaus (geb. 1806) im Jahre 1841; ebenso einige andre kleinere, z. B. das Gedicht vom Vogel Tschâtaka von H. Ewald 1842, der Mohamudgara von H. Brockhaus 1841.

Aus dem Gebiete der gnomischen Poesie veröffentlichte P. von Bohlen Bhartrihari's Centurien 1833 und Böhtlingk eine alpha-

betisch geordnete Sammlung indischer Sprüche, von der bis jetzt drei Theile 1863, 1864, 1865 erschienen sind.

Von indischen Dramen sind herausgegeben die Çakuntalâ durch Böhtlingk 1842, die Urvaçî durch Robert Lenz (gestorben 1835?) 1833 und von neuem durch Friedrich Bollensen 1846; die Mrichchhakatikâ 'das Thonwägelchen' 1830 durch Stenzler; der Prabodhachandrodaya 'der dem Mondesaufgang (an Zauber) gleiche Aufgang der Erkenntniß' durch Herm. Brockhaus 1835, 1845; das Mahâviracharitra 'Râma's Thaten' durch F. H. Trithen (gest. 1853?) 1849; der Anfang des Malatîmâdhava 'Mâlatî und Mâdhava' durch Lassen 1832 und eine Farçe Dhûrtasamâgama durch denselben in seiner Anthologie 1838.

Von indischen Fabelwerken und Erzählungen ist das Pantschatantra durch Johann Gottfried Ludwig Kosegarten (geb. 1792, gest. 1860) veröffentlicht 1848, und der Anfang einer andern Recension 1859. Ferner ist das erste Heft einer neuen Ausgabe von G. Bühler 1868 erschienen. Der Hitopadeça ist, wie schon erwähnt, von A. W. von Schlegel und Lassen 1829—1831 herausgegeben; eine neue Ausgabe besorgte Max Müller 1865. Das umfangreichste und bedeutendste Werk dieser Gattung, eine wahre Sammlung und poetische Bearbeitung der indischen Fabeln, Märchen und Erzählungen, den Kathâsaritsâgara hat Herm. Brockhaus veröffentlicht (von 1839 bis 1866).

Philosophische Werke sind von Othmar Frank 1835, Röer 1845, 1850, Lassen 1832 und Goldstücker 1865 herausgegeben; ein rhetorisches von Röer in Verbindung mit dem Engländer Ballantyne 1851. Ein beträchtlicher Theil eines historischen (der Râjataranginî, einer Chronik von Kaschmir) von Anton Troyer (geb. 1772, gest. 1865) im Jahre 1840; eine Familienchronik von Wilh. Pertsch 1852.

Aus den ältesten Quellen des indischen Rechtes hat G. Bühler mehreres herausgegeben 1867, und eines der bedeutendsten juristischen Werke Stenzler 1849.

Aus der Literatur des Pâli hat Fr. Spiegel einiges bekannt gemacht 1841 und 1845.

Die meisten dieser Ausgaben, ja fast alle, sind mit Uebersetzungen in deutscher oder lateinischer, englischer, französischer Sprache und gewöhnlich mit Anmerkungen oder andern das Verständniß erleichternden Hülfsmitteln versehen. Außerdem sind auch eine beträchtliche Anzahl Uebersetzungen sowohl von diesen als anderen, nicht von Deutschen veröffentlichten, Werken der indischen Literatur erschienen. Sie umfassen fast alle Stadien der Uebersetzungskunst von der nur als Hülfsmittel zum Verständniß für Anfänger dienenden Interlinear-Uebersetzung an bis zu den vollendetsten Meisterwerken, welche mit treuer Nachbildung des Inhalts und bisweilen selbst der Form des Originals die höchste Achtung vor dem Genius unsrer Muttersprache verbinden und so unsre Literatur durch Werke bereichert haben, welche auch dem indischen, ursprünglich so fremdartigen Geist auf unserm Boden eine Art Heimathsrecht zu erwerben vermochten. Unter letzteren nehmen die erste Stelle ein die Uebersetzungen von Fr. Rückert (geb. 1789, gest. 1866), dessen wunderbar großes und eigenthümliches Sprachtalent, welches ihn befähigte, alle Töne des dichterischen Triebes der gebildeteren Völker, insbesondre der orientalischen, in einem Umfang und in einer Meisterschaft wiederklingen zu lassen, wie sie bis auf ihn noch nie hervorgetreten war, in einem umfassenden Maaße auch diesem neuen Zweige des Wissens zu Gute kam. Wir verdanken ihm eine Anzahl von Uebersetzungen und Nachbildungen indischer Poesien, welche dadurch zu Perlen der deutschen Dichtkunst umgeschaffen wurden und nicht wenig zur Aufnahme und Verbreitung der indischen Philologie beitrugen. Sie selbst so wie eine nicht geringe Fülle von Aufsätzen exegetischen und critischen Inhalts bezeugen zugleich die tiefe Kenntniß des Sanskrit und der Prâkrit-Sprachen, welche der große Dichter neben der vieler anderer, insbesondre orientalischer, sich angeeignet hatte. Rückert hatte einen

Sprachsinn, in welchem das receptive Moment, wie es dem Sprachgelehrten in einem mehr oder weniger hohen Grad nothwendig ist, auf das innigste mit dem schöpferischen verbunden ist, wie es bei dem großen Dichter und Denker hervortritt; ja gerade letzteres war ihm in einem so hohen Maße zu Theil geworden, daß man fast berechtigt ist zu behaupten: wenn die Sprache noch nicht existirt hätte, würde Rückert einen sehr wesentlichen Theil zur Schöpfung derselben beigetragen haben. Seinem Hauptcharakter nach darf man ihn, wie mir scheint, als ein großartiges aber höchst eigenthümliches Sprachgenie bezeichnen. Er hatte ein wunderbares Gefühl dafür, wie die Dinge in Worten auszudrücken sind, und zwar nicht bloß in geistiger, sondern auch in materieller Beziehung. Allein seine Richtung rang weniger nach Vertiefung in die Dinge als nach einem anschaulichen Ausdruck derselben. Man kann — wenn auch mit einiger Uebertreibung — fast sagen, daß die Dinge für ihn nicht selbstständig existirten, sondern nur in den Worten, in denen sie zu sprachlichem Leben gelangen, zu Elementen der Sprache werden; sie hatten einen überragenden Werth für ihn in ihrer sprachlichen Seite; in ihrer Selbstständigkeit waren sie ihm mehr oder weniger unzugänglich. Darum ist er als Dichter mehr redselig und malerisch, als tief und concis, mehr im besten Sinne des Wortes nachbildend, als selbstständig schaffend. Dadurch aber war er von der Natur in hervorragendster Weise gerade zum wunderbaren Uebersetzer und selbst ausgezeichneten Interpreten ausgestattet. Daß er auch tiefere sprachwissenschaftliche Forschungen angestellt hatte, zeigen die während seines Lebens veröffentlichten Werke nicht; doch soll sich darauf bezügliches in seinem Nachlaß finden. — Berühmt und seit 1828 mehrfach neu aufgelegt ist seine Uebersetzung des Nala; 1831 veröffentlichte er 'Achtunddreißig sanskritische Liebesliedchen' des Amarû; 1833 'Ajas und Indûmati' eine Episode aus Kâlidâsa's Raghuvamça; 1837 Uebersetzungen aus Bhartrihari und die des Gitagovinda; 1838 die

brahmanischen Erzählungen, in denen sich eine Uebersetzung der Sâvitrî, einer Episode des Mahâbhârata befindet; 1858 und 1859 Text und Uebersetzung einer interessanten Partie des Mârkandeya-Purâna; in seinem Nachlaß fand sich auch eine Uebersetzung der Çakuntalâ, welche 1867 veröffentlicht ist. Außerdem sind seine Anzeigen von Sanskritwerken in den Berliner und Wiener Jahrbüchern voll von reizenden Uebersetzungen und feinen sprachlichen Bemerkungen.

Unter den übrigen Uebersetzern sind hervorzuheben B. Hirzel, welcher 1833 eine Uebersetzung der Çakuntalâ, 1838 der Urvaçî, 1846 des Prabodhachandrodaya und in der Zwischenzeit mancher kleinerer Werke veröffentlichte; ferner Adolf Holtzmann, welcher unter andern eine Uebersetzung erscheinen ließ, welche geeignet ist, auf eine einnehmende Weise mit dem wesentlichen Inhalt des colossalen Mahâbhârata bekannt zu machen[1]); dann Karl Schütz, einer der gründlichsten Kenner des Sanskrit, insbesondre der Kunstpoesie, dem wir von 1835 bis 1859 mehrere sorgfältige Uebersetzungen und seine exegetische und critische Bemerkungen verdanken. Außerdem gibt es Uebersetzungen oder Nachbildungen, unmittelbare und mittelbare, von Merkel, Fertig, Boxberger, E. Meyer, Fr. v. Schack, Grube, Lobedanz u. aa. Das Hauptwerk der indischen Medicin versuchte Fr. Heßler in das Lateinische zu übersetzen und zu erläutern; einen Theil desselben übertrug Vullers in das Deutsche. Auch die erwähnten Editoren von Sanskritwerken haben mehrfach Uebersetzungen von Werken geliefert, welche sie nicht herausgaben, z. B. P. v. Bohlen, Albr. Weber, Höfer, Goldstücker, Max Müller, der Verfasser dieser Geschichte u. aa.

Beiträge zum Verständniß der indischen Sprache und Literatur wurden von diesen und andren auch sonst geliefert durch Aufsätze und Kritiken, welche in Zeitschriften, insbesondre solchen

[1]) Indische Sagen von Dr. Ad. Holtzmann. 2. Aufl. 1854. 2 Bde.

erschienen, welche theils Indien speciell, theils dem Orient überhaupt, theils den Beziehungen zwischen ihm und dem Occident gewidmet sind; wie der Indischen Bibliothek von Schlegel, den Indischen Studien von Albr. Weber, der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, der Zeitschrift für Wissenschaft der Sprache, der für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slavischen Sprachen, dem Orient und Occident. Außer den bisher erwähnten Männern wurden hier auch von vielen andern Beiträge gespendet, unter denen insbesondre die des Herausgebers von zweien derselben, Adalbert Kuhn, hervorzuheben sind. Dieser beschäftigt sich vorzugsweise mit Forschungen über die Spuren in Sprache, Religion, Sagen, Sitten und Gebräuchen, aus denen sich die ursprünglichen Zustände des indogermanischen Volksstammes vor seiner Trennung in verschiedene Zweige erkennen lassen und hat dabei, so wie in Kritiken und andern wissenschaftlichen Arbeiten, vielfach Gelegenheit gefunden, sich um Sanskrit, insbesondre das vedische, keine geringe Verdienste zu erwerben. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen in dieser Beziehung auch Sonne's Arbeiten.

In Bezug auf die Realia der indischen Philologie wurde ebenfalls rasch ans Werk gegangen. Schon im Jahre 1830 veröffentlichte P. von Bohlen eine Arbeit 'Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten', in zwei Bänden. Der Verfasser dieser Geschichte ließ im Jahre 1840 einen größeren Artikel über Indien in der 'Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste' erscheinen. Drei Jahre darauf begann die Veröffentlichung des großartigen Werkes von Chr. Lassen 'Indische Alterthumskunde', einer Concentration gewissermaßen der gesammten geistigen Thätigkeit dieses großen Gelehrten, in welcher alle Richtungen seines Forschens und Wissens über Indien, wie Flüsse

in einem Ocean zusammenströmen. Es gewährt eine geschichtliche Entwickelung des politischen und Culturlebens der Inder bis zu der Zeit der Verbreitung der mohammedanischen Herrschaft, welche durch Umfang des Wissens und kritische Behandlung eine der hervorragendsten Stellen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung einnimmt.

Nächst Lassen hat sich Albr. Weber große Verdienste um die indischen Realia erworben, insbesondre durch eine Fülle von Monographien, welche theils in seinen 'Indischen Studien', theils in den Abhandlungen oder Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, theils in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht sind. Es gibt wenig Gebiete der indischen Alterthumswissenschaft, zu deren genauerer Erkenntniß er nicht Beiträge geliefert hätte. Insbesondre sind seine Aufsätze für Indische Literaturgeschichte wichtig; dieser hat er auch ein besonderes Werk 1852 gewidmet. In Bezug auf die vedische Literatur dürfen wir die bahnbrechende und epochemachende kleine Schrift von Rudolph Roth nicht unerwähnt lassen: Zur Literatur und Geschichte des Weda. 1846; eben so wenig Max Müller's History of ancient Sanskrit literature. Für Literaturgeschichte überhaupt ist Goldstücker's Werk über Pâṇini höchst beachtenswerth. Ueber die indischen Fabelwerke und Erzählungen, so wie den Einfluß ihres Inhaltes auf außerindische Länder, insbesondre Europa, hat der Verfasser dieser Geschichte Untersuchungen veröffentlicht in dem 1. Bande (der Einleitung zu) seiner Uebersetzung des Pantschatantra, ferner im Orient und Occident, dem Ausland und aa. OO. Für die Kenntniß des indischen Rechts sind Stenzler, Kalthoff und insbesondre Bühler[1] und Johaentgen[2]) thätig gewesen. Ausgezeichnete Forschungen

[1]) A digest of Hindu Law etc. Edited by Raymond West and Bühler. Bombay 1867.

[2]) Ueber das Gesetzbuch des Manu. Eine philosophisch-literaturhistorische Studie. 1863.

über die Vedânta-Philosophie verdanken wir Friedrich H. Hugo Windischmann, geb. 1811 gest. 1861, Behandlungen und Erläuterungen indischer Inschriften und Münzen insbesondre Lassen.

In einzelnen Aufsätzen haben übrigens fast alle bisher erwähnten Sanskritisten auch für die Aufhellung der indischen Alterthumswissenschaft gewirkt. Für die Kenntniß der Indischen Religion noch R. Roth, M. Müller, Kuhn, Haug u. aa. Für indische Astronomie, außer Weber, Max Müller und Holtzmann und so diese und andre auch für andre hieher gehörige Gegenstände.

Obgleich ich in dieser kurzen Uebersicht der indischen Philologie nur die Hauptpunkte hervorzuheben vermochte, so wird man dennoch erkennen, daß sie, trotz vieler äußerer Schwierigkeiten — unter denen ich nur die beiden erwähnen will, daß sie zunächst für Deutschland nur einen rein theoretischen Werth hat, nicht zugleich, wie in England, einem praktischen Zweck dient, und ferner lange Zeit an einem fast vollständigen Mangel an Handschriften litt — dennoch unter den Händen der deutschen Indologen keine geringe extensive Fortschritte machte. Daß diese auch von großer intensiver Bedeutung waren, ließe sich durch Vergleichung des früheren Zustandes unsrer Kenntnisse von Indien mit dem heutigen erweisen. Dieß würde uns hier zwar zu weit führen, allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Jeder, welcher sie anstellt, sich bald überzeugen wird, daß der jetzige Zustand Resultate in Bezug auf die äußere und insbesondre innere geschichtliche Entwickelung: Sprache, Religion, Recht, Gesellschaft, Sitten und Gebräuche, Kunst und Wissenschaft des indischen Volkes gewährt, von denen man vor der Thätigkeit der deutschen Indologen auch nicht die geringste Ahnung hatte. Natürlich waren diese in ihrer Gesammtheit sowohl als im Einzelnen auch auf die Schriften von Einfluß, welche nicht unmittelbar auf den indischen, sondern auf secundären Quellen beruhen, so daß man die Bedeutung derselben auch aus derartigen Werken, z. B. durch Vergleichung der ausgezeichneten Geschichte der Arier

von Max Duncker mit irgend einem älteren Werke ähnlichen Inhalts erkennen kann.

VI.

Die nächsten Unterlagen der Entwickelung der neueren Sprachwissenschaft.

Wie die ersten Anfänge der neueren Sprachwissenschaft aus der Bekanntschaft mit dem Sanskrit hervortraten, so ist auch die Entwickelung der indischen Philologie auf ihre weitere Entfaltung vom größten Einfluß geblieben, wie sich dieß schon äußerlich darin kund gibt, daß mit wenigen Ausnahmen die Männer, welche wir als Sanskritphilologen aufgeführt haben, auch eine mehr oder weniger bedeutende Thätigkeit auf dem sprachwissenschaftlichen Gebiete überhaupt geübt haben. Aus diesem Grunde schien es mir angemessen, die kurze Geschichte der indischen Philologie der der neueren Sprachwissenschaft vorauszusenden.

Allein die Sanskritphilologie bildete keineswegs die einzige Unterlage der letzteren, sondern jede Sprache, welche schon eine philologisch=linguistische, oder tiefere philologische Behandlung erhalten hatte, oder während der Entwickelung der Sprachwissenschaft erhielt, trug auch zur Erweiterung und Berichtigung der sprachwissenschaftlichen Anschauungen bei.

Als die tiefere Entwickelung der Sprachwissenschaft begann, waren aber erst wenige Sprachen einer wahrhaft philologischen, oder gar philologisch=linguistischen Behandlung theilhaftig geworden, streng genommen nur die classischen und wenige semitische; dicht vor Thorschluß — möchte man sagen — trat noch die großartige Behandlung der germanischen Sprachen durch Jacob Grimm hinzu, welche sich sogleich nicht bloß zu einer der wichtigsten Grundlagen, sondern zu einem der Hauptgebäude der neueren Sprachwissenschaft gestaltete. Alle übrige Sprachen, sowohl indogermanischen, als semitischen, ural=altaischen Stammes u. s. w. erhielten erst im Fortgang der neueren Sprachwissenschaft Behand=

lungen, durch welche sie in den Kreis sprachwissenschaftlicher Forschung eingeführt zu werden vermochten. Wir würden also, ehe wir zu der, oben (S. 379) abgebrochenen, weiteren und tieferen Entwickelung der Sprachwissenschaft übergehen, — wie sie zunächst in den Arbeiten hervortrat, welche Bopp in dem dritten Decennium unsres Jahrhunderts in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, und wesentlich in seiner von 1833 bis 1852 erschienenen 'Vergleichenden Grammatik' concentrirte, — ähnlich, wie wir die indische Philologie vorausgeschickt haben, eigentlich auch die Philologie der classischen, germanischen und semitischen Sprachen voraussenden müssen. Allein die semitischen Sprachen waren für die erste Entwickelung der Sprachwissenschaft von sehr geringem, fast von gar keinem Einfluß; — diese fand lange Zeit allein oder vorwaltend im Gebiete der indogermanischen Statt —; so daß wir jene ohne Nachtheil für das erste unberücksichtigt lassen dürfen. Was dagegen die classische und germanische Philologie betrifft, so werden diese in der Sammlung, von welcher meine Arbeit nur einen geringen Theil bildet, einer besonderen Behandlung unterzogen, so daß ich mich in Bezug auf sie hier auf das eigentlich linguistische: die Behandlung dieser Sprachen an und für sich, als reale nicht formale Theile der Philologie, beschränken darf.

Doch werde ich jetzt nur das hervorheben, was den erwähnten Bopp'schen Arbeiten vorherging, die weitere Entwickelung dagegen in der Abtheilung berühren, welche die indogermanische Sprachforschung behandeln wird.

Was die classische Philologie im Allgemeinen betrifft, so haben wir schon oben (S. 328) angedeutet, daß Heyne's Verdienst vorzugsweise in der Erweiterung und in der Geltendmachung einer geschichtlichen Behandlung derselben zu suchen ist. Auf jede Erweiterung einer Wissenschaft folgt bei ungestörter Entwickelung eine eindringendere Behandlung aller ihrer einzelnen Theile, eine Vertiefung derselben. Aus ihr trat durch die Thätigkeit der aus-

gezeichneten Philologen unsres Jahrhunderts, von denen einige oben genannt sind, andre, welche sich mit der sprachwissenschaftlichen Seite der Philologie beschäftigten, später hervorgehoben werden, die wunderbare Gestaltung der classischen Philologie hervor, welche einen der höchsten Glanzpunkte der wissenschaftlichen Entwickelung in unserm Vaterlande bildet. Nicht am wenigsten machte sie sich in der Grammatik der classischen Sprachen geltend und schuf dadurch Unterlagen, welche im Wesentlichen zureichend und fest genug waren, um den ersten Arbeiten der Sprachwissenschaft eine bedeutende Stütze zu gewähren.

Unter den Männern, welche als die eigentlichen Gründer der tieferen Philologie betrachtet werden dürfen, nimmt Johann Gottfried Jakob Hermann (geboren 1772, gestorben 1848) eine der allerersten Stellen ein. Er war ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben, insbesondre durch eine gewaltige Schärfe und Klarheit des Denkens ausgezeichnet, von großem kritischen Talent und einem feinen, durch das sorgsamste Studium der griechischen Meister der Darstellung hoch ausgebildeten Gefühl für den Gebrauch und die Eigenheiten der griechischen Sprache. Diesen großen Vorzügen standen jedoch Mängel auch gegenüber, welche theilweis in der philosophischen Richtung lagen, welche während seiner Jugendbildung herrschte und ihn vielfach in seiner philologischen Thätigkeit leitete. Er war Anhänger der kantischen Philosophie und ermangelte fast alles historischen Sinnes. Alle Erscheinungen suchte er aus allgemeinen, wie er meinte, nothwendigen, Gesetzen zu erklären, die er sich aus dem Zustande, in welchem die Thatsachen statistisch vorlagen, nicht selten auf eine rein willkürliche subjective Weise construirte. Seine Verdienste um die griechische Grammatik liegen vorzugsweise im Gebiete der Syntax; seine dahin gehörigen ausgezeichneten Bemerkungen und Entwickelungen finden sich theils zerstreut in seinen Ausgaben und anderen Schriften, theils in seinen Anmerkungen und Beigaben zu den von ihm besorgten neuen Auflagen von Vigerus de praecipuis

Graecae dictionis idiotismis. Mit der formativen Seite der Sprache beschäftigt sich mehr oder weniger eingehend eines seiner früheren Werke: de emendanda ratione Graecae Grammaticae 1801, aber grade in diesem treten seine philosophische Vorurtheile und willkürliche Auffassungen und Erklärungen am grellsten hervor; sehr verdienstvoll darin ist dagegen seine Benutzung und kritische Behandlung der Ansichten der alten Grammatiker.

Große Verdienste dagegen, wenigstens im Verhältnisse zu den früheren Bearbeitungen, hat sich um die Behandlung und Erkenntniß der griechischen Formationslehre Philipp Carl Buttmann erworben (geboren 1764, gestorben 1829); er war ein Mann von großen Kenntnissen, Fleiß, einem gewissen historischen Sinn und einer nicht unbedeutenden Combinationsgabe. Seine griechischen Grammatiken, deren erste 1792 erschien, trugen nicht bloß zur Erleichterung der Erlernung dieser Sprache bei, sondern durch die fortgesetzte Verbesserung und Erweiterung derselben wurde seine 1819 erschienene 'Ausführliche Griechische Sprachlehre' schon eine fast vollständige und ziemlich methodisch geordnete Sammlung aller in der classischen Sprache und der meisten in den Dialekten vorkommenden grammatischen Formen, deren Werth durch die Beachtung mancher Gesichtspunkte — z. B. ob bestimmte Bildungen mehr oder weniger häufig gebraucht werden, zu welcher Zeit, von welcher Classe von Schriftstellern u. aa. — welche für die tiefere Erkenntniß der Sprache von größter Bedeutung sind, nicht wenig erhöht wurde. Von geringerem Werthe — wenn gleich ein Zeugniß seiner scharfen und feinen Beobachtungs- und nicht geringen Combinationsgabe — ist sein Lexilogus (Bd. I. 1818, Bd. II. 1824); etymologische Forschungen auf lexikalischem Gebiet können bei irgend schwierigeren Fragen nicht ohne den Compaß der Sprachenvergleichung geführt werden.

Einen noch stärkeren historischen Sinn entwickelte in der Behandlung der griechischen Grammatik Friedrich Thiersch (geboren

1784, gestorben 1860), dem wir eine sorgsame Bearbeitung der ältest-bekannten Phase des Griechischen, der homerischen Sprache verdanken; doch war sie mit Erklärungsversuchen verknüpft, welche einer tieferen Einsicht in das Griechische keinen Nutzen brachten.

Auf lexikalischem Gebiet war in ähnlicher Weise Franz Passow, geb. 1786 gest. 1833, thätig; er legte, ebenfalls durch besondre Beachtung der homerischen Sprache, einen geschichtlichen Grund in der griechischen Lexikographie.

Für die Dialekte war noch wenig geschehen, doch genügten für den ersten Anlauf die Arbeiten von Sturz und für das Hellenistische die von Bretschneider und Winer. Auf dem Gebiet des Lateinischen gab es zwar für das praktische Bedürfniß brauchbare Grammatiken und die aus fünf Theilen bestehende von E. J. A. Seyfert lieferte, wenn gleich in einer das Aufsuchen erschwerenden Weise, einen reichen Stoff; allein ein bedeutendes Werk auf diesem Gebiete, die 'ausführliche mit möglichst sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und nach neuen Untersuchungen verbesserte Grammatik der lateinischen Sprache von Konrad Leopold Schneider' (geb. 1786, gest. 1821) war durch den frühen Tod des Verfassers in den ersten Anfängen stehen geblieben, indem nur die erste Abtheilung: Elementarlehre (wir würden lieber sagen: Lautlehre) der lateinischen Sprache in zwei Bänden 1819. 1821 (804 S.) und der erste Band der zweiten Abtheilung: Formenlehre 1819 (nur die Declination der Substantiva enthaltend) erschienen ist. Dieses Werk staunenswerthen Fleißes und umfassender und sorgsamer Gelehrsamkeit gereicht dem Verfasser zur höchsten Ehre und war, insbesondre durch die umfassende Materialiensammlung, in dem verhältnißmäßig kleinen Theil der Sprache, welchen es behandelt, für die sprachwissenschaftliche Betrachtung des Lateinischen vom größten Werthe. Eine fast eben so große Bedeutung hatte für die Anfänge der vergleichenden Grammatik das Werk von Carl Lud. Struve 'Ueber die lateinische Deklination und Conjugation'. In Bezug auf die

Lexika mußte man sich dagegen noch mit den nach altem Schnitt gearbeiteten behelfen, deren Hauptverdienst in der Nachweisung des 'Sprachgebrauchs bestand.

Was die germanische Philologie betrifft, so war das Interesse dafür, wie wir in der ersten Abtheilung z. B. an der frühen Veröffentlichung der älteren Sprachphasen sahen, bei verschiedenen germanischen Völkern, insbesondre den Engländern und Deutschen, schon ziemlich früh erwacht und in Deutschland seitdem nie ganz abgerissen; doch war es lange Zeit nur von sehr geringer wissenschaftlicher Bedeutung. Nehmen wir Johann Schilter (1632 bis 1705) aus, dessen Quellensammlung und Glossar für die Kenntniß des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen einen höchst achtungswerthen Grund legte, so läßt sich der Beginn eines wirklichen Ernstes und Eifers für germanische Philologie in den Ländern deutscher Zunge erst in die Mitte des vorigen Jahrhunderts setzen, in die Zeit, in welcher das Nibelungenepos auf dem Schloß Hohenems in Graubündten entdeckt ward; für deutsche Sprache, wenn wir die nicht bloß für ihre Zeit vortrefflichen, sondern selbst jetzt noch nicht zu übersehenden[1]) Arbeiten von Johann Leonhardt Frisch (1666—1743) ausnehmen, erst in dessen letztes Drittheil. Aber auch jener Eifer beschränkte sich zunächst mehr auf eine zwar sehr dankenswerthe, aber theilweis auch sehr unkritische Veröffentlichung insbesondre aus der mittelhochdeutschen Literatur (durch Bodmer 1698—1783, Breitinger

[1]) Ich kann nicht umhin Jacob Grimm's Urtheil über diesen ausgezeichneten Sprachforscher aufzunehmen. Es lautet (Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm Bd. I. Vorrede p. XXII): Joh. Leonh. Frisch's Deutsch-Lateinisches Wörterbuch 'kann das erste gelehrte Wörterbuch heißen, da es nicht wie die vorhergehenden, aus der Mundart einer bestimmten Gegend gesammelt und wiederum nachgeschrieben ist, sondern mit weiter Umsicht ferner liegende Urkunden, Chroniken und Gedichte zu Rathe zieht und gründliche besonnene Wortableitungen aufstellt. Es enthält einen wahren Schatz von früher nicht beachteten und auch später nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten'.

1701—1726, werthvoller Christoph Heinrich Müller 1740—1807), welche erst mit dem Anfange unsres Jahrhunderts einen mehr wissenschaftlichen Charakter anzunehmen begann (Büsching 1783—1828, von der Hagen 1780—1824, Docen 1792—1828, G. F. Benecke 1762—1844). Erst in diese Zeit fällt auch die erste brauchbarere Bearbeitung des ältesten Denkmals der germanischen Sprachen, der gothischen Bibelübersetzung, durch den um deutsche Sprache mannigfach verdienten, insbesondre durch seine Einsicht in den Bau derselben seine Zeit nicht wenig überragenden Fulda (1724—1788), nach dessen Tod 1805 herausgegeben von Zahn (1767—1818). Doch wollen wir nicht übersehen, was auch schon Heinrich Hoffmann von Fallersleben in seiner sehr nützlichen Arbeit 'Die deutsche Philologie im Grundriß' Breslau 1836 p. V. VI hervorgehoben hat, daß die Wichtigkeit einer deutschen Philologie schon 1752 von J. Andr. Fabricius (1696—1769) in seinem Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit I. 153. 154 anerkannt und die Anstellung von Professoren der deutschen Sprache an den Universitäten gefordert ward. Dennoch dauerte es noch fast ein halbes Jahrhundert, ehe Anfänge einer gründlicheren deutschen Philologie hervortraten und Göttingen gebührt der Ruhm, die erste Universität gewesen zu sein, an welcher einer der Hauptbegründer wahrhaft wissenschaftlicher deutscher Philologie und tiefer Kenner insbesondre des Mittelhochdeutschen, der schon erwähnte G. F. Benecke, Ostern 1806, zum Professor ernannt, Mittelhochdeutsch zum Gegenstand von Vorlesungen erhob.

Was grammatische und lexikalische Arbeiten auf dem Gebiet der germanischen Sprachen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrifft, welche von Deutschen abgefaßt sind, so nehmen die zahlreichen gründlichen und besonnenen Arbeiten von Joh. Christoph Adelung trotz ihrer ausschließlichen Partheilichkeit für das obersächsische Deutsch, und mancher verkehrter Ansichten in Bezug auf die alten Sprachformen, eine für ihre Zeit höchst ehrenwerthe

Stelle ein, mehr jedoch die lexikalischen als die grammatischen. In Bezug auf die lexikalische Seite hat sich auch das von Joachim Heinrich Campe (1746—1818) herausgegebene durch Ergänzungen des Wortschatzes verdient gemacht, obgleich ihm bei den divergirenden Ansichten seiner Bearbeiter die geschlossene Einheit des Adelung'schen fehlt und ein unverständiger Purismus, der alles Fremde tilgen will, es nicht selten selbst lächerlich macht. Doch beschränkt sich bei beiden das noch heute Anerkennenswerthe auf das Neuhochdeutsche. Nach beiden Seiten hat sich auch Theodor Heinsius (1770—1849), so wie auf dem der Grammatik Joh. Christian Aug. Heyse (1764—1829) Verdienste erworben. Für die grammatische und lexikalische Einsicht in die übrigen Phasen der deutschen Sprache, insbesondre in die älteren, war bis zum Jahre 1819 weniges von Erheblichkeit geschehen. Zwei Werke von allgemeinerem Inhalt finde ich erwähnt, habe sie aber nicht einzusehen vermocht[1]). Sonst war nur die grammatisch-lexikalische Bearbeitung des Gothischen von Fulda in der schon erwähnten Ausgabe der Bibelübersetzung veröffentlicht und manches ehrenwerthe für die lexikalische Einsicht in das Mittelhochdeutsche von Docen u. aa. insbesondre Benecke in dem Glossar zu seiner Ausgabe des Wigalois von Wirnt (1819 S. 513 bis 767) geschehen.

[1]) F. G. Canzler, Versuch einer Anleitung zur Kunde einiger Haupttöchter und Mundarten der Germanischen oder Teutschen Haupt- oder Muttersprache außerhalb Teutschlands. Göttingen 1799. 8°. — J. W. Pfaff, Allgemeine Umrisse der germanischen Sprachen, der hochdeutschen, der niederdeutschen, der schwedischen, der gothischen des Ulfilas, in neuer Art gefaßt, sammt Anhang, enthaltend die vorzüglichsten Worte, welche der niederd., schwed. und goth. eigenthümlich sind. Nürnberg 1817. 8°.

VII.

Jacob Ludwig Carl Grimm.

Mit dem Jahre 1819 trat auf dem Gebiete der germanischen Philologie, vor allem dem sprachwissenschaftlichen Theile derselben ein Wendepunkt ein, welcher nicht bloß für sie eine vollständige Umgestaltung herbeiführte, sondern auch für die Sprachwissenschaft überhaupt von allertiefster Bedeutung war. Und diesen tiefeinschneidenden Wendepunkt verdanken wir einem Mann von einer wissenschaftlichen und sittlichen Größe, einem Forschungstrieb, einer Begabung mit allen den geistigen Kräften, welche zur Erreichung hoher wissenschaftlicher Ziele unentbehrlich sind, einem warmen und tiefen Gefühl für das ganze Leben seines Volkes, einem tief poetischen, einem wahrhaft historischen Sinn, kurz einem Verein von Gaben des Geistes und Charakters, wie sie wohl in keinem von allen, die bis jetzt auf dem Gebiet der Sprach- und Alterthumsforschung thätig gewesen sind, in dem Maße verbunden waren. Nur einen Mann gibt es in der Geschichte der Wissenschaft, welcher durch Aehnlichkeit der Bestrebungen, der wissenschaftlichen Arbeiten, die er abfaßte, ja wohl auch der Grundwurzel, aus welcher sie hervortrieben, mit Jacob Grimm verglichen zu werden verdient. Es ist dieß der große Römer Marcus Terentius Varro, der größte ihrer Sprach- und Alterthumsforscher, welcher zu seinen, auch in dem verstümmelten Torso noch bewunderungswerthen Arbeiten, gleichwie Deutschlands Stolz und Ehre, unser unsterblicher Grimm, den Hauptantrieb in der Liebe zu seinem Volke fand. Es würde schon für hohen Ruhm zu rechnen sein, mit einem Mann, wie Varro, auch nur auf eine und dieselbe Stufe gestellt zu werden, allein ich glaube kaum zu irren, wenn ich behaupte, daß eine, soweit es die Fragmente der varronischen Werke zulassen, eingehendere Vergleichung beider Männer, selbst, wenn wir die Verschiedenheit der Zeiten

und der Culturzustände in Rechnung bringen, dennoch unserm Grimm eine bedeutend höhere Stellung anweisen würde.

Jacob Grimm, geboren am 4. Januar 1785, gestorben den 20. September 1863[1]), hatte in einem, die gewöhnliche Dauer nicht unbeträchtlich überragenden, zwar keinesweges ganz sturmfreien, aber doch zum größten Theil friedlichen und, soweit man es von außen zu beurtheilen vermag, mit mehr als gewöhnlichem Menschenglück ausgestattetem, Leben Muße und einen bis zum letzten Athemzug nicht versiegenden Drang, die Kräfte und Eigenthümlichkeiten seines Geistes- und Gemüthslebens mit einem unermüdlichen Fleiß in einer Fülle der bedeutendsten Schriften aus sich herauszugestalten und so zum Heil und Stolz unsres Volkes ein Gelehrtenleben zu veranschaulichen, welches zu allen Zeiten als ein vielleicht nie wieder erreichbares Muster dastehen wird.

Wir haben schon bemerkt, daß hohe Liebe zu seinem Volke den eigentlichen Grundzug dieses großen und wahrhaft liebenswürdigen Forschers bildet. Daß diese eine so intensive Gewalt erhielt, daß sie nicht bloß den Grund, sondern selbst den Faden bildet, welcher sich durch alle seine so zahlreichen und so verschiedenartigen Schöpfungen hindurchzieht und sie zusammenhält, dazu hat nicht am wenigsten die tiefe Schmach beigetragen, in welcher das Vaterland in der Bildungszeit Grimm's darniederlag, in der Zeit, in welcher der Mensch die tiefsten, sein ganzes Leben beherrschenden Eindrücke zu empfangen pflegt. Um die Schmach der Gegenwart zu vergessen, flüchteten nicht wenige von Deutschland's besten Söhnen in die großen Tage der Vergangenheit und suchten das Bild deutschen Glanzes und deutscher Größe, wie es dunkel in den Erinnerungen der Vorzeit erhalten war, in allen

[1]) Vgl. B. Denhardt, die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Hanau 1860. — Wilh. Scherer in den Preußischen Jahrbüchern Bd. XIV. 1864 (Dec. 636—680), Bd. XVI. 1865 (Juli 1 ff.). Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts VIII. 57.

seinen Gliedern neu zu beleben. Während aber viele in der Vergangenheit die Gegenwart vergaßen, war Grimm's Blick klar genug, um über das, was der Vergangenheit gebührt, nicht die Forderungen, Aufgaben, Rechte und Pflichten der Gegenwart zu übersehen. Mit der romantischen Schule durch Bande der Freundschaft, gemeinschaftliche Richtungen und Neigungen des Herzens und Gemüthes verbunden, schloß er sich ihren Bestrebungen doch nur in soweit an, als sie der Wissenschaft förderlich waren, insbesondre in so fern sie zum Verständniß des Geistes dienten, welcher die nationale Vergangenheit belebt und gestaltet hatte; sie waren aber nicht im Stande, seinen wissenschaftlichen Sinn zu überwinden und sich unterthänig zu machen. Hier war es, wo sich seine und die Wege mancher von seinen Freunden schieden. Er liebte die Vergangenheit als solche, nicht aber als ein zurückzusehnendes Vorbild der Gegenwart. So hat er sich von dem Einfluß der Nachtseite der Romantik frei zu halten gewußt, während ihre für die Entwickelung der Wissenschaft fruchtbare Wirkungen grade in ihm einen der allerbedeutendsten, wohl überhaupt den bedeutendsten Vertreter fanden.

Die Natur hatte ihn zum Forscher im umfassendsten Sinn gestempelt; stetes und unausgesetztes Forschen war, wie er selbst fühlte, seine eigentliche Lebensaufgabe; beklagt er doch fast sogar diese Forscherlust, 'diese', wie er selbst sagt, 'unüberwindliche Neigung seiner Natur, immer lieber fort zu untersuchen, als das Untersuchte darzustellen'[1]). Es ist zwar nicht ganz unwahr: Grimm's Darstellung hat mehr oder weniger unter diesem unermüdlichen, selbst hastigen, begeisterten Eifer der Forschung gelitten; allein dieser Nachtheil ist unendlich gering im Vergleich zu dem wahrhaft unermeßlichen Gewinn, den die Wissenschaft grade dieser Neigung verdankt; alle Zeit, die er der Darstellung absparte, kam der Forschung zu Gute; schwerlich würde er diese Fülle von

[1]) Deutsche Grammatik 2. Ausg. I. v.

Entdeckungen gemacht haben, wenn er statt dieser 'unüberwindlichen Neigung' zu folgen, einen großen Theil seiner für die Forschung unersetzlichen Zeit der Darstellung gewidmet hätte. Die Gabe der Darstellung ist noch immer eine unendlich mehr verbreitete als die der Forschung; sie läßt sich größtentheils erlernen und das, was man dazu von der Natur erhalten haben muß, ist im Verhältniß zu dem Erlernbaren sehr gering; die Gabe der Forschung dagegen muß man, wie die Gabe der Dichtung, ganz von der Natur erhalten haben; erlernen läßt sich hier nichts weiter, als der Gegenstand, auf welchen man seine Forschung richtet; der Forscher, selbst der minder begabte, bedarf wenigstens eines Funkens von dem, was man Genie nennt, der Darsteller, selbst der vollendetste, nur des Talents. Die Natur hatte Grimm mit allen Kräften und Anlagen ausgerüstet, welche der Forscher besitzen muß, vor allem hatte sie ihm das verliehen, was die Hälfte, vielleicht noch einen größeren Theil des Genies ausmacht: die Energie, sich alle Mittel anzueignen, die diesen Kräften und Anlagen zu dienen fähig sein können. Seine Forschung wandte sich vorzugsweise ja fast einzig dem germanischen Alterthum und den germanischen Sprachen zu; doch ließ er sich nichts näher oder ferner liegendes entgehen, dessen Benutzung zur tieferen Einsicht in diesen Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Bestrebungen von Nutzen oder Bedeutung sein konnte. Mehr oder weniger machte er sich mit einer Fülle von Sprachen bekannt, nicht bloß den indogermanischen, sondern auch den celtischen, den ural-altaischen, insbesondre der finnischen u. aa.; um das Wesen der Volkspoesie — für deren Unterschied von der Kunstpoesie er schon in seinem Werke: 'Ueber den altdeutschen Meistergesang' (1811) so viel geleistet hatte — insbesondre der deutschen tiefer zu erkennen, nahm er an dem Leben und den Aeußerungen derselben auch bei andern Völkern den lebhaftesten auch literarischen Antheil; so verdanken wir ihm eine schöne Sammlung der alten spanischen Romanzen, einen Aufsatz über

die finnische Kalevala u. aa.; um das Wesen und die Gestaltungen des deutschen Märchens zu ergründen, begnügte er sich nicht mit der viel bewunderten schon an und für sich Epoche machenden Sammlung der deutschen Formen desselben, sondern dehnte seine Forschungen über alles Aehnliche aus, was ihm zugänglich war. Damit schuf er ein ganz neues Gebiet der Forschung, das sich über ein Volk nach dem andern erweitert und was ursprünglich nur zur Aufhellung des germanischen Volkslebens und einer eigenthümlichen Seite desselben dienlich schien, ist die Grundlage für Forschungen geworden, deren Wichtigkeit für die Erkenntniß des Seelenlebens und der Culturgeschichte der Völker von Tag zu Tag mehr hervortritt und die ursprünglich nationale Bedeutung jener Märchensammlung zu einer universalen entwickelt hat. Ueberhaupt gibt es in der wissenschaftlichen Erforschung des germanischen Lebens — abgesehen von den sogenannten exacten Wissenschaften und der Philosophie in engerem Sinn — wenige Gebiete geistiger Entwickelung, welche Grimm nicht entweder neu geschaffen, oder umgeschaffen, oder durch seine Forschungen erweitert, ergänzt und vertieft hätte. Deutsches Recht, Religion, Mythologie, Sage, Märchen, Fabel, Volks- und individuelle Poesie, vor allem aber Sprache und Literatur danken ihm theils ihre erste Entdeckung, theils ihre erste wissenschaftliche Behandlung, theils mehr oder minder große Förderung. Um in allen diesen Gebieten so bewunderungswürdig zu wirken, stand ihm ein seltner Verein von erkennenden und schöpferischen Geisteskräften zu Gebote. Ein hoher poetischer Sinn und eine reiche Phantasie, klares Urtheil und eine mächtige Combinationsgabe, vor allem aber eine so tiefe und im Allgemeinen sichere historische Anschauung, daß er die geschichtlichen Mächte, welche die geistigen Entwickelungen der Menschheit beherrschen, wie wenig andre Forscher, zu ahnen, zu erkennen, theilweis bloßzulegen und zum Bewußtsein zu erheben vermochte. Dieß trat insbesondre in seinen sprachlichen Arbeiten hervor. Schon in der Vorrede zu der ersten

Ausgabe des ersten Bandes seiner deutschen Grammatik weiß er sich im Gegensatz zu den praktischen, etymologisch-philosophischen, abstract-philosophischen, kritischen (sich an die sogenannten besten Schriftsteller klammernden), puristischen (fremdes ausstoßenden und die Sprache durch die gewaltsamsten Mittel bereichern wollenden), kurz zu allen unhistorischen Grammatikern und spricht es aus, 'daß er von dem Gedanken lebhaft ergriffen worden, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen' (Vorrede XVII). In der zweiten (Vorrede VIII) stellt er als seine Aufgabe hin 'das unstillstehende, nach Zeit und Raum veränderliche Element unsrer Sprache nachzuweisen'. So war er es denn auch, bei welchem zuerst die hohe und feste Gesetzmäßigkeit der historischen Entwickelung eines gewaltigen Sprachzweigs selbst in dem lautlichen Körper mit voller Bestimmtheit hervortrat.

Jacob Grimm war schon lange auf dem Gebiete des deutschen Alterthums thätig gewesen — hatte 1811 ein Werk 'über den altdeutschen Meistergesang', mit seinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich 1812 die 'Kinder- und Hausmärchen', 1813 'Altdeutsche Wälder' 3 Bände, 1816 'Deutsche Sagen' 2 Bände und andres veröffentlicht — als er daran ging der ganzen Erforschung des geistigen Lebens seines Volkes durch eine vollständige, aus den Quellen selbstständig geschöpfte, historische Darstellung der germanischen Sprachen eine feste Grundlage zu geben. Er stand in der Kraft und Blüthe des Lebens, seinem 34. Jahre, als 1819 der erste Band dieses Werkes erschien, dessen Bedeutung selbst in der, im Verhältniß zu der zweiten Ausgabe, noch unvollendeten Gestalt schon so groß war, daß sie durch das Attribut 'epochemachend', zumal wenn man den so häufigen Mißbrauch dieses Beisatzes in Betracht ziehet, kaum genügend gekennzeichnet wird. Obgleich sie drei Jahre nach Bopp's Conjugationssystem erschien und auch auf den Zusammenhang der germanischen mit den übrigen stammverwandten einige Blicke warf, so lag ihr

Hauptverdienst doch wesentlich in der quellemäßigen historischen Darstellung der Formenlehre in den Hauptphasen der germanischen Sprachen von der ältesten — der gothischen — bis auf die neueste Zeit. Selbst derjenige Theil, welcher für die ganze weitere Entwickelung der Sprachwissenschaft von so entscheidender Bedeutung ward, die geschichtliche Darstellung der deutschen Lautlehre, fehlte hier noch gänzlich. Dennoch wurde sie auch so mit einem wahren Heißhunger begrüßt und machte fast unmittelbar eine neue Ausgabe nothwendig. Man erkannte sogleich, welch' eine ungesuchte, fast unmittelbare Quelle der Einsicht in das Wesen einer Sprache ihre historische Behandlung durch sich selbst, fast ohne jede weitere Nachhülfe des Forschers darbietet, wie hier die richtige geschichtliche Verbindung viel zahlreichere und sichrere Resultate gewährt, als der schärffste Denker aus der nicht historischen Betrachtung eines abgegränzten Zustandes zu ergrübeln vermöchte.

Aber alles was in dieser ersten Ausgabe geleistet war, wurde im größten Maaßstab in der zweiten, 1822 erschienenen, übertroffen.

Sie ist eine der wunderbarsten Arbeiten, welche je auf sprachwissenschaftlichem Gebiet vollzogen sind. Mit ihr war die historische Behandlung der Sprache in einem der wichtigsten und reichest entfalteten Sprachzweige zu vollem Leben erblüht und in einem vollendeten Musterwerk der naturwissenschaftlichen der Inder, der philosophischen der Griechen und dem ersten Versuch der vergleichenden, wie er in dem ersten Werk von Bopp hervorgetreten war, auf jeden Fall ebenbürtig, eher noch sie weit überragend, zur Seite getreten. So waren denn die vier Richtungen und Methoden lebendig geworden und zu vollem Bewußtsein gebracht, deren Verbindung bestimmt war, den Charakter und die weitere Entwickelung der neueren Sprachwissenschaft zu bilden.

An den ersten Band schlossen sich im Laufe von fünfzehn Jahren noch drei andere, ohne daß das Werk seinen Abschluß

erreicht hätte. Doch auch so überragt es alles, was je für einen andern Sprachzweig oder eine andre Sprache geschehen ist.

Wie die indische Grammatik hat dieses Werk den ganzen Kreis sprachlicher Erscheinungen in die Grammatik gezogen — den einzigen Ort, wo sie einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sind. Die Themenbildung (von Grimm Wortbildung genannt) ist mit demselben, ja mit noch größrem Fleiß, als von den Indern, behandelt und alles erhält durch die Aufweisung des geschichtlichen Zusammenhangs, so wie durch vielfache der Vergleichung entnommene Erörterungen, theilweis auch auf sprachphilosophischen Betrachtungen ruhende Ergebnisse Vorzüge, zu deren Erwerbung der indischen Grammatik theils die Möglichkeit, theils der Gedanke fern lag. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß in Bezug auf Vergleichung und philosophische Auffassung Grimm's Darstellung auch manche Mängel birgt; ihre wahre und eigenthümliche Größe ruht ganz vorzugsweise auf der historischen Behandlung.

Was die Phasen der deutschen Sprache betrifft, welche Grimm vorgeführt hat, so liegt es theils in der Natur einer historischen Behandlung einer Sprache, theils in dem Umfang der Quellen, daß sie sich vorzugsweise auf die literarische Entwickelung derselben beschränken muß. Während hier mehr oder weniger zahlreiche Quellen zu Gebote stehen, fehlen sie für die gesprochene Sprache und die literaturlosen Dialekte in den älteren Zeiten fast gänzlich, existiren selbst für neuere Zeiten sehr spärlich und beginnen erst in neuester Zeit unter dem Einfluß der mächtiger erstarkten Sprachwissenschaft, die ihre hohe Bedeutung für die Einsicht in das Wesen der Sprache zu erkennen begonnen hat, mit größerer Liebe und mehr oder weniger wissenschaftlichem Eifer erschlossen zu werden. Grimm's Behandlung umfaßt demgemäß das Gothische; das Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische, Altfriesische, Altnordische; das Mittelhochdeutsche, Mittelniederdeutsche, Mittelniederländische, Mittelenglische; das Neu-

hochdeutsche, Neuniederländische, Neuenglische, Schwedische und Dänische, für welche literarische Quellen — etwa mit Ausnahme des Mittelniederdeutschen — in mehr oder weniger genügendem Umfang vorlagen.

Die zweite Ausgabe des ersten Bandes enthält zwei Bücher; das erste, welches in der ersten Ausgabe noch fehlt, handelt von den Buchstaben (S. 1—595) und zwar zunächst von den Buchstaben insgemein. Dann folgt die Lautlehre der einzelnen Sprachphasen in der oben aufgeführten Ordnung und zum Schluß eine allgemeine Vergleichung der Laute, zuerst untereinander, dann mit andern Sprachzweigen des indogermanischen Stammes.

Es war dieß die erste wissenschaftliche, speciell geschichtliche, Behandlung der Lautlehre einer Sprache, bei welcher alle Momente berücksichtigt waren, die beachtet werden müssen, z. B. die Unterschiede, welche mit der Stellung eines Lautes im Anfang, inmitten oder im Schluß eines Wortes (Anlaut, Inlaut, Auslaut) verbunden sind u. aa. In Folge davon trat eine Fülle der wichtigsten Resultate wie von selbst hervor. So vor allem vollständig[1]) das eigenthümliche Lautverschiebungsgesetz, welches einerseits zwischen dem Gothischen (oder überhaupt Nordgermanischen, das Niederdeutsche mit eingeschlossen) und den meisten übrigen indogermanischen Sprachen, speciell dem Sanskrit und dem Griechischen besteht und andrerseits zwischen dem Nordgermanischen und Südgermanischen (Hochdeutsch). Während das Gothische dem Griechischen z. B. so gegenübersteht, daß die griechische tenuis, z. B. t, durch die gothische Aspirata th, die griechische Aspirata, z. B. ϑ (th), durch die gothische media d, die griechische media, z. B. d, durch die gothische tenuis t reflectirt wird, zeigt sich im Wesentlichen dasselbe Verhältniß zwischen dem Hochdeutschen und Gothischen, z. B.:

[1]) Ein Theil desselben war schon 1818 von dem großen dänischen Linguisten Rask ausgesprochen, s. Bopp Vergl. Grammatik I², S. 121.

griech.	T	TH[4])	D
goth.	TH	D	T
goth.	T	TH	D
ahd.	Z[1])	D	T

so daß beide Verhältnisse eine fortgehende gleichmäßige Verschiebung darstellen, z. B. griech. T = goth. TH = ahd. D; griech. TH = goth. D = ahd. T; griech. D = goth. T = ahd. Z[2]).

Grimm stellte dieses Gesetz, welches dem Hauptentdecker zu Ehren das Grimm'sche genannt wird, S. 583 ff. auf und zwar zunächst in folgenden zwei Tabellen:

griechisch	P.	B. F[3]).	T. D. TH[4]).	K. G. KH[5]).
gothisch	F.	P. B.	TH. T. D.	.. K. G.
althochdeutsch	B(V).	F. P.	D. Z. T.	G. CH. K.

[1]) vgl. über ahd. Z für TH Grimm Geschichte der deutschen Sprache S. 395.

[2]) Wäre die bisherige Verschiebung durchweg regelmäßig eingetreten — was nicht der Fall ist — und folgte ihr eine neue, den bisherigen beiden entsprechende, so würde die deutsche Sprache damit zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehren, z. B. jetziges (hochdeutsches) T Z D würden wieder
TH D T werden
und damit der Kreislauf vollendet sein:
Griech. oder vielmehr ursprachliches T = goth. TH = ahd. D wäre wieder T.
Ursprachl. TH = goth. D = ahd. T wäre wieder TH.
Ursprachl. D = goth. D = ahd. Z wäre wieder D.
Und in der That wollen alle, die ein feines Ohr haben, behaupten, daß wir z. B. nicht ein reines T, sondern statt dessen Th sprechen, so daß z. B. in Bezug auf diesen Laut der Kreislauf vollendet wäre; man vgl. griech. ϑ in ϑάνατος mit goth. d in dauth, ahd. tôd, jetzt der Aussprache nach Thod. Bekanntlich hat sich auch vielfach die Schreibweise th statt t festgesetzt, vgl. z. B. Th in griech. ϑη (sskr. dhâ), D in ags. dôn (alts. duan), T in ahd. tuon, aber wieder Th in unserm thun, und das von diesem Verbum abgeleitete ϑέμα (für urspr. dhâmant oder thâmant, sskr. dhâman) goth. alts. ags. altnord. dôm, ahd. tôm, jetzt thum als Abstractsuffix z. B. in 'Wachsthum'.

[3]) φ.

[4]) ϑ.

[5]) χ.

griech.	goth.	ahd.	griech.	goth.	ahd.	griech.	goth.	ahd.
P.	F.	B(V).	T.	TH.	D.	K.	..	G.
B.	P.	F.	D.	T.	Z.	G.	K.	CH.
F[1]).	B.	P.	TH[2]).	D.	T.	CH[3]).	G.	K.

ferner in einer 3. der Gutturale, in welcher die goth. Reflexe von griech. K und die lateinischen überhaupt mit aufgenommen sind:

griech.	latein.	goth.	ahd.
κ	c	h, g	h, g
γ	g	k	ch
χ	h	g	k.

Es ist für die genauere Bestimmung[4]) und Erklärung dieses Gesetzes, insbesondre für die Ausnahmen[5]), die es erleidet, seit dem Jahre 1822 viel geschehen durch Grimm selbst[6]), Rudolf von Raumer[7]), vor allen Lottner[8]), Graßmann u. aa.; aber alle eindringendere Untersuchungen haben nur dazu gedient, die hohe Bedeutung desselben 'für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie', wie sich Grimm schon bei der ersten Aufstellung desselben ausdrückt (S. 584), immer mehr ins Licht zu setzen.

[1]) φ.

[2]) ϑ.

[3]) χ.

[4]) In dieser Beziehung stellen sich die Reflexe im Allgemeinen jetzt folgendermaßen:

Urindogermänisch:	P.	PH.	B.	K.	KH.	G.	T.	TH.	D.
Gothisch:	F(B).	B.	P.	H(G).	G.	K.	TH(D).	D.	T.
Althochdeutsch:	F(B.V).	P.	F(PH).	H(G.K).	K.	CH.	D.	T.	Z.

[5]) Sie betreffen insbesondre den Inlaut, vielweniger den Anlaut und finden sich meistens bei der vorgermanischen tenuis, weniger bei der media; wenige und unsichre Beispiele gibt es von unregelmäßiger Verschiebung vorgermanischer aspiratae, niemals aber bleiben diese erhalten. Vgl. Lottner in KZ. XI. 198 ff., doch ist auch an dessen Darstellung jetzt manches zu ändern.

[6]) Geschichte der deutschen Sprache S. 392 ff.

[7]) Ueber die Aspiration und die Lautverschiebung. 1837 und sonst.

[8]) In Kuhn's Zeitschrift für vergl. Sprachforschung XI, 161 ff.

Insbesondre in letzterer Beziehung war seine Wichtigkeit so groß, daß mit dieser Entdeckung — die gewissermaßen der Prüfstein der Etymologie ward — erst eigentlich eine wissenschaftliche Behandlung derselben beginnt. Indem man sah, wie z. B. althochd. z regelmäßig dem so klangverschiedenen griechischen, sanskritischen u. aa. überhaupt urindogermanischen d gegenübertrat, z. B. sskr. svâdu, griech. ἡδύ, goth. suti, ahd. suozi, griech. δάκρυ, goth. tagr, ahd. zahar u. aa., daß überhaupt die Laute, welche sich in ursprünglich gleichen Wörtern in verschiednen Sprachen desselben Stammes wiederspiegeln, dem Klange nach so häufig, ja fast gewöhnlich ganz verschieden sind, erkannte man, wie leicht der Gleichklang bei etymologischen Forschungen täuschen, und daß die etymologische Verwandtschaft der Laute von der ihres Klanges ganz verschieden sein könne. So ergibt sich z. B., daß das neuhochdeutsche Wort 'Kopf' mit lateinisch caput, trotz der Lautähnlichkeit und Bedeutungsgleichheit, in etymologischer Beziehung nicht das geringste zu schaffen haben könne, dagegen in 'Haupt', goth. haubith, angelsächsisch heafud, ahd. haubit, obgleich so verschieden im Klang, dessen treuer Reflex zu erkennen sei.' In Folge davon richtete sich fortan die etymologische Forschung ganz vorzugsweise auf die Erforschung der etymologischen Reflexe und es gelang dadurch, einen großen Theil des so sehr schlüpfrigen Bodens der Etymologie vollständig zu befestigen, eine Menge Fragen dem Bereich des subjectiven Rathens zu entziehen und einer sicheren methodischen Behandlung zu unterwerfen. Aber noch wichtiger wurden diese so gesetzmäßigen Lautverhältnisse für die Erkenntniß der ursprünglichen Gestalt sprachlicher Erscheinungen, welche in den verwandten Sprachen durch lautliche Einflüsse verwischt ist; wenn wir z. B. dem sanskritischen d in duh-itar im gothischen Reflex dieses Wortes dauhtar und im ahd. tohtar diejenigen Laute gegenübertreten sehen, welche regelmäßig dem urindogermanischen th entsprechen, dessen Reflex ϑ auch in dem griech. ϑυγάτηρ erhalten ist, so dürfen wir kaum

zweifeln, daß das Sanskrit, sonst ein so treuer Bewahrer der Urformen, hier — sicherlich durch Einfluß der nur durch einen Vokal getrennten spirans statt der ursprünglichen aspirata (gh) — die ursprüngliche Aspiration eingebüßt hat. Eben so können wir, wesentlich auf die Gesetze der Lautverschiebung gestützt, analog für das sskr. bandh, goth. bindan, eine anlautende Aspirata (bh) als ursprünglich aufstellen u. aa. der Art.

Doch es würde zu weit führen, hier in die Bedeutung dieser großen Entdeckung, so wie der übrigen großen Verdienste Grimm's um die germanische Lautlehre — die Erkenntniß und Geschichte des Umlauts — Vokalveränderung durch Einfluß eines i der nachfolgenden Sylbe — des Ablauts — eines inneren Vokalwechsels, über dessen Gründe die Forscher noch sehr von einander abweichen — so wie des Lautverhältnisses der germanischen Sprachen zu einander — näher einzugehen. Ich erlaube mir lieber einige Worte eines unsrer größten Sprachforscher, Aug. Friedr. Pott, über den hohen Werth der Grimm'schen Behandlung der Lautlehre überhaupt hinzuzufügen: 'Es ist' (heißt es in dessen Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 1833 S. XII) 'unter J. Grimm's hohen Verdiensten um besondre und allgemeine Sprachkunde gewiß keins der geringsten, den Buchstaben ihre bisher in der Sprachwissenschaft geschmälerte, natürliche Rechte zurückgegeben und dieselben zu der gleichstufigen Stellung erhoben zu haben, welche sie in der Sprache selbst einnehmen. Grimm's geschichtliche Darlegung der Lautumwandlungen in den germanischen Sprachen hat allein mehr Werth als manche philosophische Sprachlehre . . ., aus ihr geht . . . hervor, daß der Buchstabe als das handgreifliche, als das freilich auch nicht beständige, aber doch in ruhigerem Geleise sich bewegende Sprachelement, im Ganzen genommen, ein sichererer Faden im dunkelen Labyrinthe der Etymologie ist, als die oft kühn umherspringende Wortbedeutung; aus ihr, daß die Sprachforschung, insbesondre die vergleichende, ohne genaue

geschichtliche Kenntniß vom Buchstaben des festen Halts entbehrt; sie endlich zeigt mit Erstaunen erregender Klarheit, daß selbst im bloßen Buchstaben nicht ... die Gesetzlosigkeit ... herrscht ... sondern Einschränkung durch ... in der Natur der Laute begründete Gesetze ...'

Von diesem ersten Bande ist ein Theil in einer dritten Auflage umgearbeitet 1840 erschienen. Derselbe behandelt jedoch nur — aber in höchst umfassender Weise — den Vokalismus. Leider ist diese neue Bearbeitung nicht fortgesetzt, was um so mehr zu bedauern, da die Vorrede (p. XI) grade für den Consonantismus und die Declination neues verspricht.

Wenden wir uns daher zu der zweiten Ausgabe zurück. Das zweite Buch 'Von den Wortbiegungen' (S. 596—1067) behandelt im ersten Capitel die Declination und zwar zuerst die des Substantivum, wiederum mit dem Gothischen beginnend und mit dem Dänischen schließend (598—718); dann die des Adjectivum (bis 756); die der gesteigerten Adjective (bis 759); die der Zahlwörter, erst der Cardinalia, dann der Ordinalia (bis 765); die der Eigennamen (bis 774), der Städtenamen (bis 777), der Völker- und Sektennamen (bis 778), der Ländernamen (bis 780). Dann folgt die Declination der Pronomina in mehreren kleinen Abschnitten (bis 800) und zwar zunächst die des persönlichen ungeschlechtigen (gothisch ik, thu, und Genitiv seina u. s. w.), dann der Reihe nach die des Pronomen possessivum; des persönlichen geschlechtigen (goth. ïs, si, ïta, altnordisch hann, fem. hon, ohne Neutrum[1])), zugleich mit der des hochdeutschen und niederländischen Possessivum dieses Pronomens; darauf die der Pronomina demonstrativa (goth. sa, sô, thata, ahd. dër, diu, daz u. s. w., der Reste von hi oder hji[2]), ahd.

[1]) vgl. darüber J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache 1848. S. 756; Lottner in Kuhn's Zeitschrift V. 396 ff., VII. 38 ff. und Wilh. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, 1868, S. 371.

[2]) vgl. J. Grimm a. a. O. S. 932, Wilh. Scherer a. a. O. S. 372.

döser u. s. w. und goth. jains u. s. w.); dann die der Interrogativa, und weniges über das Pronomen relativum, die unbestimmten, und die Anlehnung der Pronomina. Den Schluß bildet eine allgemeine Vergleichung der Declination (bis 835), deren dritter Abschnitt auch die dem germanischen verwandten Sprachzweige in Betracht zieht. Die großen Verdienste Grimm's bestehen hier — abgesehen von der das ganze Werk durchziehenden geschichtlichen Behandlung — in der Scheidung der Deklination in zwei Classen, deren eine sich von der andren durch ein nicht dem Stamme angehörig scheinendes n vor der Endung unterscheidet und von ihm die schwache genannt wird, während er die andre die starke nennt. Der Unterschied durchzieht alle germanischen Sprachen; über den Grund und woher das n stamme sind die Meinungen noch getheilt.

Das zweite Capitel des zweiten Buches handelt von der Conjugation. Eine kurze Einleitung hebt die Haupteigenthümlichkeiten derselben in den germanischen Sprachen hervor und stellt auch hier eine Eintheilung in zwei Hauptclassen auf: starke und schwache Verba (eher: primäre und abgeleitete), welche sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß jene nur ein einfaches Präteritum bilden, d. h. wesentlich nur durch Reduplication und Personalendungen, diese dagegen ein zusammengesetztes, ursprünglich periphrastisches, wie Bopp entdeckt hatte, durch Verbindung des Verbalthemas mit dem einfachen Präteritum des Verbum, welchem in seinem radikalen Theil das neuhochdeutsche Verbum 'thun' entspricht. Die starke Conjugation zerfällt dann wieder in zwölf Classen, basirt auf das Verhältniß der Form des Präteritum (Singular, Plural und Particip) zu der des Präsens. Dann folgt die Behandlung der eigentlichen Conjugation der einzelnen Phasen (bis 1007), die Bildung und Deklination der Participia, so wie die Bildung des participialen Adverbs (bis 1020), und schließlich der Infinitiv und seine Deklination (bis 1022). Daran schließt sich wiederum eine allgemeine Vergleichung der Conju-

gation, an deren Spitze sich ein Verzeichniß sämmtlicher starker Verba befindet, während das Ende durch eine Vergleichung fremder (d. h. andrer indogermanischer) Sprachen gebildet wird.

Der zweite Band erschien 1826 und behandelt im Verein mit dem 1831 erschienenen dritten in zehn Capiteln die Wortbildung. Hier kömmt die Bildung der Themen und unflectirten Wörter zum ersten Male auf europäischem Boden zur Anerkennung und in einem hohen Grade auch zum Genuß ihrer vollen Rechte und zwar, wie Grimm (Vorrede VI) selbst bemerkt, nicht ohne Einfluß des in den Sanskritgrammatiken gegebenen Vorbilds. Das erste Capitel handelt von der Bildung durch Laut und Ablaut (S. 5—89), d. h. ohne (wie wir jetzt sagen dürfen: erhaltene, oder genauer: durch im Lauf der Zeit eingebüßte und nur vermittelst der durch sie im radikalen Theil herbeigeführte Lautveränderungen erkennbare) Affixe. Das zweite handelt von der Ableitung (S. 89—405), d. h. von der Bildung durch hinzugetretene (genauer: erhaltene) Affixe. Das dritte von der Zusammensetzung (S. 405—985). Es ist dieß eines der umfassendsten, in welchem der Reichthum an Thatsachen und feinen Bestimmungen, welchen die deutsche Sprachwissenschaft Grimm verdankt, in einer staunenswerthen Fülle hervortritt. Dieser, in den germanischen Sprachen fast unerschöpfliche, Stoff ist nach dem vordren Glied einer doppelgliedrigen Zusammensetzung zunächst in vier Hauptabtheilungen gebracht: substantivische; adjectivische; verbale und Partikelcomposition; dann folgt die mehr als zweigliedrige Composition (Decomposita). Die Hauptabtheilungen werden in eigentliche und uneigentliche (ursprüngliche Zusammenrückungen, wie 'Wolfs Milch' in Wolfsmilch) getheilt und nach dem zweiten Glied in Unterabtheilungen gebracht, z. B. die erste in Substantiv mit Substantiv (z. B. Hausherr), mit Adjectiv (geldgierig), mit Verbum (Fallhut). Das begriffliche Verhältniß, welches im Allgemeinen in der näheren Bestimmung eines hinteren Gliedes durch ein davorstehendes besteht, wird

gefaßt als ein präpositionelles, d. h. wo das vordre Glied, wenn keine Zusammensetzung Statt fände, mit einer Präposition verbunden werden würde, z. B. 'Augstschrei' für 'Schrei in der Angst', 'Feldzug' für 'Zug ins Feld', 'Sperwurf' für 'Wurf mit dem Sper'; als ein appositionelles, wo die nähere Bestimmung z. B. vergleichsweise zu fassen ist, wie 'Staubregen' für 'Regen fein wie Staub', oder als eine einen Genusbegriff specialisirende, wie 'Kieselstein'; als ein Casusverhältnisse bezeichnendes, z. B. 'Weintrinker', wo Wein im Sinn eines Accusativs steht. Näher in diese Darstellung einzugehen, würde hier um so weniger angemessen sein, da ich sie, trotz ihrer Dienlichkeit zur Sammlung des Materials, keineswegs als ein Muster einer methodischen Entwickelung aufstellen möchte.

Das vierte Capitel (Bd. III, 1831 S. 1—87) behandelt die Pronominalbildungen (durch Ableitung, Zusammensetzung, Umschreibung). Das fünfte (88—310) die Adverbia (höchst bedeutend durch eine Fülle von etymologischen Resultaten überhaupt, insbesondre aber durch den größtentheils geführten Nachweis, daß sie ursprünglich Casus sind, so wie durch eine vorwaltende Berücksichtigung der verwandten Sprachen); dazwischen werden besonders besprochen die Präpositionen (251—270), die Conjunctionen (270—288) und Interjectionen (288—310). Das sechste behandelt das Genus (311—563).

Der große Umfang dieses Capitels zeigt schon äußerlich, welch' riesenhafter Stoff hier bewältigt ist. Die Lehre vom Geschlecht ist in den indogermanischen Sprachen eine der schwierigsten und, trotz vielfacher Behandlung derselben, sind bis jetzt weder die Principien, auf denen es beruht, noch die Entwickelung und Geschichte desselben in einer befriedigenden Weise aufgehellt worden. Auch Grimm's Bearbeitung hat in Bezug auf die Grundfragen keine überzeugenden Resultate gewonnen. Dafür bietet sie aber einen hoch anzuschlagenden Ersatz in der Fülle von Gesichtspunkten, denen sie den Stoff unterwirft, und in der Menge

glänzender Resultate der Detailforschung. In letztrer Beziehung ist der Reichthum hier, wie in allen Theilen dieses riesenhaften Werkes, so groß, daß ich mich enthalten muß, einzelnes hervorzuheben. Dagegen scheint es mir nicht undienlich, wenigstens an diesem einzelnen Beispiel, eine Probe einer Detailanordnung vorzuführen, in welcher die Fülle der von Grimm ins Auge gefaßten Gesichtspunkte und die feinverzweigte Sichtung des Stoffes hervortreten wird.

Nach einer allgemeinen Einleitung (S. 311—318) folgt

A. Natürliches Genus:

I. Bezeichnung desselben durch wurzelhaft verschiedene Wörter, wie etwa Mann, Frau, Kind (S. 318 bis 331).

1. Bei Benennung von Menschen:
   a. Masculina. b. Feminina. c. Neutra.
2. Thieren, wie etwa: Hengst, Stute, Füllen.
   a. Masculina. b. Feminina. c. Neutra.

II. Durch Motion (331—344).

1. Vermittelst Ablauts[1]).
2. Vermittelst einfacher Geschlechtsveränderung, indem
   a. aus starken Masculinen schwache Feminina werden[1]);
   b. aus starken Neutren schwache Feminina[1]);
   c. aus schwachen Masculinen schwache Feminina[1]).
3. Vermittelst Ableitung (durch ableitendes i, in u. s. w.; und zum Schluß Masculina aus Femininis, z. B. aus Ente: Enterich).
4. Vermittelst Zusammensetzung (z. B. Hirsch: Hirschkuh).
5. Anmerkungen zu der Motion insgemein.

[1]) Ist jetzt anders zu fassen.

B. Grammatisches Genus (344—557).

Einleitendes: Personification — indem Naturwesen, Gottheiten wie Wesen mit natürlichem Geschlecht angesehen werden — (344—359).

I. Grammatisches Genus sinnlicher Gegenstände (359 bis 476).

1. Epicoenum von Thieren.
2. Bäume und Pflanzen.
3. Erde, Stein, Metalle.
4. Fließendes Element.
5. Wehendes Element.
6. Leuchtendes Element.
7. Himmel und Gestirne.
8. Welt, Erde, Land.
9. Weg und Pfad.
10. Leib und seine Theile.
11. Theile des thierischen Lebens.
12. Theile der Bäume und Pflanzen.
13. Ackerbau.
14. Namen von Land, Stadt und Ort.
15. Haus.
16. Schiff.
17. Waffen.
18. Kleidung.
19. Kleinode.
20. Pferderüstung.
21. Wagengeräth.
22. Gefäße, Gemäße und Körbe.
23. Speise und Trank.
24. Fischfang.
25. Musikinstrumente.
26. Schmiede.

27. Anderes Werkzeug und Geräthe.
28. Menge (Vereinigung und Vielheit der erörterten einzelnen Begriffe).

II. Grammatisches Genus abstracter Gegenstände (477 bis 539).

A. Unabgeleiteter (d. h. solcher, die ohne Zwischenkunft derivativer Buchstaben aus Verbis gebildet sind).

B. Abgeleiteter (durch vokalische, doppelvokalische und consonantische Derivazionselemente).

C. Zusammengesetzter.

D. Abstracteste Neutra (Ausdehnung des Geschlechts auf Wörter, die keine Nomina sind, z. B. das Ich, das Du).

Schlußbemerkungen über das grammatische Genus (S. 539—557), wo insbesondre der historisch eingetretene Geschlechtswechsel in einzelnen Wörtern behandelt wird (539—557).

C. Das Genus fremder Substantive (557—563).

Reich ist dieses Capitel auch an vergleichender Berücksichtigung der verwandten Sprachen.

Das siebente Capitel behandelt die Comparation (564—663). Das achte die Diminution mit einem Anhang über augmentative Form (664—707). Das neunte die Negation, in welchem außer den deutschen insbesondre romanische Negationsbezeichnungen mit vielem Erfolg erörtert werden (708—750). Das zehnte Frage und Antwort (751—769).

Der IV. Band erschien 1837 und enthält zwei Abschnitte des IV., der Syntax gewidmeten, Buches. Der erste behandelt in fünf Capiteln das Verbum im einfachen Satz (S. 3—253), nämlich Capitel I. Genus (3—71); II. Modus (72—138); III. Tempus (139—189); IV. Numerus (190—200); V. Per=

sonen (201—253). Der zweite das Nomen im einfachen Satz in acht Capiteln (254—941) und zwar Capitel I. Begriff des Nomen (254—265); II. Genus und Numerus (266—292); III. persönliches Pronomen (293—365); IV. Uebrige Pronomina: Artikel; Demonstrativa; Interrogativum; unbestimmte (366—459); V. Flexion (460—557), insbesondre das syntaktische Verhältniß der starken und schwachen (509); VI. Casus, abhängige (588—886); VII. absoluter Casus (887—919); VIII. Adverb und Adjectiv (920—937).

Die Fülle des Stoffes und die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, unter welche er gebracht ist, gewährt hier eine so reichhaltige Belehrung, daß der Schmerz über die äußere Veranlassung[1]), welche uns den Abschluß des großartigsten Nationalwerkes, dessen unser Volk sich bis jetzt rühmen kann, geraubt hat, nur um so tiefer brennt. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sehr die verhältnißmäßig so leichte Lehre vom einfachen Satz durch die historische, von keinen sogenannt philosophischen Vorurtheilen getrübte, Auffassung gewonnen hat, so können wir danach einigermaßen erahnen, welche bei weitem größere Einsicht seine Behandlung in die Lehre von den verbundenen Sätzen gebracht haben würde. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den reichen Gewinn, welchen die Darstellung des einfachen Satzes speciell für die germanischen Sprachen ergeben hat, und, trotz mancher Mängel, als Muster für eine geschichtliche Behandlung der Syntax andrer Sprachen, für die mehr geistige Entwickelung der Sprachen überhaupt, noch in Aussicht stellt, im Einzelnen

[1]) Diese ist nämlich entschieden in Grimm's Vertreibung aus Göttingen 1837 zu erkennen. Damit war die Muße, welche ihn hier in den Stand gesetzt hatte, drei Bände seiner Grammatik in verhältnißmäßig sehr rascher Folge zu vollenden, unwiederbringlich verloren. Er mußte sich fortan Arbeiten widmen, welche auf die Theilnahme eines größeren Publikums zu rechnen vermochten und diese — vor allen das deutsche Wörterbuch — nahmen fast sein ganzes übriges Leben in Anspruch.

erörtern wollten. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß hier in einem großartigen Maaßstab an einem der reichest entwickelten Sprachzweige das ganze geistige Leben, so weit es in diesen Schranken hervorzubrechen und sich kund zu geben im Stande ist, zu klarer Anschauung gebracht ist. Man sieht, wie die Sprache Verluste erfährt und wie sie sie ersetzt, wie neues Leben sich gestaltet, sich neue Formen schafft (man vgl. z. B. die Bildung des Passivs in den nordischen Sprachen), wie sich die Sprache zwar körperlich vereinfacht, aber das körperlich Einfache sich geistig vermannigfaltigt (man vgl. die Ausdrücke für die sprachlichen Categorien der Zukunft u. aa.), wie sie mit höher steigendem sprachlichen Bedürfniß in dem überlieferten Schatz immer neue Mittel und Wege zu finden weiß, allen Forderungen gerecht zu werden. Durch die nicht seltne Verkennung der ursprünglichen indogermanischen Verhältnisse (z. B. des des Medium zum Passiv) sind zwar die Gesichtspunkte bisweilen verschoben, doch nie so, daß die Entwickelung innerhalb des von Grimm behandelten Zeitraums gefälscht oder bedeutend beeinträchtigt würde. Auch entschädigen für Mängel der Art eine Fülle von richtigen Gedanken und Blicken, die über die specielle Geschichte des Germanischen hinüber und oft hoch in die weiteste Ferne ragen.

Grimm trat nicht der Ansicht bei, 'daß die Mangelhaftigkeit der germanischen Tempusformen von jeher in unsrer Sprache gelegen, oder daß in anderen der Reichthum daran sich erst durch Verfeinerung ausgebildet habe. Sprachverfeinerung schafft nie neue Formen, sondern läßt sie untergehn, indem sie bestimmtere äußerliche Ersatzmittel dafür gewährt, wie diese sich freilich bei uns hervorgethan haben (IV. 139)'. In Bezug auf das Verhältniß des Substantiv zum Adjectiv heißt es (IV. 254): 'Das Substantiv gibt den Namen, das Adjectiv die Beschaffenheit eines Gegenstandes an. Sicher war auch jenes bei seinem Ursprung von einer Eigenschaft des benannten Dinges ausgegangen'. Ebendaselbst spricht er sich ganz wie die großen indischen Grammatiker

für die Entstehung des Adjectiv sowohl als Substantiv (ich möchte hinzusetzen: in der uns bekannten Phase der indogermanischen Sprachen) aus dem Verbum aus. S. 509 stellt er den, wenn auch nicht ganz, doch im Allgemeinen richtigen Satz auf, daß die von ihm als schwache bezeichnete Deklination die jüngere sei und verbindet damit die entschieden richtige, für Einsicht in die Sprachformen überhaupt so sehr wichtige Bemerkung: 'eine Richtung, die vordringt und sich geltender zu machen sucht, wird die spätere, die von ihr eingedrängte und zurückweichende aber schon darum die ältere sein. Das Alte muß auch in der Sprache neuen Einflüssen nachgeben'. Auf dieser Bemerkung beruht der, wenn auch in einzelnen Fällen Beschränkungen erleidende, doch im Allgemeinen giltige Satz, daß die Ausnahmen in einer Sprache gewöhnlich einem älteren Sprachzustand angehören, die Regel dem späteren.

Sehen wir das Werk im Ganzen an, so müssen wir vor allem die wunderbare Energie anstaunen, durch welche sich ein einziger Mann eines Stoffes bemächtigte, von so gewaltigem Umfang, daß er selbst für die Kräfte vieler kaum überwältigbar erscheint; und diesen Stoff hat er nicht bloß überwältigt, sondern eigentlich erst geschaffen, so daß er fast ganz sein Werk ist, vom Wirbel bis zum Zehe ihm angehört. Fast noch in größerem Maaße aber ist es zu bewundern, daß er während dieser ganzen Arbeit — die fast zwanzig Jahre hindurch dauerte, deren Resultate — wenn wir die erste und dritte Ausgabe des ersten Bandes mitzählen — über 4000 zum größten Theil sehr enggedruckte Seiten füllen, sich eine ungetrübte Frische des Geistes erhielt, die vom Anfang bis zum Ende in harmonischer Gleichmäßigkeit den gewaltigen Stoff beherrscht und in einer, wenn auch nicht allenthalben als mustergiltig anzuerkennenden, doch stets belehrenden und anregenden Weise zur Anschauung bringt. Durchweg tritt uns in ihr ein mächtiger Geist entgegen, dem es vielleicht mehr als irgend einem, der in der Sprachwissenschaft gewaltet hat,

gegeben war, sich in die Tiefe und den Umfang einer sprachlichen Entwickelung des menschlichen Geistes vollständig zu versetzen. Sein sinniges poetisches Gefühl setzte ihn in den Stand, in dem größten Erzeugniß menschlicher Schöpfungskraft die feinsten Töne und Accorde der Seele zu erkennen, welche in ihm wiederhallen und nicht bloß das in ihm noch voll pulsirende Leben in seiner ganzen reichen Mannigfaltigkeit zum Bewußtsein zu bringen, sondern noch den leisesten Pulsschlag zu erlauschen, ja selbst in der abgestorbenen Hülle die Thätigkeiten zu erkennen, welche sie einst belebt hatten. Eine, wenn auch nicht systematisch geschulte, doch aus dem Wesen der Dinge, in welche er mit seinem sprachgenialen Blick eindrang, wie von selbst hervortretende Philosophie hob ihn nicht selten aus der überwältigenden Fülle von Einzelheiten, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte, zu einer Höhe, die ihm die allgemeinen Gesetze mit einer so lebensvollen Klarheit erschauen ließ, daß er sie in einer zwar bisweilen eckigen, aber stets von Geist, Poesie und Tiefsinn erfüllten, wie ein lebendiger Quell immer frisch und erfrischenden Sprache, mit einer selten dialektisch, sehr häufig aber unmittelbar überzeugenden Gewalt kund zu thun vermochte. Was vom rein geschichtlichen Standpunkt aus für den germanischen Sprachzweig geleistet zu werden vermochte, ist von Grimm mit wenigen Ausnahmen fast erschöpft. Wo dagegen das vergleichende Verfahren zu tieferer Erkenntniß unentbehrlich, hat er, trotz einer Fülle von tief eindringenden und bewährten Vergleichungen, doch noch eine reiche, fast kaum angeschnittene, Ernte für weitere Forschung hinterlassen.

Die deutsche Grammatik ist Grimm's wunderbarstes und vollendetstes Werk. So hoch auch fast alle übrigen Arbeiten des großen Forschers vom Standpunkt der Wissenschaft überhaupt dastehen, so sehr auch nicht wenige darunter sind, welche allein genügten, einem Mann Unsterblichkeit im Reiche des Geistes zu sichern, so treten sie im Vergleich zu diesem Koloß doch alle in

den Schatten, so daß man sie kaum neben ihm zu erwähnen wagt. Erst wenn man sich auch in sie versenkt und vor der auch in ihnen immer mächtiger hervortretenden Bedeutung der Eindruck, den die Grammatik hinterließ, im Gedächtniß einigermaßen zu schwinden beginnt, gewinnt man die Stimmung wieder, die uns in den Stand setzt, auch ihrer Größe, ihrem hohen wissenschaftlichen Werth eine unpartheiliche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Die bedeutendste Stelle unter Grimm's sprachwissenschaftlichen Werken, welche wir hier allein zu berücksichtigen haben, nimmt nächst der Grammatik seine 'Geschichte der deutschen Sprache' ein, welche zuerst im Jahre 1848 in 2 Bänden (zusammen 1035 Seiten) in Leipzig 8⁰ veröffentlicht ward. Wenige Jahre danach (1853) erschien eine neue unveränderte Auflage 8⁰ XVI. 726 (aber zugleich mit den Seitenzahlen der ersten Ausgabe am Rande); eine dritte mit Zusätzen aus dem Nachlasse des Verfassers ist 1867 herausgegeben.

Die Vorrede zu der ersten Ausgabe ist am 11. Juni 1848 geschrieben, also in den Tagen, in welchen die Wogen der leidenschaftlich-politischen Bewegung jenes Jahres am höchsten gingen. Grimm's wissenschaftliche Thätigkeit ist so innig mit seiner ganzen Liebe und Hingebung an die Geschicke des Vaterlands verflochten, daß wir uns wohl erlauben dürfen, aus der Widmung an Gervinus einige Worte des wahrhaft deutschen Mannes hervorzuheben, die den Kleinmuth, Zorn, Unmuth und dann wieder die Hoffnung und das Vertrauen aussprechen, wie sie in jenen Tagen nicht bloß sein Herz, sondern auch vieler andrer Herzen bewegten. Hätte er es doch erlebt, sein Vertrauen bekräftigt und seine Hoffnungen zu einem nicht geringen Theile verwirklicht zu sehen! Das Erwachen einer rein politischen, steif juridischen Richtung scheint ihm seine Lieblingsstudien mit Gefahr zu bedrohen: 'sie (diese Studien) müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius

an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unsrer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten oder Gothen jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht, oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll'. Weiter dann 'Jetzt haben wir das Politische in Ueberschwank und während von des Volks Freiheit ... die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heißersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche!' Darauf: 'Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern ... auf die Dauer sie scheide und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die innern Glieder eines Volkes müssen nach Dialekt und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltnen Vaterland kann dieß kein fernes, nur ein nahes ... Ereigniß sein. Dann mag was unbefugte Theilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zersplitterte, wieder verwachsen ...'; schließlich hofft er auf einen Bund mit den Scandinaven 'welchen der Sprache Gemeinschaft begehrt. Wie sollte denn ... die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert, wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehen'.

Das Werk selbst entspricht dem nicht, was man eigentlich

berechtigt ist, von einer Geschichte der deutschen Sprache zu erwarten. Es ist keineswegs eine Darstellung der Entwickelung der deutschen Sprache von der ältest-erreichbaren Zeit an bis auf die unsrige; in dieser Beziehung ist es eher theils eine Ergänzung, theils eine Zusammenfassung der Hauptresultate der Grammatik; ergänzt wird diese, insofern der Versuch gemacht wird, die jenseits, oberhalb der in der Grammatik gegebnen, mit dem ältesten literarischen Denkmal, der gothischen Bibelübersetzung, anhebenden Entwickelung, liegende Geschichte des Germanischen zu erforschen; zusammengefaßt werden die Hauptresultate in Betreff des Charakters der in der Grammatik behandelten, literarischen und dialektischen Phasen des Germanischen, und zwar insbesondre, ja fast allein der alten. Von diesem Standpunkt aus kann man das Werk wesentlich als eine geschichtliche Einleitung zu der Grammatik betrachten, welche nur zum Theil und, soweit eine solche vollständig dazu berechtigt ist, in das Gebiet der Grammatik selbst hinüberstreift. So angesehen ist auch eine andre Seite dieses Werkes, deren Behandlung, wie Grimm selbst bemerkt (Vorrede XII), manchem nicht hinein zu gehören scheinen möchte, an und für sich nicht allein berechtigt, sondern sogar nothwendig; man kann höchstens den Vorwurf nicht unterdrücken, daß sie etwas zu sehr überragt, auch wohl die Klage oder das Bedauern hinzufügen, daß der große Forscher grade bei ihr seiner lebendigen Phantasie und großen Combinationsgabe die Zügel mehr schießen ließ, als Vorsicht und Besonnenheit erlauben, und dadurch mehrfach zu Resultaten gelangt ist, welche vor einer unpartheiischen Kritik nicht zu bestehen vermögen. Es sind dieß die Untersuchungen über die Träger dieser Entwickelung, die germanischen Völker und die, welche Grimm zu ihnen zählen zu dürfen glaubte. Er selbst stellt jedoch, wie wir nicht verkennen dürfen, grade diese Seite in den Vordergrund, und sie ist es auch, welche das Werk eigentlich veranlaßt hat. Wie die Vorrede berichtet, war es der Versuch, den Zusammenhang der Gothen

mit den Geten zu erweisen, der auf die Ausarbeitung dieses Buchs führte 'in welchem die Geschichte aller deutschen Völker, nicht bloß der Gothen, tiefer als es bisher geschah, getränkt werden sollte aus dem Quell unsrer Sprache, den zwar die Historiker als Ausstattung ihres Gartens gelten lassen, dem sie doch kaum zutreten, um die Lippe daran zu netzen' (Vorrede p. VII). Weiter heißt es dann 'Sprachforschung der ich anhänge . . . hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre . . . Mir kam es versuchenswerth vor, ob nicht der Geschichte unsers Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte und . . . die Geschichte aus dem . . . Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte'. Der Verbindung von sprachlichen und geschichtlichen Forschungen verdankt die Wissenschaft so außerordentlich viel, daß man jede Arbeit, in welcher sie hervortritt, mit großen Hoffnungen verfolgen wird, um wie viel mehr die eines so großen Forschers, wie Grimm. Liest man aber dann gegen den Schluß der Vorrede die Worte: 'Gedrosien, Σατταγύδαι würden mahnen an die thrakischen Gaudae, in welchen wir nordische Gautar, wie in den Saken Sachsen, in den Daken Dänen wiederfinden. Es kommt doch der Daken und Dänen Namensgleichheit seltsam zu Statten, daß die indischen Asuren nach ihrer Stammmutter Danu Dânavas heißen, Danu aber Tochter des Dakshus' (man lese Dakshas) 'ist, hier also beide Formen wiederum neben einander stehen', dann möchte mancher bedenklich werden, ob er auch nur ein Blatt über die Vorrede hinausschreiten solle. Und in der That, einen sehr großen Theil des Werkes werden manche — und ich kann nicht umhin, trotz meiner Ehrfurcht vor dem großen Forscher, mich selbst dazu zu rechnen — als Irrfahrten, als wahre Fahrten in die Irre betrachten. Doch ist es selten gewinnlos, einen solchen Forscher auch auf seinen Irrfahrten zu begleiten. Ist nicht das Ziel, so ist in den meisten Fällen doch der Weg lohnend. Können wir

den erstrebten Hauptresultaten, insbesondre im Gebiete der Völker-Geschichte und -Verbindung nur selten beistimmen, so lohnen dafür eine Menge beiläufig geführter Untersuchungen mit ihren Resultaten, eine Fülle von geistvollen und tiefsinnigen Belehrungen, Betrachtungen und Bemerkungen, welche insbesondre, wo sie das Gebiet der Sprache, Grimm's eigentliche Heimath, berühren, sich zum größten Theil in unanfechtbare Wahrheiten verwandeln; so daß sich an diesem Werke bewähren wird, was Grimm (Vorrede XIII) als Unterschied deutscher von französischen und englischen Werken hervorhebt: 'Es scheint mir insgemein eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht alles abthun noch vorschnell zu Schlusse bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist'.

Das Werk zerfällt in zwei und vierzig Abschnitte, welche sich in vier Hauptgruppen und einen Anhang, oder, wenn man dem letztren auch jenen Namen geben will, in fünf Hauptgruppen zerlegen lassen.

Die erste — aus sieben Abschnitten bestehend — beschäftigt sich mit den Zuständen der Indogermanen vor der Abtrennung der Germanen. Der erste Abschnitt (S. 1—14) 'Zeitalter und Sprache' handelt von der Sprache als Quelle und Erweiterungsmittel der Geschichte. Der zweite (S. 15—27) 'Hirten und Ackerbauer' sucht zu zeigen, daß die indogermanischen Völker Europa's, welche Grimm, der herrschenden Ansicht gemäß, aus Asien einwandern läßt, speciell die Germanen als Hirten, Krieger und Jäger gekommen seien und erst in Europa sich an Ackerbau gewöhnt haben. Der dritte (S. 28—42) 'Das Vieh' bespricht die Thiernamen der Indogermanen und die damit in Verbindung stehenden Wörter wie für 'Hirt' u. aa. Der vierte (S. 43—52) ist eine Art Episode über die 'Falkenjagd', speciell über die Verbreitung derselben und die dahin gehörigen Namen. Der fünfte

(S. 53—70) 'Ackerbau' behandelt die Namen der darauf bezüglichen Instrumente, der Früchte u. s. w. Der sechste (S. 71—113) 'Feste und Monate' handelt insbesondre von der Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten und Monate bei den indogermanischen Völkern, speciell den deutschen; doch werden auch die Monatsnamen nicht verwandter, ural-altaische und baskische, in Betracht gezogen. Der siebente (S. 114—160) ist 'Glaube, Recht, Sitte' überschrieben. Ueber die Aufgabe desselben heißt es: 'Es war meine Absicht in einer nicht sparsamen Reihe von Beispielen gegenüber den aufgestellten Wortgeschlechtern des Viehes und Getreides erkennen zu lassen, wie fest auch in Glauben und Sitte die ganze europäische Vorzeit unter sich und mit Asien zusammenhänge.'

Die zweite Gruppe behandelt die Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern und die Individualisirung ihrer Sprache in zehn Abschnitten. Diese Gruppe zerfällt in zwei Unterabtheilungen; die eine bespricht in drei Abschnitten einerseits die Abtrennung, andrerseits die mit den Germanen nach Grimm's Ansicht in näherer Beziehung stehenden Völker. Die andre einerseits den allgemeinen Charakter der indogermanischen Sprachen, andrerseits das Hauptcharakteristikum der individuell germanischen. Der erste Abschnitt dieser Gruppe, der achte des ganzen Werkes (S. 161—175) beschäftigt sich mit der angeblichen 'Einwanderung' aus Asien. Der neunte (S. 176—217) 'Thraker und Geten' ist derjenige, welcher, wie wir aus der Vorrede erfahren, die eigentliche Veranlassung zu der Ausarbeitung des ganzen Werkes bildete; in ihm sucht Grimm die von Jornandes behauptete Identität der Geten und Gothen zu begründen; daran schließt sich dann auch der Versuch, die Daci mit den Dänen zu identificiren und vermittelst der Geten 'nähere Berührung' zwischen den Germanen und Thrakern nachzuweisen (S. 196). In sprachlicher Beziehung ist in diesem Abschnitt die Bemühung, dacische Pflanzennamen, welche bei Discorides bewahrt

sind, aus dem Deutschen zu erklären, interessant, aber schwerlich überzeugend[1]). Der zehnte Abschnitt (S. 218—237) sucht auch die Skythen in engere Beziehung zu den Deutschen zu bringen und die trefflichen Untersuchungen von Ebel und insbesondre Müllenhoff, einem der ausgezeichnetsten Germanisten und Sprachforscher, durch welche die Verwandtschaft der pontischen Skythen und Sarmaten mit dem eranischen Zweig des indogermanischen Stammes erwiesen ist[2]), haben gezeigt, daß der Meister wenigstens nicht zu weit von der Wahrheit abirrte. Mit dem elften Abschnitt (S. 238—273) 'Urverwandtschaft' beginnt die Charakterisirung des Indogermanischen Sprachstamms, indem zunächst die Urverwandtschaft der dazu gehörigen Sprachen in den Zahlwörtern, den Pronominibus, der in allen fast ganz gleichlautenden dritten Person des Singular Präsentis des Verbum substantivum (sskr. asti, baktrisch açti, persisch ast, griech. ἐστι, latein. est, goth. ahd. mhd. nhd. ist, litth. esti, slav. jestĭ u. s. w. S. 266) und in mehreren Verwandtschaftsnamen aufgezeigt wird. Die fünf folgenden Abschnitte behandeln die Lautgesetze der Indogermanischen Sprachen überhaupt, und zwar in einer vielfach belehrenden, geistvollen, sinnigen, weniger beachtete Gesichtspunkte beleuchtenden, anregenden, oft aber auch in einer speculativen Weise, welche an die romantische Richtung erinnert, mehr glänzend und blendend als überzeugend und wahre Wissenschaft fördernd wirkt. Sie sind überschrieben 'Vocalismus' (S. 274—293), 'Spiration' (S. 294 bis 308), 'Liquation' (S. 309—341), 'die Stummen' (S. 342 bis 356), 'die Lautabstufung' (S. 357—391). Was die letzte Ueberschrift betrifft, so erlaube ich mir eine kurze Bemerkung einzuschieben.

[1]) vgl. Lorenz Diefenbach: Origines Europeae (Frkfrt. 1861) z. B. unter Πεμπέδουλα S. 396.

[2]) In den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1866 S. 549—576.

Die Lautverhältnisse der indogermanischen Sprachen zu einander zerfallen in zwei Hauptclassen. Die eine begreift die Lautverschiedenheiten, welche — im Allgemeinen — unabhängig von dem Lautcomplex sind, in welchem sie erscheinen und uns gewissermaßen als verschiedene Abspiegelungen eines und desselben Urlautes entgegentreten (den sogenannten etymologischen Lautwechsel). Der specielle Grund ihrer Verschiedenheit ist, wenigstens bis jetzt, erst in wenigen Fällen auf eine genügende Weise erklärt und selbst der allgemeine nur in dem die ganze Natur beherrschenden Streben nach Umgestaltung und Vermannigfaltigung d. h. Wachsthum und Zeugung zu erkennen. Der Art ist z. B. wenn im Zend sowohl als im Griechischen urindogermanisches s in den meisten Fällen durch h, ̔ wiedergespiegelt wird, z. B. sskr. und grundsprachliches sama zendisch hama, griech. ὁμο lautet. Ich sagte 'im Allgemeinen unabhängig von dem Lautcomplex, in welchem sie erscheinen'; denn wenn man z. B. sieht, daß das urindogermanische und sanskritische Verbum as 'sein' im Zend zwar in ahi 'du bist' dem sskr. asi entsprechend und in heñti 'sie sind' = sskr. santi, wie vorwaltend, mit h statt s erscheint, dagegen in zend. açti = sskr. asti 'er ist' im Wesentlichen das ursprüngliche s bewahrt, so erkennt man, daß auch bei dieser Classe von Laut-Differenziirung der übrige Lautcomplex nicht ohne Einfluß ist; doch ist dieser Einfluß nicht, wie in der sogleich zu erwähnenden zweiten Classe von positiver, sondern nur von negativer Wirkung, indem er in bestimmten Fällen der vorwaltenden Richtung, einen bestimmten Urlaut in einer im Allgemeinen von dem übrigen Lautcomplex unabhängigen Weise zu verwandeln, einen Damm entgegensetzt.

Die zweite Classe dagegen umfaßt diejenigen Lautverschiedenheiten, welche eintreten in Folge von bestimmten, den einzelnen Sprachen eigenthümlichen, die Gestalt eines Wortes in ihnen beherrschenden Gesetzen, welche vorwaltend auf der Einwirkung von Lauten beruhen, die sich in einem Worte nahe stehen (den soge-

nannten grammatischen Lautwechsel), z. B. wenn in Folge der im Sanskrit herrschenden Lautgesetze statt des aspirirten weichen D-Lautes, dh, vor einem mit t anlautenden Affix d erscheint und das nachfolgende t zu dh wird, also z. B. budh+ti sich in buddhi verwandelt, während im Griechischen die Aspirata vor t zu σ wird, so daß hier dem sskr. ddhi στι entspricht, dem ganzen Worte buddhi das Wort πυστι. Diese zweite Classe von Veränderungen, in welcher, wie Grimm sich ausdrückt, 'dynamisch, gleich dem Vocalumlaut, wirkende Regeln zu erkennen, nach welchen sich die Consonanz einer jeden Sprache stimmt und abstuft', benennt er, in Bezug auf die Consonanten, mit dem, wie mir scheint, nicht glücklich gewählten Namen: 'Lautabstufung'.

Mit dem siebenzehnten Abschnitt (S. 292—434) 'die Lautverschiebung' treten wir in das eigentliche Gebiet des Germanischen; die Lautverschiebung ist das Hauptcharakteristikum, in welchem die Ablösung des Germanischen aus dem Indogermanischen Sprachstamm sich kund gibt. 'Endlich', heißt es S. 392, 'sind wir da angelangt, wo die deutsche Sprache von den andern abtritt und für sich geht, ja wo sie selbst unter ihren eignen Stämmen wesentlichen Unterschied gründet'. Dieser Abschnitt war und ist, trotz der Fortschritte auf diesem Gebiete, selbst jetzt noch einer der bedeutendsten, ja wohl der bedeutendste dieses Werkes, insbesondre durch die Erörterung der Ausnahmen (S. 418 ff.) und die nähere Bestimmung in Bezug auf das Hochdeutsche von S. 424 an.

Die dritte Hauptgruppe umfaßt zwölf Abschnitte, in denen die alten germanischen Völker und Stämme besprochen werden: zunächst im achtzehnten (S. 435—481) die Gothen zugleich mit einer kurzen und kräftigen Charakteristik des Gothischen und Erwägung der Gründe, welche dafür sprechen, auch eine Reihe andrer östlicher Völker: die Bastarnen, Peuciner, Gepiden, Skiren, Rugier, Heruler, Avionen, Alanen, Hunen und Vandalen

als nahe oder unmittelbare Verwandte der Gothen (vgl. S. 458) zu betrachten. Dann folgen die 'Hochdeutschen' (S. 482—511): 'In den gothischen Stämmen' heißt es zu Anfang dieses Abschnitts, 'lagerte die erste Schicht des deutschen Volks, wodurch es von Alters her mit Skythien, Thrakien und Sarmatien so zusammenhängt, daß auf einzelnen Punkten die Gränze unsicher wird; als die Gothen fern entrückt waren und jener östliche Wall sich selbst gesprengt hatte, wurden andre bisher von ihm umschlossene deutsche Stämme bloß gegeben und den gegen unsers Landes Herz drängenden Slaven benachbart. Zur Zeit solcher Lostrennung scheint auch die zweite Stufe der Lautverschiebung eingetreten' (nach S. 483 kaum vor dem fünften, sechsten Jahrhundert), 'welche Kennzeichen der südlichen Deutschen gegenüber den nördlichen geblieben ist. Ich bedarf aber eines allgemeinen, alle Völker der zweiten Lautverschiebung umfassenden Namens, welcher kein andrer als der gewählte' (Hochdeutsche) 'sein kann'. Auch hier wird zunächst die hochdeutsche Sprache charakterisirt; als die Erzeuger dieses Dialekts werden die Schwaben, Baiern und die übrigen Stämme, 'die sich an diese anschlossen', betrachtet; alle dann im Einzelnen erörtert: die Suevi mit den dazu gehörigen Semnonen u. s. w., die Marcomanni, als Stammväter der Baiern, die Quaden u. s. w. Ein besondrer Abschnitt, der zwanzigste (S. 512—564, mit einem Auslauf über die Malbergische Glosse von S. 548 an) behandelt die 'Franken', auch hier mit einem höchst werthvollen Versuch, ihre Sprache genauer zu erforschen (S. 537 ff.).

Mit dem folgenden Abschnitt (S. 565—595), welcher von den 'Hessen und' (ihren Sproßen, den) 'Bataven' handelt, beginnt Grimm einen neuen Band, welchen er, stolz auf den Stamm, dem er angehört, mit folgenden Worten einleitet: 'Daß ich von den Hessen ausführlicher handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß scheint, wird keinen, der mich kennt, verwundern, da ich an meiner Heimath, in der meines Bleibens nicht war, immer

lebhaft hieng und noch hänge'. Dann folgt einer über die Hermunduren (S. 596—607).

In vier Abschnitten werden dann niederdeutsche Stämme und Völker behandelt und zwar zuerst unter der Ueberschrift 'die Niederdeutschen' (S. 608—667) als Grundlage derselben die Sachsen, welche mit den Cherusken und Falen (Ostfalen, Engern und Westfalen) identificirt werden; daneben die Fosen, Marsen, ferner Cimbern, Teutonen u. aa. Dazu tritt wiederum eine Charakteristik der niederdeutschen Sprache und zwar des Altsächsischen und Angelsächsischen (S. 645 ff.). Der folgende Abschnitt (S. 668—681) bespricht die Friesen und Chauken, und gibt ebenfalls einiges über die Sprache der erstren. Im fünf und zwanzigsten Abschnitt (S. 682—708) werden die Longobarden und Burgunden erörtert, wobei auch, was sich über die Sprache der erstren aus den überlieferten Wörtern erschließen läßt, geordnet, auseinander gesetzt und erläutert wird; am wichtigsten ist hier das Hervortreten der hochdeutschen Verschiebung, z. B. z für gothisch t = grundsprachlichem d, ohne daß jedoch die gothische Verschiebung schon verdrängt wäre (S. 691 ff.). Der folgende Abschnitt (S. 709—725) bespricht kurz 'die übrigen Oststämme', die Lygier und andre, deren Deutschthum theilweis zweifelhaft ist.

Es folgt nun ein Abschnitt 'Scandinavien' (S. 726—759), in welchem die nordischen Germanen behandelt werden. Zugleich gibt er eine Charakteristik der altnordischen Sprache, welche durch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Eigenthümlichkeiten — sowohl Bewahrung von uralten, als Bildung von neuen Gestaltungen — eine Stellung einnimmt, die nicht bloß für die germanischen, sondern auch für die indogermanischen Sprachen, ja selbst für die allgemeine Sprachwissenschaft von der höchsten Bedeutung ist. — Der folgende Abschnitt (S. 760—772), einer der geistvollsten des ganzen Werkes, ist der Edda gewidmet.

'Nachdem wir', heißt es dann (S. 773), 'Namen, Sitz und Verwandtschaft aller einzelnen Stämme erwogen haben, ist es

gelegen, zuletzt noch eine bis hieher aufgesparte Untersuchung über die ihnen gemeinschaftlich zustehende Benennung zu verbreiten', worauf bis S. 796, nach Vorausſendung einiger Betrachtungen über Volksnamen überhaupt — Benennung vermittelst Patronymika, wie Thur-ingi, nach Oertlichkeiten, wie Aviones, d. i. Inselbewohner u. aa. — die Gesammtnamen: 'Germanen und Deutsche' erörtert werden. Da ich die Etymologie von Germani, welche Grimm vorschlägt, nicht zu billigen vermag, so beschränke ich mich, die Seitenzahl (S. 785—787) anzugeben, wo sie entwickelt wird, erlaube mir aber zugleich auf die treffliche kleine Schrift von K. A. F. Mahn aufmerksam zu machen, in welcher die bisher aufgestellten Deutungen dieses Namens erwogen werden und eine aus celtisch ger und man mit der Bedeutung 'Nachbar' versucht wird[1]). Ueber die Erklärung von 'Deutsch', gothisch thiudisk, so wie des verwandten Teutones, ist man im Allgemeinen einig, obgleich auch hier einzelnes noch strenger zu erörtern wäre[2]).

Mit dem folgenden Abschnitt 'Rückblick' (S. 797—826), in welchem die bis dahin geführten Untersuchungen im Zusammenhang überschaut werden, schließen zugleich die Erörterungen über die germanischen Völker und ihre Verwandten ab.

Es beginnt nun die vierte Hauptgruppe, welche in neun Abschnitten sich vom rein sprachlichen Standpunkt aus mit denjenigen deutschen Dialekten beschäftigt, welche — sechs an der Zahl — wie es S. 836 heißt, 'der Schrift theilhaft geworden, ihre Eigenthümlichkeit behaupteten'. Der erste hieher gehörige

---

[1]) Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der . . . . Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1864 gehalten von K. A. F. Mahn, Dr. Berlin 8°. 32 S.; vgl. übrigens auch Lor. Diefenbach, Origines Europeae (Frkft. 1861) S. 132 ff.

[2]) vgl. z. B. Heinrich Hattemer, Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes 'Teutsch'. 1817. L. Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttg. 1868. I, 450.

Abschnitt, des Werkes ein und dreißigster (S. 827—841), 'Deutsche Dialecte' überschrieben, bildet gewissermaßen eine allgemeine Einleitung, in welcher zunächst über Dialekte und Mundarten überhaupt, wenn auch nicht tief und erschöpfend, doch manches geistvolle Wort gesprochen wird. Was die sechs in Betracht zu ziehenden Phasen des Deutschen: — gothisch, hochdeutsch, niederdeutsch, angelsächsisch, friesisch und nordisch, — betrifft, so heißt es S. 836: 'Von ihnen ist die gothische (Zunge) ganz, ohne daß etwas neueres an ihre Stelle getreten wäre, erloschen; die hochdeutsche hat ihre Lebenskraft und Bildsamkeit bewährt und davon in drei Zeiträumen unverwerfliches Zeugniß abgelegt; die niederdeutsche ist zersplittert; man kann annehmen, daß ihr edelster Theil mit den Angelsachsen auszog, aus dem Schoß der angelsächsischen Sprache aber erhob sich, mit starker Einmischung des romanischen Elements, verjüngt und mächtig die englische Sprache. Zur Volksmundart herabgesunken ist der Friesen und Chauken Sprache und ein gleiches gilt von einem großen Theil der altsächsischen, doch so, daß aus den Trümmern eines andern Theils eine eigne niederländische Zunge neu erstand, obschon diese nicht ganz mit der altsächsischen Grundlage zusammenzufallen, sondern noch batavische oder fränkische Stücke in sich einzuschließen scheint . . . In Scandinavien sind sich altnordischer, schwedischer und dänischer Dialekt fast so zur Seite gestellt, wie auf dem festen Lande gothischer, hochdeutscher, niederdeutscher . . .' In Bezug auf die deutschen Mundarten heißt es S. 837: 'Unsre heutigen Volksmundarten enthalten gewissermaßen mehr als die Schriftsprachen, das heißt in ihnen stecken auch noch genug Ueberreste alter Dialekte, die sich nicht zur Schriftsprache aufschwangen', worauf dann darüber gesprochen wird, wie sie planmäßig zu bearbeiten seien, um für die Geschichte unsrer Sprache Resultate zu gewähren. Schon damals (1848) war von Schmeller und Weinhold in dieser Richtung bedeutendes geleistet; seitdem hat das Studium und die wissenschaftliche Bearbeitung unsrer und

auch andrer europäischer Völker Mundarten in einem solchen Grade zugenommen, daß man schon mit Sicherheit der Zeit entgegenblicken kann, wo sie berufen sind, nicht bloß für die Geschichte der Sprachen, zu denen sie gehören, sondern, ähnlich wie die tiefere Erkenntniß des gegenseitigen Verhältnisses der dialektartigen Zweige des indogermanischen Sprachstammes, für die Sprachwissenschaft überhaupt von größter Bedeutung zu werden.

Die folgenden acht Abschnitte führen nun in großen Zügen die hervorragendsten Bildungsmittel und Bildungen vor, welche in diesen sechs Dialekten walten, indem sie sie zugleich vom vergleichenden Standpunkt aus — dem besonderen germanischen und dem allgemeinen indogermanischen — mehr oder weniger eingehend besprechen.

Der zwei und dreißigste (S. 842—862) behandelt den 'Ablaut', definirt als 'ein von der Conjugation ausgehender, die ganze Sprache durchdringender regelmäßiger Wechsel der Vokale' (wie z. B. in 'ich binde, band, gebunden, die Binde, das Band, der Bund') und weiter (S. 846) als 'dynamische Verwendung des Vokalgesetzes auf die Wurzel der ältesten Verba, um die Unterschiede der Gegenwart und Vergangenheit in sinnlicher Fülle hervorzuheben'. Die theilweis späteren Forschungen, zu denen die geistvolle und scharfsinnige kleine Schrift von Adolf Holtzmann 'über den Ablaut' (Karlsruhe 1844. 8°. 77 S.) den ersten Anstoß gab, sind in Bezug auf diese charakteristische Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache zu Resultaten gelangt, welche von Grimm's Annahmen sehr verschieden sind. Ist es auch nicht gelungen, über die Entstehung des Ablauts bis lang eine allgemeine Uebereinstimmung zu erzielen, so wird bei sorgsamer und wissenschaftlicher Erwägung der entscheidenden Momente doch jeder wahre Sprachforscher sich überzeugen, daß dieser Vokalwechsel ursprünglich keinen dynamischen — d. h. zur Bezeichnung der verschiednen grammatischen Categorien, in denen er erscheint, dienen sollenden — Werth hatte, sondern auf rein mechanischem

Wege entstanden ist; doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Verein von Ablaut und Umlaut, indem er die Vokalscala bildet, welche im Deutschen, im Gegensatz zu den übrigen verwandten Sprachen, fast ähnlich wie in den semitischen, vielfach das wesentlichste Element geworden ist, wodurch sich die grammatischen Categorien lautlich unterscheiden, in der That eine so hohe Stellung in unsrer Muttersprache gewonnen hat, daß er sich als die Seele derselben und dem Sprachgefühl gegenüber nicht selten als den einzigen Träger begrifflicher Unterschiede geltend macht; man vergleiche z. B. sprich, sprach, Vater, Väter, mochte, möchte u. s. w. Da aber der Umlaut, obgleich entschieden auf rein mechanischem Weg entstanden, für das Sprachgefühl im Allgemeinen dieselbe Bedeutung hat wie der Ablaut, mag er auch dazu dienen, die Zweifel über die mechanische Entstehung des Ablauts zu verringern.

Der drei und dreißigste Abschnitt (S. 863—876) betrachtet die nur im Gothischen erhaltene, aber vielen Formen der späteren deutschen Sprachphasen zu Grunde liegende, Reduplication.

Der vier und dreißigste Abschnitt behandelt die 'schwachen' (besser abgeleiteten) 'Verba' (S. 877—891). Der folgende (S. 892—910), unter dem seltsamen Namen 'verschobnes Präteritum', die von Grimm zuerst erkannten Präterita mit Präsensbedeutung, wie z. B. 'ich weiß', welches in etymologisch gleicher Form und Bedeutung auch im Sanskrit: veda, und im Griechischen *οἶδα* für *Ϝοῖδα* erscheint[1]). Hierauf folgt ein Abschnitt (S. 911—926): 'Die Vokale der Deklination', in welchem auch an diesen 'die Gewalt des Ablauts' darzulegen versucht wird. Er ist geistreich geschrieben, beruht aber ganz auf Irrthum. Der sieben und dreißigste behandelt (S. 927—938) die wenigen Reste des 'Instrumentalis' im Deutschen. Der folgende 'die schwachen Nomina'

[1]) Man vergleiche darüber auch Leo Meyer in 'Orient und Occident' I. 201—213. 1862.

(S. 939—965). Der letzte dieser Hauptgruppe behandelt in interessanter, aber keineswegs erschöpfender und insbesondre aus dem Sanskrit bedeutender Ergänzungen fähiger Weise den 'Dualis' (S. 966—979).

Es folgen nun noch zwei Abschnitte, welche sich, wie oben bemerkt, als Anhang oder fünfte Hauptgruppe betrachten lassen. Sie beschäftigen sich mit lexikalischen Forschungen, der Etymologie, Bedeutung und dem Gebrauch einiger Wörter und zwar auch hier, wie fast in dem ganzen Werk, sprachvergleichend. Mit Recht werden aus derartigen Forschungen 'reiche Ergebnisse' für die Geschichte der Sprache erwartet. Der erste — des Werkes vierzigster — (S. 980—996) behandelt die Begriffe 'Recht und Link', mit Voraussendung einer Untersuchung über die Benutzung derselben zur Bezeichnung von Himmelsgegenden. Der folgende (S. 997—1016) erörtert die Wörter für 'Milch und Fleisch'.

Der letzte Abschnitt 'Schluß' (S. 1017—1035) erhebt sich zu allgemeineren Betrachtungen und sucht die Stellung der Deutschen und ihrer Sprache zu den verwandten und benachbarten Völkern und deren Sprachen in wenigen aber scharfen Zügen genauer zu bestimmen.

Das dritte große, um die deutsche Sprache hoch verdiente, Werk, dessen Begründung und mit wahrem Jugendmuth und gereifter wissenschaftlicher Kraft rasch und verhältnißmäßig weit geförderte Ausführung Deutschland Jacob Grimm und seinem jüngeren Bruder Wilhelm (geboren 1786, gestorben 1859), dem sinnigen Theilnehmer an vielen Arbeiten Jacob's und einem der ausgezeichnetsten Meister deutscher Philologie verdankt, ist das deutsche Wörterbuch. Es ist in so weiten Kreisen verbreitet, daß es wohl kaum nöthig sein wird, über den in demselben herrschenden Geist, seinen Werth und seine Bedeutung ausführlicher zu sprechen. Historische Behandlung und eine alles überragende Vollständigkeit; sorgfältigste Benutzung aller der Beachtung werthen Quellen des Neuhochdeutschen von der Mitte des fünfzehnten

Jahrhunderts an bis auf die Zeit von etwa 1845; etymologische, phonetische, sprachvergleichende Entwickelung in Bezug auf Form und Urbedeutung, geschichtliche Umwandlung beider, Gebrauch; Reichthum an Belegstellen und alle Vorzüge, welche umfassende und gründliche Kenntniß des Gegenstandes, und die mächtigsten Geistesgaben der Bearbeiter zu gewähren vermögen, haben in diesem deutschen Thesaurus ein Werk begonnen, dessen Gleichen noch für keine andre Sprache der Welt existirt, ein Werk, welches im Geiste der beiden Begründer durchgeführt, ein Nationaldenkmal zu werden verspricht, auf welches Deutschland zu allen Zeiten mit Stolz und Befriedigung wird blicken dürfen. Die Unternehmung wurde wenige Jahre nach der Vertreibung der beiden Brüder aus Göttingen (1837) beschlossen. Die Vorbereitung dazu, die Sammlung des Materials, nahm eine nicht geringe Zeit in Anspruch. Die ungeheure Arbeit wurde aber dann so rüstig gefördert, daß das erste Heft schon im Jahre 1853 erschien, der erste Band 1854 vollendet war. Er enthält eine von Jacob Grimm abgefaßte Vorrede, ein Quellenverzeichniß, welches dreißig enggedruckte Spalten füllt, im Ganzen XCII und 1824 Seiten in Quart. Der zweite Band folgte 1860 mit einem zweiten Quellenverzeichniß von 11 Spalten, im Ganzen XVIII und 1775 Seiten. Die Ausarbeitung desselben und Besorgung zum Druck war für Wilhelm Grimm bestimmt, allein schon ehe der Druck begann, war dieser, 73 Jahr alt, gestorben und nun mußte der ältere Bruder auch für ihn eintreten. Der dritte Band war schon 1862 vollendet, wiederum mit einem Verzeichniß neu benutzter Quellen von 8 Blättern, im Ganzen VIII und 1904 Seiten. Vom vierten erschien die erste noch ganz von Jacob Grimm ausgearbeitete Lieferung 1863 in seinem Todesjahr. Die zweite ward erst drei Jahre später, 1866, veröffentlicht; der Anfang derselben bis Spalte 259 rührt noch von Jacob Grimm her; in der Mitte des Artikels Frucht stand die Feder eines der tiefsinnigsten, schöpferischsten und unermüdlichst-energischen

Forschers und Denkers für immer still. Die Fortsetzung ist in die Hände zweier Männer übergegangen, die sich der Weiterführung und Vollendung des Werkes im Geiste der Begründer vollständig gewachsen gezeigt haben. Der eine derselben, K. Weigand, fuhr da, wo Grimm aufgehört hatte, unmittelbar fort und vollendete diese zweite Lieferung. Eine weitre Fortsetzung dieses vierten Bandes ist noch nicht erschienen; der Uebergang eines solchen Werkes in fremde Hand führt natürlich im Anfang einige Verzögerungen herbei. Dagegen erschien schon ein Jahr nach Grimm's Tod, 1864, der Anfang des fünften Bandes, besorgt von Rudolf Hildebrand, welcher, wenn ich nicht irre, von Jacob Grimm selbst zum Stellvertreter seines Bruders Wilhelm gewählt war. Auf dem Titel dieses Bandes tritt zu der Bezeichnung der vier ersten: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, der Zusatz: fortgesetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Dr. Karl Weigand. Er beginnt mit K und die letzte — siebente — Lieferung desselben, welche 1868 erschienen ist, reicht bis kommen. Ein langer Weg steht noch bevor, ehe das Werk sein Ziel erreicht haben wird. Hoffen wir, daß den beiden Männern, die es übernommen haben, vergönnt sein möge, es glücklich dahin zu führen und daß die gemeinschaftliche Thätigkeit sie so innig vereine, daß die geistige Verbrüderung sich stark genug erweise, die leibliche und geistige ihrer Vorgänger zu ersetzen.

Wollte ich die sonstigen Schriften Jacob Grimm's aufzählen, in denen er sich um die Kenntniß der deutschen Sprache insbesondre, um die verwandten und ferner stehenden, so wie um Sprache überhaupt verdient gemacht hat, so dürfte ich fast kein einziges Buch, keine einzige Abhandlung, keine einzige Recension desselben unberücksichtigt lassen. Ich muß mich darauf beschränken, diejenigen hervorzuheben, welche mir die bedeutendsten scheinen. Dahin rechne ich folgende in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, historisch-philologische Classe, er=

schienene: 'Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums' 1842 S. 1—26; 'Diphthonge nach weggefallenen Consonanten' 1845 S. 181 ff. insbesondre reich an billigenswerthen, ja ausgezeichneten Etymologien; ferner 'Ueber den Ursprung der Sprache' 1851; zwar diese schwierige Frage selbst wenig fördernd, aber sehr anregend; schön insbesondre, was zum Beweis angeführt wird, daß die Sprache nicht, ähnlich wie die Laute der Thiere, den Menschen angeschaffen sei. Dann 'Ueber Frauennamen aus Blumen' 1852. S. 105—132; 'Ueber den Namen des Donners' 1854; 'Ueber den Personenwechsel in der Rede' 1856; 'Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen' (z. B. lateinisch Scaevola als Mannesname) 1858 S. 33—87; 'Ueber einige Fälle der Attraction' 1858; auch die beiden Aufsätze über Marcellus Burdigalensis 1847 S. 429 bis 460 und 'Ueber die Marcellischen Formeln' 1855 S. 51, in denen in den Formeln dieses aus Aquitanien gebürtigen Leibarztes des Kaisers Theodosius Keltisches nachzuweisen versucht wird. Reich an philologischen, insbesondre etymologischen, Beiträgen ist auch seine deutsche Mythologie (1835. 2. Ausg. 1844. 3. 1852), welche für die religiösen und mythischen Anschauungen des gesammten indogermanischen Alterthums noch heute ein Hauptwerk bildet. Die Fülle der Entdeckungen, welche J. Grimm fast auf allen Gebieten des alten indogermanischen und speciell germanischen Lebens, insbesondre seiner geistigen Entfaltungen in Sprache, Sitte, Recht, Religion und Poesie gemacht hat, gränzt an das wahrhaft Wunderbare; nicht minder wunderbar aber ist, daß er alle diese Einzelnheiten, große und kleine, mehr und minder hervorragende, stets zu einer, von einem Grundgedanken oder einer Grundstimmung getragenen, einheitlichen Darstellung zu vereinigen verstand; all die unendlich vielen früher ungekannten Blumen und Blüthen, die er auf seinen wissenschaftlichen Wanderungen entdeckte, hat er nie einzeln vorgelegt, sondern sogleich zu schönen Kränzen zu flechten gewußt.

Doch ich muß mich losreißen, um weiter zu gehen, obgleich ich auch nicht im Entferntesten darauf Anspruch machen kann, die großen Verdienste des Mannes, dem die Wissenschaft so unendlich viel verdankt, in ihrem ganzen Umfang und ihrer vollen Bedeutung hervorgehoben zu haben.

VIII.

Bopp: Vergleichende Grammatik.

Wir haben von Bopp's sprachvergleichenden Arbeiten bis jetzt nur sein erstes Werk 'Ueber das Conjugationssystem u. s. w.' (S. 370) und seine Thätigkeit für Einführung des Sanskrits in die europäische Wissenschaft (S. 382) hervorgehoben. Wenden wir uns jetzt zu seinen übrigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten, in denen neben dem genialen Blick, welcher schon in seinem ersten Werke hervorleuchtet, zugleich eine immer mehr zunehmende Reife sich kund gibt. Ist diese auch im Wesentlichen Folge der sich immer mächtiger entfaltenden eignen Entwickelung, so wurde sie doch auch nicht wenig gefördert durch die Zunahme der Sanskritkunde, die Vertiefung der classischen Philologie und vor allem die deutsche Grammatik und Gründung der deutschen Philologie durch Jacob Grimm. Ich habe es deßhalb für dienlich gehalten, die weitre Verfolgung von Bopp's Thätigkeit durch Hervorhebung dieser Momente zu unterbrechen. Auf seine übrigen Arbeiten sind nun zwar auch andre Momente von Einfluß gewesen, z. B. das Studium der Sprache des Avesta oder Altbactrischen, des Altpersischen der Keilinschriften, die tiefere Erkenntniß des Celtischen, Slavischen, Lettischen, so wie überhaupt die Werke der verschiedenen Mitarbeiter auf dem Gebiete der vergleichenden und der allgemeinen Sprachwissenschaft; allein da Bopp einerseits zu allen diesen wesentlich den Anstoß gab oder gegeben hatte und alle hervorragenden Forscher vorwaltend sich in dem von ihm angebahnten Weg bewegten, andrerseits das Hauptwerk seines

Lebens — die vergleichende Grammatik — einen langen und den kräftigsten Zeitraum desselben in Anspruch nahm — fast zwanzig Jahre, von 1833 bis 1852, seinem zwei und vierzigsten bis ein und sechzigsten Lebensjahr — so scheint es mir angemessen, jene zunächst nicht zu berücksichtigen, sondern ohne weitere Unterbrechung Bopp's Thätigkeit bis zu dem Ende seines Lebens, dem 23. Oktober 1867, zu verfolgen.

Nach seiner Rückkehr aus England hielt sich Bopp kurze Zeit (1821) in Göttingen auf, folgte alsdann (1822) einem Rufe an die Universität in Berlin, wo er fortan als Lehrer und Schriftsteller bis zu seinem Tode wirkte.

Schon ein Jahr nach seiner Berufung, den 23. April 1823, begann er eine Reihe von Abhandlungen in der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften vorzutragen, welche wesentlich als der Anfang seiner vergleichenden Grammatik betrachtet werden dürfen. Ihr allgemeiner Titel ist: Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen. Es sind deren fünf; die letzte ward im Jahre 1831 vorgetragen und erschien 1832[1]). Ein Jahr darauf begann der Druck der vergleichenden Grammatik. Während desselben erschienen noch zwei Abhandlungen in den Schriften der Akademie, welche ebenfalls in die Grammatik verarbeitet wurden: über die Zahlwörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, und über die des Zend[2]). Diese sieben Abhand-

[1]) Ihre besonderen Titel sind: I. 'Von den Wurzeln und Pronominen erster und zweiter Person' in den Abhandlungen des Jahres 1824 histor.-phil. Cl. S. 117—148. II. 'Ueber das Reflexiv'. 1825 S. 191—200. III. 'Ueber das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen'. 1826 S. 65—102. IV. 'Ueber einige Demonstrativstämme und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Präpositionen und Conjunctionen'. 1829 S. 27—48. V. 'Ueber den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung'. 1831 S. 1 bis 28.

[2]) Beide in den Abhandlungen des Jahres 1833, welche 1835 herausgegeben sind, die erste S. 163—170, die zweite S. 171—180.

lungen werde ich, da sie wesentlich in die vergleichende Grammatik übergegangen sind, obgleich sie manches enthalten, was sie auch trotzdem des Lesens werth macht, hier nicht weiter berücksichtigen, sondern mich sogleich zu der Vergleichenden Grammatik wenden.

Der Titel der ersten Abtheilung derselben, welche, wie gesagt, 1833 erschien, war 'Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen'. Schon in der zweiten Abtheilung, welche 1835 veröffentlicht ward, hatte Bopp auch das Altslavische in das Bereich seiner Vergleichung gezogen, so daß es nun ebenfalls seine Stelle auf dem Titel und zwar hinter dem Litthauischen erhielt. Die erste Ausgabe dieses Werks ist in klein Quarto gedruckt und hat einen Umfang von 1511 Seiten, deren letzte 20 von Nachträgen, Berichtigungen und einem Register gefüllt sind.

Wenige Jahre nach Vollendung der ersten ward eine zweite Ausgabe nothwendig, welche in den Jahren 1856 bis 1861 erschien[1]). Die wesentlichste Verschiedenheit von der ersten besteht darin, daß die in der ersten Ausgabe kaum berührte armenische Sprache in dieser zweiten ebenfalls verglichen ist und demgemäß ihre Stelle auf dem Titel unmittelbar vor dem Griechischen erhalten hat. Der Titel lautet nun: Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen[2]). Die neue Ausgabe

---

[1]) In 8°; wie die erste in Berlin. Der erste Band (1857) besteht aus XXIV. 551 S.; der 2. (1859) aus 562, der dritte (1861) aus 524 Seiten, also im Ganzen 1637 Seiten, von denen 28 mit Zusätzen und Register gefüllt sind, so daß den 1490 Quart-Seiten der ersten 1609 Octav-Seiten der zweiten entsprechen.

[2]) Sonderbar machen sich hier 'Gothisch und Deutsch' und man könnte auf den ersten Blick meinen, daß Bopp das Gothische nicht dem Deutschen unter- sondern beigeordnet habe. Da er außer dem Gothischen fast nur das Althochdeutsche berücksichtigt, höchstens bisweilen das Mittel- und Neuhoch-

ist mit Recht als eine 'gänzlich umgearbeitete' bezeichnet. Denn es sind in der That, wie dieß bei dem raschen Fortschritt der Sprachwissenschaft in den seit Beginn der ersten bis zu dem der zweiten verlaufenen drei und zwanzig Jahren sich nicht anders erwarten läßt, viele Aenderungen, Zusätze und auch Auslassungen eingetreten; dennoch ist der Unterschied nicht so groß, wie man eigentlich voraussetzen dürfte. Dankenswerth ist es übrigens, daß Bopp trotz vieler Zusätze und mancher Einschiebung vollständiger Abschnitte, die Zählung derselben im großen Ganzen ziemlich unverändert beibehalten hat (es sind deren in beiden Ausgaben 1016 und mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen entsprechen sich dieselben), so daß eine Vergleichung beider Ausgaben größtentheils leicht vorgenommen werden kann, und man ohne viele Mühe zu erkennen vermag, in Bezug auf welche Punkte Veränderungen eingetreten sind[1]).

Die Aufgabe dieses Werkes, in welchem die neuere Sprachwissenschaft im Wesentlichen ihre Gestaltung erhielt, ist durch den Titel nur sehr unzureichend bezeichnet. Diesen Mangel sucht der Eingang der Vorrede zu ersetzen, wo es heißt: 'Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der

---

deutsche, so würde er besser gethan haben, statt 'Deutschen' zu setzen 'Althochdeutschen', oder 'Hochdeutschen'.

[1]) Beiläufig bemerke ich hier, daß in die 2. Ausgabe die erste Vorrede der ersten nur verstümmelt, die vier übrigen gar nicht übergegangen sind; drei derselben, die den Abtheilungen von 1835, 1842 und 1849 vorausgesandten, scheinen mir schon ihres Inhalts wegen einen Wiederabdruck zu verdienen. Sollte eine neue Auflage nöthig werden, so werden sie hoffentlich alle unverstümmelt wiederholt, ohne jedoch zu verschweigen, daß der Verfasser selbst sie unterdrückt habe. Jenes fordert die Pietät, dieses die Rücksicht auf das Urtheil des Verfassers.

Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe lassen wir unangetastet'. Danach zerfällt die Aufgabe in drei Unterabtheilungen: 1. eine Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, in welcher diese (aber nicht unabhängig von einander betrachtet, sondern) mit einander verglichen werden und was ihnen verwandt ist, zusammengefaßt wird; 2. eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze; 3. eine Erforschung des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. In welchem Verhältniß diese drei Aufgaben zu einander stehen, wird uns theilweis aus der Anordnung klar, in welcher sie hier aufgeführt sind, noch mehr aber aus ihrer Behandlung in dem Werke selbst.

Aus jener können wir entnehmen, daß Bopp zunächst diese Sprachen mit einander vergleicht, um das in ihnen verwandte mit Bestimmtheit zu erkennen und zusammenzufassen. Bei dieser Vergleichung ergibt sich aber, daß eine Menge grammatische Formen, trotzdem daß sie lautlich theilweis oder ganz von einander verschieden erscheinen, dennoch nicht allein verwandt, sondern ursprünglich identisch sind — z. B. das Charakteristikum des Genitiv Singularis der Themen auf ursprüngliches a lautet im Sanskrit sya, im Griechischen *ιο*, im Altbactrischen hyâ, khyâ und hê, im Armenischen i, im Altpreußischen, Gothischen und Althochdeutschen s, während es im Litauischen und Slavischen mit dem Auslaut des Themas ganz zusammengeflossen ist, z. B. Lit. vilkō, slavisch vluka gleich dem sanskritischen vṛkasya 'des Wolfes'. Um alles Verwandte richtig zu erkennen, ist es also nothwendig, die Gesetze zu erforschen, durch welche das Verwandte oder ursprünglich Identische sich in den verschiedenen Sprachen lautlich oft so sehr umgestaltet hat, daß es auf den ersten Anblick unvereinbar scheinen kann. Sobald aber diese Gesetze — die physischen und mechanischen, wie Bopp sie nennt[1]),

[1]) Der französische Uebersetzer der 'Vergleichenden Grammatik', Herr

wir würden einfach die Lautgesetze sagen — erforscht sind, tritt an die Stelle der auf den ersten Anblick so verschiednen Organismen der genannten Sprachen im Wesentlichen ein einziger, welcher kraft der in ihnen zur Herrschaft gelangten verschiednen Lautgesetze sich so verschiedenartig wiederspiegelt.

Diese beiden Aufgaben verfolgen demnach ein einziges Ziel; diesem dienen zwei Mittel, von denen das eine selbstständig hingestellt, das andre in das erste aufgenommen ist. Dieses Ziel ist Erforschung des ursprünglichen Organismus der verglichenen Sprachen — wir würden deutlicher und anspruchsloser sagen: der ursprünglichen Gestalt derselben. Als Mittel dient einerseits die Vergleichung der einzelnen Theile dieses Organismus, andrerseits die Erforschung der Lautgesetze dieser Sprachen, um vermittelst derselben Einwände gegen Vergleichungen wegräumen zu können, welche der scheinbaren Verschiedenheit derselben entlehnt zu werden vermöchten.

Ein besondres von diesem sehr verschiedenes Ziel bildet auf den ersten Anblick die dritte Aufgabe: die Erforschung des Ursprungs der grammatischen Formen. Aber auch hier belehrt uns theils die Vorrede, theils das Werk selbst eines Besseren. In jener heißt es wenige Sätze weiter: 'In den meisten Fällen ergibt sich die Urbedeutung und somit der Ursprung der grammatischen Formen von selbst durch die Erweiterung unsres sprachlichen Gesichtskreises und durch die Confrontirung der seit Jahrtausenden von einander getrennten, aber noch unverkennbare Familienzüge an sich tragenden, Stammschwestern'. In dem Buche selbst aber sehen wir, daß, wenngleich nach dieser Confrontirung, vermittelst deren das den Verschiedenheiten zu Grunde liegende Eine, die Grundform der im Laufe der Geschichte verschieden

M. Bréal, theilt in einer Anmerkung zu dem ersten Satz eine von Bopp brieflich gegebne Erklärung mit, worin er genauer bestimmt, was er unter 'mechanisch', 'physisch' und 'dynamisch' verstehe.

gewordenen sprachlichen Erscheinungen, ihre ursprüngliche Gestalt, erkannt wird, die Urbedeutung und der Ursprung der Formen sich nicht immer 'von selbst' ergibt, doch diese Erkenntniß der wesentlichste und hauptsächlichste Schritt zur Auffindung derselben ist. Ferner tritt uns aber auch mit Entschiedenheit entgegen, daß die Erreichung dieses Ziels von Bopp als die letzte und höchste Aufgabe seines Werkes betrachtet wird, und — wie es in der Sprachwissenschaft kaum etwas höheres geben kann, als die Erkenntniß der Mittel, durch welche der begabteste unter allen Menschenstämmen seinem höchsten Kunstwerk — seiner Sprache — die wunderbare Vollendung schuf, die je tiefer wir sie erkennen, desto mehr unser Staunen und unsre demüthige Ehrfurcht vor der unbewußt waltenden Vernunft steigert — so ist es auch grade hier, grade in diesen höchsten Fragen der indogermanischen Sprachwissenschaft, wo Bopp und die von ihm geschaffne Weise der Sprachforschung — der Verein der naturhistorischen, geschichtlichen, vergleichenden, und in geringerem Grade philosophischen Methoden — ihre allergrößte Triumphe gefeiert hat.

Ich würde demnach als die eigentliche Aufgabe dieses großartigen Werkes die Erkenntniß des Ursprungs der grammatischen Formen der indogermanischen Sprachen betrachten; die Vergleichung derselben eigentlich nur als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes — durch Nachweisung ihrer Grundformen —; die Erforschung der Lautgesetze endlich als Hauptmittel der Vergleichung, als die einzig sichere Grundlage für den Erweis des Verwandten, speciell der Grundformen.

Warum Bopp die drei Aufgaben seines Werkes nicht in dieser Subordination, sondern so hingestellt hat, als ob sie coordinirt hervortreten sollten, will ich hier nicht genauer erörtern. Vielleicht fürchtete er in seiner Bescheidenheit 'Anstoß' bei denen zu erregen, 'welche', wie es ebenfalls in der Vorrede heißt, 'das von ihnen für unerklärbar Gehaltene nicht erklärt wissen wollen',

wenn er ein so hohes Ziel als die Spitze seines Werkes bezeichnete. Fast ist mir aber wahrscheinlicher, daß er der Vergleichung, das heißt wesentlich: der Erforschung der Grundformen, eine gleichberechtigte Stelle mit der Erforschung des Ursprungs einräumte, weil er sah, daß die letztre nicht immer zum Ziele zu gelangen vermöge, der Behandlung der Lautgesetze aber, weil auch die Grundformen nicht immer erreichbar, die Lautgesetze aber fähig sind, den Weg dahin zu bahnen, so daß Vergleichung und Lautforschung einen, und zwar einen reichen, Ersatz gewähren, wo das letzte, oder auch das vorletzte Ziel: Erklärung des Ursprungs, oder auch nur Feststellung der ursprünglichen Gestalt der grammatischen Formen nicht zu erreichen war.

Sollte aber Bopp vielleicht, wie manche geniale Männer, über das, was er verfolgte, und das Verhältniß der Wege, auf denen er es verfolgte, zu einander, nicht ganz klar gesehen, die Vergleichung in der That als das wesentlichste seiner Aufgabe betrachtet haben — wie sie denn auch räumlich am meisten hervortritt — und die Erforschung der Lautgesetze und des Ursprungs der Formen gewissermaßen nur als Zweige, die aus der Vergleichung von selbst hervorwachsen würden? Ich wage nicht, diese Frage zu bejahen, allein wer das Werk durchliest, wird als das eigentliche Ziel, welches Bopp im Auge hatte, durchweg oder wenigstens vorwaltend die Erforschung des Ursprungs der grammatischen Formen erkennen. Erst wo dieser erkannt ist, kommt die Untersuchung zum wirklichen Abschluß. Mit bloßer Vergleichung begnügt sie sich nur, wo sie nicht weiter vorzudringen vermag und daß die Lautgesetze kaum ihrer selbst wegen, sondern wesentlich nur zum Zweck der richtigen Vergleichung erforscht werden, davon wird sich jeder, der das Werk in die Hand nimmt, so leicht überzeugen, daß es keines besonderen Nachweises bedürfen möchte.

Es sind in dem Werke keinesweges alle indogermanischen, oder, wie Bopp sie zu benennen vorzieht, indo-europäischen[1]),

[1]) s. Vorrede zu der zweiten Ausgabe S. XXIV.

Sprachen verglichen; es fehlt vor allem das Celtische — über dessen indogermanischen Charakter man bei Beginn dieser Arbeit noch nicht zu einer entschiedenen Ueberzeugung gelangt war — und damit ein ganzer Hauptzweig dieses Stammes. Von den übrigen Zweigen dagegen sind alle wenigstens durch eine Sprache, einige selbst durch zwei repräsentirt; außerdem sind auch manche dahin gehörige Sprachen berücksichtigt, welche auf dem Titel nicht genannt werden.

Die verglichenen Sprachen sind die ältesten oder wichtigsten Phasen der verschiedenen indogermanischen Zweige, welche der Forschung zugänglich sind; das Sanskrit, die älteste des indischen; die Sprache des Avesta, das Altbactrische, die älteste und das Armenische eine der wichtigsten und eigenthümlichsten des eranischen; das Griechische die älteste eines Zweiges, für welchen es schwer ist, einen Namen zu finden, da es schwer ist, mehrere Sprachen mit Sicherheit als nächstverwandte nachzuweisen; das Latein die bedeutendste des italischen; das Gothische die älteste und das Deutsche die wenigstens für uns wichtigste Gestaltung des Germanischen; das Altslavische des Slavischen; das Litauische endlich hat sich selbst in seiner heutigen Form zu einem großen Theil einen so alterthümlichen Charakter bewahrt, daß es für die Erkenntniß der indogermanischen Grundformen eine Bedeutung hat, welche den chronologisch ältesten Sprachen, wie z. B. dem Sanskrit und Bactrischen, kaum den Platz räumt.

Grammatische Bearbeitung hatten, mit Ausnahme des Bactrischen, alle diese Sprachen schon erhalten, die vollendetste — eine, wie wir gesehen, historische und theilweis vergleichende — die germanischen durch Jacob Grimm. Eine in vielen Beziehungen vortreffliche war dem Altslavischen durch einen der größten Slavisten und ausgezeichneten Sprachforscher Joseph Dobrowsky (geboren 1753, gestorben 1829) in dessen **Institutiones linguae Slavicae dialecti veteris** (Wien 1822) zu Theil geworden und, ehe noch die erste Ausgabe von Bopp's Vergleichender Gram-

matik beendet war, begannen die wahrhaft sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Franz Miklosich (geboren 1813) auf diesem Gebiet, von deren wichtigster 'die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen' in der Zeit zwischen dem Schluß der ersten und dem Anfang der zweiten Ausgabe zwei Bände veröffentlicht (Bd. I. Wien 1852, Bd. III. 1856) und von Bopp in letzterer durchweg benutzt wurde[1]). In Bezug auf das Litauische existirten schon die vom statistischen Standpunkt aus brauchbaren Grammatiken von Ruhig (1747) und Mielcke (1800); während der Ausarbeitung der Vergleichenden Grammatik erschienen aber treffliche Abhandlungen von Pott und Kurschat und beim Beginn der zweiten Ausgabe das höchst werthvolle Handbuch der litauischen Sprache von August Schleicher (1856. 1857). Das Armenische hatte zu der Zeit, als Bopp es in seiner Vergleichenden Grammatik zu berücksichtigen begann, schon eine sehr verdienstliche — theilweise auch vergleichende — Grammatik von J. H. Petermann (1837) erhalten. Dem Bactrischen wurde, um diesen Mangel zu ersetzen, eine in Bezug auf seine Grammatik hervorragende Stelle von Bopp eingeräumt, so daß dieses vergleichende Werk bis vor wenigen Jahren, vor der Veröffentlichung des Handbuchs der Zendsprache von Justi (1864), auch die Stelle einer Specialgrammatik des Zend vertreten mußte, wozu es, trotz der großen Verdienste, welche sich Bopp auch nach dieser Seite hin erwarb, natürlich nur in einem sehr beschränkten Sinn zu genügen vermochte.

Das Werk vergleicht die genannten Sprachen nur in Bezug auf ihre Formlehre und ist wesentlich wie die erste Abtheilung einer gewöhnlichen Specialgrammatik geordnet. Es beginnt demnach mit dem 'Schrift- und Laut-System der zu vergleichenden Sprachen'. Dieses umfaßt 104 Paragraphen (S. 1—193), von denen einige jedoch aus mehreren bestehen, welche durch Buchstaben gesondert sind.

[1]) s. Vorrede zur 2. Ausgabe S. XXII*.

In den ersten neun und zwanzig wird das System des Sanskrit behandelt, und zwar so, daß zugleich nachgewiesen wird, welche Buchstaben desselben nicht in der Grundsprache existirten, sondern in einer späteren, theilweis verhältnißmäßig späten Zeit entstanden sind; so wird z. B. gezeigt, daß der dem Sanskrit allein eigene Vokal ṛi gewöhnlich aus einem ursprünglichen ar, seltner aus r mit einem andern Vokal entstand[1]), daß die sanskritische Reihe der Palatalen sammt dem dazu gehörigen Zischlaut, welche auch im Bactrischen und dem Slavolitauischen und zwar nicht selten in denselben Wörtern erscheinen, aus den Gutturalen hervorgegangen sind[2]); die wiederum dem Sanskrit allein angehörigen Cerebralen ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ (vorwaltend) aus 'der t-Classe'[3]). Ferner werden den Sanskrit-Lauten vielfach die ihnen in den verwandten Sprachen entsprechenden gegenübergestellt, vorzugsweise die des Griechischen und Lateinischen, deren Schrift- und Laut-Systeme als im Allgemeinen bekannt vorausgesetzt werden; so z. B. wird § 3 ausgeführt, daß dem sanskritischen a in diesen Sprachen auch e und o gegenübersteht, z. B. sskr. saptamás 'der siebente' ἕβδομος, sskr. navan 'neun' latein. novem.

[1]) § 1 z. B. stri-ṇu-mas entsprechend dem griechischen στόρ-νυ-μεν und verwandt mit dem lateinischen ster-n-i-mus aus ursprünglichem *starnumas.

[2]) § 14 und § 21ᵃ z. B. sskr. und zendisch pac-ati 'er kocht', slav. peć-etj, aber sskr. pac-âmi 'ich koche' = slav. pek-un, und k vielfach auch im Sanskrit bewahrt, z. B. pâk-á 'das Kochen'; in Bezug auf den Zischlaut vgl. man z. B. sskr. und zendisch daçan 'zehn', lit. desimtis, slav. desaṅtj, aber griech. δέκα, lat. decem, altirisch deich, goth. taihun, wo h der Lautverschiebung gemäß der regelrechte Vertreter von ursprachlichem k ist.

[3]) s. § 21. Das eingeklammerte Wort habe ich hinzugefügt. Dieser § ist sehr ungenügend. Es sind nur Beispiele für diesen Uebergang hinter sh gegeben, wie dvish + thá 'ihr hasset' dvishṭhá. Ein Beispiel eines, ganz wie im Prâkrit, unbedingten (vgl. Lassen Institutiones linguae Pracriticae S. 198 z. B. prakrit. ḍola für sskrit. dola 'das Schwingen') Ueberganges von d in ḍ würde das von Bopp angeführte ḍî 'fliegen' gewähren, wenn er dessen vedische Form dî verglichen hätte.

Endlich werden auch einige allgemeine Ansichten in Bezug auf die Lautlehre entwickelt, z. B. die über das verschiedene Gewicht der Vokale a, i, u (§ 6—8). Die §§ 26—28 behandeln, und zwar sprachvergleichend und mit besondrer Rücksicht auf das Germanische, die Vokalsteigerung, welche ursprünglich durch Vortritt von a vor i und u entstand und im Sanskrit Guna genannt wird; z. B. ursprachlich *bhudh- *bhaudh-, sskr. budh- bodh- (mit Zusammenfluß von au zu o), griech. πυθ- πευθ- (mit ε für ursprachliches a), gothisch bud- biud- (mit i für urspr. a, vgl. das ahd. Präteritum but-en 'sie boten', mit regelrechter Verschiebung puten, und Präsens ih biut-u 'ich biete', piut-is 'du bietest').

Sechs und dreißig Paragraphe (§ 30—65) behandeln das System des Bactrischen, insbesondre im Verhältniß zu den entsprechenden Lauten des Sanskrit. Die sechs und zwanzig folgenden (§ 66—91) das Gothische, nicht selten mit Erweiterung zum Germanischen. Es ist unmöglich, den Gewinn im Einzelnen hervorzuheben, welchen die Sprachwissenschaft diesen beiden Abschnitten verdankte. In Bezug auf das Germanische wurde im Wesentlichen die Lücke ausgefüllt, welche nach Grimm's Arbeiten nur noch, aber hier auch mächtig klaffend, zwischen dem Gothischen und der Grundsprache bestand. Dasselbe geschah im weitren Verlauf auch in Bezug auf die gesammte Formenlehre, so daß unsrer Muttersprache von der in Deutschland gegründeten Sprachwissenschaft — wie billig — die erste und bedeutendste Frucht zu Theil ward, darin bestehend, daß ihre körperliche Gestaltung von ihrem letzterreichbaren — noch nicht individualisirten — Zustand an bis auf die neueste Zeit, wenn auch nicht in allen, doch in ihren wesentlichsten Umwandlungen, in einer fast ununterbrochen erkennbaren und erklärbaren, geschichtlichen Entwickelung, lebendig vor Augen gestellt ward.

In einem, aber sehr umfassenden, Paragraph, welcher aus zwölf Unterabtheilungen besteht (§ 92 a — m), wird das altsla-

wische Schrift- und Lautsystem mit Berücksichtigung des Litauischen, Lettischen und Altpreußischen behandelt. Das Armenische ist erst nachträglich im dritten Abschnitt § 183ᵇ 2 besprochen[1]). Hier, insbesondere bei dem Altslawischen, wo Bopp für die Weise wie er die Lautverhältnisse betrachtete, bei Veröffentlichung der ersten Ausgabe[2]), noch gar keinen Vorgänger hatte, tritt neben einer Fülle von Entdeckungen die geniale Behandlung, wodurch er die Gesetze derselben zu erkennen und vermittelst derselben die Urformen und deren Umwandlung herzustellen vermochte, auf das Glänzendste hervor.

Von § 93 bis 104ᵃ folgen allgemeinere, theils unbedingte, theils durch nahestehende Laute bedingte phonetische Gesetze in Bezug auf Veränderung radikaler oder überhaupt ursprünglicher Auslaute, Anlaute und Inlaute und Einschiebung von Lauten.

Den Schluß dieses ersten Abschnitts bildet die Erörterung der 'sanskritischen Accente' in vier Paragraphen (§ 104ᵇ bis e). Dazu sind zwei Anmerkungen gefügt, in deren erster einige kurze Vergleichungen zwischen der sanskritischen, griechischen und litauischen Accentuation angestellt werden, während die zweite das Princip der sanskritischen und griechischen angibt (s. darüber weiterhin).

Der zweite Abschnitt ist der einzige, welcher in den meisten Grammatiken wenigstens zum Theil zu fehlen pflegt. Er handelt in acht Paragraphen (§ 105—111) 'von den Wurzeln'. Bopp theilt die des Sanskrits in zwei Classen, deren eine er zwar die 'Verbalwurzeln' nennt, aber ausdrücklich bemerkt, daß 'aus ihr Verba und Nomina (substantive und adjective) entspringen' und diese letzteren 'mit den Verben in brüderlichem, nicht in einem Abstammungsverhältniß stehen, nicht von ihnen erzeugt, sondern

[1]) Bei einer folgenden Ausgabe würde es wohl dienlich sein, diese Parthie zu dem 1. Abschnitt zu versetzen.

[2]) In dieser erscheint das altslawische Laut- und Schrift-System erst als Anmerkung a—n zu § 255 S. 329—340.

mit ihnen aus demselben Schooße entsprungen sind'. Aus der zweiten Classe 'entspringen Pronomina, alle Urpräpositionen, Conjunctionen und Partikeln'; Bopp nennt sie 'Pronominalwurzeln'.

In der Charakterisirung der sanskritischen oder überhaupt indogermanischen Verbalwurzeln ist ihre Vergleichung mit den semitischen von Interesse. Bopp führt hier aus, daß, sobald man semitische Wurzelconsonanten mit Vokalen spreche, man keine Wurzel sondern Wörter vor sich habe (z. B. arabisch ktl mit a gesprochen: katala heißt 'er tödtete') und diese Wörter sich durch die Verschiedenheit ihrer Vokale unterscheiden (z. B. kutila mit u i a, statt des dreifachen a in dem erwähnten katala, heißt 'er wurde getödtet'). 'Im indo-europäischen Sprachstamm aber', heißt es dann weiter, 'wenn man seinen ältesten Zustand in den am reinsten erhaltenen Sprachen zu Rathe zieht, erscheint die Wurzel als ein fast unveränderlicher geschlossener Kern, der sich mit fremden Sylben umgibt ..., deren Bestimmung es ist, die grammatischen Nebenbegriffe auszudrücken, welche die Wurzel an sich selber nicht ausdrücken kann'.

In der That sind hier die letzt erreichbaren Zustände der indogermanischen und semitischen Sprachen verglichen und der in ihnen erscheinende Gegensatz richtig hervorgehoben. Könnten aber die erstren nicht in einer morphologischen Entwicklung vorliegen, die die letzteren schon durchgemacht hätten? Wir wissen, daß selbst bei verwandten Sprachen Chronologie und Morphologie nicht Hand in Hand gehen, geschweige bei unverwandten. Während in Indien schon etwa um 600 vor unserer Zeitrechnung aus dem Altindischen eine Sprache — das sogenannte Pâli — hervorgegangen war, die sich zu ihm verhält, wie das heutige Italiänisch zu dem Latein, steht das heutige Litauisch auf einer Stufe, die in morphologischer Beziehung auf jeden Fall das Gothische überragt, ja, sieht man von Einzelheiten ab und faßt mehr den Charakter des Ganzen in's Auge, dem Sanskrit selbst ganz nahe steht. Gesetzt nun, es existirte weder Sanskrit, noch eine der andren

alten Phasen unsres Sprachstamms, welche uns über das Verhältniß des Litauischen zu den heutigen Sanskritsprachen Indiens Aufklärung zu geben vermöchten, zu welchen sonderbaren Resultaten würde dann eine, wenn auch thatsächlich ganz richtige, Vergleichung des heutigen Litauischen etwa mit dem Bengalischen führen?

Sehen wir nun, daß in der weitren geschichtlich bekannten Entwicklung der indogermanischen Sprachen die 'fremden Sylben', mit denen sich der einst 'fast unveränderliche' im Lauf dieser Zeit aber stark veränderte 'Kern' umgeben hat, fast ganz verschwunden sind, daß in dem germanischen Zweig speciell, fast gerade wie schon in der letzterreichbaren Phase der semitischen Sprachen, nicht selten der einzige sichtbare oder hörbare Ausdruck einer Begriffsdifferenziirung in dem Vokalwechsel liegt, z. B. in sprich, sprach, Spruch, man also hier wie dort sagen kann, daß sobald man die radikalen Consonanten mit einem Vokal spricht, man keine Wurzel sondern ein bestimmtes Wort vor sich hat, so wird uns die Ahnung nahe gerückt, daß in den semitischen Sprachen eine Gestaltung vorliegen möge, in welcher die in den germanischen hervorgebrochene Richtung sich systematisch abgerundet hat. Eine solche Ahnung würde man nicht mit der Bemerkung zurückweisen können, daß wir wissen, daß im Germanischen dieser Vokalwechsel ursprünglich keinen begrifflichen Werth hatte, daß auch hier Begriffsmodificationen früher nur oder fast nur durch fremde, zu der Wurzel gefügte Sylben ausgedrückt wurden und die Wurzelsylbe fast unveränderlich war. Denn wir wissen dieses einzig dadurch, daß uns mehrere Phasen der germanischen Sprachen selbst und ihr Verhältniß zu den übrigen verwandten aber in wesentlich verschiedener Weise differenziirten Sprachen bekannt sind. Wäre dieß nicht der Fall, wären uns nur die neuesten Phasen der germanischen Sprachen — Deutsch, Englisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch — bekannt, so würde unser Urtheil über ihre sogenannten Wurzeln und Wortbildung von dem über die semitischen nicht

sehr verschieden sein. Bei dem jetzt anerkannten überaus hohen Alter der Menschheit steht aber nichts der Annahme entgegen, daß der semitische Sprachstamm, oder — wegen der verhältnißmäßig so sehr geringen Differenz der zu ihm gehörigen Sprachen — eher Sprachzweig eine lange Geschichte durchgemacht habe, ehe er zu der Gestalt gelangte, in welcher er uns zuerst entgegentritt, vielleicht, ja wahrscheinlich, ebenfalls einst im Verein mit verwandten, die theils untergegangen, theils im Verlauf der Zeit ihm so entfremdet sein mögen, daß ihre einstige Zusammengehörigkeit mit ihm noch nicht erkannt oder allgemein anerkannt zu werden vermochte.

Doch diese Betrachtungen, die ich hier nicht weiter verfolgen will, ändern nichts an der thatsächlichen Richtigkeit des von Bopp hervorgehobenen Gegensatzes, sie können nur dazu dienen, die Bedeutung desselben zu verringern, indem sie auf die Möglichkeit seiner Unursprünglichkeit hinweisen.

Außer einigen, für die damalige Zeit werthvollen, Bemerkungen über die Classification der Sprachen enthält dieser Abschnitt zunächst noch die von den indischen Grammatikern herrührende Eintheilung der sanskritischen Verbalwurzeln nach der Bildung ihrer Special-Tempora, oder genauer ihres Präsensthemas, in zehn Classen und den Nachweis der in den verwandten Sprachen entsprechenden Formen — z. B. die Zusammenstellung der Bildung der ersten sanskritischen Classe vermittelst Anschluß von a an die Wurzel und Gunirung des Wurzelvokals, das heißt Verwandlung von ĭ, ŭ und auslautenden î, û durch Vortritt von a in e, o, (z. B. sidh, Präsensthema sedha, budh, Präsensthema bodha) mit der griechischen durch Antritt von *o* oder *ε* und Vortritt von *ε* vor *ι*, *υ* (z. B. *λιπ*, Präsensthema *λειπο* in *λείπομεν*, *λειπε* in *λείπετε*, *φυγ* Präsensthema *φευγο*, *φευγε*) und der gothischen durch Antritt von a und Vortritt von i (z. B. in biuga 'ich biege' von bug). Dann folgt in § 109ᵃ die Zusammenstellung einiger Sanskritwurzeln mit entsprechenden der verwandten Sprachen

'um einzelne Beispiele des verschiedenartigen Baus der Wurzeln anzuführen'.

Der folgende Paragraph (§ 110) macht den Uebergang zur Wortbildung: 'Aus den einsilbigen Wurzeln', heißt es, 'gehen Nomina hervor, substantive und adjective, durch Anfügung von Sylben, die wir nicht, ohne sie untersucht zu haben, als für sich bedeutungslos, gleichsam als übernatürliche mystische Wesen ansehen dürfen, und denen wir nicht mit einem todten Glauben an ihre unerkennbare Natur entgegentreten wollen. Natürlicher ist es, daß sie Bedeutung haben oder hatten ...' und eines der Hauptverdienste dieser vergleichenden Grammatik bestand darin, daß die Entstehung der Wortbildungs- und Wortbiegungs-Exponenten aus bedeutungsvollen selbstständigen Wörtern in so vielen Fällen nachgewiesen ward, daß der Glaube an eine andre Entstehung der Derivationselemente in der uns bekannten Phase der indogermanischen Sprachen auf's tiefste erschüttert wurde und vorsichtige Forscher in denjenigen Fällen, wo ein derartiger Nachweis noch nicht gelungen ist, lieber ihre Unfähigkeit zur Erklärung derselben eingestehen, als daß sie zu den älteren Mitteln zurückgriffen, wie etwa einem Laut an und für sich den Werth eines Begriffsexponenten zuzusprechen.

Der dritte Abschnitt geht von § 112 bis § 279 (S. 242—545) und handelt von der 'Bildung der Casus'. Den Kern desselben bildet die vergleichende Erörterung der einzelnen Casus von § 134 bis 255. Ihr vorausgesandt ist, gewissermaßen als Einleitung, einiges allgemeine über die Casus, eine Uebersicht der Nominalthemen nach ihren Auslauten — wobei über die Femininalmotion gesprochen wird — und eingehendes über den Unterschied zwischen starken und schwachen Casus. Als eine Art Nachtrag tritt hinzu 'die Bildung der Casus im Altslavischen'.

Die Casus werden einzeln nach der sanskritischen Reihenfolge Nominativ, Accusativ, Instrumental, Dativ, Ablativ, Genitiv,

Locativ und endlich Vokativ im Singular, dann Dual, Plural behandelt.

Es wird zunächst der Exponent des Casus — z. B. s im Nominativ, Singular der Masculina und Feminina — hingestellt und seine Entstehung, wo sie dem Verfasser erklärbar scheint (hier aus dem Pronominalstamm sa 'er, dieser, jener', weiblich sâ), erklärt. Dann werden die hieher gehörigen Formen der verglichenen Sprachen erörtert: die Umwandlungen, welche der Exponent erfährt (z. B. die des s in r in hochdeutschen Pronominen, wie we-r, der vollständige Verlust desselben in allen hochdeutschen Substantiven, z. B. schon ahd. visc gegenüber von goth. fisk-s, wo das s noch bewahrt ist), so wie die, welche das Nominalthema (z. B. die fast ausnahmslose Einbuße des vokalischen Auslauts, welcher ursprünglichem a entspricht, im Gothischen, akr-s entsprechend dem sanskritischen ajra-s 'die Flur'). Die oft eintretende Frage, ob der Exponent oder Auslaut des Themas eingebüßt sei (z. B. in griechisch δυσμενής, Nominat. Masc. und Fem. vom Thema δυσμενές, lat. arbos), welches der ursprüngliche Auslaut von Themen der zu vergleichenden Sprachen sei (z. B. bei gothisch gast der Vokal i *gasti = hosti) und vieles andre theils zur Vergleichung nothwendige, theils wenn auch nicht nothwendig doch sehr lehrreich, wird mit großem Scharfsinn erwogen und es geschieht überhaupt alles, was auf dem damaligen, größtentheils von Bopp selbst erst geschaffenen Standpunkt dieses Wissenszweiges möglich war, um die in Betracht zu ziehenden Fragen genau zu bestimmen und sie entweder in befriedigender Weise zu lösen, oder an den Lösungsversuchen gewissermaßen praktisch die Methode zu entwickeln, die zu ihrer Lösung zu führen vermöge.

Am Schlusse der Behandlung eines jeden Casus sind die Formen desselben in den verglichenen Sprachen an den Hauptthemen, nämlich denen auf ursprüngliches a (Masc. und Neutr.), â (Fem.), i (Masc., Fem. und Neutr.), î (Fem.), u (Masc.,

Fem. und Neutr.), û (Fem.), o (Masc. und Fem.), au (Fem.), k (Fem.), nt (Masc.), n (Masc. und Neutr.), ar (Masc. und Fem.) und as (Neutr.) übersichtlich zusammengestellt. Doch fehlen hier Beispiele für das Altslavische, Armenische und Althochdeutsche; diese finden sich erst in der Gesammtübersicht, welche 'Beispiele der wichtigsten Wortclassen in ihrer zusammenhängenden Deklination' gewährt (§ 255 S. 499—519).

Wenngleich in diesem Abschnitt die Casuslehre im Allgemeinen erschöpfend behandelt ist, ist sie doch vorzugsweise nur auf die Nomina substantiva angewendet. Die drei folgenden Abschnitte, welche nicht voll die Hälfte des zweiten Bandes einnehmen, beschäftigen sich nun mit den drei übrigen deklinirbaren Wortclassen: den Adjectiven, Zahlwörtern und Pronominen.

Die Adjective (§ 280—307, S. 1—54) unterschieden sich bezüglich ihrer Deklination in den indogermanischen Sprachen ursprünglich gar nicht von der der übrigen Nomina. Erst im Laufe der Zeit drangen theils Eigenheiten der pronominalen Deklination ein — wahrscheinlich vermittelst der sogenannten Pronominalia, d. h. der Adjectiva, welche, weil sie, in ähnlicher Weise wie insbesondre die geschlechtigen Pronomina, mit allen Nominibus verbunden zu werden fähig sind[1]), sich auch zuerst manches von diesen angeeignet haben — theils andre Differenzirungen, — wie z. B. die Deklination nach Analogie der auf n auslautenden Themen, oder vielmehr der Uebertritt in die Themen auf n (Grimm's schwache Deklination) bei dem deut-

[1]) Derartige Wörter sind z. B. im Sanskrit sarva 'all' 'jeder', anya 'andrer', lateinisch alter 'andrer', totus 'ganz' u. s. w. und diese Eigenthümlichkeit bewirkte, daß derartige Wörter sammt den Pronominibus von Pâṇini, ohne Zweifel nach dem Vorgang der älteren indischen Grammatiker, sarvanâman genannt wurden, wörtlich 'alle Nomina habend', d. h. mit allen Nominibus verbindbar, während z. B. eigentliche Eigenschaftswörter vom logischen Standpunkt aus nur mit den Nominibus verbunden werden können, welche die Eigenschaft besitzen, die durch sie ausgedrückt wird.

schen bestimmten Adjectiv, Ausdehnung der Deklination des männlichen Geschlechts auf das weibliche und theilweis selbst das unbelebte[1]), — und zogen in der einen Sprache größere, in der andern geringere Unterschiede zwischen der Deklination der Substantive und Adjective.

Einen sehr wesentlichen Unterschied dieser Art gelang Bopp im Slawischen ganz zu erklären und im Deutschen seiner Erklärung auf jeden Fall entgegenzuführen.

Im Litauischen wird, wie schon in der mir zugänglichen ältesten Grammatik von Gottlieb Schultzen[2]) gelehrt wird, das bestimmte Adjectiv — im Unterschied von dem einfachen unbestimmten — durch Verbindung der flectirten Formen des letzteren mit den flectirten Formen des Pronomen gebildet, welches im Nomin. Sing. des Mascul. jis, Fem. ji lautet. Bopp erkannte, daß dieses mit dem sanskritischen Relativum ya identisch ist und

---

[1]) Der Art ist z. B. wenn im Sanskrit in dreigeschlechtigen Themen — größtentheils natürlich Eigenschaftswörtern — alle Casus des Neutrum — außer den speciell neutralen: Nominativ und Accusativ aller drei Numeri und Vocativ Dualis und Pluralis theilweis auch Singularis — neben der neutralen auch die masculinare Formation annehmen dürfen, z. B. çuchi 'rein' im Dativ Singularis çuchi-n-e (neutrale Bildung) oder çuchay-e (masculinare); ebenso wenn im Latein sich bei den Themen auf Consonanten im Nominativ Singularis des Neutrum die masculinare Form eingebürgert hat, selbst mit dem Charakter der belebten Gegenstände, z. B. dives m. n. von divit; praesens von praesent. — Eine ebenfalls hieher gehörige interessante, wohl nur 'aus dem Streben der Schriftsprache nach Deutlichkeit' hervorgegangene sehr einzeln stehende Unterscheidung zwischen substantiver und adjectiver Deklination existirte in der Blüthezeit des Latein im Genitiv Singular der Themen auf io; im Substantiv bildete man bloß i, im Adjectiv ii, siehe Bücheler Grundriß der lateinischen Deklination, Leipzig 1866, S. 38.

[2]) In seinem Compendium grammaticae lithuanicae. Königsberg 1678. 4°. Bei Vater, Literatur der Grammatiken u. s. w. 2. Ausg. von Jülg wird eine ältere von 1673 in 8° angeführt, die mir nicht zugänglich ist. Eben so wenig kenne ich die daselbst angeführte ältere litauische Grammatik von Klein 1653.

erläuterte diese noch im Sprachbewußtsein der Litauer lebendige Verwendung desselben durch Vergleichung mit einem fast artikelartigen Gebrauch des im Bactrischen entsprechenden Pronomens ya — welcher, wie jetzt bekannt, auch dem Sanskrit — speciell dem vedischen — nicht fremd ist — und dem daraus entstandenen postpositiven albanesischen Artikel i[1]). Dann zeigte er durch Vergleichung der slavischen bestimmten Adjective mit den Litauischen, daß sie völlig auf dieselbe Weise gebildet seien[2]). In der-

---

[1]) So heißt z. B. 'der gute' in 'der gute Mann' litauisch geràs-is, zusammengezogen aus geràs jis 'guter der', grade wie im Bactrischen hinter das Adjectiv yô (für ursprüngliches yas), im Sanskrit yaḥ treten kann (jedoch in beiden Fällen getrennt, bactrisch etwa vaṅhus yô, sskr. sâdhur yaḥ), im Albanesischen der Artikel ι tritt, μιρ-ι 'der gute'. Das litauische Pronomen hat, wie das ihm entsprechende slavische i im Femin. ja, isolirt demonstrative Bedeutung, 'er'. Dieser Uebertritt aus der ursprünglich relativen in die demonstrative Bedeutung erklärt sich (vgl. jedoch auch Bopp Vergl. Gr. zweite Ausg. § 383 II, S. 198) durch den Gebrauch der aus dem lateinischen quod hervorgegangenen romanischen Partikeln, z. B. des französischen que, und beruht wesentlich auf derselben Entwickelung, welche bei uns umgekehrt zu dem Gebrauch des Demonstrativs 'der, die, das' statt des Relativs 'welcher, -e, -es' geführt hat. In den alten Phasen der indogermanischen Sprachen herrschte die relative Wendung vor; in den neueren dagegen tritt die demonstrative an ihre Stelle; griechisch ὡς 'wie', deutsch 'damit, daß'; diese relative Wendung wies aber ursprünglich weniger zurück als vorwärts; im Sanskrit z. B. sagt man 'Welcher ihn getödtet hat ist der', nicht wie wir: 'Dieser ist es, welcher ihn getödtet hat'. Der eigentliche Grund dieser Umwandlung aber ist der, welcher überhaupt fast den wesentlichsten Unterschied zwischen den alten und neuen Phasen der indogermanischen Sprachen bildet, nämlich der Umstand, daß an die Stelle des alten Princips, wonach das determinirende Element vor dem determinirten stand, das umgekehrte zu treten begann (beiläufig bemerkt schon im Griechischen, welches überhaupt mit Beibehaltung der Vorzüge der alten Phase schon sehr früh die der neuen zu entwickeln anfing und sich dadurch eine Form schuf, welche im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag fast unverändert herrschend geblieben ist).

[2]) z. B. Nominativ Singular Masc. unbestimmt dobrŭ 'gut', 'guter', aber bestimmt dobrŭ-j für dobrŭ i 'der gute'; im Feminin unbestimmt dobra, bestimmt dobra-ja für dobra ja, ohne Veränderung zusammengezogen.

selben Weise suchte Bopp nun auch die im Deutschen erscheinende sogenannte **starke** Form (**guter**, **gute**, **gutes**) zu erklären, in welcher er im Jahre 1827 nur eine durch Eindringen der pronominalen Flexion umgewandelte nominale erblickt hatte[1]). Es ist zwar nicht mit voller Bestimmtheit zu erkennen, ob er in der deutschen Flexion — wie im Slavischen und Litauischen — eine Zusammenrückung zweier flectirter Formen sah oder etwa annahm, daß nur das hinzugetretene Pronomen flectirt, das Adjectiv selbst aber in der Stammform darin enthalten sei — doch ließe sich aus den Worten S. 13 § 287: 'Die germanische Adjectivdeklination steht, wenn ich Recht habe, darin ein angehängtes Pronomen zu erkennen, ungefähr auf demselben Fuße, wie die bestimmte Deklination der jüngeren slavischen Dialekte', da diese jüngeren Dialekte unzweifelhaft nur die doppelt flectirte Form des Altslavischen wiederspiegeln, vielleicht das erstere entnehmen, wenn nicht das fatale 'ungefähr' dazwischen stände. Die Sache ist selbst heute noch nicht entschieden, obgleich mehrere der scharfsinnigsten Sprachforscher sich seitdem mehr oder weniger eingehend damit beschäftigt haben[2]).

Nächst dieser Behandlung der Adjectivdeklination nimmt die der Steigerungsformen eine bedeutende Stelle in diesem Abschnitt ein. Das schöne Resultat über Entstehung des Superlativexponenten sskr. ishtha, griech. ιστο u. s. w. aus einer Verbindung des Comparativexponenten ursprachlich yans, sskr. îyans, zusammengeschlagen zu is, mit dem Superlativexponenten, welcher im

---

[1]) In der Recension über Grimm's Grammatik und Graff's Ahd. Sprachschatz in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Mai 1827; später besonders abgedruckt unter dem Titel: Vokalismus, oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's Deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachschatz. Berlin 1836. S. 121 ff.

[2]) vgl. Wilh. Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1868 S. 397 ff. und die sehr verdienstliche Arbeit von Leo Meyer, Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen, Berlin 1863.

Sanskrit tha, in der Grundsprache höchst wahrscheinlich ta lautete, so wie die sich daran schließende Erklärung des lateinischen issimo für is-timo aus demselben comparativischen is durch Verbindung mit dem schon für sich superlativischen timo = sskr. tama, der griechischen Comparativform ισ-τερο (in λαλ-ίσ-τερο[1]), des lateinischen is-ter (in mag-is-ter, min-is-ter[2]) ebenfalls aus dem comparativischen is durch Verbindung mit dem schon für sich comparativischen τερο, tero = sskr. tara, werden der Wissenschaft um so sicherer verbleiben, da, seitdem sie von Bopp gegeben wurden, noch mehrere bestätigende Momente hinzugetreten sind. So finden sich in den Veden zwei Superlativformen pan'-ish-tama 'lobwürdigst' im Sâma Veda (I. 3. 2. 4. 4)[3]) und surabh'-ish-tama 'wohlduftendst' (Rigveda I. 186. 7), welche auf das allertreuste die altlateinische Form is-timo in soll'-is-timus wiederspiegeln; im Mahâbhârata (XIII. 2213) findet sich die Verbindung des Comparativ-Exponenten, aber in seiner unverwandelten nur — der sanskritischen Regel gemäß — des Nasals beraubten Form îyas mit tara in pâp'-îyas-tara 'böser', 'schlechter', also ein ächtes Abbild des griechischen ισ-τερο lateinisch is-ter. Ueberhaupt zeigt sich aber in den Veden Zusammensetzung der beiden Superlativexponenten ishtha und tama in çreshtha-tama (Rigveda I. 113. 12. V. 61. 1) jyeshtha-tama und nedishtha-tama (in dem späten Daçakumâracharita auch pâpishthatama), so wie des Superlativs und Comparativs ishtha

[1]) sicherlich auch ἀρ'-ισ-τερό.

[2]) auch in sin'-is-tero.

[3]) Rigveda hat eine Variante. Dieß gibt aber keinen Grund, die grammatische Richtigkeit der Sâma-Leseart zu bezweifeln, zumal seitdem sie in surabhishtama ihr Analogon gefunden. Der Accent in surabhishtama ist zwar nicht so, wie man ihn erwarten sollte; nach çréshthatama und den grammatischen Regeln sollte súrabh' accentuirt sein; allein es finden sich bezüglich des Accents grade im Comparativ und Superlativ einzelne Abweichungen im Sanskrit, s. meine Vollst. Sskr. Gr. S. 234 und vgl. auch im Griechischen ἀριστερό.

und tara im Mahâbhârata in çreshtha-tara, im Panchatantra in jyeshtha-tara und bei Neriosengh in bal'-ishtha-tara, so daß man sieht, daß diese Zusammensetzung im Sanskrit einerseits schon uralt ist und andrerseits sich lange in wenn auch im Ganzen seltenen Gebrauch erhielt. Wir irren daher sicherlich nicht, wenn wir der entschieden ursprachlichen Bildung is-ta, so wie der höchst wahrscheinlich ursprachlichen, die sich in lat. is-timo und sskr. ish-tama wiederspiegelt, der vielleicht schon ursprachlichen, die sich in sskr. îyas-tara, griech. *ισ-τερο*, lat. is-tero reflectirt und den sanskritischen ishtha-tama und ishtha-tara eine und dieselbe schon in die Ursprache hineinragende Grundlage geben; diese scheint mir dadurch gebildet zu sein, daß die in Form und Gebrauch[1]) so verschiedenen Steigerungsaffixe, einerseits yans oder îyans, is-ta, andrerseits tara, tama ursprünglich auch in der Bedeutung verschieden waren und demgemäß, wie alle Exponenten von verschiedener Bedeutung, an eine und dieselbe Base treten durften. Daß in den alten Bildungen dieser Art yans, îyans, ista voran und tara, tama nachstehen, beruht darauf, daß letztere Affixe entschieden zu den sekundären Affixen gehören, die ersteren dagegen höchst wahrscheinlich zu den primären, das heißt solchen, welche sich nur an Verben oder Wurzeln schließen dürfen[2]). Doch kehren wir zu der Analyse des Bopp'schen Werkes zurück!

---

[1]) tara und tama können im Sanskrit (Spuren davon gibt es auch noch im Griechischen) nicht bloß an Adjective, sondern an alle Wortclassen treten, welche gesteigert werden sollen, also auch Substantiva (vgl. auch griech. *δουλότερος*), selbst Eigennamen, Partikeln und selbst Verba; îyams und ishtha dagegen fast nur an Adjective und Nomina agentis; eine Ausnahme bilden im Sanskrit (Spuren auch im Griechischen, z. B. von *κέρδος, κερδίων*) Abstracta im Sinne von Adjectiven, welche bedeuten: 'mit dem, was das Abstract ausdrückt, begabt'.

[2]) Das gothische aftumist' neben aftuma, beide 'der letzte', von af mit tuma = tama und ista zeigt durch die entgegengesetzte Anordnung seine späte und unorganische Bildung. Vergleiche übrigens auch Pott, Etymolo-

Der folgende Abschnitt behandelt die 'Zahlwörter' (§ 308 bis 325); er hat ein besonderes Interesse dadurch, daß er über die Gränzen der grammatischen in die lexikalische Etymologie hinübergreift und nicht bloß die formativen, sondern auch die radikalen Elemente der Zahlwörter zu erklären versucht. Es ist dieß ein Gebiet, welches trotz Bopp's und andrer fleißiger und geistvoller Arbeiten selbst heute noch zu einem großen Theil dunkel ist.

Noch viel bedeutender, insbesondre außerordentlich reich an etymologischen Erklärungen von Pronominalthemen, Pronominalderivaten, Adverbien und Partikeln ist der folgende Abschnitt 'Pronomina' (§ 326—425). Hier gaben zugleich die Eigenheiten der pronominalen Deklination vielfache Gelegenheiten zu den geistvollsten und scharfsinnigsten Untersuchungen. Sie sind zwar nicht alle von Bopp einer glücklichen Lösung entgegengeführt, ja es ist dieß eine Parthie, in welcher schon viele seiner Annahmen verdrängt und durch andre ersetzt sind; doch bleiben auch heute noch viele schwierige Fragen ungelöst, und trotz der Correkturen, welche an Bopp's Auffassung vorgenommen sind, ist sie noch immer höchst belehrend, nicht bloß in Bezug auf die Fülle der Resultate für alle verglichenen Sprachen, insbesondre das Armenische, dessen Dunkelheiten vielfach auf die überraschendste Weise gelichtet sind, sondern auch und zwar vor allem in Betreff der Methode und ihrer Anwendung.

Der folgende Abschnitt umfaßt die wichtigste Wortclasse der indogermanischen und überhaupt fast aller Sprachen, 'das Verbum'. Er füllt mehr als die Hälfte des zweiten und fast den vierten Theil des dritten Bandes und reicht von § 426—777.

---

gische Forschungen, zweite Ausg. II. 1. 825, wo mehrere Neubildungen dieser Art, welche mit Recht zu den Ueberwucherungen gezählt werden; ob auch *τερπν-ίσ-τατο*, wozu ich noch *ἐχϑ-ίσ-τατο* füge, wage ich trotz ihres späten Vorkommens (letztres bei Lucian) nicht zu behaupten, da sie ganz in Analogie mit *λαλ-ίσ-τερο* treten.

Wir haben bemerkt, daß grade bei dieser von Bopp schon in seinem ersten Werk überaus viel für Erkenntniß der ursprünglichen Bildung ihrer Formen geschehen war; in der vergleichenden Grammatik schreitet aber die Methode mit größerer Sicherheit vor, die früher gewonnenen Resultate werden theils fester begründet, und auch auf die früher noch nicht verglichenen Sprachen angewendet, theils ergänzt, verbessert, umgestaltet, auch theilweis aufgegeben und durch neue ersetzt. Dieser Abschnitt enthält verhältnißmäßig viel mehr sichres und bis zur Unbezweifelbarkeit erhobenes, als irgend einer der übrigen, und seine Resultate sind es vorzugsweise, welche eine tiefere Einsicht in den Charakter, den Bau und die Eigenthümlichkeiten der indogermanischen Sprachen in der uns bekannten Phase derselben ermöglicht und zu einem großen Theil verwirklicht haben.

Die ersten acht Paragraphen geben kurz, jedoch mit einiger Berücksichtigung der verwandten Sprachen, die Haupteigenthümlichkeiten des Sanskrit-Verbum: seine Genera, Tempora, Modi und die Eintheilung der Tempus- und Modus-Endungen in vollere und stumpfere Formen an; jene lauten z. B. im Singular des Präsens Activi auf i aus, welches in den entsprechenden Formen des Imperfects eingebüßt ist, z. B. in der 3. Präs. **dádhâti**, Imperf. **ádadhât**, wie griech. τίθησι (für τιθητι) ἐτίθη (für ἐτιθητ). In einem der folgenden Paragraphen (§ 439) wird, was mancher wohl gern schon an dieser Stelle gelesen hätte, bemerkt, daß diese Spaltung in zwei Classen nicht ursprünglich sei, sondern die stumpferen Endungen durch mechanische Einflüsse aus den volleren erst später entstanden seien.

Alsdann (§ 434—465) werden mit eingehender Vergleichung die Personalendungen des Activ Präsentis behandelt und ihre Entstehung aus den entsprechenden Pronominibus dargestellt, z. B. die des Zeichens der ersten Person, im Präsens Singular, mi aus dem Pronominalstamm der ersten Person ma. Die Medial-Endungen werden in § 466—479 erörtert; die Formen

derselben in den Sprachen, wo sie erhalten sind, — Sanskrit, Zend, Griechisch und Gothisch — mit einander verglichen und ihre Entstehung zu erklären versucht. Die letzten Paragraphen (von § 476 an) behandeln die Entstehung des lateinischen Passivs vermittelst Anschluß des Pronomen reflexivum, dessen s fast durchweg zu r wird (amo-r für amo-se).

Dreizehn darauf folgende Paragraphe (§ 480—492) überschrieben 'Einfluß des Gewichts der Personalendungen' suchen den Eintritt oder Nichteintritt von Erweiterungen von Verbalthemen — z. B. die Umwandlung (Gunirung) des sanskritischen Verbalthemas dvish 'hassen' zu dvesh, für ursprüngliches dvaish, des sanskritischen Präsensthemas ci-nu 'aufhäufen' zu cino, für ci-nau — aus der Nachfolge leichterer oder schwererer Personalendungen zu erklären (z. B. dvéshti, cinóti, weil ti folge und eine leichte Endung sei, dagegen dvishté, cinuté, weil das folgende te schwer sei). Diese Erklärung stellte Bopp zuerst 1827 auf[1]), als die Accentuation des Sanskrit noch völlig unbekannt war. Seitdem diese bekannt wurde und in Folge davon auch die ursprüngliche indogermanische Accentuation immer klarer ward, hat sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, ja fast mit voller Gewißheit ergeben, daß diese Erweiterungen, Nichterweiterungen und im Gegensatz dazu auch Verengerungen (z. B. jagmús für ursprünglicheres jagamús 'sie gingen', uktá für ursprüngliches vaktá 'gesprochen') Folge der Accentuation sind[2]). Zwar gibt es noch viele Erweiterungen durch Guna, bei denen sich die Entstehung nicht aus der uns bekannten Accentuation erklären läßt. Doch ist hier theils Wechsel des Accents anzunehmen, welcher sich in einigen Fällen auch mit Entschiedenheit nachweisen läßt,

[1]) In der schon oben erwähnten Recension von J. Grimm's Grammatik und Graff's Ahd. Sprachschatz in den Berliner Jahrbb. f. wissensch. Kritik, Febr. 1827 S. 259 ff., 'Vokalismus' S. 13 ff.

[2]) vgl. meine Kurze Sanskrit-Grammatik, wo die Sanskrit-Accentuation mit den sich daran knüpfenden Umwandlungen erörtert ist.

theils Eintritt der Erweiterung durch Einfluß verwandter Formen, theils endlich, daß nachdem sie sich ursprünglich aus rein lautlichem Grunde durch Wirkung des Accents in einer großen Anzahl sprachlicher Erscheinungen geltend gemacht hatte, sie im Sprachbewußtsein einen dynamischen Werth erhielt und demgemäß auch unabhängig vom Accent unter Einfluß von Momenten hervortrat, welche im Einzelnen bis jetzt noch nicht vollständig aufgeklärt sind.

Die vierzehn folgenden Paragraphe (§ 493—506) 'Conjugations-Eintheilung' beschäftigen sich insbesondre mit der Bildung des Themas der Specialformen (des Präsensthema) — z. B. griech. *ὀμ-νυ* im Verhältniß zu *ὀμ*, *φευγο* zu *φυγ*, *τυπτο* zu *τυπ* — da die Sanskrit-Grammatik, in welcher dieser Unterschied lebendiger und regelmäßiger als in den meisten der verwandten Sprachen hervortritt, ihn zum Princip der Conjugationslehre gemacht hat. Auch hier sucht Bopp die Entstehung dieser verschiednen Charakteristika und die dahin gehörigen Formen der verwandten Sprachen zu erklären.

Mit dem 507. Paragraph beginnt die Erörterung der 'Bildung der Tempora', welche bis zum Schlusse des zweiten Bandes (§ 671) reicht. Zunächst 'Präsens' bis § 512; darauf 'Präteritum' überhaupt (sanskritisches Imperfect, Aorist und Perfect) bis § 516, dann zunächst 'Imperfect' insbesondre bis § 536. Abgesehen von einer Fülle von einzelnen Zusammenstellungen und Entwickelungen, wie sie durch das ganze Werk hindurch den lernbegierigen Leser in ununterbrochener Spannung erhält, treten in diesen Abschnitten auch viele allgemeinere Fragen hervor, die unmittelbar an die Erörterung einer grammatischen Bildung geknüpft werden, für welche sie von Bedeutung sind; eben so eine nicht geringe Anzahl von neuen Entdeckungen und Ausdehnung älterer, so z. B. § 524 (§ 525 der ersten Ausgabe) der Nachweis, daß die schon 1816 in dem 'Conjugationssystem' erkannte und in der Vergl. Gr. § 620—625 dargestellte Bildung

des schwachen germanischen Präteritum durch Zusammensetzung mit einem Verbum, welches 'thun' bedeutet (dem sskr. dhâ entsprechend) auch im Litauischen ihr Analogon findet; in § 526 (beider Ausgaben), daß die ebenfalls schon in jenem ersten Werk S. 97 festgestellte Verwendung des Verbum, welches im Latein fu, im Sanskrit bhû lautet, zur Bildung lateinischer Verbalformen (auf -bam, bas u. s. w., -bo, bis u. s. w.) auch im Celtischen ihre Stelle findet.

Die Entstehung des Hauptcharakteristikums des arischen und griechischen Imperfects und Aorists, des sogenannten Augments, wird in einem besonderen Abschnitt (§ 537—541) erörtert und in einer sehr künstlichen Weise erklärt, welche wohl schwerlich mehr einen Vertheidiger finden wird.

Die folgenden sechs und vierzig Paragraphe (§ 542—587) behandeln den Aorist, welcher uns im Sanskrit in sieben Formen entgegentritt (eigentlich nur sechs, deren eine dadurch, daß sie mit und ohne Bindevokal i angeschlossen wird, sich in zwei spaltet). Drei oder vier derselben sind durch Zusammensetzung mit Formen des Verbum substantivum gebildet, drei einfach. Die Vermittlung dieser Formen mit den verwandten bot die glänzendsten Entdeckungen dar und ist auch jetzt noch reich an den interessantesten Belehrungen, allein vieles, was Bopp hier zu erweisen sucht, hat sich in der Wissenschaft nicht einzubürgern vermocht und manche Zusammenstellungen, wie z. B. die des sskr. Medium avakshi (für ursprüngliches a vagh-sme) mit dem lateinischen Activ vexi, auf welche dann eine ganze Theorie über die Entstehung des lateinischen Perfect gebaut wird, sind so wenig begründet, daß man die Besonnenheit, mit welcher er sonst den genialen Schwung seiner combinatorischen Phantasie zu zügeln versteht, hier nicht wieder zu finden vermag.

Einen viel größeren Umfang, als der Aorist, nimmt die Behandlung des Perfectum ein (§ 588—643). Nach einem kurzen aber werthvollen Paragraph über die Bedeutung der Perfect-

form und die Bezeichnung dieser Categorie wendet sich die Untersuchung sogleich dem gothischen starken, insbesondre dem noch reduplicirenden Präteritum zu, welches überhaupt in diesem ganzen Abschnitt in hervorragender Weise bedacht ist und Gelegenheit gibt, die Ansicht über den deutschen Ablaut genauer auszuführen, die in der schon mehrfach erwähnten Recension über Grimm's Grammatik zuerst aufgestellt war. Außer den dem sanskritischen Perfect entsprechenden Formen der verwandten Sprachen wird auch die davon ganz verschiedene Entstehung der persischen und slavischen Perfecta erörtert. Die schon oben erwähnte Behandlung des germanischen schwachen Präteritum gibt Gelegenheit, die durch dasselbe Verb (θη = sskr. dhâ in der Bedeutung 'thun') vollzogene Bildung des griechischen Aorist I des Passivs (ἐτύφθην u. s. w.) und mehrere auf diesem Verbum beruhende Wörter zu erklären.

Auf das Perfect folgen zwei Paragraphe (§ 644. 645) über das Plusquamperfect; da dessen Existenz im Sanskrit Bopp noch nicht bekannt war[1]), so beschränkt er sich auf die Behandlung des lateinischen und griechischen.

Den Schluß der Tempora bildet das 'Futurum' (§ 646 bis 671). Die Erklärung der Entstehung und die Vergleichung der Formen desselben bilden einen der hervorragendsten Theile des Werkes; zu der erstren erlaube ich mir jedoch auf die nähere Bestimmung in meiner Abhandlung 'über einige Pluralbildungen des indogermanischen Verbum' (S. 45) aufmerksam zu machen, durch welche sich der von Bopp geahnte Zusammenhang des zweiten sanskritischen Futurum und seiner Reflexe mit dem Potential des Verbum substantivum als entschieden richtig herausstellt.

---

[1]) Die wenigen Formen desselben, welche mir bis jetzt bekannt geworden sind, habe ich in meiner englisch geschriebenen Sanskrit-Grammatik: A practical Grammar of the Sanskrit language. 2d ed. Lond. 1868 § 186 zusammengestellt.

Die 'Bildung der Modi' eröffnet den dritten Band des Werkes. Der erste Abschnitt (§ 672—716) ist überschrieben 'Potential, Optativ, Conjunctiv' und behandelt zwei Modi, welche in der Indogermanischen Ursprache, wie im Wesentlichen noch im Griechischen, neben einander bestanden, in den daraus individualisirten aber sich größtentheils so bedrängten und verdrängten, daß nur einer derselben bestehen blieb. Diese beiden Modi sind 1. derjenige, welcher im Griechischen Optativ, im Sanskrit Potential genannt wird und 2. der griechische Conjunctiv. Ich bemerke dieß nur, weil die nicht gut gewählte Ueberschrift den Gedanken erregen könnte, als ob in diesem Abschnitt von drei ursprünglich verschiedenen Modis die Rede wäre[1]). Dieser Abschnitt war überaus reich an Entdeckungen: Nachweis, daß der germanische und (wenigstens zum größten Theil auch) der lateinische Conjunctiv Reflex des griechischen Optativ, sskrit. Potential sei (z. B. in goth. ět-jau der Exponent des Conjunctivs jau dem sskrit. des Potential yâm, griech. ιην gleich sei, lateinisch sim alt siem für ursprünglicheres es-iem stehe und, wie griech. εἴην für ἐσ-ιην, sskr. syâm für as-yâm wiederspiegle), daß ihm altslavische und altpreußische Imperativformen entsprechen (z. B. asl. jaśdi 'iß, er esse' = sskr. ad-yâs und ad-yât 'du mögest, er möge essen' § 677) u. aa.[2])

Die dreizehn folgenden Paragraphe (§ 717—729) behandeln den Imperativ. Die letzten zwei (§ 730. 731) sind dem nur im Sanskrit erscheinenden Conditional (Imperfect des zweiten Futur vgl. z. B. Präsens: nâçyâmi Imperfect á-naçyam, mit Futurum dâsyâmi Conditional á-dâsyam) gewidmet.

[1]) Da ich einmal meine Abhandlung 'Ueber einige Pluralbildungen u. s. w.' erwähnt habe, so will ich auch nicht unbemerkt lassen, daß sich ebds. S. 44 einiges über die ursprüngliche Form und Vertheilung beider Modi findet.

[2]) vgl. zu einigem jedoch: Die lettische Sprache u. s. w. von Bielenstein. Berlin 1863. 64. Bd. II. S. 163.

Der folgende Abschnitt (§ 732—777) ist überschrieben 'Abgeleitete Verba' und behandelt diejenigen Categorien dieser Art, welche im Sanskrit noch im Sprachbewußtsein leben und, wenigstens nach Angabe der indischen Grammatiker, mit den von ihnen bemerkten Ausnahmen, von allen Verben (wie das Causale selbst von Causalien), oder wenigstens von den nicht als derivirt betrachteten, den primären (wie das Frequentativ oder Intensiv) gebildet werden können. Bopp rechnet, wie die indischen Grammatiker, auch das Passiv dazu, nicht aber die sanskritische zehnte Conjugationsclasse, so daß er fünf Classen derselben aufführt: Passiv (§ 733—739), Causale (§ 740—750), Desiderativum (§ 751. 752), Intensivum (§ 753—760), Denominativa (§ 761—777). Auch dieser Abschnitt ist reich an Nachweisen von Reflexen und Spuren dieser Bildungen in den verwandten Sprachen; doch läßt sich nicht verkennen, daß, wie schon sonst in dem Werke, so auch hier die große Kenntniß lautlicher Umwandlungen, die gewaltige Combinationsgabe und sein ganz außerordentlicher Scharfsinn Bopp bisweilen über das Maaß des Berechtigten hinausgelockt haben, so z. B. in § 745[b], wo er die litauischen Verba auf ina als vollständige Reflexe der sanskritischen auf aya geltend zu machen sucht. Auch der Versuch, die lateinischen Verba auf i-ga-re mit denselben zu vermitteln (§ 773), kann nur als ein unglücklicher betrachtet werden[1]).

Es folgt alsdann der letzte Hauptabschnitt des Werkes (§ 778—511), welcher aber in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Die allgemeine Ueberschrift ist 'Wortbildung'. Die erste Unterabtheilung bildet die Behandlung der Nominalthemen und zwar zunächst bis § 905 derjenigen, 'welche mit dem Verbum in engster Verbindung stehen', speciell der Participia und des Infinitivs;

[1]) Ueberhaupt vergleiche man zu einem Haupttheile dieses Abschnittes Pott Etymologische Forschungen, zweite Ausg. II. 1.920—1023, insbesondre von 997 an.

doch werden dabei auch diejenigen Bildungen schon erörtert, welche mit diesen enger verwandt sind. Die acht Paragraphe von § 779—786 sind den Participien gewidmet, deren Themen in der letzterreichbaren Form nt als Participialexponenten zeigen. Dann folgt (bis § 790) die Behandlung des Particip des reduplicirten Perfect, welches eigentlich auf vant auslautet[1]), was Bopp vergebens bekämpft[2]). Hierauf (bis 794) die medialen Participia auf grundsprachliches mana (am treusten im Altpreußischen in einem einzigen Beispiel bewahrt, nämlich po-klaus-i-mana-s = griech. ὑπο-κλυόμενος 'der erhört wird', griech. μενο, sskr. mâna u. s. w.). Daran wird sogleich die Betrachtung der verwandten Nomina auf man, 'dessen Urgestalt mân zu sein scheint' (eine Annahme, die nicht zu billigen) geknüpft, so wie der sich daran schließenden, wie μονή, latein. mônia, μιν, ματ[3]), μνο, latein. mento (bis 803). Seine, schwerlich zu billigende, Erklärung dieses Participialsuffixes aus einer Vereinigung der

---

[1]) vgl. den Verfasser dieser Geschichte in den Gött. Gel. Anz. 1846, S. 899 und Adalbert Kuhn in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. I. (1851) S. 272.

[2]) Vergl. Gr. III. 158.

[3]) welches lateinischem men entspricht, z. B. außer im Allgemeinen speciell in dem bekannten ὀνοματ = nomen, den von Leo Meyer verglichenen στρῶματ = strâmen, κρῖματ = crimen, zu denen ich noch ὀμματ = ômen füge; auch φλεγματ = flâmen, Msc. gehört hieher; das Geschlechts- und Bedeutungsverhältniß hat sein Analogon im sskr. bráhman Neutr. neben brahmán Msc.; erstres bedeutet 'was zum Gedeihen des Opfers gehört', dieses 'den, der dieses verrichtet' (vgl. auch yáças N. 'Ruhm', yaçás Adj. 'berühmt', griech. Ϝέτος N. 'Jahr', latein. vetus, Adj. 'bejahrt'); eben so ist φλέγματ N. 'Brand', flâmen für flagmen Msc. 'der das (Opfer-) Feuer anzündende'. — Bopp sieht in dem griech. Auslaut τ eine Entartung des ursprünglichen n (S. 173). Dieses Verhältniß von man, lat. men zu ματ hätte ihn aber überzeugen müssen, daß die gemeinschaftliche Grundlage beider Formen mant ist; man ist dessen Abstumpfung durch Einbuße des t, mat dessen Schwächung durch die im Indogermanischen so häufige und im Sanskrit grammatisch geregelte des Nasals.

Demonstrativstämme ma und na (§ 804) führt ihn dann zur Erörterung des Suffixes ma (bis 808). Der folgende Paragraph behandelt das lateinische Particip auf ndo. Von § 810 an wendet sich Bopp zur Besprechung des im Sanskrit zur Bildung des ersten Futurum und als Nomen agentis dienenden Affixes tar (Bopp nimmt mit Unrecht târ als Urform an), woraus sich auch das lateinische Particip des Futur tûro entwickelt hat. Daran schließt er auch die Betrachtung des daraus entstandenen Affixes tra, welches Nomina instrumenti, des Werkzeugs zur Vollziehung (actio) des Verbalbegriffs bildet, z. B. arare 'pflügen', ara-tor Nomen agentis 'der Pflüger', ara-tru-m Nomen instrumenti 'der Pflug' (bis § 817[b]).

Mit dem folgenden Paragraph (§ 817[c]) beginnt die Betrachtung der Bildung des Participii Perfecti Passivi, zunächst durch ursprüngliches ta; daran werden auch wie früher diejenigen Affixe geschlossen, welche Bopp damit verwandt zu sein scheinen, so zunächst sogar das femininale sekundäre Affix tâ, durch welches Abstracte gebildet werden (§ 826—828), das eben so dienende von ihm daraus abgeleitete vedische tâti sammt tât, griech. τητ (§ 829—830). Wegen der Gleichheit des Gebrauchs wird auch sogleich das Abstractaffix tva in § 831 und das lautgleiche vedische Particip (gewöhnlich als Futuri Passivi bezeichnet) in § 832 besprochen. In § 833—839 wird die Bildung des Particip Perfecti Passivi durch na mit denjenigen Affixen, welche Bopp damit verwandt zu sein scheinen, behandelt; von § 840 bis 848 die Suffixe ti und ni, welche in ihrer Abstractbedeutung auch mir mit dem Particip Perfecti Passivi zusammenzuhängen scheinen.

Der folgende Paragraph (§ 849) wendet sich zu den Suffixen tu und nu, welche Bopp in eine innige Verbindung zu ta, na und ti, ni setzt, indem er das t und n in allen dreien mit dem der Pronominalstämme ta, na identificirt. Zunächst wird nur tu und zwar in der Form des Accusativs tu-m betrachtet,

welche den gewöhnlichen Infinitiv des Sanskrit bildet. Daran schließt sich dann eine wahrhaft glänzende Behandlung aller Infinitivbildungen der verglichenen Sprachen, welche, mit Einschluß der zu tu gehörigen Bildung des sanskritischen Absolutivs auf tvâ (§ 861. 862) und der lateinischen und litauisch-lettischen Supina (§ 863. 864), bis § 886 reicht.

In § 889 wird das sskrit. Absolutiv auf ya erläutert; daran knüpfen sich in den folgenden Paragraphen die Abstracta auf ursprüngliches ya, lateinisch io u. s. w. (bis 896), dann die sogenannten Participia Futuri Passivi des Sanskrit auf ya mit ihren Reflexen (bis § 898) und endlich das sekundäre Adjective bildende ya, z. B. in sskrit. div-ya 'himmlisch' von div 'Himmel' bis § 901.

Den Schluß der mit den Verbis zunächst zusammenhängenden Bildungen machen die sskrit. Participia Futuri Passivi auf tavya und anîya mit ihren Reflexen (§ 902—905).

Von § 906 an werden die übrigen Nominalthemen erörtert und zwar zunächst (bis § 911) diejenigen, welche keine Derivationsexponenten zeigen, sondern in ihrer thematischen Gestalt vollständig mit dem Verbum übereinstimmen, von welchem sie abstammen, z. B. sskrit. bhî als Verbum 'sich fürchten', als Nomen Substantiv weiblichen Geschlechts mit der Bedeutung 'Furcht'. Darauf folgen (bis § 923) die, welche hinter einem Verbal- oder Nominalthema als Derivationselement im Sanskrit a, i, u, in den verwandten deren regelrechte Reflexe zeigen. In Bezug auf die Entstehung der als Derivationselemente erscheinenden a und u hält Bopp noch an der Meinung fest, daß sie mit Demonstrativstämmen a, u identisch seien (§ 912—923), in Bezug auf i dagegen nähert er sich schon der richtigeren Ansicht, indem er sagt (§ 922): 'Das Suffix i ist entweder identisch mit dem Demonstrativstamm i, oder, wie ich jetzt lieber annehme, eine schon in der Zeit vor der Trennung unseres Sprachstammes eingetretene Schwächung des Suffixes a'. Es folgen dann die

Themen auf sskrit. an (bis § 926); darauf die auf in (bis § 928), wo die Verbindung des primären (zur Derivation von Verben) und sekundären (zu der von Nominibus dienenden) Gebrauchs eine richtige Erkenntniß desselben hindert[1]). Die Erklärung von in als Schwächung von an führt Bopp (in § 928. 929) auf die Behandlung der griechischen Nomina auf ων, lateinisch ôn, wie 'γνάϑ'-ων Dickback (eigentlich bloß 'Backen habend') nas'-ôn'. Wenngleich er hier die richtige Erklärung nicht fand, so hatte ihn sein geniales Ahnungsvermögen für sprachliche Gegenstände doch richtig auf den Zusammenhang dieser Bildung mit dem sskrit. in geführt[2]). In § 930 folgt ana. Die sechs folgenden Paragraphe behandeln das Affix as und durch Lautumwandlung oder vermittelst angetretener andrer Affixe sich daran schließende Bildungen. Dann folgt Affix ra und la von § 937 bis 940; ri in § 941; ru in § 942; va, in welchem Bopp wieder ein Pronomen erkennen will, § 943. 944; van § 945; nu in § 946. 947. Das alsdann behandelte Affix mi (§ 948) betrachtet er im Wesentlichen richtig als eine Schwächung des schon früher besprochenen ma. Die auf ka auslautenden Affixe, in denen er das interrogative Pronomen, sskr. ka, erkennt, werden § 945—954 erörtert. Die beiden folgenden Paragraphe beschäftigen sich mit Ergänzungen zu dem schon behandelten tu. Die letzten Paragraphe dieser Abtheilung behandeln einige sekun-

[1]) Das letztre in ist von dem erstren ganz verschieden; es steht zunächst für vin (wie in tejas-vin 'mit tejas 'Glanz' begabt'), und dient bloß hinter Themen auf a, z. B. keçin für keça-vin 'mit keça 'Haar' begabt'; vin aber ist Schwächung von van, vgl. Bopp selbst in § 957 und maghavan eigentlich 'mit magha 'Gaben' (die er verschenkt) begabt', d. i. 'freigebig', van endlich ist Abstumpfung von vant, vgl. neben tejas-vin keçin maghavan die gleichbedeutenden Formen tejas-vant, keça-vant und maghavant.

[2]) Das Affix in γνάϑων nasôn ist nämlich das mit in in letzter Instanz identische van (s. die letzte Anm.); γνάϑων steht für γνάϑο-Ϝαν ebenso nasôn für naso-van.

däre Affixe, **eya** in § 956; **vant** und **mant** in § 957; **tana** in § 958, 959; in letztrem auch **tya**; in § 960 wird ein schwerlich anzuerkennendes Affix **sya** besprochen[1]). Der letzte Paragraph dieser ersten Abtheilung behandelt das gothische Affix **arja**, z. B. in **bôkareis** (für **bôk'-arja-s**) 'Schriftgelehrter'.

Die zweite Unterabtheilung (§ 962—988) beschäftigt sich mit der Zusammensetzung und zwar zunächst der der Verba bis § 964; der folgende Paragraph behandelt die griechischen, wie **δεισι-δαίμων**, *ἀρχέπολις* und erklärt sie, wie Rosen und der Verfasser dieser Geschichte vorgeschlagen hatten[2]). Bis § 971 folgt allgemeines über die Bildung der Nominalzusammensetzungen, insbesondre über den Bindevokal; dann die specielle Behandlung derselben nach der indischen Eintheilung in fünf Classen bis § 988.

Die letzte Unterabtheilung bilden die 'Indeclinabilia', zunächst die Adverbia (§ 989. 990), dann die Conjunctionen (bis § 994), endlich die Präpositionen bis zum Schluß des Werkes (§ 1016).

Diese Uebersicht kann auch nicht entfernt darauf Anspruch machen, eine zureichende Vorstellung von der Fülle des Stoffes und der genialen Behandlung zu geben, welche dieses Werk, trotz aller seiner Mängel, zu dem großartigsten aller auf dem Gebiete der Sprachforschung jemals erschienenen stempelt. Es ist eine fast ununterbrochene Folge von Entdeckungen, welche auf einer Schärfe des Blickes für die allerminutiösesten Spuren von Sprachgestalten

---

[1]) In den sskrit. Wörtern ist es nur ya: **manushya** 'Mensch' ist nicht von der späteren Form **manu**, sondern von der alten **manus** abgeleitet; über lateinisch rio, z. B. in **tabellarius**, vgl. man Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der griech. und lat. Spr. II. 451.

[2]) Ueber mein Verhältniß zu Rosen in Bezug auf diese Erklärung vgl. man 'Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1868 S. 60' (auch besonders abgedruckt unter dem Titel *Τριτωνίς Ἀθάνα*).

beruht, wie sie in dem Maße nie einem Sprachforscher zu Theil geworden ist. Bald muß man den mikroskopischen Blick bewundern, welcher auch die feinsten Gewebe der Sprachen noch zu zerlegen und ihre gegenseitige Beziehung zu erkennen vermag, bald die wunderbare Gabe, aus den kleinsten Veränderungen eines Lautkomplexes diejenigen Elemente zu erkennen, welche sie herbeigeführt haben. Daß eine solche, bis zu einer kaum begreiflichen Höhe entwickelte, Schärfe — nach dem alten Sprichwort: allzu scharf macht schartig — mehrfach über das Ziel schießt, bedarf kaum der Bemerkung und noch weniger der Entschuldigung. Wenn schon hierauf mehrere Mängel dieses wie auch andrer Werke von Bopp beruhen, so lag ein zweites Moment, welches ihn zu Irrthümern führte, in der Aufgabe selbst, welcher seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit gewidmet war. Er hatte mit seinem Conjugationssystem begonnen, die Sprachen nachzuweisen, welche mit dem Sanskrit verwandt, zu dem indogermanischen Sprachstamm gehören. Sein Sinn war in Folge davon im Wesentlichen auf die Erscheinungen gerichtet, welche in den Sprachen, die er untersuchte, denen des Sanskrits und seiner Verwandten entsprechen, sich mit ihnen vermitteln lassen. Seine wunderbare Combinationsgabe und die tiefen Studien, welche er insbesondre über Lautumwandlungen machte, lieferten ihm ein Rüstzeug zu den angestrebten Vermittelungen und eine Leichtigkeit in der Handhabung desselben, die ihn keineswegs ganz selten dazu verführten, auch da noch Einstimmigkeit oder Verwandtschaft zu sehen, wo ihn schon der Zwang, welchen er zum Erweis derselben anzuwenden genöthigt war, auf das Gegentheil hätte führen sollen. Ueberhaupt war auch, eben in Folge seines Hauptbestrebens, sein Augenmerk mehr auf dasjenige gerichtet, was in den Sprachen, welche er betrachtete, verwandt ist, als was verschieden, mehr auf das, was sie eint, als was sie trennt.

Wenn ich nicht umhin konnte, wegen des Einflusses, den es auf die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft hatte, manches

an Bopp, dem größten aller Sprachforscher, zu tadeln, so halte ich es doch, da dies Buch vielleicht auch in Hände kömmt, die mit seinen Werken weniger bekannt sind, für angemessen, ausdrücklich hervorzuheben, daß die Größe dieses Mannes auf dem Gebiete, für welches die Natur ihn geschaffen hatte, so außerordentlich hervorragend ist, daß alle seine Mängel sie nicht zu vermindern vermögen, seine Verdienste so strahlend, daß seine Fehler, so groß ihre Zahl auch sein mag, dagegen vollständig verschwinden. Wenn er nicht alle Erscheinungen der von ihm verglichenen Sprachen erklärt hat, so hat er doch durch die überwiegend große Fülle der von ihm erklärten unzweifelhaft gezeigt, daß man auch an der Erklärung der noch nicht aufgehellten nicht zu verzweifeln braucht; wenn er nicht alle richtig erklärt hat, so hat er doch den Weg gebahnt und gelehrt, auf dem wir im Stande waren, sind und sein werden, seine unrichtigen Erklärungen zu widerlegen und richtige an ihre Stelle zu setzen. Und hier in der That liegt eines seiner Hauptverdienste: seine Forschungen und Erklärungen zeigten unwiderleglich, daß diese etymologischen Fragen, welche man bis dahin nur für Gegenstände einer glücklichen oder unglücklichen Divination ansehen zu dürfen glaubte, durch eine — der in den Naturwissenschaften angewendeten ähnliche — Analyse sich zu Gegenständen einer methodischen Untersuchung gestalten, die Erklärungen derselben eines strengen Beweises fähig sind und die Beweisführung wesentlich eine rein mathematische, die auf dem Satz der Gleichung beruht, nach welchem, wenn $A = B$ und $B = C$ ist, C auch $= A$ ist.

Den bedeutendsten und für die Einsicht in das Wesen der uns bekannten Phase der indogermanischen Sprachen entscheidendsten Theil des Werkes bildet die Behandlung der Verbalbildung. Durch sie vorzüglich trat als Hauptcharakter derselben hervor, daß die Bildung dieser Sprachen auf ursprünglicher Zusammensetzung beruht, die sich vermittelst der innigsten Verschmelzung ihrer Glieder in Bedeutung und Form, unter Einfluß eines der Schöpfung sprach-

licher Kategorien zustrebenden Sprachtriebes, zur Stammbildung und Flexion umgestaltete. In nicht wenigen Fällen gelang es Bopp, denselben Charakter auch in der Bildung der Nominalstämme und in einigen auch in der Nominalflexion nachzuweisen. Es sind zwar noch viele hieher gehörige Momente und Fragen unerklärt und ungelöst; doch ist nicht wahrscheinlich, daß eine zukünftige Lösung derselben dieses Hauptergebniß wesentlich modifiziren werde.

Während man früher annahm, daß im griechischen Futurum τύψω von τυπ das σ der Exponent des Futuralbegriffs sei, wußte man jetzt, daß die Form durch das Verwachsen des Verbalstammes τυπ mit einer Verbalform des Verbum as 'sein' entstanden war. Aehnlich ging es mit einer Menge anderer Bildungen, als deren Exponenten man einzelne Laute oder Umwandlungen von Lauten (z. B. im deutschen 'gebunden' von 'binden') betrachtet hatte: die einzelnen Laute ergaben sich als Reste von ganzen Wörtern, die Umwandlungen als geschichtliche, oder Folgen von mechanischen, phonatischen Verhältnissen, Wirkungen des Accentes oder der Laute auf einander. Indem so der früher angenommene begriffliche Werth bloßer Laute oder Lautumwandlungen sich in einem Fall nach dem andern als vorschnell und irrig erweist, kann man nicht umhin, der Vermuthung Raum zu geben, daß, wo dieser Beweis noch nicht geführt werden konnte, uns bis jetzt nur der Mangel an Hülfsmitteln daran gehindert hat, und daß auf jeden Fall nur sehr wenige Bildungen übrig bleiben können, in denen ein begrifflicher Werth von Lauten und Lautumwandlungen für die älteste uns bekannte Phase der indogermanischen Sprachen anzunehmen sein wird. Diese möchten dann vielleicht aus einem Stadium der Sprachbildung herrühren, welches noch jenseits der genauer bekannten Phase lag und von einem andern Bildungsprinzip beherrscht war.

Bopp hat in seinen Arbeiten den Kreis der indogermanischen Sprachen, wenigstens absichtlich, nicht überschritten. Obgleich ihm auch viele andere Sprachen mehr oder weniger bekannt waren, hat er sich doch nirgends mit ihnen speziell beschäftigt, sondern sie

höchstens nebenher zur Erläuterung oder Vergleichung mit Erscheinungen des von ihm behandelten Sprachkreises benutzt.

Während des Druckes der Vergleichenden Grammatik und nach demselben veröffentlichte er — abgesehen von dem mehrfach erwähnten 'Vocalismus' [1]), welcher zum Theil früher gedrucktes enthaltend, wie dieses, im Wesentlichen in die Grammatik überging — mehrere Abhandlungen über Sprachen, welche zu dem indogermanischen Sprachkreis gehören oder ihm zu gehören schienen. Die bedeutendste dieser Arbeiten ist die 1839 erschienene [2]), in welcher er mit einem wahrhaft unvergleichlichen Genie und Scharfsinn mehrere der schwierigsten grammatischen Dunkelheiten der Celtischen Sprachen aufhellte und dadurch die zwar schon erkannte, aber von manchen nicht mit Unrecht noch nicht ganz oder, wie früher von ihm selbst, nur mit einer gewissen Beschränkung anerkannte Zugehörigkeit derselben zu den indogermanischen über allen Zweifel erhob [3]).

Nächst dieser scheint mir die 1853 gelesene Abhandlung 'Ueber die Sprache der alten Preußen' [4]), so wie die des folgenden Jahres

---

[1]) Vocalismus, oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer Theorie des Ablauts. Berlin 1836. 8°. X. 254.

[2]) Die Celtischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Litthauischen und Slavischen. In den Abhandlungen der Berl. Ak. d. Wiss. aus dem Jahre 1838, hist.-phil. Cl. S. 187—272, auch besonders erschienen. Berlin 1839. 4°. 88 S.

[3]) Wir wollen übrigens nicht unerwähnt lassen, daß in Bezug auf den Nachweis dieser Zugehörigkeit sich ein Engländer, der berühmte Verfasser der Researches into the physical history of mankind, J. C. Prichard und ein Schweizer, A. Pictet, schon vor Bopp bedeutende Verdienste erworben haben; jener durch: The eastern Origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit etc. Oxford 1831; dieser durch: De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit. Par. 1837.

[4]) In den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiss. aus dem Jahre 1853, hist.-phil. Cl. S. 77—131.

'Ueber das Albanesische'[1]) zu Bopp's werthvollsten Arbeiten zu gehören. In jener behandelt er sprachvergleichend einen Dialekt der lettischen Sprachengruppe, der zwar schon lange ganz ausgestorben ist und nur sehr wenige literarische Monumente hinterlassen hat, aber in diesen eine alterthümlichere Gestalt zeigt als selbst das eben durch diese so interessante Litauische. Auf diese hat Bopp seine Aufmerksamkeit vorzugsweise gerichtet und dadurch die Einsicht in den Bau der lettischen Sprachen und ihr Verhältniß zu den übrigen indogermanischen nicht wenig gefördert. In der Abhandlung über das Albanesische hat er den Beweis geführt, daß auch diese Sprache zu den indogermanischen gehört.

Minder gelungen, aber dennoch für die Entwicklung der Sprachwissenschaft fast eben so bedeutend, als Bopp's übrige Werke, scheinen mir zwei andere schon früher erschienene Abhandlungen zu sein, in deren erster er die malayisch-polynesischen[2]), in der zweiten die kaukasischen Sprachen[3]) — speciell die im Süden des Kaukasus, welche sich dem Georgischen anschließen — als Glieder des indogermanischen Sprachstammes aufzuweisen bestrebt ist. Natürlich ist die Fülle der Hilfsmittel, über welche Bopp gebot, und der Scharfsinn, mit welchem er sie zur Verfolgung seines Zweckes zu verwenden weiß, auch hier wahrhaft bewundernswerth und es ist schwer sich der bestechenden Gewalt dieses Meisters sprachwissenschaftlicher Forschung und Darstellung zu erwehren. Dennoch wird man sich bei genauerer

---

[1]) Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen, in den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiss. aus dem Jahre 1854 und besonders Berl. 1855, 4°; 92 S.

[2]) Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840. In den Abhandlungen der Ak. und besonders 4°. 164 S.

[3]) Die kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstamms, gelesen in der Ak. der Wiss. am 11. Dec. 1842 und 23. Oct. 1845. In den Abhandlungen der Ak. und besonders 4°. 83 S.

Prüfung überzeugen, daß die vergleichende Methode hier über das Ziel hinausgeschossen hat, daß sie, indem sie sich ohne weiteres daran machte, einzelne Erscheinungen der verglichenen Sprachen mit einander zu vermitteln, zwar ihre außerordentliche Leistungsfähigkeit gezeigt hat, aber auch zugleich, und dieses war für die Wissenschaft ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, daß sie zu einer derartigen Einzelvergleichung nicht eher berechtigt ist, als bis sie aus dem ganzen habitus der zu vergleichenden Sprachen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie im Allgemeinen in einem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen mögen oder können. Denn die vergleichende Methode ist in der That ein Werkzeug von einer so mächtigen Kraft, daß es in den Händen eines Geübten fast eben so vielen Schaden als Nutzen zu stiften, dem Irrthum den Schein der Wahrheit zu geben vermag. Es war ein Glück für die Wissenschaft, daß es der große Schöpfer dieses Werkzeugs selbst war, durch welchen die Möglichkeit eines solchen Mißbrauchs recht hell an's Licht trat; wäre es ein andrer gewesen, so würde man vielleicht der Person, nicht der Sache die Schuld aufgebürdet haben. So führte dieser großartig entfaltete Irrthum — wie in der Wissenschaft so oft — zu der Erkenntniß einer der wichtigsten Wahrheiten. Man sah, daß man erst wichtige Vorfragen zu lösen habe, ehe man sich dieses zweischneidigen Rüstzeugs unbedenklich bedienen dürfe, und ich kann deßhalb nicht umhin diesen Abhandlungen — trotz ihrer materiellen Fehler — eine keineswegs geringe Wichtigkeit zuzuschreiben. Bis zu ihrer Veröffentlichung wußte Niemand etwas von den Gefahren, die dieses wunderbare vergleichende Verfahren in sich berge; Niemand ahnte, daß es, wie es den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen bis in die feinsten Fugen zu verfolgen und bloß zu legen wußte, auch dazu gebraucht werden könne, den Schein einer Blutsverwandtschaft zwischen den heterogensten Sprachen zu erwecken und durch scharfsinnige Erörterung selbst zu der Annahme derselben zu verführen. Es war der Irr-

thum des größten Meisters der Sprachvergleichung nothwendig, um uns die Gränzen der Berechtigung dieser Methode ahnen und in der weiteren Entwicklung der Wissenschaft immer genauer erkennen zu lassen [1]).

Wir haben nur noch ein Werk von Bopp zu erwähnen, welches im Jahre 1854 erschien. Sein Titel ist: Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen [2]). So sehr Bopp's grammatische Einsicht auch in vielen einzelnen Untersuchungen dieses Werkes hervorleuchtet, so muß es nach Ansicht des Verfassers dieser Geschichte doch als eines seiner schwächeren und in der Hauptsache: der Erkenntniß des Principes der sanskritischen Accentuation ganz verfehlten betrachtet werden. In Bezug auf dieses heißt es S. 16 'Das Princip der sanskritischen Accentuation glaube ich darin zu erkennen, daß die weiteste Zurückschiebung des Tones für die würdigste und kraftvollste Accentuation gilt und ich glaube dasselbe Princip auch für das Griechische' (also wohl als indogermanisches überhaupt) 'in Anspruch nehmen zu dürfen, nur daß hier in Folge einer erst nach der Sprachtrennung eingetretenen Verweichlichung oder Entartung der Ton nicht höher als auf der drittletzten Sylbe stehen kann u. s. w.' Wie wenig diese Annahme zur Erklärung der Accentuation dient, kann man durch unzählige Beispiele zeigen. Danach wären z. B. alle augmentirten Formen, da sie im Sanskrit

[1]) In Bezug auf Bopp's 'Abhandlung über die kaukasischen Glieder des indo-europäischen Sprachstamms', verweise ich auf den kurzen, aber werthvollen Aufsatz von Friedrich Müller, 'Ueber die sprachwissenschaftliche Stellung der kaukasischen Sprachen' im 'Orient und Occident' B. II. S. 526—535, Göttingen 1864; in Bezug auf die 'Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen' auf desselben Friedrich Müller's Kritik in seinem Werke 'Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde u. s. w. Linguistischer Theil. Wien 1867.' S. 273—276.

[2]) Berlin 1854. 8°. VII. 304.

den Accent auf dem Augment haben, am würdigsten und kraftvollsten accentuirt. Wo ist aber nun ein Grund abzusehen, wegen dessen z. B. das sanskritische Imperfect ábodhâva 'wir beide erkannten' diese würdigste und kraftvollste Accentuation verdiente, während das Perfect bubudhivá 'wir beide haben erkannt' im vollständigsten Gegensatz dazu der unwürdigsten und kraftlosesten anheimfiel, wo ein Grund, weßhalb sanskritisch divâ als Instrumental, ὠκέα als Accus. Plur. unwürdig und kraftlos, dagegen in ihrem Gebrauch als Adverb dívâ ὦκα (vergl. die Bildung der Adverbia von Superlativen wie μάλιστα u. aa.) auf's würdigste und kraftvollste accentuirt werden[1])?

Der Verfasser dieser Geschichte hatte in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1846 Mai S. 842 ein anderes Princip aufgestellt, welches er in seinen späteren Schriften weiter entwickelt hat[2]). Danach hatte der Accent in den indogermanischen Sprachen ursprünglich einen rein logischen Werth, indem er zunächst die den Begriff der Basis modificirende Sylbe traf; ferner seine Stelle mehrfach änderte, sobald ein Wort in eine andre begriffliche Categorie übertrat (wie in der Verwendung eines Casus als Adverb, eines Adjectivs als Nomen proprium u. s. w.; man vergleiche selbst das heutige Englisch, wo nicht selten Nomina und Verba nur durch den Accent unterschieden werden). Nachdem aber der Accent seine logische Aufgabe erfüllt und das Wort in seiner Bedeutung im Sprachbewußtsein hinlänglich fixirt hatte, giebt er seine logische Natur theilweis, ja vorwaltend auf und fängt sein fast rein musikalisches Leben an zu entfalten und

[1]) vgl. auch Théorie générale de l'accentuation latine suivie de recherches sur les inscriptions accentuées et d'un examen des vues de M. Bopp sur l'histoire de l'accent, par Henri Weil et Louis Benloew. 1855. S. 349—377.

[2]) In seiner vollständigen und in seiner kurzen Sanskrit-Grammatik, in einzelnen Anzeigen, z. B. Gött. Gel. Anz. 1848, S. 1999 und in dem Aufsatz über ṛi, ṝ und ḷi im Orient und Occident III. Heft 1. 2.

hier tritt in der That die Neigung hervor, den für die logische Scheidung größtentheils unnöthig gewordenen Accent mehrfach vorzurücken; Anfänge dieser Neigung lassen sich schon in der Grundsprache erkennen; doch ist sie in einem bedeutenden Grad erst nach derselben aber keineswegs in allen Zweigen gleichmäßig entwickelt.

Außer den bisher angeführten Arbeiten finden sich noch einzelne Kritiken und Aufsätze von Bopp in älterer Zeit in den Heidelberger Jahrbüchern, den Göttinger Gelehrten Anzeigen, später in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften. Natürlich verdienen sie, wie jede seiner Arbeiten, auch jetzt noch sorgfältige Beachtung, doch kann ich an diesem Orte nicht näher darauf eingehen und beschränke mich auf die Hervorhebung des kurzen aber höchst werthvollen Aufsatzes 'Ueber das Altpersische Schrift- und Lautsystem' in den erwähnten 'Monatsberichten' aus dem Jahre 1848 S. 132—151, welcher nicht wenig zu der tieferen Einsicht in die Sprache der ersten Gattung der Keilinschriften beitrug.

IX.

Wilhelm von Humboldt [1]).

Es ist nur wenigen Menschen vom Schicksal vergönnt, sich wissenschaftlichen Studien einzig zur harmonischen Ausbildung

[1]) Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik, von Rudolf Haym. Berlin 1856. 8°. XIII. 641. — H. Steinthal, Gedächtnißrede auf W. v. Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage 22. Juni 1867. Berlin 1869. — Auch: Gustav Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt, Stuttgart 2 Bde. 1843—45. — Arm. Ewald, Wilhelm von Humboldt. Eine Biographie. Cassel. 2. Aufl. 1854. — Max Schasler, die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's. Berlin 1847. — H. Steinthal, die Sprachwissenschaft Wilhelm von

des eigenen Geistes zu weihen, dem Zwecke, welcher für alle eigentlich der höchste sein sollte. Karl Wilhelm von Humboldt war einer von diesen wenigen. Geboren im Jahre 1767 und aufgewachsen in Verhältnissen, welche ihn nicht nöthigten, seine großen geistigen Anlagen und Kräfte der Ausbildung in einem beschränkten Beruf dienstbar zu machen, zog er ein Gebiet des Wissens nach dem andern in das Bereich seines Erkennens und Denkens, und zwar mit einer solchen Energie, daß er sich, noch ehe er zum Mannesalter gereift war, fast in allen Heimatsrecht und Selbstständigkeit erworben hatte. In freundschaftlichem und geistigem Verkehr mit den Heroen der Kunst und Wissenschaft, mit Göthe, Schiller, Fr. August Wolf und allen den gewaltigen, welche von dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts an bis zu seinem Tode (im Jahre 1835) an der Spitze der geistigen Entwicklung unsres Volkes gestanden haben, mit einem Bruder — Alexander von Humboldt (geb. 1769, gest. 1859) — zur Seite, welcher sich das ganze Reich der Naturwissenschaften unterworfen hatte, gab es kein Gebiet des Fühlens, Empfindens Forschens, Denkens, Erkennens und Wissens, welches sich seiner lebhaftesten Theilnahme zu entziehen vermocht hätte. Wurde ihm so durch eigene Studien und im lebendigen Verkehr mit Geistesgenossen die ganze Welt des Gedankens eröffnet, so erschloß sich ihm in demselben Umfang auch die der Handlung und zwar in so hoher Stellung und unter so gewaltigen Verhältnissen, daß ihm vergönnt wurde, auch hier die tiefsten Einblicke zu gewinnen. Vom Jahre 1801 bis 1819 in preußischem Staatsdienst, theils als Gesandter, theils als Minister, in naher Berührung mit allen den Männern, welche in einer der größten Epochen der Geschichte die Schicksale der Völker und Staaten lenkten oder auf das mächtigste beeinflußten, gewann er Einsicht in die Kräfte,

Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848. — Hornay, die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin 1858.

auf welchen das Leben der Völker ruht, und war keiner der letzten, denen Preußen und somit Deutschland die Grundlagen zu der hohen Entfaltung seiner Macht und seines Glanzes verdankt, die uns und unsern Nachkommen dauernde Selbstständigkeit und eine würdige Stellung in der Geschichte der Völker gesichert haben.

Gewährt Wilhelm von Humboldt schon so das Bild einer harmonischen Geistesentwicklung, dessen Gleichen in Deutschland und überhaupt zu den seltensten Erscheinungen gehören möchte, so wurde der Glanz desselben nicht wenig dadurch erhöht, daß es ihm nicht genügte, sich dem Genuß seiner geistigen Errungenschaften nur hinzugeben, daß viel mehr ein mächtiger Trieb in ihm waltete, welcher ihn zwang, die Ergebnisse seines Forschens und Denkens nach außen zu gestalten, sie der Theilnahme verwandter Geister zugänglich zu machen und so auf nicht wenigen Gebieten des Wissens zur Erweiterung und Vertiefung desselben beizutragen.

Seine Arbeiten im Kreise der klassischen sowohl als der Sanskrit-Philologie, der Aesthetik, Geschichte und Staatswissenschaft geben alle Zeugniß von einem tief- und freisinnigen, philosophisch gebildeten, kenntnißreichen Denker, welcher die Waffen der Dialektik mit Meisterschaft zu führen verstand. Allein so ehrenwerth seine Leistungen auch auf diesen Gebieten sein mögen, so bilden sie doch weder den Kern noch den Glanzpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Als diese sind vielmehr unzweifelhaft seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten. Diese durchziehen fast sein ganzes Leben von den ersten Jahren seines selbstständigen Denkens bis zu seiner Todesstunde. Sein Briefwechsel mit Schiller, welcher uns die ersten kräftigen Triebe seines Geistes bewahrt hat, ist reich an Bemerkungen über Sprache und Sprachliches und zwei Stellen insbesondere liefern ein entschiedenes Zeugniß, nicht bloß, daß schon im Jahre 1795 Aufgaben der Sprachwissenschaft seine besondre Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, sondern sogar, daß er schon damals die Richtungen einschlug, welche er

auch noch in seinem letzten Werke vorzugsweise verfolgt hat. So schreibt er in Bezug auf Verfeinerung der Sprache durch einzelne: es sei nicht alles für Verbesserung zu halten, was in einer Sprache überhaupt ein Vorzug ist, sondern man habe sehr genau auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu sehen, die man vor sich habe. 'Nicht bloß,' heißt es dann wörtlich, 'daß die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf' [1]). An der zweiten Stelle [2]) heißt es: 'Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, um die Art aufzufinden, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen und es hat sicher große Schwierigkeiten.' Während seiner Reise nach Paris und in Spanien (von 1797—1801) bildeten Sprachstudien, insbesondre Spanisch und Provenzalisch, eine seiner Hauptbeschäftigungen und er denkt schon an eine 'philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen', doch will er sich zunächst auf die Töchter des Latein und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken [3]). Dann ziehen die Basken und während seines Aufenthaltes in Rom die amerikanischen Sprachen seine Aufmerksamkeit auf sich; mit ihnen beschäftigt er sich während seiner Mußestunden mit der eifrigsten Wißbegierde und wird dadurch der Hauptaufgabe seines wissenschaftlichen Lebens immer näher geführt. Schon 1804 schreibt er an Fr. Aug. Wolf von Rom: 'Im Grunde ist alles was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das höchste und tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren und ich

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttg. und Tübing. 1830. S. 201.

[2]) ebds. S. 305.

[3]) Gesammelte Werke V. 214.

vertiefe mich immer mehr in dieser Ansicht'[1]). Noch während seines Staatsdienstes erschien die erste Frucht seiner sprachwissenschaftlichen Thätigkeit: die 'Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache'[2]), welche dem darin verbesserten Abschnitt dieses linguistischen Werkes eine hohe Brauchbarkeit verliehen und überhaupt zur Erkenntniß des Charakters dieser so eigenthümlichen und schweren Sprache nicht wenig beitrugen.

Natürlich nahm ein Mann, welchem Sprachstudien zur zweiten Natur geworden waren, an der Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft den lebendigsten Antheil. Auch er bemächtigte sich desselben und entwickelte darin sowohl eine philologische[3]) als linguistische[4]) Thätigkeit. Als ihm, nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst, eine unbeschränkte Verfügung über seine Zeit zu Theil ward, widmete er sie einzig sprachwissenschaftlichen Studien. Er beschäftigte sich außer mit den schon früher in den Kreis seiner Forschungen aufgenommenen Sprachen auch mit den ägyptischen Hieroglyphen, mit Chinesisch, Japanesisch, den Hinterindischen Sprachen, vor allen den Malayisch-Polynesischen, und fing an auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft eine lebhafte literarische Thätigkeit zu entfalten.

Im Jahre 1821 veröffentlichte er eine ethnographisch-linguistische Abhandlung, welche sich an die schon erwähnten in 'Adelung's Mithridates' erschienenen Bemerkungen über die Baskische Sprache schließt, unter dem Titel: 'Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache[5]). Das

[1]) Gesammelte Werke V. 266.

[2]) Berlin 1817 und in Adelung's Mithridates IV. 277—360.

[3]) Durch die schon oben (S. 395) erwähnten Bemerkungen und Abhandlung über die Bhagavadgitâ u. aa.

[4]) Durch den Aufsatz 'über die in der Sanskritsprache durch die Suffixe tvâ und ya gebildeten Verbalformen' in A. W. v. Schlegel's Indischer Bibliothek I. 433—464. II. 72—134.

[5]) Berlin. 4°. Wieder abgedruckt in 'Gesammelte Werke' II. 1—214.

Hauptverdienst dieser Arbeit besteht darin, daß durch Erklärung altspanischer (iberischer) und andrer Ortsnamen aus der Baskischen Sprache die wesentliche Identität derselben mit, oder Abstammung von dem Iberischen sprachlich festgestellt und die Verbreitung der Iberen in und außer Spanien, sowie ihre Mischung mit den Celten und theilweise Verschmelzung zu Celtiberen genauer erforscht wird. Dabei wird zugleich näher auf den Charakter des Baskischen eingegangen und gegenüber der von Joh. Severin Vater zuerst hervorgehobenen Aehnlichkeit desselben mit den amerikanischen Sprachen auf die Verschiedenheit aufmerksam gemacht.

Zugleich begann eine Reihe von Abhandlungen über allgemeinere Fragen der Sprachwissenschaft; und diese trugen vorzugsweise dazu bei, die Sprachenkunde durch Verbindung einerseits mit einer feinfühlenden und scharfsinnigen philologischen Durchdringung und Durchforschung der Sprachen, andrerseits mit einer philosophischen Vertiefung in die Idee und die Gestaltungen der Sprache überhaupt zu einer Sprachwissenschaft umzuformen. Eine der bedeutendsten Stellen nimmt unter ihnen sogleich die zuerst erschienene ein, welche gewissermaßen als ein Manifest über das Wesen und die Bedeutung des vergleichenden Sprachstudiums betrachtet werden kann[1]). Wenn gleich noch nicht gesättigt mit den Resultaten der vergleichenden Methode, ist sie doch voll von tiefen und wahren Gedanken über die Probleme der Sprachwissenschaft und das bei ihrer Erforschung einzuschlagende Verfahren. Schon gleich zu Anfang weist Humboldt auf die Bedeutung hin, welche selbst die Sprachen der rohesten Nationen für die Sprachwissenschaft haben — was bei den damals herrschenden verkehrten Ansichten über Sprache noch sehr nothwendig war —; zugleich hebt er die Art und Weise hervor, wie sie zu erkennen und welche Momente bei der

[1]) Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung, erschienen in den Abhandl. der Berl. Ak. d. Wiss. 1820–21, histor.-philol. Cl. S. 239–260, wieder abgedruckt in 'Ges. Werke' III. 249 ff.

Vergleichung der Sprachen ins Auge zu fassen sind: 'Man hat genug zu thun geglaubt', heißt es bei ihm, 'wenn man einzelne Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen und man muß sie als solches behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Erkenntniß der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung zu gewinnen.' Dann macht er auf die Nothwendigkeit der vergleichenden Betrachtung einzelner Theile des Sprachbaus — z. B. des Verbum — durch alle zugänglichen Sprachen aufmerksam. Denn alle Fäden des Zusammenhangs unter den Sprachen sollen durch die Vergleichung aufgesucht und verknüpft werden. 'Einige dieser Fäden erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, andre durch die Individualität jeder einzelnen'.

Wilhelm von Humboldt, dessen geistige Entwicklung ungefähr in die Mitte der beiden Richtungen fällt, deren eine das vorige, die andre das jetzige Jahrhundert vorzugsweise beherrscht, — dort die philosophische, speziell kantische, vorwaltend subjektive, aprioristische, hier die historische, objektive — spiegelt in seinen Schriften nicht selten unbewußt den Kampf zurück, in welchen beide gerathen waren. Obgleich die historische Richtung, welche in der Sprachforschung die herrschende geworden war, nicht verfehlen konnte, ihren gewaltigen Einfluß auf ihn geltend zu machen, er selbst auch das Bedürfniß fühlt, beide mit einander zu vereinigen[1]), so war

[1]) Von den vielen hieher gehörigen Stellen erlaube ich mir nur eine

sie doch nicht stark genug, die philosophische Betrachtungsweise, in welcher er herangebildet war, vollständig umzugestalten; diese bildet, wo sich beide Richtungen in ihm begegnen, gewissermaßen die Kette, die historische den Einschlag seiner wissenschaftlichen Gewebe[1]) und manche seiner Widersprüche, Dunkelheiten und irrigen Annahmen beruhen nicht am wenigsten darauf, daß beide Richtungen, bei ihrer Anwendung, in manchen Beziehungen unvermittelte disharmonische Gegensätze bleiben, deren Unverträglichkeit er selbst sich nicht klar bewußt war[2]). Von diesem Gesichtspunkte

---

hervorzuheben, aus der Abhandlung 'über den Dualis' (Ges. Werke VI. 563). Nachdem Humboldt hier über den Nutzen gesprochen, den die vergleichende Betrachtung einer grammatischen Form in den verschiedenen Sprachen gewährt, fährt er fort: 'In Absicht der Form selbst aber steht nunmehr der von ihr wirklich gemachte Gebrauch demjenigen gegenüber, der sich aus ihrem bloßen Begriff ableiten läßt, was vor der einseitigen Systemsucht bewahrt, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach bloßen Begriffen bestimmen will. Grade dadurch, daß die hier empfohlene Verfahrungsweise auf möglichst vollständige Aufsuchung der Thatsachen dringt, hiermit aber die Ableitung aus bloßen Begriffen nothwendig verbinden muß, um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen, baut sie der Gefahr vor, welche sonst dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen wie des philosophischen Weges droht'.

[1]) Es herrscht in ihm noch die Richtung vor, welche sich in einem Brief an Stein von 1812 (bei Haym aus Pertz III. 595) ausgedrückt findet. Er spricht da über die Mittel zur Entscheidung der Frage: ob verschiedne Völker selbstständig zu gleichen Spracheigenthümlichkeiten hätten gelangen können und schließt: 'Immer aber würden die philosophischen, bei einer solchen Arbeit zum Grunde zu legenden Ansichten die Hauptsache dabei ausmachen'.

[2]) Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß nicht an mehreren Stellen seiner Werke das richtige Verhältniß im Allgemeinen erkannt sei. So heißt es in der schon erwähnten Abhandlung 'über den Dualis', welche unzweifelhaft zu seinen, und überhaupt zu den ausgezeichnetsten Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gehört, Ges. Werke VI. S. 585: 'Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müßte die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in

aus ist manches, insbesondre, wo er von dem Verhältniß der Sprachformen zu den ihnen unterliegenden oder untergelegten Begriffen und dem der Sprache zum Denken überhaupt handelt, zu berichtigen; allein selbst nach Abzug von diesem bleibt noch außerordentlich viel für die damalige und auch die heutige Zeit werthvolles zurück und vor allem das Verdienst der philosophischen Sprachbetrachtung, mag sie sich auch in einer ganz andern Weise der historischen anschmiegen müssen, als ihm nöthig schien, ihr Recht erhalten, ja gerettet zu haben.

Doch bevor wir uns einige allgemeine Bemerkungen über Humboldt's Verdienste um die Sprachwissenschaft verstatten, sei es uns vergönnt, noch einige seiner hieher gehörigen Arbeiten aufzuführen.

In den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaft aus den Jahren 1822 und 23 erschien eine ebenfalls bedeutende Arbeit 'Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung' [1]). Wie fast alle akademischen

---

den Sprachen genommen werden (denn dies ist es, was ich unter Auffassung dem Begriffe nach verstehe), an den einzelnen grammatischen Formen . . . ., dann an den einzelnen Sprachen, in jeder im Zusammenhang erforscht und endlich diese doppelte Arbeit dazu benutzt werden, einen Abriß der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen'. Hier tritt der philosophische Weg weder als ein entgegengesetzter, noch auch nur als ein besondrer zu den übrigen Wegen sprachwissenschaftlicher Forschung, sondern die philosophische Betrachtung wächst aus den übrigen Methoden heraus wie die Blüthe, ja wie die reife Frucht eines und desselben Baumes. Wenn ich in aller Bescheidenheit wagen darf, meine unansehnlichen Worte den tiefsinnigen eines W. v. Humboldt zur Seite zu stellen, so würde ich sagen, die statistische oder naturwissenschaftliche Methode vereint, wo es möglich ist, mit der historischen stellt die Grammatik und ihre Formen hin im Verein mit den Begriffen, welche die verschiedenen Sprachen damit verbanden und verbinden; die vergleichende gewinnt daraus das, was allen oder einigen gemeinsam, den einzelnen besonders eigen ist und die philosophische baut darauf die Gesetze u. s. w. auf, auf denen das Gemeinsame und Besondere beruht.

[1]) S. 402—430, in den Ges. Werken III. 269—306.

Abhandlungen von Humboldt geht auch diese zu wenig in Einzelnheiten, speziell geschichtliche, ein, um in Bezug auf die in der Ueberschrift gestellte Aufgabe eine genügende Belehrung zu gewähren. Dagegen ist sie reich an tiefsinnigen und feinen Gedanken über den Gegenstand selbst und damit in Beziehung gesetztes. Sie behandelt im Allgemeinen die Fragen: 'wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heißen verdient?' 'inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen' (z. B. grammatische Formen des Singular, Plural) 'oder andre Mittel bezeichnet werden?' (z. B. der Singular durch Hinzufügung eines Wortes, welches 'einer', der Plural durch eines, welches 'viele' bedeutet); ferner: 'was wahrhaft als Form in der Sprache anzusehen sei?' In letzterer Beziehung ist manches mitgetheilt, was für den Fortschritt sprachlicher Erkenntniß von Gewicht war.

In den darauffolgenden Jahren nahm die Entzifferung der Hieroglyphen sein höchstes Interesse in Anspruch. Sie hatte seit dem Anfang unseres Jahrhunderts mit der Entdeckung der dreifachen Inschrift von Rosette begonnen, schritt ununterbrochen, aber langsam, vorwärts und trat endlich, von Young in die richtige Bahn geleitet, durch den berühmten Brief des jüngern Champollion an Dacier (1822) plötzlich in einer gewissen Breite hervor, welche sogleich die größten Erfolge in Aussicht stellte. Humboldt bethätigte seine Theilnahme 1824 durch die Vorlesung zweier Abhandlungen, deren eine insbesondre 'Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngeren' ein Zeugniß für den Eifer und die Gründlichkeit ablegt, mit welchen er sich ein Urtheil über dessen System bildete. Dieses würde auch in weiteren Kreisen von Einfluß gewesen sein, wenn die Abhandlung nicht erst 1838 veröffentlicht wäre[1]).

[1]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. 2 Anhang S. 49 bis 77; auch in den 'Ges. Werken' VI. 484—525. Die andre Abhandlung

Die Beschäftigung mit der Entzifferung der Hieroglyphen führte den tiefsinnigen Mann, welcher den innern Zusammenhang aller menschlichen Entwicklungen zu ergründen bestrebt war, mit einer in seiner ganzen Natur liegenden und durch seine bisherige Untersuchungen über die Sprache gesteigerten, Nothwendigkeit auf die Erforschung des Verhältnisses zwischen lautlicher und sichtbarer Darstellung des sprechbar gemachten, zwischen Sprache und Schrift. Diesen Bestrebungen verdanken wir zwei Abhandlungen, deren erste 'Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache' erst 1838 erschien und, außer einer Einleitung, die Bilderschrift zu behandeln begann; es sollte noch die Erörterung der Figuren- und Buchstabenschrift, so wie der Entbehrung aller Schrift folgen; doch ist die Arbeit unvollendet geblieben [1]). An ihre Stelle trat die 1824 gelesene Abhandlung: 'Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau' [2]).

In der ersten Abhandlung war ein für diese specielle Frage mehr äußerlicher, aber, in Uebereinstimmung mit Humboldt's Richtung auf die Erkenntniß der ganzen geistigen Entwicklung der Menschheit, sehr hoher und weit umfassender Standpunkt eingenommen: Sprache und Schrift im Verhältniß zur Verbreitung und Steigerung der geistigen Entwicklung. 'Es giebt', heißt es zu Anfang, 'bei der Betrachtung des Menschengeschlechtes zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung', dann nach einigen

'Ueber vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen' erschien zur gewöhnlichen Zeit in den Abhandlungen der Berl. Akad. aus dem Jahre 1824.

[1]) Abgedruckt in dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. 2 Anhang S. 1—48 und 'Ges. Werke' VI. 426—488.

[2]) In den Abhandlungen der Berl. Ak. d. W. aus dem Jahre 1824 hist.-phil. Cl. 161—188, in 'Ges. Werke' VI. 526—561. — Ueber das historische Verhältniß beider Abhandlungen vgl. man 'Steinthal, die Entwickelung der Schrift', 1852, S. 31. 32.

Seiten[1]): 'Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält und darin seinen eigentlichen Zweck sucht'; dann etwas weiter: 'Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besonderen Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben'. Dann nach einem Zwischensatz: 'Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntniß selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, daß sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht'. Endlich nach einem weiteren Zwischensatze: 'Bei dieser großen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigene Untersuchung zu widmen u. s. w.', womit der — gewissermassen absteigende Weg — bis zu der eigentlichen Aufgabe vollendet ist. Ich habe absichtlich diesen Ausgangspunkt mit den Uebergängen hervorgehoben, da er für Humboldt's Betrachtungsweise charakteristisch ist. Wenngleich man ihm nicht vorwerfen kann, daß er nicht in den Kern einer Frage einzubringen vermöge, so geht er doch gewöhnlich nicht von diesem, sondern von einem Standpunkt aus, welcher hoch über ihr steht. Selbst der hier eingenommene ist ihm in der schon erwähnten Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachstudium u. s. w.' noch nicht erhaben genug und in deren 23. Paragraph heißt es, in einiger Uebereinstimmung mit dem Streben nach Selbstausbildung, welches er als die Hauptaufgabe des Menschen betrachtete: 'Das Ziel der vergleichenden Sprachuntersuchung wird nur erreicht durch Zusammennahme des Ursprungs und der Vollendung der Sprachen. Nur so können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II, Anh. 3, 'Ges. Werke' VI. 428.

Leben eingreifende, Weise Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen'.

Unzweifelhaft verdanken wir dieser Richtung des Humboldt'schen Geistes von oben nach unten eine Fülle, einen wahren Sirenengesang glänzender, samenstreuender, befruchtender und fruchtbringender Gedanken in Bezug sowohl auf das ganze Gebiet geistiger Entwicklung, als auch das besondre der sprachlichen. Trotz dem scheint sie mir nicht die wahrhaft wissenschaftliche. Sie führt von Peripherie zu Peripherie und ist der Gefahr ausgesetzt, bei der Durchwanderung der weiten Gefilde concentrischer Kreise, ihre Kräfte erschöpft zu haben, bevor sie noch zu dem eigentlichen Kern ihrer Aufgabe gelangt. Wenn der Verfasser dieser Geschichte es gerathen findet, bei der Durchforschung eines Wissensgebiets, dasselbe scharf abzugränzen und zu versuchen, es von seinem eigenen Centrum aus zu erobern, so wird Mancher in dieser Beschränkung vielleicht etwas handwerksmäßiges sehen und ich bin weit entfernt, die Berechtigung dieses Vorwurfes ganz ableugnen zu können, allein ich kann nicht bergen, daß mir auch in der Wissenschaft das Handwerk eine edle und würdige Stellung einzunehmen scheint, daß, nach meiner Ansicht, kein Jünger, der nach Erkenntniß strebt, es ohne eigenen Schaden vernachlässigen wird, ja daß es auch hier allein im Stande ist, wenngleich — wenigstens in Deutschland — keinen goldenen, doch unzweifelhaft einen sicheren Boden zu gründen.

Wo jene Richtung von oben nach unten zu sehr vorherrscht, wird sie sich auch da geltend machen, wo es darauf ankommt, sein Augenmerk mit Concentration aller Kräfte auf das Nächste zu richten; sie wird stets in die Höhe und Ferne schweifen oder sich darin bewegen und für die Gewinnung desjenigen, worauf es in der Wissenschaft oft am meisten ankommt, ohne welches die hohen Gedanken nicht selten Luftgebilde bleiben, mehr oder weniger unfruchtbar werden.

Seien wir offen und gestehen es ein, daß vielleicht gerade darum Humboldt's Einleitungen für die Wissenschaft eine viel höhere Bedeutung haben, als das durch sie eingeleitete. Es verringert dieses Geständniß weder Deutschlands noch Humboldt's Ruhm. Deutschland hat Männer genug hervorgebracht, die von unten nach oben zu bauen verstanden und wo Humboldt's Thätigkeit den nächsten Zielen alle die Dienste, welche man von seinen gewaltigen geistigen Gaben und Kenntnissen erwarten könnte, nicht unmittelbar geleistet haben möchte, hat sie durch die Fülle der Gesichtspunkte und Ideen, die sie aufgestellt hat, neben ihrer allgemeinen Wirkung, selbst jenen wenigstens mittelbar vorgearbeitet.

Der nahen Verwandtschaft wegen erwähne ich hier zugleich einen erst 1832 auszugsweise[1]) und 1838 vollständig und mit vielen Zusätzen[2]) erschienenen sehr lehrreichen, französisch abgefaßten Brief an Jacquet, über die Alphabete der asiatischen Inselwelt, aus welchem schon das eifrige Studium hervorblickt, welches Humboldt etwa seit 1828 begonnen hatte, den malayischen Sprachen zuzuwenden. Ehe wir uns jedoch zu dem großen Werk wenden, welches sich mit diesen beschäftigt, haben wir noch drei Arbeiten zu erwähnen, von denen zwei dem Jahre 1827 angehören, eine dem Jahre 1829.

Die erste ist der berühmte und mit Recht als epochemachend bezeichnete Brief an Abel-Rémusat über die grammatischen Formen und den Geist der chinesischen Sprache[3]), in welchem Humboldt mit einer Klarheit, welche in seinen deutsch geschriebenen Werken nicht immer in gleichem Maaße herrscht, und mit

[1]) Im Nouveau Journal asiatique 1832, IX. 484—511.

[2]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache', II, Anhang, S. 78—97, auch in den 'Ges. Werken' VII, 397—422.

[3]) Lettre à M. Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt. Paris 1827. 8°. VIII Avertissement von Ab. Rémusat; 93 S. von Humboldt; 97—122 Observations von Ab. Rémusat; in 'Ges. Werke' VII, 294—382.

einer unwiderstehlichen wissenschaftlichen Kraft den Gegensatz zwischen geformten und ungeformten Sprachen so lebendig hervorzukehren vermochte, daß er sich fortan in der Sprachwissenschaft als eines der wichtigsten morphologischen Elemente geltend machte, daß es sich zur allgemeinen Ueberzeugung erhob, daß er es sei, der die beiden Pole bilde, zwischen denen die Sprachen sich vorzugsweise bewegen, indem sich die einen mehr dem einen, die andern mehr dem andern nähern. Tiefsinnig und dennoch klar, weiß er die Bedeutung desselben hervorzuheben, und sucht den Ort wenigstens im Allgemeinen, in Bezug auf das Chinesische selbst im Besonderen (S. 79 ff.), zu bezeichnen, wo seine Quelle zu finden sei. Obgleich er den ungeformten Sprachen, speciell der chinesischen, eine niedrigere Stellung giebt als den geformten, speciell den classischen, so weiß er doch die Vorzüge zu schätzen und in's Licht zu stellen, welche der chinesischen grade aus ihrer gewissermaßen formlosen, fast rein materiellen Entfaltung der Rede erwachsen: la langue chinoise heißt es S. 64, gagne par sa manière simple, hardie et concise de présenter les idées. L'effet qu'elle produit ne vient pas des idées seules, ainsi présentées, mais surtout de la manière dont elle agit sur l'esprit par son système grammaticale. En lui imposant un travail méditatif beaucoup plus grand qu'aucune autre langue n'en exige de lui, en l'isolant sur les rapports des idées, en le privant presque de tout secours à peuprès machinal, en fondant la construction presqu'exclusivement sur la suite des idées rangées selon leur qualité determinative, elle réveille et entretient en lui l'activité qui se porte vers la pensée isolée, et l'éloigne de tout ce qui pourrait en varier et en embellir l'expression.

Es würde die Gränzen dieser Arbeit überschreiten, wollte ich tiefer auf diese so bedeutende Schrift eingehen. Doch will ich noch zwei Stellen hervorheben, welche zeigen, wie rasch sich Humboldt von Detailfragen zu umfassenden Gedanken erhebt

und welch' feines Gefühl er für die leisesten Pulsschläge des sprachlichen Lebens besaß.

An der ersten (S. 25 ff.) bemerkt er, daß drei chinesische Wörter, welche magnum, plorare, dicere bedeuten, ausdrücken, 'daß große Klagen dem, was jemand gesagt hat, vorangingen' und derselbe Sinn im Latein durch vier Wendungen bezeichnet werden könne, deren jede den materiellen Inhalt auf eine innerlich verschiedene Weise zur Anschauung bringt; daß man in der Uebersetzung eine derselben wählen müsse und dadurch nuancer l'expression plus qu'elle ne l'est dans le texte Chinois et plus que l'idée seule ne l'exigerait. Dann fährt er fort: On pourrait faire ici l'objection que de semblables phrases ne se présentent à l'esprit d'un Chinois que sous une des formes possibles qu'elles semblent admettre, et quo l'usage de la langue donne lo tact nécessaire pour saisir cette forme précise. Mais il est toujours de fait que les mots chinois ne renferment aucune marque qui force ou qui autorise à les prendre plutôt sous cette forme que sous une autre des formes indiquées, et l'on peut poser en principe que, dès qu'un rapport grammatical frappe vivement l'esprit d'une nation, ce rapport trouve un expression quelconque dans la langue que parle cette même nation. Ce que l'homme conçoit avec vivacité et clarté dans la pensée, il l'exprimo infailliblement dans son langage. On peut également retourner ce principe, et dire: si un rapport grammaticale ne trouve pas d'expression dans une langue, il ne frappe pas vivement la nation qui la parle et n'en est pas senti avec clarté et précision.

An der andern Stelle (S. 16)[1]) zeigt er, daß die englische Sprache auch da, wo sich keine Spur einer grammatischen

[1]) vgl. wesentlich dasselbe in der Einleitung zu dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache', in 'Ges. Werke' VI. 291. 292.

Formgebung mehr erhalten hat, doch noch von dem formenden Princip beherrscht wird, welches einst durchweg in den ihr zu Grunde liegenden Sprachen lebte und vielfach auch in ihr selbst noch seinen lautlichen Ausdruck findet.

In demselben Jahr 1827 las Humboldt die schon mehrfach erwähnte Abhandlung 'über den Dualis' [1]). Ueber die Trefflichkeit dieser Arbeit herrscht nur eine Stimme; dennoch scheint mir fast, daß ein tieferes Eingehen in das Detail sie nicht bloß frischer und lebendiger gemacht, sondern auch manches ergänzt und in ein richtigeres Licht gestellt haben würde. Jetzt insbesondere würde noch ein eigenthümlicher vedischer Gebrauch des Duals zu beachten sein [2]).

Die letzte der veröffentlichten akademischen Abhandlungen handelt 'Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen einiger Sprachen' und versetzt uns schon fast ganz in Humboldt's malayisch-polynesische Studien. Doch wird außer in diesen der Zusammenhang dieser beiden Wortklassen auch in der chinesischen, japanesischen und armenischen Sprache verfolgt und das Wesen des Pronomens überhaupt einer Betrachtung unterworfen, welche dieser Abhandlung einen besondern Werth verleiht.

Ein Jahr vor dieser war ein Brief an Alexander Johnston in den Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland [3]) erschienen unter dem Titel 'An essay on the best means of ascertaining the affinities of Oriental Languages', welcher mit eindringlicher Energie die zwar in Deutschland schon längst anerkannte, aber außerhalb desselben

[1]) In den Abhandl. der Berl. Akad. dieses Jahres, hist.-phil. Cl. S. 161—187, 'Ges. Werke' VI. 562—596.

[2]) vgl. darüber unter andern meine vollständige Sanskrit-Grammatik § 635. 637.

[3]) Vol. II. P. 1. (Lond. 1829) p. 213—221, in 'Ges. Werke' VII. 423—434.

noch immer vernachlässigte Nothwendigkeit geltend macht, bei Bestimmung der Sprachverwandtschaft ganz vorzugsweise sein Augenmerk der Grammatik der zu untersuchenden Sprachen zuzuwenden.

Wir kommen jetzt zu dem letzten und bedeutendsten Werke des gewaltigen Denkers. Wir erinnern uns, daß schon während seines Aufenthaltes in Rom die amerikanischen Sprachen seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die große Verschiedenheit derselben von allen übrigen Sprachen, ihr eigenthümliches innerlich verwandtes und äußerlich doch so verschiedenes Verhältniß unter einander, sowie die auffallende Besonderheit ihres Baus sind ganz geeignet, das höchste Interesse eines Sprachforschers herauszufordern. Dieses erhielt in Rom keinen geringen Vorschub durch die Fülle der grammatischen und lexikalischen Hülfsmittel für das Studium derselben, welche sich dort in den Bibliotheken und dem Besitz von Privatleuten — zurückgekehrten jesuitischen Missionären — vorfanden; sicherlich auch durch die persönliche Bekanntschaft mit Hervas, dem größten Kenner derselben. Interesse sowohl als Hülfsmittel wurden ohne Zweifel gesteigert durch die 1804 erfolgte Rückkehr des Bruders, Alexander von Humboldt, von seiner amerikanischen Reise. Auch dieser war neben seinen übrigen hohen Geistesgaben von der Natur mit einem besonderen Sprachtalent ausgestattet; er verwerthete es zwar vorzugsweise zu praktischen Zwecken; allein es setzte ihn in den Stand, seinen allumfassenden Blick auch dieser Seite der menschlichen Natur- und Geistesentwickelung zuzuwenden und manche Bemerkungen in seinen Werken — wie seinem Essai politique sur la nouvelle Espagne[1]), den Vues des Cordillères und der Rélation historique du Voyage aux regions équinoxiales du nouveau Continent — zeigen, wie tief er in manche der amerikanischen Sprachen eingedrungen war. Als

[1]) z. B. I. 352, II. 254. 279; s. auch Adelung's Mithridates III. 2, 310 ff.

Wilhelm Muße erhielt, sich wissenschaftlicher Thätigkeit ganz zu widmen, beabsichtigte er schon im Jahre 1820 eine Arbeit über die amerikanischen Sprachen[1]), wie er denn auch in der Akademie der Wissenschaften eine nicht gedruckte Abhandlung vortrug, in welcher er einen großen Theil derselben in Bezug auf die Art, wie sie das Verbum ausdrücken, mit einander verglich[2]).

Wie aber das Studium des Sanskrit und der damit zusammenhängenden Sprachen auf seine sprachwissenschaftliche Forschungen überhaupt vom größten Einfluß war, so scheint es auch dazu beigetragen zu haben, daß er die amerikanischen Arbeiten zunächst zurückschob und schon im Jahre 1827 den Plan gefaßt hatte, sich in einer ausführlichen Arbeit über die Sprachmasse zu verbreiten, die sich 'von Abend nach Morgen, von Sumatra bis zur Oster-Insel, und von Mittag gegen Mitternacht, von Neu-Seeland bis zu den Sandwichs-Inseln erstreckt'[3]).

Mit dem Studium des Sanskrit hatte er die Durchforschung der Sprachen der alten Welt, mit dem der amerikanischen die der neuen abgeschlossen; es blieben ihm nur die oceanischen übrig, um zunächst äußerlich die Kluft auszufüllen, welche beide trennt, und so im großen Ganzen die Gesammtheit der damals zugänglichen Hauptsprachstämme sich anzueignen. Aber diese Ausfüllung war vielleicht sogar eine nicht bloß äußerliche, sondern selbst eine innerliche. Diese in dem großen Ocean zerstreuten Sprachen bildeten vielleicht die Pfeiler einer Brücke, welche von der alten nach der neuen Welt hinüberführt. 'Denn', heißt es in dem Werke über die Kawi-Sprache an dem angeführten Orte, 'auf der einen Seite gränzen diese Sprachen an die Indischen und einige derselben enthalten eine nicht unbedeutende

[1]) s. 'Ges. Werke' III. 249.

[2]) s. Lettre à M. Abel-Rémusat p. 76. 'Ges. Werke' VII. 352. 'Kawi-Sprache' I. cccxviii.

[3]) s. R. Haym, 'W. v. Humboldt' S. 440 und W. v. Humboldt 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. III. Berl. 1839, S. 428.

Anzahl Sanskritischer Wörter. Ihre Geschichte hängt also insoferne mit den Schicksalen des Sanskrits zusammen; und es ist schwer zu bestimmen, ob dies gegen den Zustand, in welchem wir diese Sprachen kennen, die früheren oder späteren sein dürften? Auf der andern Seite könnte zwischen ihnen und den Amerikanischen ein Zusammenhang irgend einer Art vorhanden sein. Indem ich keineswegs die Wichtigkeit einiger hauptsächlicher Grundzüge, in welchen diese beiden Sprachmassen übereinkommen, verkenne, so hat mich aber doch mein bisheriges Studium der Amerikanischen Sprachen überzeugt, daß man sich dieser Richtung nicht leichtgläubig anvertrauen darf. Allein die Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu behalten, bewogen mich mehrere, nicht unwichtige Thatsachen, von welchen ich hier nur einige anführen will'.

Gewiß war es eine eines so großen Denkers und Forschers nicht unwürdige Aufgabe, den hier sich erhebenden Fragen seine ganze Thätigkeit zuzuwenden, alles was zu ihrer Entscheidung beitragen könne, zu sammeln, zu sichten und dadurch die Entscheidung vorzubereiten, vielleicht selbst unwiderleglich hinzustellen.

Leider hat ihm das Schicksal nicht vergönnt, diese Arbeiten in ihrem ganzen Umfang zu vollenden.

Bei der Entwickelung derselben nahm er seinen Ausgang von einer Gelehrten- und Dichter-Sprache, welche über mehrere Inseln des Indischen Archipels, insbesondere über Java, Madura und Bali verbreitet, schon durch ihren sanskritischen Namen Kawi-Sprache (skrit. kavi, Subst. Dichter, Adj. weise) und noch mehr durch die in ihrer Literatur hervortretende 'innigste Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel'[1]) Java den gewaltigen Einfluß der indischen Cultur auf den indischen Archipelagus bezeugt. Diesen Einfluß genauer zu erforschen und festzustellen, sollte die Aufgabe der beiden ersten Bücher des Werkes sein und zwar sollte dieses eben an der

[1]) W. v. Humboldt 'Ueber die Kawi-Sprache', Bd. I. Einl. S. XVI.

Durchdringung des einheimischen und sanskritischen Elements in der Kawi-Sprache geschehen. 'Ich werde dabei', heißt es a. a. O., 'immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung hinsehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachten und seine Entwickelung bis zu dem Punkte verfolgen, wo ich seinen Charakter in der Tagalischen Sprache' (der Hauptsprache der Philippinen) 'in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaube. Im dritten Buche werde ich mich, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, über den ganzen Archipel verbreiten ... und so versuchen, ob dieser Weg, verbunden mit dem bis dahin Erörterten, zu einer richtigeren Beurtheilung des Völker- und Sprachverhältnisses der ganzen Inselmenge zu führen vermag?'

Von diesen drei Büchern war bei Humboldt's Tode nur ein sehr geringer Theil druckfertig. Vollständig eigentlich nur das erste, welches 'Ueber die Verbindungen zwischen Indien und Java' handelt[1]). Das zweite Buch 'Ueber die Kawi-Sprache'[2]) war einer Ueberarbeitung bestimmt[3]). Das dritte Buch, das für die Sprachwissenschaft bedeutendste 'Ueber den Malayischen Sprachstamm'[4]) ist aus einer Reihe mehr oder weniger ausgeführter und vorläufiger Ausarbeitungen von Buschmann mit einer Gewissenhaftigkeit und in einer so ausgezeichneten Weise aneinandergefügt, ergänzt und fortgeführt, daß er sich dadurch ein auf das dankbarste anzuerkennendes und unvergeßliches Verdienst um die Wissenschaft erworben hat. Ohne dieses würde die vollständige wissenschaftliche Entdeckung und Begründung des malayisch-polynesischen Sprachstamms, welche wir — trotz der oben (S. 241) erwähnten Arbeit des ausgezeichneten Linguisten

[1]) In dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' Bd. I. (Berl. 1836) S. 1—312.
[2]) ebds. Bd. II. (Berl. 1838) S. 1—203.
[3]) ebds. Vorrede von Buschmann S. VIII.
[4]) ebds. und Bd. III. 207—1028.

Reland — als eine der bedeutendsten Thaten Wilh. von Humboldt's betrachten dürfen, der Sprachwissenschaft gewiß noch einige Zeit gefehlt haben.

Ist es nun gleich zu beklagen, daß das Schicksal dem Forscher nicht vergönnt hat, dieses glänzende Resultat seiner scharfsinnigen und sorgfältigen Forschung nach allen Seiten hin selbst auszugestalten, so können wir uns doch andrerseits glücklich preisen, daß er lange genug gelebt hat, um wenigstens den wunderbarsten Theil dieses Werkes, die Einleitung dazu, zu vollenden. Denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß, bei der immer mehr zunehmenden Verbreitung sprachwissenschaftlichen Interesses und der richtigen Methode sprachwissenschaftlicher Forschung, die schon von Reland erkannte weite Verbreitung des Malayischen Sprachstamms auch von einem andern Jünger dieser Studien erwiesen und genau bestimmt sein würde. Ob aber so bald wieder Jemand erstehen möchte, welcher fähig wäre, diese — trotz alles dessen, was die Wissenschaft darin abzulehnen genöthigt ist — mit vollstem Recht zu Deutschlands größten geistigen Thaten gerechnete Arbeit abzufassen, scheint, mir wenigstens, überaus zweifelhaft. Sind es doch auch in der wissenschaftlichen Bewegung keineswegs die Resultate allein, welche ihr ihren Werth verleihen. So wie der Wandrer sich auch des Weges erfreut, der ihn zu seinem Ziel führt, ja nicht selten mehr als des Zieles selbst, so sind auch in der Wissenschaft die Wege — ja die Quer- und Kreuz-, selbst die Irrwege — nicht selten eben so bedeutend, eben so belehrend, als die Ziele, sogar die befriedigenden, zu denen sie endlich geführt haben mochten. Wie sich alle philosophischen Geister des Gedankenkreises großer Vorgänger bemächtigen, wenngleich die Anschauungen, auf denen er beruht, längst ausgestorben sind, so werden auch die Jünger der Sprachwissenschaft stets mit Gewinn dieß Humboldt'sche Werk studiren, wenn gleich auch in ihm kein unwesentlicher Theil einer Anschauung angehört, die der Geschichte anheimgefallen ist.

Diese — mit Weglassung weniger Seiten — auch besonders erschienene[1]) Einleitung ist jedem gebildeten Deutschen so bekannt, daß ich nur der Vollständigkeit wegen ihren Titel hieher setze. Er lautet in Verbindung mit dem des ganzen Werkes: 'Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts'. Haben wir in der 1820 vorgetragenen Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachstudium' Humboldt's sprachwissenschaftliches Manifest gesehen, so dürfen wir dieses sein letztes Werk als sein sprachwissenschaftliches Testament betrachten. In ihm ist im Wesentlichen alles zusammengefaßt, was er als Resultat seiner Forschungen über die allgemeinsten Fragen der Sprachwissenschaft: Entstehung, Wesen und Verschiedenheit der Sprachen, aufstellen zu können glaubte, und es bedarf verhältnißmäßig nur weniger Ergänzungen aus seinen übrigen Werken, um als Bild der allgemeinen Sprachwissenschaft im Humboldt'schen Sinne benutzt zu werden. Denn das, was eigentlich seine Hauptaufgabe bildet, ist in seinen Gründen, in seinen Verzweigungen nach unten und oben, so tief und so weit gefaßt, daß es wohl nur wenige Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft gibt, welche darin unerörtert oder unberührt geblieben wären.

Was die Anfänge der Sprache betrifft, so bekämpft Humboldt die Ansicht, welche sie in 'dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung' sucht und 'die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt'[2]). 'Die Worte', heißt es weiter, 'entquellen freiwillig ohne Noth und Absicht der Brust .... denn der Mensch,

---

[1]) Auch in den 'Ges. Werken' VI. S. 1—425. Die hier fehlenden Seiten entsprechen den ersten XVI; dagegen findet sich ein kleiner Zusatz am Ende des ersten Paragraphs; um die entsprechende Seitenzahl in dem Werke über die Kawi-Sprache zu finden, hat man zu der der 'Ges. Werke' stets 15 oder 16 hinzuzufügen.

[2]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI, 60.

als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend'. Die Sprache ist Produkt der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft[1]). 'Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maaß der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist'[2]). 'Indem die Sprachen nun .... Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daß jeder das Verständniß aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen'[3]).

In Bezug auf das Wesen und die Bildung der Sprache heißt es: 'Die Sprache .... ist etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes .... Sie .... ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit (energeia) .... Sie ist .... die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen'[4]). Vermittelst der Sprache allein bildet die subjective Thätigkeit im Denken ein Object. 'Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloß empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der sub-

---

1) Haym, Wilh. v. Humboldt S. 496.
2) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. 6.
3) ebds. S. 35; vgl. übrigens oben S. 295 ff.
4) ebds. S. 41. 42.

jectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solches auf's neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüber versetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden'[1]).

'Das Wort .... ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes'[2]). 'Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muß'[3]). Bezüglich der speculativen Betrachtungen über die Analogie zwischen Gedanke und Laut verweise ich auf die Einleitung selbst S. 51 ff. Die Bezeichnung der Begriffe scheint ihm auf eine dreifache Art vor sich gegangen zu sein, durch lautliche Nachahmung, 'wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind', durch Symbolik 'die nicht unmittelbare, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung', die analogische 'durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe'[4]).

'In der Sprache .... unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondre Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffen-

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. 53.
[2]) ebds. S. 59.
[3]) ebds. S. 76.
[4]) ebds. S. 80—82.

heit der Organe abhängt und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständiger symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache'[1]).

Bezüglich der Sprachentwickelung im Allgemeinen heißt es S. 109 ff.: 'Der Begriff vermag sich .... ebenso wenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andern Worten wieder finden. Dennoch muß die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor . . . .'

'Man kann die Sprachen nicht als Aggregate von Wörtern betrachten. Jede ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft'[2]). 'Da sie' (nämlich die

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. S. 304. 305.

[2]) Ueber die Kawi-Sprache II. 220.

Sprache) . . . . 'ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloß Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder vielmehr . . . . Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsern Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprache die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, hindurchgehen'[1]. 'In dem Entwickelungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip und der Einfluß des schon hervorgebrachten Stoffes.... An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muß sie dieselben . . . . in eine Einheit verbinden . . . . Jede Einheit aber kann nur die eines ausschließlich vorwaltenden Princips sein'[2]. Die Arbeit des Geistes, durch welche die Sprachen gezeugt werden, wirkt, wie 'Einleitung S. 42. 43' erörtert wird, auf eine 'constante und gleichförmige Weise . . . . Sie hat zum Zweck das Verständniß. Es darf also Niemand auf andre Weise zum Andern reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde . . . . Das in dieser Arbeit des Geistes den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus'. Das folgende bis S. 47 führt

[1] 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. 107.
[2] ebds. S. 189.

dieß genauer aus und auf der letzterwähnten Seite heißt es dann: 'Sie' (die Sprache) 'ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit'.

In Bezug auf die ganze Geschichte einer Sprache werden S. 189 zwei Perioden unterschieden: 'Die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist; die andre, wo nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äußeren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt'. Bezüglich der ersten Periode dann S. 195 'In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen soll, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andern anschießt .... Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da'.

Rücksichtlich der Hauptaufgabe dieser Einleitung heißt es: 'Die Identität .... so wie die Verwandtschaft der Sprachen muß auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen'[1]). 'Der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte' ist 'darum und insofern verschieden ...., weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist'[2]). Die 'Verschiedenheit' (der Sprache) 'läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht'[3]). 'Da die

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' IV. S. 18.
[2]) ebds. S. 39.
[3]) ebds. S. 8.

Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniß der Sprache in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daß die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein und immer den allgemeinen Zweck erreichen muß. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet'[1]). Sie entsteht, wie weiter ausgeführt wird, durch die 'nicht überall' gleiche 'Energie der Kraft', 'mit welcher' der innere Sprachsinn 'auf den Laut einwirkt und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen, zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht'[2]) . . . . 'Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip'[3]).

'In der Betrachtung der Sprache an sich muß sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welcher sie sich dieser einen Form nähern'[4]). 'Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter' (wie Verbum, Nomen, Verbalformen, Nominalformen u. s. w.), 'wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Ausbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. S. 305.

[2]) ebds. und S. 306.

[3]) ebds. S. 306.

[4]) ebds.

genannt'[1]). 'Wenn es mir gelungen ist', heißt es dann S. 192, 'die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern . . . ., so bleibt es unzweifelhaft, daß sie ausschließlich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt . . . . Es kann nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschließlich zur Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den erstren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend'. Später dann[2]) werden die sanskritischen Sprachen als diejenigen hingestellt, die sich der vollendetsten Form, wie sie S. 307 genauer geschildert wird, am meisten nähern, und hinzugefügt[3]): 'Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten. Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmäßigen hinstreben, das Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Bau keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben . . . . außer der, aller grammatischen Formen entrathenden Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglu-

[1]) 'Einleitung' in 'Ges. Werke' VI. S. 132. 133.
[2]) ebds. 307.
[3]) ebds. S. 308.

tinirende und die einverleibende (vgl. S. 133 und S. 167 ff.)[1]. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme und Mischung ist'. Dann S. 313: 'Die von der durch die rein gesetzmäßige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn' (d. h. der Flexion in ihrer höchsten Vollendung) 'abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiet befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen'.

S. 333: 'Die Chinesische und die Sanskritsprache' (letztre als Repräsentantin der flexivischen) 'bilden' 'in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander .... an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich' .... 'Alle übrigen Sprachen' 'kann man' als in der Mitte jener beiden Endpunkte liegend betrachten, da alle sich entweder der chinesischen Entblößung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschließung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen[1]). Selbst die einverleibenden Sprachen .... sind in diesem Falle .... Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in eine Classe geworfen werden'.

S. 335: 'Es' 'würde' 'einseitig sein' .... 'Stufen der Sprache zu bestimmen' und S. 338: 'Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag

[1]) vgl. oben S. 366 und 367 insbesondre die Anm.

und lassen folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt' (gewissermaßen eine künstliche Classification, etwa nach Analogie der Linné'schen, statt einer natürlichen versucht) 'ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn bei tiefer eindringender Forschung die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems . . . . wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten entgegen, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich . . . . Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedne Classen zu bilden scheinen'.

So bedeutend dies Werk ist, so muß ich mich doch enthalten, hier weiter in den Inhalt desselben einzugehen. Ich hoffe, daß diese fast durchgehends mit W. v. Humboldt's eignen Worten gegebenen Ansichten desselben über Anfang, Wesen und Verschiedenheit der Sprachen den Leser einigermaßen in den Stand setzen, diese kennen zu lernen und sich auch einen ungefähren Begriff über die Art seiner Darstellung — wenigstens so weit sie das Einzelne betrifft — zu bilden. Wem daran gelegen ist, sich genauer damit bekannt zu machen, muß ich auf Haym's und Steinthal's Arbeiten verweisen, von denen jene durch Unbefangenheit, diese durch genauere Kenntniß des Gegenstandes der Humboldt'schen Geistesthätigkeit und eine eingehende kritische Behandlung der Resultate derselben in Bezug auf allgemeine Sprachwissenschaft[1]) seine Absicht in hohem Grade fördern, selbst voll-

[1]) Insbesondre in der 'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues'. Berlin 1860, S. 20—70.

ständig erfüllen werden. Auf die eine Seite dieser Einleitung, welche dem 'Einfluß der Verschiedenheit des Sprachbaues auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts' gewidmet ist, näher einzugehen, muß ich mir ganz versagen, da sie, nach meiner Ansicht, außerhalb des Bereichs der Sprachwissenschaft liegt und den Untersuchungen über die Entwickelung der menschlichen Cultur angehört.

Dagegen erlaube ich mir noch einige Worte über den linguistischen Theil des Werkes selbst, welches dieser Einleitung folgt, d. h. über dessen zweites und drittes Buch.

Das zweite Buch, überschrieben 'Ueber die Kawi-Sprache' (Bd. II. S. 1—203), bildet eigentlich die Hauptaufgabe des Ganzen: die Feststellung des Charakters und Wesens dieser eigenthümlichen linguistischen Erscheinung, so wie die Lösung der mannigfachen Fragen, die sie hervorruft.

Die Literatur dieser sogenannten Kawi-Sprache war einst sehr bedeutend und vieles daraus ist noch jetzt theils im Urtexte, theils in javanischen Uebersetzungen bewahrt. Die Titel dieser Werke sind größtentheils aus dem Sanskrit entlehnt und wesentlich identisch mit denen berühmter Werke der Sanskrit-Literatur. Dies ist aber keinesweges mit dem Inhalte der Fall, sondern dieser beruht theils auf Recensionen dieser Werke, die älter als die auf uns gekommenen sind, theils wohl auf einer freien mehr oder weniger eigenthümlichen Behandlungsweise. Mehrere dieser Kawi-Werke sind noch in der arabischen Zeit abgefaßt; in Bali ist das Kawi noch heute heilige Sprache der Brahmanen, und in Java, wo es sich in gewissen dramatischen Puppenspielen im Gebrauch erhalten hat, gehört es sogar noch zur Modebildung, einige Kenntnisse desselben zu besitzen. Die mit Puppen dargestellten Stellen der Gedichte werden nämlich in Kawi hergesagt, worauf jedoch natürlich eine javanische Uebersetzung folgt.

Humboldt stand bei Abfassung seiner Untersuchungen nur ein Werk zu Gebot: das Brata Yuddha 'der Kampf der

Bharata's', wesentlich eine Bearbeitung des indischen Epos **Mahâbhârata**. Das Resultat dieser Untersuchungen ist zunächst, daß die Sprache in einen sanskritischen und einen nicht sanskritischen Theil zerfällt, und Humboldt gibt sogleich, auf einige Belege gestützt, mit Bestimmtheit die Ueberzeugung zu erkennen, daß dieser nicht-sanskritische Theil javanisch sei, nicht aber das heutige Javanisch, sondern eine ältere Form dieser Sprache.

Die Hülfsmittel, welche W. v. Humboldt für die Kenntniß des Javanischen zu Gebote standen, waren aber keineswegs genügend, diese Ueberzeugung zu strenger Evidenz zu erheben.

Allein diese Sprache gehört zu dem großen Malayischen Sprachstamm; von diesem waren schon mehrere Glieder mehr oder weniger bekannt und deren Hülfe war es, durch welche die Möglichkeit gegeben ward, mit Sicherheit festzustellen, daß die Kawi-Sprache in ihrer einen nicht sanskritischen Seite ebenfalls zu diesem Stamm gehöre.

Dies führt dann zu der umfassenden Untersuchung des Malayischen Sprachstammes, mit welcher die genauere Bestimmung der Kawi-Sprache und des Alt-Javanischen zunächst Hand in Hand geht. Dabei wird dann auch schon ein wichtiges Resultat in Bezug auf den Malayischen Sprachstamm mitgetheilt, welches sich zwar aus der umfassenden Behandlung im dritten Buch auch von selbst entgegendrängt, aber so kurz und bündig doch nicht weiter ausgesprochen wird. Es lautet in Humboldt's eignen Worten[1]: 'Die Sprachen des malayischen Sprachstammes haben sich, eben so wie die andrer Stämme, von einem kunstvollen Bau in einen kunstloseren aufgelöst'. In der Javanischen Sprache und in der der Philippinen erkennt W. v. Humboldt diejenigen, welche den ursprünglichen kunstvollen Bau einigermaßen bewahrt haben.

Die speciellen Untersuchungen über die Kawi-Sprache beschäftigen sich vorzugsweise mit der Aufnahme und Behandlung

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 30.

der Sanskritwörter in das Alt-Javanische, womit sich außer Forschungen über dieses und den malayischen Stamm überhaupt, in Uebereinstimmung mit Humboldt's Hauptneigung, auch die Erörterung vieler linguistischer Fragen von allgemeinem Charakter verbindet. Das Resultat dieser Untersuchungen wird am Schluß in folgenden Worten[1]) zusammengefaßt: 'wenn ich nun alles zusammennehme, was mir aus diesen Erörterungen zu fließen scheint, so halte ich das Kawi für eine ältere Form der heutigen javanischen Landessprache, die aber in der Bearbeitung wissenschaftlicher, aus Indien nach Java verpflanzter Kenntnisse und in der Nachahmung indischer Dichtungen eine unbestimmbare Menge reiner Sanskritwörter in sich aufgenommen hat und dadurch, so wie durch die Eigenthümlichkeiten ausschließlich dichterischer Diction zu einer, von der gewöhnlichen Sprache abweichenden, in sich abgeschlossenen Sprachart geworden ist'. Weiterhin[2]) heißt es: 'Javanen haben indische Weisheit und Dichtung sich angeeignet, sind der indischen Sprache mächtig gewesen und haben aus ihr mit Bedacht- und Absicht Wörter entlehnt, gerade so, wie Persische Schriftsteller arabische aufnehmen'.

Die Forschungen über den Malayischen Sprachstamm, oder überhaupt die Sprachen des großen Oceans und des indischen Meeres, welche, wie gesagt, zunächst zur genauen Bestimmung des Kawi dienten, sollten sich im dritten Buche verselbstständigen. Für diesen Theil des Werkes hat Humboldt nur mehrere kostbare und ziemlich umfangreiche Aufsätze hinterlassen. Der Herausgeber, Buschmann, hat diese zusammengeordnet und vielfach ergänzt und den letzten Abschnitt (von S. 569 bis 1028) fast ganz aus dem Seinigen hinzugefügt.

Dieses dritte Buch ist in vier Abschnitte zerfällt. Der erste, überschrieben 'Stammverwandtschaft der malayischen Sprachen'

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 188.

[2]) ebds. S. 191.

(S. 207—293) betrachtet zunächst den stammverwandtschaftlichen Zusammenhang dieser Sprachen im Allgemeinen. Zu diesem Zwecke wird — abgesehen von mehreren einleitenden, den Blick über Sprachverwandtschaft überhaupt und die malayische insbesondre aufklärenden Bemerkungen — eine vergleichende Worttafel mitgetheilt, in welcher eine Menge Wörter aus dem Malayischen in specie (der Sprache, die sich auf der Halbinsel Malacca ausbildete), dem Javanischen (sammt dem Kawi), der Bugis-Sprache (in Celebes), dem Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Neu-Seeländischen, Tahitischen und Hawaiischen zusammengestellt sind. Hierauf folgt eine Vergleichung der Pronomina und Zahlwörter. Endlich wird die innige Verwandtschaft dieser, räumlich so sehr von einander getrennten, Sprachen durch ihre Uebereinstimmung in der Wortbildung und Wortbeugung erhärtet.

Den Schluß dieses Abschnitts bildet eine allgemeine Charakteristik und Classificirung des malayischen (oder wie wir jetzt sagen würden: malayo-polynesischen) Sprachstammes. Ich erlaube mir in Bezug darauf die Hauptstellen[1]) mit des Verfassers eignen Worten anzuführen:

'Nach dem bisher Entwickelten fehlen also den Sprachen des Malayen-Stammes die hauptsächlichsten grammatischen Mittel, an welche andre das Verständniß der Rede knüpfen und sie kommen darin dem Zustande des Chinesischen nahe. In dem eigentlichen Flexionstheile der Grammatik, der Deklination und Conjugation, entfernt sich keine irgend bedeutend von diesem Typus, in der grammatischen Wortbildung aber (dem Stempeln der Begriffswörter zu den Redetheilen und der Classificirung derselben in diesen) weichen alle von ihm ab, die Polynesische[2]) zwar nur sehr schwach, die Tagalische, Madecassische und Malayische' (in specie) 'aber durchaus wesentlich und zwar in der

[1]) 'Ueber die Kawi-Sprache' II. 292.

[2]) Bei Humboldt insbesondre durch das Tahitische, Neu-Seeländische und Tongische repräsentirt.

Folge wie sie hier genannt sind, in höherem und absteigend niederem Grade. Auf diese Weise sind die polynesische und malayische die dürftigsten in grammatischen Formen. In jener tritt aber an dessen Stelle ein Reichthum von Partikeln. In den übrigen Sprachen ist diese wuchernde Partikelfülle weggeschnitten, und zur Vorteinheit verbundene Formen treten hervor. In das Malayische sind aber von diesen vergleichungsweise nur wenige übergegangen, die Sprache hat sich mit diesen eingerichtet, ihr Bedürfniß erfüllt gefunden und abgeschlossen. Die Polynesischen Sprachen scheinen mir unter den hier verglichenen den alterthümlichsten Charakter an sich zu tragen. Dies beweist schon der Typus ihrer Grammatik'.

Obgleich sich seit Humboldt's Bearbeitung grade für diese Sprachen das Material bedeutend gemehrt hat, hat sich diese seine Classificirung doch im Ganzen als richtig bewährt. Die malayo-polynesischen Sprachen zeigen — ähnlich wie die uralaltaischen und im Gegensatz zu den indogermanischen — eine Erhebung von schwach entwickelter Formation in den polynesischen Sprachen zu reich entwickelter, wie sie insbesondre in den tagalischen hervortritt und einst auch der malayo-javanischen Gruppe angehörte, in dieser aber wieder herabgesunken ist[1]).

Der zweite Abschnitt, überschrieben 'Betrachtung der einzelnen Sprachen des Stammes, besonders der im engern Sinn malayisch genannten' (S. 294—424), beginnt mit einer Charakterisirung der kunstloser geformten Sprachen, der der Südsee-

[1]) Um das Verhältniß der Humboldt'schen Forschung zu den Ergebnissen, wie sie sich in Folge des vermehrten Materials gestalten, etwas genauer zu erkennen, bedarf es nur der Vergleichung mit der kurzen Darstellung von Friedrich Müller in 'Reise der österreichischen Fregatte Novara. Linguistischer Theil'. Wien 1867 S. 269 ff. Ich erlaube mir aus derselben (S. 287) seine Classificirung hervorzuheben, welche zwar von der vollendetsten Form beginnt, aber, wie Humboldt, die einfachste als deren Grundlage betrachtet (s. S. 290). Er ordnet die hieher gehörigen Sprachen in folgende drei Classen:

inseln: Tahitisch, Sandwich, Fidschi und Tongisch; dann wendet er sich zu den höher gebildeten westlichen: der Bugis-Sprache, Tagalisch, Javanisch und Madecassisch. Den Schluß bilden zwei Kapitel, überschrieben 'von dem grammatischen Bau der maayischen Sprachen', welche eine kurze vergleichende Grammatik derselben versuchen. Diese umfaßt das Nomen, den Artikel, das Pronomen und Verbum, von letzterem das Tagalische und Madecassische mit ziemlicher Ausführlichkeit.

Der dritte Abschnitt, überschrieben 'über die Südsee-Sprachen' (S. 425—486), unterwirft diese einer allgemeinen Betrachtung, welche von der Sprachkunde überhaupt ausgeherd, das Verhältniß der Südsee-Sprachen zu den asiatischen und amerikanischen beleuchtet und ein Bild der Grammatik der Tongischen, Neu-Seeländischen und Tahitischen Sprachen entwirft.

Der vierte Abschnitt: 'Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen' rührt nur zum kleinsten Theil (S. 487—586) von Humboldt her, nämlich die Behandlung des Lautsystems und etwa der Hälfte der Partikeln, und zwar die der Trahitischen und eines Theiles der Neu-Seeländischen. Alles übrige verdanken wir der Hingebung Buschmanns, welcher zu seinen großen selbstständigen Verdiensten um diese so wie die amerikanischen Sprachen

---

'I. Malayische Sprachen:

A. Tagalische Gruppe' (vollendetste Form): 1. 'Tagala, Bisaya, Pampanga, Iloca, Bicol, Ybanay, legua Zebuana. 2. Sprache von Formosa. 3. Sprache der Marianen. 4. Sprache von Madagascar.

B. Malayo-Javanische Gruppe' (von der vollendetsten Form herabgesunken): 'Malayisch, Javanisch, Sundaisch, Battak, Mankâsarisch, Bugis, Dayak.

II. Polynesische Sprachen' (unvollendete Form):
'Samoa, Tonga, Maori, Rarotonga, Tahiti, Hawaii, Marquesas-Inseln u. s. w.

III. Melanesische Gruppe' (ebenfalls unvollendet):
'Fidschi, Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Maré, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar u. s. w.'

das kaum geringer anzuschlagende gefügt hat, dieses letzte Werk eines unsrer größten Denker für den wissenschaftlichen Gebrauch gestaltet, ja vielleicht gerettet zu haben.

Ich hatte eigentlich die Absicht, diese kurzen Mittheilungen über Wilhelm von Humboldt mit etwas eingehenderen Erörterungen über seine Verdienste um die Sprachwissenschaft abzuschließen. Allein im Laufe derselben ist so manches schon hervorgehoben, selbst einiges mit der Ehrfurcht, wie sie einem so großen Denker gegenüber zur Pflicht wird, getadelt, daß ich mich theilweis wiederholen müßte, wenn ich dieser Absicht treu bleiben wollte. Ich beschränke mich daher nur auf einige wenige Worte:

War gleich die Verbindung der philosophischen, naturhistorischen, geschichtlichen und vergleichenden Richtungen in Humboldt noch nicht zu einer einheitlichen geworden, waren seine philosophischen Anschauungen auch noch nicht unmittelbare Resultate genügender historischer und vergleichender Arbeiten, sondern liefen diese Richtungen — theilweis entschuldbar: in Folge der Ungenügendheit der letzteren — noch mehrfach in unvermittelten, ja störenden und hemmenden Wegen neben und durcheinander, so war doch schon das Streben nach dieser Verbindung für die weitere Entwickelung der Wissenschaft von keinem geringen Gewinn. Denn die ältere philosophische Behandlung war in solchen Mißkredit gerathen, daß ohne das Beispiel eines auch auf dem Gebiet der historischen und vergleichenden Behandlung der Sprachen so hervorragenden Forschers jeder philosophischen Thätigkeit der Einfluß auf sprachliche Betrachtungen noch lange verschlossen geblieben wäre. So wirkte Humboldt's Beispiel für Sprachphilosophie in demselben Maaße, wie das von Leibnitz für Etymologie.

Indem ferner diese Verbindung philosophischer, naturhistorischer, geschichtlicher und vergleichender Betrachtung der Sprachen bei Humboldt eine ganz andre unvergleichlich breitere Unterlage erhielt, als ihr bis dahin zu Theil geworden war, ward sie in

kleinen sowohl als großen Fragen nach jeder dieser Richtungen hin von der allergrößten Bedeutung.

Hatte die sprachphilosophische Betrachtung früher fast weiter keine Unterlagen benutzt — auch wohl, wegen der größtentheils unzureichenden Bearbeitung andrer Sprachen, benutzen können — als die klassischen und bekannteren lebendigen und mit ihnen so operirt, als ob sie die einzigen Sprachen, ihre Gesetze die ewigen einzig richtigen wären, so wies Humboldt, dem eine ganz andre Fülle von Hauptsprachen zu Gebote stand, auf die Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachentwickelung und der darin herrschenden Gesetze hin und zeigte theils durch sein Beispiel, theils durch eindringliche Argumente, daß wo möglich alle Sprachen der Erde zu Hülfe gerufen werden müssen, um als Unterlage für sprachphilosophische Betrachtungen und Untersuchungen zu dienen. Wirkte er so schon nach dieser Seite hin günstig, so war diese Erweiterung des sprachlichen Gesichtskreises auch für die andern Seiten der sprachwissenschaftlichen Entwickelung kaum minder wichtig.

Die großen Resultate, welche theils schon während seines Lebens, theils nach seinem Tode auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gewonnen wurden, verdankte man wesentlich der geschichtlichen und vergleichenden Durchforschung der indogermanischen Sprachen. Die Mittel, welche durch diese dargeboten wurden, gaben die Möglichkeit, so viele Entwickelungen historisch bloszulegen und bis zu so alten Zuständen durchzudringen, daß manche Forscher auf diesem Gebiet anfingen sich einzubilden, wichtige, ja die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen einzig von da aus, vom alleinigen Standpunkt der indogermanischen Sprachen aus, entscheiden zu können, also, mag ihre Basis gleich breiter und ihre Methode sichrer geworden sein, wesentlich doch in denselben Fehler verfielen, welchen sie und andre an der älteren Sprachphilosophie gerügt hatten. Gibt es doch selbst heute noch Männer und zwar von bedeutender geistiger Kraft und

großen Kenntnissen auf sprachwissenschaftlichem Gebiet, welche sich einreden, mit Hülfe derselben die historischen Anfänge der Sprache überhaupt aufhellen zu können, ja in den sogenannten indogermanischen Wurzeln, Lautcomplexen, wie skar, stud und anderen, die ersten Gebilde oder Manifestationen des menschlichen Sprachvermögens leibhaftig vor Augen oder in Händen zu haben. Auch für diese war und ist die breite concrete Grundlage, welche Humboldt seinen philosophischen Betrachtungen gegeben hat, überaus belehrend, indem sie ihnen einen Maaßstab gewährt, an welchem sie die Beschränktheit und für derartige Forschungen Ungenügendheit des eigenen Gesichtskreises zu erkennen vermögen.

Einzelne bedeutende Resultate der Humboldt'schen Arbeiten noch besonders hervorzuheben, würde hier zu weit führen. Nur will ich noch daran erinnern, daß wir ihm insbesondre die scharfe Unterscheidung der Sprachen nach der in ihnen herrschenden materiellen oder formalen Bezeichnung grammatischer Categorien verdanken, so wie die eindringliche Hinweisung auf den innigen Zusammenhang zwischen sprachlicher und volklicher Individualität, auf die Nothwendigkeit, die tiefere Betrachtung einer Sprache mit der sorgfältigsten Erforschung des Charakters des Volkes zu verbinden, welches sie schuf oder spricht.

Schließlich kann ich nicht umhin, auf die Ehrfurcht nicht bloß vor der Sprache, sondern vor allen Schöpfungen des Volksgeistes aufmerksam zu machen, welche — in Uebereinstimmung mit der sonst ihm keineswegs homogenen, romantischen Richtung — alle seine Schriften durchdringt und nicht am wenigsten dazu beitrug, daß er mit einer gewissen Liebe seinen Blick in alle diese Entwickelungen versenkte und immer tiefer in sie einzudringen vermochte. So wirkten ursprüngliche Gaben des Geistes und Charakters, tiefe Studien, reiche Kenntnisse, umfassende Forschungen zusammen, um aus Humboldt's sprachwissenschaftlichen Schriften — trotz aller ihrer nicht weg zu läugnender Mängel — einen unerschöpflichen Born sprachwissenschaftlicher Weisheit

und — so zu sagen — Erbauung zu gestalten, aus welchem jeder Trunk — löscht er auch nicht immer den Durst nach Wissen — doch jederzeit Labung und Erquickung bietet.

X.

Hauptmomente der weiteren Entwickelung der Sprachwissenschaft.

Eine Anzahl von zum Theil sehr bedeutenden Männern schloß sich den Begründern der neuen Wendung dieser Wissenschaft, deren Thätigkeit wir in den letzten Abschnitten zu schildern versucht haben, an, betrat theils dieselben, theils mehr oder weniger nahe oder entfernte Bahnen, wendete die gleiche Methode theils auf dieselben, theils auf andre Sprachen, bekannte und bisher unbekannte, an, zog immer mehr Stoffe und Fragen der Sprachwissenschaft in das Bereich ihrer Forschung und hat im Verein mit den schon genannten im Laufe eines halben Jahrhunderts auf diesem Gebiete in intensiver und extensiver Beziehung mehr geleistet, als, so weit wir es zu beurtheilen vermögen, sämmtliche vorhergegangene Jahrhunderte der gesammten menschlichen Geschichte.

In den Vordergrund trat derjenige Theil dieser Wissenschaft, welcher am meisten zu der Umwandlung derselben beigetragen hatte, der indogermanische. Er hatte gewissermaßen einen doppelten Beruf zu erfüllen, einmal sich selbst auszugestalten und dann als Muster und Schule für die Behandlung der übrigen Sprachen und Sprachstämme zu dienen. Zu dem einen wie dem andern war er, wie kein andrer der bisher bekannten Sprachstämme, sowohl durch äußere als innere Verhältnisse, ganz vorzugsweise befähigt.

Drei der wichtigsten Sprachen dieses Stammes: Griechisch, Lateinisch und die eigne Muttersprache waren den Männern, welche sich an die sprachwissenschaftliche Bearbeitung desselben begaben, von Jugend auf in einer Weise bekannt geworden, welche sie in den Stand setzte, mit Erfolg diejenige Durchforschung

derselben zu unternehmen, welche die neue Wendung der Sprachwissenschaft nothwendig machte. Eine vierte, das Sanskrit, ergab sich schon dadurch, daß sie die Veranlassung zu der eingetretenen Wendung der Sprachwissenschaft geworden war, als so bedeutend, ja für alle Untersuchungen über den ganzen Stamm unbedingt nothwendig, daß alle, welche sich ihnen widmeten, die Verpflichtung fühlten, mit regem Eifer an die Erlernung derselben zu gehen und, unterstützt durch die engen Beziehungen derselben insbesondre mit den beiden klassischen, sie mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu erfüllen vermochten.

Wichtiger noch als die äußeren, waren die inneren Verhältnisse, welche diesen Sprachstamm für beide Seiten seiner Aufgabe besonders begünstigten und bevorzugten.

An ihm ließen sich die überlieferten und neu gewonnenen Methoden der Sprachforschung wie in dem Maaße an keinem andern zur Darstellung bringen.

Fünf Hauptphasen desselben — der arische Zweig mit seinen beiden Aesten, dem indischen und persischen, der griechische, lateinische und deutsche — haben im Laufe der Geschichte mehrere Entwickelungsphasen durchgemacht und in jeder derselben in größerer oder geringerer Fülle literarische oder ähnliche Denkmäler gestaltet und in solchem Umfang bis auf unsre Zeit vererbt, daß es dadurch möglich wird, eine mehr oder minder umfassende Darstellung der in ihnen herrschenden Sprachgestaltungen zu gewinnen, mit andern Worten eine Geschichte ihrer sprachlichen Umgestaltung zu geben, die dabei waltenden allgemeinen, allen fünf und somit wohl dem ganzen Stamm gemeinschaftlichen, und jedem einzelnen der Zweige besonderen Gesetze blos zu legen.

Daneben sind diese, so wie die übrigen Sprachzweige mehr oder weniger reich an dialektischen Seitenbildungen, welche in ein bestimmtes Verhältniß zu den verschiedenen Hauptphasen treten und demgemäß geeignet sind, den Gesetzen gleichzeitiger Differen-

ziirung einer Hauptsprache nachzuforschen und sie in ein helleres Licht zu stellen.

Ferner stehen aber auch die Hauptzweige und ihre Aeste theils in einem äußerlichen, theils in einem innerlichen chronologischen Verhältniß. Nicht bloß die drei zuerst literarisch entwickelten Zweige — der arische in seinen beiden Aesten, dem indischen und eranischen, der griechische und lateinische — sondern selbst der fast ohne alle Literatur bis auf die neueste Zeit erhaltene lettische, insbesondre in seinem litauischen Ast, stellen uns überaus alte Zustände dar, welche die letzt-erreichbare Gestalt dieses Sprachstammes in grammatischer sowohl als lexikalischer Beziehung in einem sehr bedeutenden Umfang mit überaus hoher Wahrscheinlichkeit erkennen lassen.

Endlich sind zwei Aeste — die beiden arischen — zu einer Zeit literarisch fixirt, in welcher ihr Bau noch so durchsichtig war, daß sie theils schon durch sich selbst, theils durch die Hülfe, welche ihnen in dieser Beziehung die durch sie durchsichtiger gemachten übrigen alten und selbst neueren Gestaltungen der hieher gehörigen Sprachen gewähren, die Möglichkeit darbieten, mit größerer Sicherheit, als in irgend einem andern Sprachstamm, die Entstehung der wichtigsten, ja der meisten ihrer sprachlichen Erscheinungen theils im Allgemeinen, zu einem großen Theil aber auch im Besonderen, klar aufzuzeigen.

So bildet dieser Stamm, wie kein andrer, ein wahres Uebungsfeld für Forschungen über Genesis und Geschichte sprachlicher Gestaltungen.

Eben so ist es aber auch mit der Vergleichung derselben. Auch hier bietet er sowohl zu erfolgreicher Anwendung als Ausbildung des vergleichenden Verfahrens zunächst eine größere und mannigfaltigere Fülle als wenigstens bis jetzt einer der andern. Wenn die einsylbigen Sprachen fast nur zur Vergleichung von Lautcomplexen mit materieller Bedeutung Gelegenheit geben, so bieten die indogermanischen zugleich eine Menge formativer, Wort-

classen und Wortmodificationen bildender, Entwickelungen und syntaktischer Verhältnisse, deren Vergleichung innerhalb dieses Sprachkreises selbst und mit andern Sprachstämmen für allgemeine und Einzelforschung von der größten Bedeutung ist. Die Ausbildung der vergleichenden Methode aber wird insbesondre dadurch nicht wenig gefördert, daß im indogermanischen Sprachstamme, neben seiner außerordentlichen Anlage zur Differenziirung, zugleich im Allgemeinen eine solche Strenge der phonetischen Gesetze herrscht, daß sich nicht selten die Gelegenheit darbietet, mit der größten Sicherheit die ursprüngliche Einheit von Wörtern und sprachlichen Elementen nachzuweisen, welche in ihrer historischen Erscheinung die verschiedenartigste Gestalt angenommen haben. War es doch ganz vorzugsweise die Erkenntniß der Gesetze, nach welcher sich die ursprünglich einheitliche indogermanische Sprache differenziirt hat, welche der comparativen Methode ihre im großen Ganzen unbestreitbare Sicherheit verschuf und z. B. die Kennzeichen gewährte, durch welche sich unterscheiden läßt, was die Einzelsprachen an Gemeingut besitzen, von dem gemeinschaftlichen Heerd zur Zeit ihrer Abtrennung überkommen, und was an Lehngut, nach ihrer Besonderung von andern übernommen.

Durch diese und andre Untersuchungen, zu denen die reiche, über drei Jahrtausende hindurch verfolgbare, sich immer lebensvoll umgestaltende, alternde und wieder verjüngende, fast unendlich mannigfaltige, Entwickelung der indogermanischen Sprachen Gelegenheit gibt, während ihre theils bewahrte, theils wiederherstellbare Durchsichtigkeit eine Einsicht in die Geschichte derselben gewährt, wie sie bis jetzt wenigstens für keinen andern Sprachstamm zu erreichen ist, ist es möglich geworden, in diesem so reich entfalteten und so weit ausgedehnten Stamm fast alle Fragen der Sprachwissenschaft in concreter Gestalt, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zur Erörterung oder wenigstens zur Sprache zu bringen und so eine Behandlung eines Sprachstammes an-

zubahnen, welche allen übrigen, natürlich mit den, ihrer Besonderheit entfließenden, Modificationen, zum Muster dienen kann.

Es sind fünf Gesichtspunkte insbesondre, welche bei Sprachen, deren Zugehörigkeit zu einem in mehrere gespaltenen Stamm erkannt ist, in sprachwissenschaftlicher Beziehung in Betracht kommen. Drei derselben liegen innerhalb des Sprachstammes und man kann sie deßhalb als concentrische bezeichnen, zwei befinden sich außerhalb desselben und mögen deßhalb excentrische genannt werden. Der erste Gesichtspunkt betrachtet eine Sprache ohne jede Rücksicht auf irgend eine andre; es ist dieß, um mich so auszudrücken, der statistische Standpunkt, welcher aber, wenn er für die Wissenschaft wahrhaft brauchbar oder fördernd sein soll, der Vollständigkeit nicht entrathen kann. Er muß, so weit möglich, mangel- und fehl-lose Auskunft über alle Gestaltungen der Sprache, deren begrifflichen Werth und die Gesetze ihrer Verbindung geben. Wie er uns nicht über die Anzahl der sprachlichen Formen in Zweifel lassen darf, so auch nicht über den Umfang und die Verwendung derselben; es darf ihm nichts zu unwichtig scheinen; denn von diesem Standpunkt aus läßt sich noch gar nicht übersehen, welche Wichtigkeit die scheinbar unbedeutendste Einzelheit für die weitere Forschung haben kann. Er muß uns z. B. sagen, nicht bloß von welchen Verben das griechische erste Perfect gebildet werden könne, sondern auch, von welchen es wirklich gebildet wird; eben so, wenn die statistische Darstellung, wie fast immer, einen längeren Zeitraum umfaßt, auch die Zeit bestimmen, in welcher diese Formen vorkommen und sich dadurch zum historisch-statistischen erweitern. In derselben Weise hat er in Betreff aller übrigen sprachlichen Gestaltungen zu verfahren; wir erwarten z. B. Aufklärung von ihm, ob ein Abstractaffix ausnahmslos walte, oder nur auf bestimmte Fälle beschränkt sei und auf welche. Eine derartige Darstellung einer Sprache ist nicht bloß an und für sich außerordentlich verdienstlich, sondern bildet auch die sicherste Grundlage für die

Beantwortung fast aller in den weiteren Untersuchungen hervortretender Fragen.

Weiter entsteht dann die Frage: wie verhält sich diese Einzelsprache zu dem gesammten Sprachstamm, welchem sie angehört. Die Beantwortung erhalten wir, oder versuchen wir zu erhalten von den beiden andern concentrischen Gesichtspunkten.

Von dem einen aus suchen wir die Gestalt der **Grundsprache**, d. h. der Sprache zu erkennen, welche allen daraus hervorgegangenen zu Grunde lag oder liegt, bemühen uns festzustellen, wie sie zu der Zeit beschaffen war, als noch keine der zu ihr gehörigen Sprachen sich von ihr getrennt hatte.

Von dem andern dagegen suchen wir die Momente zu ergründen, durch welche sich die besondre Sprache, auf die wir unser Augenmerk gerichtet haben, in die Gestalt umgewandelt hat, in welcher sie uns in historischer Zeit entgegentritt. Zu diesem Zweck suchen wir einerseits die Form zu erforschen, welche die Grundsprache zu der Zeit hatte, als sich die Sprache, wenn sie ein Zweig derselben ist, von ihr ablöste, und wenn sie kein Zweig ist, sondern der Ast eines Zweiges, oder gar noch in entfernterem genealogischen Verhältniß zu ihr steht, welche Formen die Zwischenstufen hatten, bevor sich die zu betrachtende Sprache aus deren letzter besondert hat. Andrerseits richten wir unser Augenmerk auf die Momente, in welchen sich ihre Besonderheit kund gibt; durch welche sie sich entweder unmittelbar oder vermittelst der in den Zwischenstufen hervorgetretenen Besonderheiten zu ihrer individuellen Gestalt specialisirt hat. Mit andern Worten: was ist von der Gestalt der Grundsprache bis zu dem Augenblicke, wo sich die besondre Sprache individualisirt hat, eingebüßt, was zu ihr neu hinzugekommen, was unverändert geblieben, was umgewandelt?

Die beiden excentrischen Gesichtspunkte betreffend, so richtet der eine sein Augenmerk von der gewonnenen Gestalt der Grundsprache aus auf das Verhältniß derselben zu andern Stamm-

sprachen, deren letzterreichbare Gestalt in gleichem Maaße, mit gleicher Sicherheit festgestellt ist, und sucht zu ergründen, ob sie auch mit einer oder mehreren von diesen in eine nähere Beziehung — sei sie nun genetischer, oder morphologischer Art — zu setzen sei.

Der fünfte Gesichtspunkt erhebt sich noch höher, indem er das Verhältniß des Sprachstammes isolirt, oder, im Fall nähere Beziehungen zu andern sich ergeben haben, mit diesen vereint, zur Idee und Aufgabe der Sprache überhaupt der Betrachtung unterzieht.

Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß diese Gesichtspunkte nicht auch schon bei andern Sprachstämmen mehr oder weniger geltend gemacht seien; eben so wenig wage ich anzunehmen, daß sie schon jetzt in den indogermanischen Sprachen eine umfassendere Behandlung erhalten haben. Allein das wird jeder zugestehen müssen, der die Arbeiten im Bereiche der letzteren etwas genauer kennt, daß schon viel zu einer eindringenderen, ja zum Theil abschließenden Erörterung derselben geschehen ist und vor allem, was wohl das wichtigste, daß in Bezug auf nicht wenige zur Behandlung derselben nothwendige Momente eine Sicherheit in diesem Kreise gewonnen ist, wie in keinem andern, so daß man den Weg dazu als im Wesentlichen gebahnt, ja theilweis dem Ziele nahe geführt betrachten und bei ungehemmtem weiteren Ausbau der indogermanischen Sprachwissenschaft hoffen darf, daß sie ihn mit vollem Bewußtsein ihrer Aufgabe verfolgen und, so weit Mittel und menschliche Erkenntnißkraft zureichen, in nicht zu ferner Zeit vollenden werde.

Was die letzterreichbare Gestalt des Indogermanischen betrifft, so ist zur Bloslegung derselben außerordentlich viel geschehen. Lange Zeit beschäftigten sich die hervorragendsten Männer vorwaltend, ja fast allein mit der Erforschung des allen diesen Sprachen Gemeinsamen, als Grundlage derselben Erkennbaren und man kann sagen, daß im großen Ganzen jetzt darüber ziem-

liche Uebereinstimmung herrscht, ja, daß die Fragen und Aufgaben, welche die indogermanische Grundsprache betreffen, sich einerseits nur noch auf Einzelnheiten beziehen — indem z. B. genaueres und schärferes Eingehen zu erweisen vermag, daß ihr schon manche oft sehr vereinzelt stehende Bildungen, manche Lautgesetze und selbst syntaktische Verbindungen angehörten — andrerseits, und auch hier nur theilweise, auf die Erklärung wie die Bildungen und die Elemente derselben entstanden sind.

Dagegen ist in Bezug auf den Stufengang, durch welchen sich die Grund- oder Stammsprache (der Sprachstamm) zu Sprachzweigen, diese zu Aesten und so weiter bis zu den Einzelsprachen besondert haben, trotz mancher trefflicher Bemerkungen, z. B. über das Verhältniß des Latein zu dem Griechischen, der italischen Sprachen überhaupt zu den celtischen (von Lottner, Ebel, Cuno u. aa.), der slavischen zu den germanischen (von A. Schleicher u. aa.), noch außerordentlich viel zu leisten und es wird jetzt wohl eine der nächsten und Hauptaufgaben der indogermanischen Sprachwissenschaft sein, das vereinzelte, was für die hieher gehörigen Fragen bis jetzt geschehen ist, zu sammeln, zu prüfen und durch eine methodische Behandlung desselben entweder zu ergänzen und weiter zu führen oder durch Richtigeres zu ersetzen.

Wie uns schon Arbeiten zu Gebote stehen, vermittelst deren sich Grammatik und Lexikon der indogermanischen Grundsprache mit ziemlicher Sicherheit übersehen lassen, so bedarf es jetzt Erforschung einerseits derjenigen Erscheinungen, welche einer der Sprachzweige — nicht mit allen, sondern, gerade im Unterschied von der Grundsprache — nur mit einem oder mehreren der übrigen gemeinschaftlich besitzt, und andrerseits derjenigen, durch welche er sich wiederum von diesem oder diesen seinen näheren Gefährten unterscheidet. Soll aber diese Forschung zu einem entscheidenden Resultat führen, so darf sie sich nicht auf willkürlich herausgehobene Einzelheiten beschränken — welche im allergün-

stigsten Fall nur Steine zu dem nöthigen Bau zu liefern vermögen — sondern muß von diesen beiden Gesichtspunkten aus — dem der Gemeinsamkeit und dem der Besonderheit — das ganze Gebiet eines Sprachzweigs mit denen der übrigen zusammenhalten. Nur so wird es möglich, dem eben so sehr gewünschten als nothwendigen Ziele sich mit Sicherheit zu nähern. Wir haben Erfahrungen genug gemacht, um zu wissen, wie trügerisch Urtheile sein können, welche bloß auf den allgemeinen Eindruck der Sprachzweige, oder auf besonders hervorstechend und charakteristisch scheinende Einzelheiten gebaut sind. Führen diese Untersuchungen zu einem im Allgemeinen sicheren Abschluß, so erhalten wir damit Grammatik, Lexikon und Syntax derjenigen Sprache, welche die Zwischenstufe zwischen der Grundsprache und zwei oder mehreren inniger zusammengehörigen indogermanischen Sprachzweigen bildet. Wie mit der Erforschung der Thatsachen der Grundsprache auch deren Erklärung — die Art ihrer Entstehung — Hand in Hand ging, so werden sich beide Aufgaben auch bei den Untersuchungen über diese Zwischenstufe vereinigen. Doch ist es nicht nothwendig, daß sie sogleich mit gleicher Aufmerksamkeit, gleicher Stärke verfolgt werden. Schon der Gewinn der reinen sprachlichen Thatsachen, durch welche diese Zwischenstufe sich von der Grundsprache unterscheidet, wird für die Förderung der zu erstrebenden Resultate von der größten Bedeutung sein. Haben wir doch bei der theils unmittelbaren, theils vermittelst der Vergleichung mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu erlangenden, Durchsichtigkeit der indogermanischen Sprachen die Erfahrung gemacht, daß nicht selten die klare Aufstellung der Thatsachen allein ohne Weiteres zugleich die Erklärung derselben gewährte.

In ähnlicher Weise wie auf die Erkenntniß und Erklärung der Besonderheiten der Zwischenstufe, ist die Forschung dann auf die der zu ihr gehörigen Sprachzweige, der zu diesen zu rechnenden Aeste, der ihnen anheimfallenden Sprachen zu richten und so die Entwickelung des indogermanischen Sprachstamms

in seiner ganzen der Wissenschaft zugänglichen Stufenfolge festzustellen.

Es tritt uns damit an einem einzigen Sprachstamm eine Fülle von nothwendigen Untersuchungen entgegen, welche nicht bloß durch ihren Umfang, sondern auch durch ihren Charakter fast etwas erschreckendes haben. Sie können nicht, wie die auf die Grundsprache gerichteten, oder wie sporadische, bei denen man sich auswählen kann, was der eignen Anlage zusagt, mit der Hoffnung begonnen werden, durch die hohe und allgemeine Bedeutung ihrer einzelnen Momente eine eben so hohe und allgemeine Theilnahme zu wecken, durch den Glanz neuer Entdeckungen raschen und lauten Beifall zu erringen. Hier gilt es, alle Einzelheiten zu berücksichtigen, nicht selten selbst solche aufzunehmen, deren Bedeutung für die zu schlichtenden Fragen noch gar nicht abzusehen ist; im Sturm werden sich die Resultate schwerlich gewinnen lassen; vielmehr wird man sich sagen müssen, daß man zunächst nur die Rahmen zu gestalten habe, in welche vielleicht erst späte Nachfolger die entscheidenden Resultate eintragen werden; man wird die Resignation haben müssen, sich einzugestehen, daß man mit hoher Wahrscheinlichkeit der Gefahr entgegen gehe, Gesichtspunkte nicht allein nicht richtig zu fassen, sondern selbst zu verschieben, daß man kleine und selbst große Fehler nicht werde vermeiden können, daß man sich Blößen mancher Art geben, dem Tadel nicht bloß der Unverständigen, sondern, was allein schmerzen kann, selbst der Verständigen aussetzen werde. Allein hierin vor allem liegt die Treue, welche man der Wissenschaft schuldig ist; dieses Pflichtgefühl und diese Resignation sind es, welche den wahren Jünger der Wissenschaft kennzeichnen: er hat nicht an sich zu denken, sondern einzig an das, was der Entwickelung der Wissenschaft Noth thut.

Es sind aber nicht bloß Untersuchungen nach dieser Richtung hin, sondern auch eine Fülle von andern, z. B. in Bezug auf die syntaktische Verwendung der grammatischen Formen, welche

nicht bloß im Interesse der indogermanischen, sondern der Sprachwissenschaft überhaupt einer umfassenden und eindringenden Behandlung bedürfen. Denn es gibt bis jetzt keinen Sprachstamm, an welchem sie mit so großer Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden können, als eben den indogermanischen, so daß was hier geleistet werden wird, nicht bloß ihm selbst zu Gute kommen, sondern auch ein Muster, eine Schule für die übrigen bilden wird.

Darum ist auch zu wünschen, daß die Gunst, welcher die indogermanische Sprachwissenschaft sich in engeren und weiteren Kreisen bis jetzt zu erfreuen hatte, ihr noch lange ungeschmälert verbleibe, daß nicht die Ansicht derjenigen zur Geltung komme, welche sich einbilden, daß die wichtigste Aufgabe derselben, der sie ihren Vorrang verdanke, nämlich die: den Haupteingang zur Sprachwissenschaft und das Muster und Vorbild aller sprachwissenschaftlichen Forschung zu bilden, erfüllt sei, und sie sich nun ganz bescheiden mit den Theilen der Sprachwissenschaft in gleiche Linie zu stellen habe, welche sich mit anderen Sprachstämmen beschäftigen. Sollte diese Ansicht durchdringen, sollte es ihr gelingen, der indogermanischen Sprachwissenschaft die Stätten zu entziehen, von denen aus sie allein im Stande ist, sich mit Erfolg ihrem doppelten Beruf zu weihen: nicht bloß, wie bis auf den heutigen Tag, den wesentlichsten, sondern auch den propädeutischen Theil der gesammten Sprachwissenschaft zu bilden, dann würde sicherlich, ebenso rasch als es hervorgeblüht ist, alles wieder verdorren, was ja doch wesentlich nur auf ihrem Stamm sich entfaltet hat, und nach dem Sinken der indogermanischen würde auch das, was man die allgemeine Sprachwissenschaft nennt, nur noch ein kurzes und kränkliches Leben zu fristen im Stande sein.

Theils unmittelbar neben den indogermanischen, theils nach ihnen traten auch Sprachen der übrigen Stämme und Kreise in das Bereich der neueren sprachwissenschaftlichen Behandlung, jedoch in Folge von äußeren oder inneren Gründen nicht ent-

fernt mit dem Erfolg, welcher die Thätigkeit in dem Gebiete von jenen begleitete.

Die Kenntniß der semitischen Sprachen war zwar eben so weit verbreitet und wohl noch genauer und eindringender, als — abgesehen von den classischen — die der meisten indogermanischen, allein dieser äußere Vortheil wurde durch innere Mängel paralysirt. Die im Verhältniß zu den analogen Erscheinungen im indogermanischen Sprachstamm so überaus geringfügige Differenz, so wie kaum verfolgbare historische Entwickelung und Umgestaltung der semitischen Sprachen gewährte für diejenigen Forschungen, denen die Sprachwissenschaft ihre bedeutendste und sicherste Erweiterung und Vertiefung verdankte, einen nur sehr geringen Spielraum. Allein eben diese verhältnißmäßig so geringe Verschiedenheit der semitischen Sprachen — so gering, daß wenn eine derselben in dem ganzen Gebiete, über welches sie sich ausdehnen, als Hauptsprache geherrscht hätte, man die übrigen nur als Dialekte derselben betrachten würde, die sich einander fast näher stehen, als z. B. die germanischen — eben diese konnte nicht umhin, die Ahnung zu erwecken, daß sie gar nicht als ein Sprachstamm anzusehen seien, sondern höchstens den Namen eines Sprachzweiges verdienen, aus dessen Vergleichung mit andern Sprachen erst der Stamm zu erforschen sei, dem sie angehören. In dieser Beziehung hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher auf das Aegyptische und andre afrikanische Sprachen gerichtet; doch stehen diese Forschungen noch erst in ihren Anfängen und erst die Zukunft wird lehren, ob sie zu sichern und erfolgreichen Resultaten führen. Dagegen haben wir schon jetzt von wissenschaftlichen Vergleichungen semitischer Sprachen unter einander, von trefflichen Darstellungen abseits liegender Dialekte, von Versuchen zur Wiederherstellung nur inschriftlich bewahrter Sprachen, von hervorragenden Grammatiken und einer sehr bedeutenden philologischen Thätigkeit auf semitischem Gebiet zu berichten.

Die tiefere Erkenntniß der übrigen Sprachen und Sprach-

stämme, welche zum allergrößten Theile zu den literaturlosen gehören, leidet nicht wenig dadurch, daß die Kenntniß derselben überhaupt wenig verbreitet, vielfach fast ganz unzugänglich und natürlich größtentheils noch ziemlich oberflächlich ist. Wer sich erinnert, wie oft auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen nicht unbedeutende Resultate der Hervorziehung und methodischen Benutzung entlegener, unter den sogenannten anomalen versteckter Formen verdankt wurden und wie sehr die rasche Entwickelung dieses Theils der Sprachwissenschaft der Zusammenwirkung einer Fülle von kenntnißreichen und zum Theil hochbegabten Männern zuzuschreiben ist, der wird auch in Bezug auf die ferner stehenden Sprachen größere Erfolge erst von einer Zeit erwarten, wo deren Bekanntschaft genauer und weiter verbreitet sein wird. Allein selbst dann werden auch sie uns kein Feld der Forschung in Aussicht stellen, wie es die indogermanischen darbieten; denn bei keiner einzigen dieser Sprachen läßt sich ein nennenswerther Theil ihrer Geschichte verfolgen, so daß sie für eines der wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft für jetzt und noch Jahrhunderte hinaus unfruchtbar bleiben werden. Trotzalledem ist aber mit hohem Dank anzuerkennen, daß die meisten der Männer, welche sich der Erforschung dieser entlegenen Sprachen und Sprachstämme gewidmet haben, mit einem hervorragenden Sprachtalent ausgestattet, im wahren Geiste der jungen Wissenschaft gearbeitet und nicht wenige Resultate erzielt haben, welche sowohl für diese selbst als auch für tiefere Einsicht in die reiche und mannigfaltige Entwickelung menschlicher Sprache überhaupt schon jetzt von großer Bedeutung sind. Selbst bei den literaturlosen Sprachen verbanden sie, wo irgend möglich, mit ihrer linguistischen Thätigkeit, auch eine, natürlich durch die Umstände gewöhnlich sehr beschränkte, philologische, indem sie das Bedürfniß, jede Sprache nicht bloß nach ihrem grammatischen und lexikalischen Bau kennen zu lernen, sondern auch durch Compositionen, in denen sich ihr Geist und Leben bestimmter kund gibt, durch Mittheilung

von Gesprächen, Erzählungen, Dichtungen und ähnlichem zu befriedigen suchten. Dieser Theil der Sprachwissenschaft erhielt keine geringe Förderung einerseits durch Reisende und Missionäre, unter denen manche, schon auf unsern Universitäten in sprachwissenschaftliche Studien eingeweiht, ihre Aufgabe in wahrhaft wissenschaftlichem Sinn zu lösen verstanden haben; andrerseits aber auch durch die großartige Thätigkeit der Bibelgesellschaft (British and Foreign Bible Society), welche sich seit ihrer Gründung im Jahre 1804 mit dem ausgezeichnetsten Eifer und Erfolg bestrebt hat, die heilige Schrift in fast alle Sprachen der Erde übersetzen zu lassen. Es liegt mir in diesem Augenblick ihr vier und sechzigster Bericht vor[1]), demgemäß[2]) sie bis jetzt hundert und acht und sechzig vollständige und theilweise Uebersetzungen theils direkt, theils indirekt veröffentlicht hat. In diesem Jahre (1868) stehen ihr Uebersetzungen in 182 Sprachen zur Disposition und sind theils Wiederabdrücke von früheren, theils neu abgefaßt. Um einen ungefähren Begriff von ihren Verdiensten um die Kenntniß der literaturlosen Sprachen zu gewähren, erlaube ich mir die Uebersetzungen in die minder cultivirten oder unbekannteren oder ganz literaturlosen hier hervorzuheben. Die gesperrt oder cursiv gedruckten sind neue.

I. In das Baskische Spaniens sowohl als Frankreichs.

II. Von Celtischen Sprachen: in das Wallisische, Gaelische, Irische, Manks, Breton.

III. Von Romanischen: in das Catalonische und Jüdisch-Spanische.

Piemontesische, Sprache der Waldenser.

Rhäteromanische, das Oberwälder und Engadinische.

---

[1]) The sixty-fourth report of the British and Foreign Bible Society MDCCCLXVIII. With an appendix and a list of subscribers and benefactors. Lond. 1868. 8°.

[2]) Appendix des angeführten Berichts S. 76.

Indo-Portugiesische (Sprache der Nachkommen von Portugiesen in Ceylon und manchen Inseln); Neger-Dialekt von Curaçao (auf Spanisch beruhend).

IV. Von Germanischen: in Isländisch, Dialekt der Farör-Inseln; Flamändisch; Neger-Dialekt von Surinam.

V. Von Slavischen: in das Wendische; Ungarisch-Wendische; Jüdisch-Polnische; Serbische; Croatische; Bulgarische.

VI. Von Lettischen: in das Litauische; Samogitische; Lettische.

VII. In das Albanesische der Guêges (Gheg) und Toxides (Tosk).

VIII. Von Eranischen (oder Westarischen): in das Persische; Jüdisch-Persische; Avghanische; Belutschische; Ossetische; Kurdische; Neu-Armenische; Ararat-Armenische.

IX. Von Ostarischen (Sanskrit-indischen): in Sanskrit; Pâli; Hindostanisch; Dakkhani; Bengalisch; Assamesisch; Magadha (Maghudha); Orissa; Bughelcundi; Brij-Bhasa; Canyacubja (Canoj); Koçala (Kousoula); Harroti; Oujein; Oudeypoora; Marwar; Juyapoora; Bikaneera; Buttaneer oder Virat; Sindhi; Gurumukhi; Multan oder Wuch oder Doch; Punjabi oder Sprache der Sikh; Dogura oder Jumbor; Kaschmirisch; Nepalesisch; Palpa; Kumaon; Gurwhal oder Shreenagur; Mahratta; Gujarati; Parsi-Gujarati; Kunkuna; Cutchi oder Catchi.

X. Von Semitischen: in Jüdisch-Arabisch; Syro-Chaldäisch.

XI. Von den Ural-altaischen: in das Norwegisch-Lappländische; Karelische; Syrjänische; Mordwinische; Tscheremissische; Tschuwaschische; Orenburger Tatarische;

Karaſſ oder Türkiſch-Katariſche; Transcaucaſiſch-Katariſche; Kalmückiſche; Burjätiſche; Mandſchu.

XII. Von Dravidiſchen (Sprachen der indiſchen Aboriginer): in das Santali (in Bengalen); Telugu; Karnata (Canareſiſch); Malayâlam; Tulu.

XIII. In das Singhaleſiſche.

XIV. In das Chineſiſche und zwar das von Ningpo und das von Hong-Kong (beide in lateiniſcher Schrift).

XV. In das Tibetiſche.

XVI. Von den ſogenannten Indo-chineſiſchen: in die Sprache von Munipoora; Khaſſia; Birma, mit den Dialekten Bghai-Karen, Sgau-Karen und Pwo-Karen; in das Thay oder Siameſiſche.

XVII. Von Malayo-polyneſiſchen: in das Malayiſche von Batavia; das Javaniſche; die Sunda-Sprache; das Dajakiſche; Madagaſſiſche; Hawaiiſche; Tahitiſche; die Sprache von Rarotonga; der Marqueſas; Tongiſch; Maori; Samoan; Fidſchi; Nengoneſiſch oder Maré; Liſu; Erromanga; Neu-Caledoniſch; Aneityum; Niué; Fate.

XVIII. Von Auſtraliſchen: in die Narringeri (Süd-Auſtralien).

XIX. Von Afrikaniſchen: in das Amhariſche; Tigré; Galla; Ki-nika; Berber; Bullom; Mandingo; Accra oder Gâ; Tyi (oder Odſchi); Yoruba; Hauſa; Ibo; Temne; Grebo; Namaqua oder Hottentotiſch; Se-chuana; Kafir; Se-ſuto.

XX. Von Amerikaniſchen; in die Sprache der Eskimo; Mohawk; Mic-mac; Cree; Chippeway oder Ojibway; Choctaw; Dakota; Mayam; Aimara.

Ein eigenthümliches Glück gab der jungen Wiſſenſchaft ſehr bald Gelegenheit, ihre Kräfte und die Richtigkeit ihrer Methode an ganz oder faſt ganz neu in das Bereich des Wiſſens tretenden

oder fast noch ganz dunkeln Sprachen mit Erfolg zu erproben und dadurch in engeren und weiteren Kreisen Vertrauen für ihre Methode und Resultate zu gewinnen. Auch dieß war wieder vorzugsweise im Gebiete der indogermanischen Sprachen der Fall. Glänzende Triumphe wurden in der Aufhellung der Sprache der heiligen Schriften der Perser, des Avesta, gefeiert, an welche sich sogleich eine höchst ehrenwerthe Philologie schloß; in der Entzifferung und Erklärung der altpersischen Keilinschriften, welche die sicherste Quelle für eine der wichtigsten Perioden der alten Geschichte eröffnete; in der sprachwissenschaftlichen Behandlung des Umbrischen u. s. w. Die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften bahnte zugleich den Weg zur Aufhellung der Assyrisch-Babylonischen, welche rüstige Arbeiter wohl bald ihrer Vollendung entgegengeführt haben werden. Unabhängig dagegen von den indogermanischen Studien hat sich die Entzifferung der ägyptischen Denkmäler immer weiter entwickelt und fast in demselben Zeitraum, in welchem sich die indogermanische und aus ihr die neuere allgemeine Sprachwissenschaft gestaltete, zu einer ägyptischen Alterthumswissenschaft entfaltet, welche, nachdem sie in Brugsch's 'Hieroglyphisch-Demotischem Wörterbuch' und in andren die Sprache streng in's Auge fassenden Arbeiten eine philologische Unterlage erhalten hat, neben ihrer unschätzbaren geschichtlichen Bedeutung, auch für die Sprachwissenschaft einen Einfluß in Aussicht stellt, welcher dem der indogermanischen Linguistik vielleicht nicht um vieles nachstehen wird.

War gleich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit bis jetzt vorzugsweise auf die Durchforschung einzelner Sprachen und Sprachstämme gerichtet, so sind doch auch schon theils beiläufig, theils in besonderen Schriften Gegenstände behandelt, welche die Sprache überhaupt betreffen; so Wesen, Ursprung, Entwickelung derselben; Verschiedenheit, Classifikation der Sprachen; constitutive Elemente, welche in allen Sprachen erscheinen — z. B. die articulirten Laute (physiologische Behandlung derselben), gewisse

Begriffscategorien, z. B. Zahlwörter, Eigennamen (wie die Bezeichnungen dieser Categorien gebildet werden) — so wie solche, welche, wenn auch nicht in allen, doch in vielen vorkommen, die vom jetzigen Standpunkt der Wissenschaft aus nicht als genealogisch zusammengehörig betrachtet werden können — also wenn gleich nicht für die Sprache überhaupt nothwendig, doch auch nicht auf einen einzigen Stamm beschränkt sind — wie z. B. grammatische Formen, Bildungsweisen, die weit verbreitet sind, z. B. Reduplication u. s. w.

Endlich sind auch die Mittel, durch welche die Sprache fixirt wird, die verschiedenen Arten der Schrift, mehrfach von allgemeinen und speciellen Standpunkten aus in Betracht gezogen.

Alles dieses geschah größtentheils so gleichzeitig, daß es nicht gut möglich ist, es in einer geschichtlichen Folge aufzuführen. Der Verfasser dieser Geschichte hat daher vorgezogen, die kurze Uebersicht, auf welche er sich beschränken muß, nach den Stoffen zu ordnen und beginnt mit demjenigen Theile, von welchem die gesammte neuere Sprachwissenschaft ihren Ausgang genommen hat.

XI.

Indogermanischer Sprachstamm.

Die sprachwissenschaftliche Behandlung der indogermanischen Sprachen ist, wie sich von selbst versteht, theils von allgemeinen, theils von besonderen Standpunkten aus geführt. Als allgemeine betrachten wir diejenigen, wo alle oder die meisten, oder mehrere der hieher gehörigen Sprachzweige in ihrer Gesammtheit, oder mehr oder weniger gemeinsame Eigenthümlichkeiten derselben (z. B. Geschlecht, Casusbildung in ihnen) der Betrachtung unterworfen werden; als besondre dagegen, wo sich die Betrachtung nur auf einen Sprachzweig, oder selbst eine Sprache, oder in diesen hervortretende Eigenthümlichkeiten (z. B. Lautverschiebung im Germanischen) beschränkt.

Doch würde es bei manchen der hieher gehörigen Schriften schwer fallen, sie nach diesen Standpunkten zu sondern. Arbeiten, in denen man ihrem Titel nach nur die Behandlung von Fragen allgemeiner Art erwarten sollte, gewähren Untersuchungen und Resultate, die sich auf ganz specielle Besonderheiten beziehen und eben so häufig, ja noch häufiger, findet man umgekehrt Fragen allgemeinen Charakters in Werken erörtert, welche ihrem Titel zufolge einen besonderen Standpunkt einnehmen. Es war dieß eine Folge davon, daß die eingetretene Verjüngung der Sprachwissenschaft sie fast zu einer ganz neuen umschuf. Eine richtige Entscheidung allgemeiner Fragen ist aber nicht zu erzielen ohne die richtige Erkenntniß der besonderen Grundlagen, auf denen das Allgemeine beruht, und eben so wenig ist umgekehrt ohne eine richtige Erkenntniß des Allgemeinen die des Besondern möglich. Es ist dieß eine petitio principii, welche die schwache Seite der Anfänge aller wissenschaftlichen Forschung bildet und auch der neueren Sprachwissenschaft nicht erspart zu werden vermochte. Wie sich dieser auf den ersten Blick unlösbar scheinende Widerspruch ausgleicht, darüber belehren uns die Anfänge der Wissenschaft überhaupt und in geringerem Grad die jeder besonderen: Unbewußt, oder bewußt, beginnen sie mit einer Hypothese, welche auf dem allgemeinen Eindruck beruht, den das noch unerforschte Besondere in seiner eben erreichbaren Totalität macht. Indem dann versucht wird, dasselbe vom Standpunkte dieser Hypothese aus seinem wahren Wesen und Umfang nach genauer zu erkennen, ergibt sich, im Fall einer dabei hervortretenden Disharmonie, daß die Hypothese ganz oder theilweis falsch oder unzureichend, mangelhaft ist. Nach dem Maaße der eingetretenen Erkenntniß des Besonderen wird sie nun berichtigt, falsche Momente werden entfernt, mangelnde hinzugefügt und so erhält man einen richtigeren allgemeinen Maaßstab für die Erforschung des Besonderen, welcher alsdann auf die Berichtigung der Erkenntniß von diesem einwirkt. Diese führt wieder zur Correktur des allge-

meinen, die dann von neuem die des besonderen bewirkt und so dauert zwischen diesen beiden Faktoren einer wahren wissenschaftlichen Erkenntniß eine stete Wechselwirkung fort, welche die zwischen ihnen bestehenden Disharmonien immer mehr ausgleicht, und endlich vielleicht eine Zeit herbeiführt, wo sie sich ins Gleichgewicht gesetzt haben, sich einander vollständig decken.

Dieser Moment ist in der indogermanischen Sprachwissenschaft noch nicht erreicht und es werden auch in Zukunft noch manche Schriften auf diesem Gebiete veröffentlicht werden, in denen beide Standpunkte vereinigt oder vermischt hervortreten. Doch ist seit der Zeit, wo die Resultate der verschiedenen Standpunkte sich mit größerer Sicherheit geltend machten, so daß man sich bei Vorkehrung des einen auf die der andern stützen und berufen konnte, eine Trennung der hieher gehörigen Werke von diesen Gesichtspunkten aus leichter geworden; nichts desto weniger erscheint selbst heute noch selten eine etwas bedeutendere Schrift auf diesem Gebiete, in welcher nicht beide Standpunkte, der besondre und allgemeine, mehr oder weniger vereinigt wären.

A. Behandlung der Indogermanischen Sprachen im Allgemeinen.

Unter denen, welche sich Verdienste um die Indogermanische Sprachforschung erworben haben, nimmt einer der nächsten Nachfolger von Bopp, August Friedrich Pott, geboren 1802, eine der ersten Stellen ein. Seine Verdienste sind sogar auf dieses Gebiet nicht beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf manche Sprachen andern Stammes, insbesondre die afrikanischen und auf Gegenstände der allgemeinen Sprachwissenschaft. Doch ist seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Indogermanischen Sprachstamms seine hervorragendste und ihr gehört auch dasjenige Werk an, welches unzweifelhaft sein bedeutendstes ist und zu der raschen Entwickelung der indogermanischen Sprachwissenschaft nächst Bopp's und Grimm's Hauptwerken den gewichtigsten Beitrag geliefert hat.

Es führt den Titel: 'Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen' und erschien etwa gleichzeitig mit dem Anfang von Bopp's Vergleichender Grammatik. Nächst einer längeren Einleitung, welche, wie das ganze Werk, insbesondre Zeugniß von dem großen Talent des Verfassers für vergleichende Etymologie, seinen reichen Kenntnissen und seiner wunderbaren Combinationsgabe ablegt, enthält es eine Darstellung des etymologischen Lautwechsels auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen und eine Vergleichung der Verbalwurzeln derselben, in welcher — nach einigen kritischen Worten über die den indischen Grammatikern verdankte Sammlung der des Sanskrits —, diejenigen von diesen, welche in den verglichenen verwandten Sprachen von ihm wieder erkannt sind, nach der bei den Indern herrschenden alphabetischen Ordnung aufgeführt und mit ihren Reflexen zusammengestellt werden.

Obgleich diese Arbeit nicht als erster Band auf dem Titel bezeichnet ist, so folgte doch 1836 ein in der Vorrede von jener (S. IX) schon in Aussicht gestellter zweiter, als dessen Inhalt auf dem Titel 'Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung' angegeben ist. Jeder dieser Gegenstände umfaßt fast die Hälfte des Werkes (der erste 350, der zweite 370 Seiten). Der grammatische Lautwechsel ist unter vier Hauptgesichtspunkte gebracht: 1. Assimilation; 2. Dissimilation; 3. Metathesis; 4. Figuren des Ueberflusses und des Mangels. Die letzte Abtheilung zerfällt, in Rücksicht auf Anlaut, Inlaut und Auslaut, in drei Unterabtheilungen: 1. Prothese und Aphärese; 2. Epenthese, Ekthlipse und Synkope; 2. Epithese und Apokope. In jeder sind diese Erscheinungen vorzugsweise im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen verfolgt; nicht selten jedoch auch Analogien in den übrigen verwandten und selbst nichtverwandten Sprachen in Betracht gezogen. In der Wortlehre ist zunächst Zusammensetzung und Ableitung (The-

menbildung) behandelt, wobei der Lehre von den Derivationssuffixen zum ersten Mal eine wahrhaft eindringende Vergleichung und Erörterung zu Theil ward. Dann folgt die Flexion (Themenbeugung) der Nomina (Deklination) und Verba (Conjugation).

Man sieht, daß das ganze Werk im Wesentlichen, ähnlich wie Bopp's Vergleichende Grammatik, als eine allgemeine, vorzugsweise auf Vergleichung beruhende, Grammatik der indogermanischen Sprachen betrachtet werden kann. Doch beschränkt es sich insbesondre in seinem Hauptheil, dem zweiten, mehr auf das Sanskrit, Griechische und Latein, greift aber dafür gelegentlich nicht selten über das Gebiet der indogermanischen Sprachen hinaus. Die Gegenstände selbst sind theils viel kürzer, theils viel weitläufiger behandelt, als bei Bopp und ein der jungen Wissenschaft günstiges Geschick — vielleicht auch in Bezug auf Bopp's Grammatik, die zum bei weitem größten Theil später erschienen ist, theilweise Absichtlichkeit — hat es so gefügt, daß sich beide Werke in dieser Rücksicht vielfach ergänzen.

Seit dem Jahre 1859 erscheint als zweite Auflage eine völlig neue Bearbeitung dieses Werkes. Der erste Band behandelt in großer Ausführlichkeit die indogermanischen Präpositionen, in Bezug auf welche Pott schon 1828 eine Abhandlung veröffentlicht hatte (De relationibus quae praepositionibus denotantur), welche aber seinen späteren Arbeiten sehr fern steht und kaum den großen Sprachforscher ahnen läßt, als welcher er sich fünf Jahre später entpuppte. Vom zweiten Theile sind bis jetzt zwei Abtheilungen erschienen. Die erste (1861) bildet die Einleitung zu der Behandlung der Wurzeln; die zweite hat (1867) in zwei Unterabtheilungen diese selbst zu behandeln begonnen und die vokalisch und auf v auslautenden zu Ende geführt; sie trägt den Nebentitel: 'Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen. Erster Band: Wurzeln mit vokalischem Ausgange'.

Ein Werk von dieser Bedeutung für die Indogermanische Sprachwissenschaft im Allgemeinen und Besonderen hat Pott zwar

nicht weiter erscheinen lassen, allein fast alle seine Arbeiten enthalten Beiträge zur tieferen Begründung derselben nach beiden Seiten hin. Ich erlaube mir deßhalb, sie schon jetzt hervorzuheben, zum Theil auch, um wenigstens einen ungefähren Begriff von den Verdiensten dieses außerordentlichen Mannes zu geben.

Was einzelne Zweige und Sprachen dieses Stammes betrifft, so sind seine Abhandlungen über den lettischen Sprachstamm [1]), seine mit E. Rödiger gemeinschaftlich gearbeiteten 'Kurdische Studien' [2]) und sein großes Werk über die Zigeuner zu nennen, in welchem vor allem deren Sprache behandelt wird und insbesondre das Lexikon mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und einer Wissenschaftlichkeit, wie sie wenigen Culturſprachen bis jetzt zu Theil geworden sind [3]). Von allgemein sprachwissenschaftlicher Bedeutung und zugleich für die Anfänge der Mathematik von Wichtigkeit ist sein Werk 'Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Nebst ausführlicheren Bemerkungen über die Zahlwörter Indogermanischen Stammes und einem Anhange über Fingernamen. 1847' [4]). Ferner: 'Die Personennamen, insbesondre die Familiennamen und ihre Entstehungsarten auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung. 1853'. Endlich: 'Doppelung (Reduplikation,

---

[1]) De Lithuano-Borussicae in slavicis letticisque linguis principatu. 1837. 4. und De linguarum letticarum cum vicinis nexu. 1841. 4.

[2]) In der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. II. III. IV. V. VII.

[3]) Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2 Theile. 1844. 1845. Die sprachliche Behandlung beginnt Th. I. S. 63 und füllt alle folgenden Seiten beider Bände.

[4]) Daran schließt sich die 1867 erschienene kleine Schrift, in welcher mehr die ethnographische Seite dieser Verhältnisse herausgekehrt ist: 'Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen, sowie die quinäre und vigesimale Zählmethode' in 'Festgabe zur XXV. Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner in Halle a. d. S.'

Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile. 1862', ein Werk, in welchem insbesondre die außerordentliche Verbreitung dieses Bildungsmittels und die dadurch gebildeten begrifflichen Categorien nachgewiesen werden. Zwei andre Werke von ihm nehmen eine linguistisch-ethnologische Bedeutung in Anspruch. Das eine führt den Titel: 'Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besondrer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch. 1856'. Das andre von fast ganz polemischem Charakter ist betitelt: 'Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen. Nebst Beurtheilung der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen Heinrich von Ewald's. 1863'.

Außer diesen separat erschienenen Werken hat Pott eine außerordentliche Menge von Aufsätzen und Kritiken in Zeitschriften, insbesondre in der der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der von Aufrecht und Kuhn gegründeten für Vergleichende Sprachforschung u. s. w., in Kuhn und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Halle'schen Allgemeinen Literaturzeitung und andern, so wie in der Ersch und Gruber-schen Allgemeinen Encyclopädie veröffentlicht. Die meisten derselben beziehen sich zwar auf das Centrum seiner sprachwissenschaftlichen Thätigkeit, den indogermanischen Sprachstamm, doch verbreitet er sich mehr oder weniger auch über andere, insbesondre über die Sprachen Afrikas, behandelt vielfach Gegenstände der allgemeinen Grammatik und derjenigen Disciplinen, welche mit der Sprachwissenschaft in engerer Verbindung stehen, wie Ethnographie, Philologie und vergleichende Mythologie. Aus der Fülle dieser, wenn auch nicht durchweg zu billigenden, doch stets höchst lehrreichen, Aufsätze ist an dieser Stelle insbesondre der umfassende

Artikel 'Indogermanischer Sprachstamm' in der Allg. Encyclop. d. Wiss. u. K. von Ersch und Gruber II, XVIII hervorzuheben, in welchem die erste zusammenhängende Uebersicht der dazu gehörigen Sprachen gegeben ward.

In demselben Jahre, in welchem der zweite Band von Pott's Etymologischen Forschungen veröffentlicht ward, gab F. G. Eichhoff in französischer Sprache Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde ou étude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes et celtiques comparées entre elles et à la langue sanscrit in Paris heraus, in welcher die gewonnenen Thatsachen mehr äußerlich zusammengestellt und durch eigene Beobachtung ergänzt waren.

Schon vorher hatte man begonnen, das Verhältniß einzelner Sprachen dieses Sprachstammes und ihrer Gestaltungen zu einander in Betracht zu ziehen. So veröffentlichte Lisch schon 1826 eine gute Abhandlung über die (indogermanischen) Präpositionen und Joh. Alb. Bernh. Dorn (geb. 1805), welcher später sich bedeutende Verdienste um eranische Sprachen erwarb, 1827 eine Schrift 'Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstamms'. Eine ehrenwerthe Stelle nahmen schon die Arbeiten ein, welche Fr. W. Reimnitz 1831 ('Das System der griechischen Deklination. Ein Beitrag zur griechischen Grammatik und zur Sprachengeschichte überhaupt') und Hartung 1831 bis 1833 veröffentlichten; letzterer 1831 'Ueber die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache. Nebst zwei Anhängen über die Correlative und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina', und 1832 und 1833 'Die Lehre von den Partikeln der Griechischen Sprache, zwei Bände', in denen er seine Untersuchungen wesentlich auf die Vergleichung der verwandten Sprachen stützt. Schwach dagegen sind die Arbeiten von Chr. Fr. F. Gräfe, in welchen Slavisch, Griechisch, Lateinisch und Sanskrit

verglichen werden [1]). Im Jahre 1832 veröffentlichte Carl Theodor Johannsen eine kleine Schrift über die lateinischen Wortbildung unter dem Titel 'Die Lehre der Lateinischen Wortbildung nach Anleitung der vollkommneren Bildungsgesetze des Sanskrit genetisch behandelt'. In demselben Jahr erschien eine treffliche Commentatio do pronomine Graeco et Latino von Max Schmidt. Im Jahre 1827, 1831 und 1838 gab Franz Wüllner († 1842) drei Schriften heraus, welche sich vorzugsweise mit dem Indogermanischen Sprachstamm beschäftigen. Die beiden ersten: 'Die Bedeutung der sprachlichen Casus und Modi' und 'Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen' enthalten manches fördernde, während in der dritten 'Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, nebst einer Einleitung über den Ursprung der Sprache' die gefährliche Seite der sprachvergleichenden Methode hervortrat, über welche wir oben (S. 511 ff.) einige Andeutungen gegeben haben, und zwar in Verbindung mit mystischen und speculativen Verkehrtheiten, die das Werk völlig unlesbar machen.

Jene Seite machte sich auch 1836 in einem übrigens höchst scharfsinnigen und geistreichen Werkchen von Richard Lepsius (geb. 1810) geltend, dem Manne, welcher sich später einen so großen Namen auf dem Gebiet der Aegyptischen Alterthumskunde erworben hat und schon in dieser Schrift die Neigung zu tieferen Untersuchungen über die Laut- und Schriftlehre kund gibt, welcher, außer vielen Einzeluntersuchungen, die Aufstellung eines allgemeinen Alphabets (Standard Alphabot for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform

[1]) Commentatio qua lingua Graeca et Latina cum Slavicis dialectis re grammatica comparatur. St. Petersburg 1826 und 'das Sanskrit-Verbum im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen dargestellt' in Mém. de l'Acad. de St. Petersb. VI. sér. sc. pol. hist et phil. T. IV, p. 1—122, so wie 'Die Einheit der Sanskrit-Declination mit der griechischen und lateinischen', ebds. VI. sér. T. VI. 233—281 u. aa.

orthography in European letters 1856, neue Ausgabe 1863) verdankt wird. Die Schrift, von welcher wir jetzt sprechen, führt den Titel: 'Zwei sprachvergleichende Abhandlungen I. Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aegyptischen, Aethiopischen, Altpersischen und Altägyptischen Alphabets. II. Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und Koptischen Sprache'.

Schon zwei Jahre vorher (1834) hatte E. G. Graff, ein Mann, welcher sich große Verdienste um die deutsche Philologie erworben hat und auch der vergleichenden Sprachwissenschaft schon sehr früh seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, die Veröffentlichung seines großen Werkes 'Althochdeutscher Sprachschatz' begonnen. Es war ihm nicht beschieden, die Vollendung desselben zu erleben. Er starb 1841 während des Druckes des vorletzten Bandes; den sechsten und letzten gab Maßmann heraus. Trotz aller Mängel, an welchen das Werk leidet, war es schon durch das Material, welches darin geliefert war, dann aber auch durch die Vergleichungen und phonetische Beigaben des Verfassers für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft von keiner unerheblichen Bedeutung.

In dem Jahre 1836 und drei Jahre später veröffentlichte Heinrich Düntzer zwei sprachvergleichende Schriften; zunächst 'Die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Composition' und dann 'Die Declination der indogermanischen Sprachen nach Bedeutung und Form entwickelt'.

Im Jahre 1837 erschien die zwar kleine aber bedeutende Arbeit von Adalb. Kuhn 'De conjugatione in MI linguae sanscritae ratione habita'. Viele andere sprachwissenschaftliche Aufsätze und Kritiken lieferte er in Zeitschriften, insbesondere in den beiden schon mehrfach erwähnten von ihm selbst herausgegebenen und in Schulprogrammen. Sie behandeln Gegenstände von allgemeinem sowohl als besondrem Charakter aus dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen und haben zur tiefern Erkenntniß der

Grundsprache, aus welcher diese sich besondert haben, so wie der Einzelsprachen, vorzugsweise des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen bedeutende Beiträge geliefert. Auch verdanken wir ihm den ersten eindringenderen Versuch, vermittelst Nachweises von Wörtern, welche schon der Grundsprache angehörten, den Zustand des indogermanischen Volkes vor seiner Besonderung in die bekannten Zweige zu erforschen, in dem Aufsatze: 'Zur ältesten Geschichte der Indogermanischen Völker', welcher in Weber's Indischen Studien Bd. I S. 321—363 gewissermaßen in zweiter Auflage erschienen ist (zuerst war er als Schulprogramm gedruckt).

In demselben Jahre erschien auch von Rudolf von Raumer, einem Sprachforscher, welcher sich vorzüglich auf dem Gebiete der germanischen Sprachen Verdienste erwarb, eine kleine aber einflußreiche Schrift 'Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung'. Dem Titel nach gehört sie zwar zu der allgemeinen Sprachwissenschaft, speciell der 'Lautlehre im Allgemeinen', allein da sie sich wesentlich auf die indogermanischen Sprachen beschränkt, auch ihr Einfluß vorzüglich für diese von Bedeutung ward, habe ich mir erlaubt sie schon hier zu erwähnen. Mit ihr beginnen die ernsteren Bestrebungen, auch den etymologischen Lautwechsel (vgl. S. 458) zu erklären. Dieses geschieht vorzugsweise durch sorgfältige Beachtung, Bestimmung u. s. w. des Wesens der Sprachlaute und der Art, wie sie sich diesem gemäß umzugestalten fähig sind. Auch in nachfolgenden Aufsätzen hat sich R. von Raumer um diese Seite der Sprachwissenschaft verdient gemacht und bildet gewissermaßen die Vermittelung zwischen der linguistischen und physiologischen Behandlung der Laute. Die hieher gehörigen Aufsätze finden sich in seinen 'Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften'. 1863.

Von Agathon Benary (geb. 1807, gest. 1860), einem höchst scharfsinnigen, sorgfältigen und geistvollen Forscher erschien 1837 der erste und leider einzige Band des einzigen besonderen Werkes, welches er veröffentlicht hat: 'Die römische Lautlehre,

sprachvergleichend dargestellt'. Doch hat er außerdem durch einzelne Aufsätze und Kritiken, insbesondere in den Berliner Jahrbb. für wissensch. Kritik, verdienstlich gewirkt.

Im Jahre 1839 veröffentlichte Alb. Höfer 'Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik. Erster Band: zur Lautlehre', in welchem sich manche werthvolle Beobachtungen und fördernde Ansichten finden. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen, dagegen manche einzelne hieher gehörige Aufsätze in Zeitschriften, insbesondre in der von ihm redigirten für die Wissenschaft der Sprache.

In demselben Jahre erschien der erste, 1842 der zweite Band von des Verfassers dieser Geschichte 'Griechischem Wurzellexikon', in welchem der Versuch gemacht wurde, vermittelst der sprachvergleichenden Methode die sogenannten Wurzeln des griechischen Sprachschatzes zu erforschen und diesen aus ihnen abzuleiten. Dabei war es nothwendig, die Gränzen der griechischen Sprache nicht selten zu überschreiten und die Untersuchung auf die Gebiete der verwandten Sprachen auszudehnen, so daß auch in dieser Arbeit statt des besondren Charakters, welchen man dem Titel gemäß erwarten sollte, mehr ein allgemeiner hervortritt Die andern Arbeiten, welche er in Bezug auf die indogermanischen Sprachen im Allgemeinen veröffentlicht hat, tragen wesentlich denselben Charakter und bestehen fast nur aus vielen einzelnen Aufsätzen und Kritiken, welche in mehreren Zeitschriften, insbesondere den Göttinger Gelehrten Anzeigen und der von ihm herausgegebenen 'Orient und Occident' und aa. OO. erschienen sind. Ueber 'Einige Pluralbildungen des Indogermanischen Verbum' hat er eine Abhandlung in denen der k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen Bd. XIII. 1867 erscheinen lassen.

Im Jahre 1842 veröffentlichte G. Curtius eine sprachvergleichende Schrift über die Bildung der Griechischen Nomina (De nominum Graecorum formatione ratione linguarum cognatarum habita) und im Jahre 1846 'Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik. 1. Theil: Die Bildung

der Tempora und Modi'. Daran schlossen sich viele einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. und 1858—62 (2. Auflage 1866) ein, insbesondere durch die darin hervortretende im Ganzen besonnene Kritik des für griechische Etymologie früher geleisteten, bedeutendes Werk in zwei Bänden, welches den Titel 'Grundzüge der Griechischen Etymologie' führt. In den Berichten der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ist von ihm ein werthvoller Aufsatz 'über die Spaltung des A-Lautes im Griechischen und Lateinischen mit Vergleichung der übrigen europäischen Glieder des indogermanischen Sprachstammes' (1864, S. 9 ff.) und in den Abhandlungen derselben 1867 eine 'Zur Chronologie der indogermanischen Sprachen' veröffentlicht, in welcher er die Stufen ihrer Entwicklung zu veranschaulichen sucht. Durch die Abfassung einer Griechischen Grammatik, welche im Geiste der Sprachwissenschaft ausgearbeitet und auf die Resultate derselben gebaut ist, hat er diesen Eingang und bedeutenden Einfluß auf die Behandlung der classischen Sprachen in Schulen und auf Universitäten verschafft, und sich überhaupt durch Vermittelung der Philologie mit der Sprachwissenschaft viele Verdienste erworben.

Adolf Holtzmann, ein sehr scharfsinniger Forscher, dessen wir schon gedacht haben und auch weiterhin Gelegenheit haben werden, zu gedenken, gab 1846 eine kleine Schrift 'Ueber den Ablaut' heraus, welche für die Erkenntniß der vokalischen Umwandlungen in den indogermanischen Sprachen von der größten Bedeutung war, und zwar insbesondere dadurch, daß sie den Einfluß des Accents auf die Wortgestaltung in einem der wichtigsten Fälle, der sogenannten Gunirung, geltend machte und daraus den deutschen Ablaut erklärte[1]).

Lorenz Diefenbach, ein geistvoller Schriftsteller, welcher sich auf vielen und sehr verschiedenen Gebieten menschlichen Denkens und Gestaltens bewegt, vor allem aber auf dem der Sprachen,

[1]) Vgl. Rumpelt 'Deutsche Grammatik' § 56 ff.

wo er sich eine Fülle von Kenntnissen erworben hat, wie sie wenigen zu Gebote steht, veröffentlichte in den Jahren 1846—1851 sein 'Vergleichendes Wörterbuch der Gothischen Sprache'. 2 Bände, welches durch zahlreiche Zusammenstellungen für die indogermanischen Sprachen überhaupt von Wichtigkeit ist Seine früheren sprachwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten sich theils mit allgemeinen Fragen ('Ueber Leben, Geschichte und Sprache' 1835), theils mit den romanischen Sprachen ('Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen' 1831), theils endlich mit den Celtischen (in seinem historisch-linguistischen Werke: 'Celtica, Versuch einer genealogischen Geschichte der Celten'). Später hat er mehrere alte, insbesondre lateinisch-deutsche Glossare veröffentlicht (1857. 1867), dann ein ethnologisches Werk ('Origines Europeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Studien.' 1861), welches sich vorzugsweise mit indogermanischen Völkern und demgemäß natürlich auch mit ihren Sprachen beschäftigt; von Wichtigkeit ist darin ein 'Lexikon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Celten und ihrer Nachbarn, insbesondere der Germanen und Hispanier'. Sein letztes größeres Werk ist eine 'Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte' (1864), in welchem sich auch manche beachtenswerthe Auseinandersetzungen über Sprache überhaupt und indogermanische Sprachen insbesondere befinden. Außer seinen umfassenderen Werken hat er auch mehrere werthvolle Kritiken veröffentlicht.

Im Jahre 1847 machte Louis Benloew den Versuch, das Princip der indogermanischen Accentuation und seine Anwendung nachzuweisen in seinem Werke de l'Accentuation dans les langues indo-européennes tant anciennes que modernes. Par. 1847. Später (1855) gab er im Verein mit H. Weil eine Théorie générale de l'accentuation latine heraus; 1858 ein Aperçu général de la science comparative des langues; 1861 eine Schrift sur l'origine des noms de nombre japhétiques et sémitiques.

1847 veröffentlichte W. Sonne 'Epilegomena zu Dr. Th. Benfey's griechischem Wurzellexikon'; seine späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Vedenerklärung und vergleichenden Mythologie haben wir schon Gelegenheit gehabt anzudeuten (S. 416).

In den Jahren 1848—1850 trat zuerst mit zwei Abhandlungen auf, welche eigentlich dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft angehören, August Schleicher (geb. 1821[1]). Doch erlaube ich mir sie schon hier zu erwähnen, theils weil sie sich zum größten Theil mit indogermanischen Sprachen beschäftigen, theils weil sie den Anfang einer Thätigkeit bilden, welche sich später vorzugsweise diesen zuwandte und für sie von großem Einfluß ward. Sie führen den gemeinschaftlichen Titel: 'Sprachvergleichende Untersuchungen'. Die erste mit dem besondren Titel 'Zur vergleichenden Sprachengeschichte' sucht im Allgemeinen den Gedanken auszuführen, daß die Sprachen in historischen Zeiten abwärts gehen, eine Ansicht, deren Richtigkeit nur für einzelne Momente derselben und für einzelne Sprachen zugegeben werden kann, im Ganzen aber schwerlich zu billigen ist. Dann behandelt sie die Entstehung von gequetschten Lauten, durch Einfluß eines folgenden i oder j, welche der Verf. mit dem Namen des Zetacismus bezeichnet. Die zweite Abhandlung führt den besondren Titel 'die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht', in welcher die indogermanischen natürlich schon an und für sich die wichtigste Stelle einnehmen. Später hat sich Schleicher zunächst große Verdienste durch die Behandlung der kirchenslavischen Sprache (1852), so wie des Litauischen (1856) erworben. Im Jahre 1859 folgte aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft eine Abhandlung 'Zur Morphologie der Sprache' in den Mémoires der Petersb. Akademie; 1865 eine über 'die Unterscheidung von Nomen und

[1]) Mit Schmerz füge ich hinzu, daß er vor wenigen Wochen in der Blüthe seiner Kraft und Thätigkeit, den 6. Dec. 1868, durch einen für die Wissenschaft viel zu früh eingetretenen Tod uns entrissen ist.

Verbum in der lautlichen Form' in den Abhandl. der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften (phil.-hist. Cl. IV Nr. V). Im Jahre 1860 hat er ein Werk 'die deutsche Sprache' veröffentlicht, in welchem er das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich zu machen und zugleich das Wesen der deutschen Sprache in seinen Hauptzügen darzulegen sucht. Im folgenden Jahre erschien sein 'Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen' (in zweiter Auflage 1866), eine der verdienstlichsten Arbeiten auf diesem Gebiet, durch welche das Studium dieses Wissenszweiges außerordentlich erleichtert und gefördert ist. Außerdem hat er eine Anzahl von Aufsätzen über Gegenstände desselben Bereiches, dem seine größeren Werke gewidmet sind, in Zeitschriften veröffentlicht, insbesondere in der sogleich zu erwähnenden, welche er mit Kuhn vereint herausgab.

Zwei Jahre vorher, 1845, begann die erste der drei Zeitschriften zu erscheinen, welche theils der Sprachwissenschaft im Allgemeinen, theils der Durchforschung der indogermanischen insbesondre gewidmet sind. Es war dieß die 'Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache', herausgegeben von Alb. Höfer. Fünf Jahre danach, 1851, folgte, zuerst unter Redaction von Aufrecht und Kuhn, dann unter der des Letzteren allein die 'Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen'. Elf Jahre später trat dazu unter Redaction von Kuhn und A. Schleicher: 'Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slavischen Sprachen'. Außerdem eröffneten auch manche andre Zeitschriften ihre Spalten Aufsätzen, welche zur Aufhellung der indogermanischen Sprachen im Allgemeinen und Besondren dienten; insbesondre fand dieß in solchen Statt, welche dem Orient gewidmet waren. Die Aufsätze, welche in den erwähnten und anderen Zeitschriften erschienen, erstreckten sich fast über alle Theile der indogermanischen Sprachwissenschaft, seltner natürlich über

allgemeine Fragen, die sich ja eher zu einer zusammenhängenden Behandlung in einem besondren Werk eignen; wohl aber waren hier Monographien über begränztere Gegenstände willkommen und eine Stätte war gegeben, wo selbst das scheinbar Unbedeutendste, wenn in einer die Wissenschaft fördernden Weise behandelt, sicher war, zur Oeffentlichkeit und zur Beachtung gelangen zu können. Fast alle Sprachforscher und Indologen, welche wir bisher genannt haben, haben auch insbesondre für die beiden Zeitschriften Beiträge geliefert, an deren Spitze Kuhn steht und die meisten der neu hinzutretenden jüngeren Kräfte haben in ihnen zuerst ihre Schwingen versucht.

Viele und werthvolle Aufsätze lieferte Ernst Wilhelm F. Förstemann (geb. 1822), welcher seine sprachwissenschaftliche Laufbahn mit einer Dissertatio de comparativis et superlativis linguae graecae et latinae 1844 eröffnet hatte und im Jahre 1851 die Ehre hatte, auch die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung zu eröffnen. Den Aufsatz, womit dieses geschah, 'Ueber deutsche Volksetymologie', so wie einen im zweiten Hefte erschienenen 'Numerische Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen und Deutschen', hebe ich wegen ihrer eigenthümlichen Richtung hervor. Von den übrigen beziehen sich viele vorzugsweise auf unsre Muttersprache, um welche er sich auch durch andre Arbeiten, insbesondere durch sein 'Altdeutsches Namenbuch' Bd. I. 1856, Bd. II. 1859 und 'Die deutschen Ortsnamen' 1863, verdient gemacht hat.

Aufrecht und Kirchhoff, welche sich durch ihr gemeinschaftlich bearbeitetes Werk 'Ueber die Umbrischen Sprachdenkmäler' 2 Bde. 1849—51 ein unvergängliches Denkmal im Gebiete der Sprachwissenschaft gesetzt haben, trugen durch einzelne, in diesen und andern Zeitschriften erschienene Monographien sowohl zur weiteren Aufhellung der altitalischen Sprachen, als insbesondere der classischen, des Sanskrit und der germanischen bei. Von Aufrecht erschienen seit seiner Uebersiedelung nach

England, nicht wenige auch in englischen Zeitschriften, insbesondere in den Transactions of the philological Society.

Nur, soviel mir bekannt, in Zeitschriften, insbesondere den Kuhn'schen, hat Heinrich Schweizer-Sidler (geb. 1815) Proben seiner ausgebreiteten Kenntnisse und insbesondere seines besonnenen kritischen Urtheils gegeben, auch die indogerm. Sprachwissenschaft durch manche werthvolle Bemerkung, vorzüglich im Gebiet der vergleichenden Syntax, bereichert.

Auch Ebel begann hier neben etymologischen Untersuchungen über die classischen Sprachen seine ausgezeichneten Arbeiten über das Celtische u. aa.

Hier veröffentlichte ferner der geniale Westphal unter andern seinen bahnbrechenden Aufsatz über 'das Auslautsgesetz des Gothischen'.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl höchst scharfsinniger Monographien lieferte W. Corssen, dem man insbesondere für die tiefere Kenntniß italischer Sprachen so viel verdankt.

Ebenso finden sich hier treffliche Arbeiten von dem ausgezeichneten Bearbeiter der griechischen Dialekte, L. Ahrens.

Wöste und Zyro brachten Mittheilungen zur Kenntniß der deutschen Dialekte.

Hier veröffentlichte, so viel mir bekannt, auch Max Müller die erste und fast alle seine deutsch abgefaßte Arbeiten aus dem Gebiete der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, nämlich 'Ueber die siebente Conjugationsform im Griechischen', im 4. Hefte des IV. Bandes, S. 270 ff. 1854 und später dann mehrere andere. Schon früher, 1848, war eine englisch abgefaßte erschienen in the Report of the British association for the advancement of science for 1847 S. 319 ff. und handelt On the relation of the Bengali to the Arian and Aboriginal Languages of India. Die größren Arbeiten dieses ausgezeichneten Linguisten, insbesondere seine Lectures on the Science of language 1861 und Second series 1864 ge-

hören zwar dem Titel nach dem allgemeinen Theil der Sprachwissenschaft an, sind aber ganz insbesondere für die indogermanischen Sprachen von Bedeutung. Einigermaßen ähnlich verhält es sich mit dem 1854 erschienenen kleinen Werkchen Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East (des Krimkrieges). With an ethnological map, drawn by Aug. Petermann. Allgemein sprachlichen Charakters dagegen ist seine geistvolle jüngst erschienene Vorlesung On the stratification of language; ihm nähert sich auch die 1854 veröffentlichte on the Classification of the Turanian languages.

Auch Leo Meyer, geb. 1830, veröffentlichte in Kuhn's Zeitschrift seine ersten Arbeiten (seit 1854) und zwar innerhalb des Kreises, in welchem er sich jetzt noch vorzugsweise bewegt, nämlich Gothisch, Griechisch und Lateinisch; später hat er auch mehrere hieher gehörige Aufsätze in den Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, in der von dem Verfasser dieser Geschichte herausgegebenen Zeitschrift 'Orient und Occident' und sonst erscheinen lassen. Daneben hat er einzelne werthvolle Abhandlungen und in den Jahren 1861 und 1865 die beiden ersten Bände seiner 'Vergleichenden Grammatik der Griechischen und Lateinischen Sprache' herausgegeben, woran sich eine 'Gedrängte Vergleichung der griechischen und lateinischen Declination' 1862 schließt. Diese, wie alle seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, unter denen auch eine Abhandlung 'Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen' 1863 hervorzuheben ist, gewähren neben kritischer Benutzung der Resultate seiner Vorgänger viele selbstgewonnene und charakterisiren sich durch eine — ich möchte sagen — reinliche, klare und nüchterne Darstellung.

Im Jahre 1855 trat in Kuhn's Zeitschrift der geistvolle und kenntnißreiche Lottner auf; unter den Aufsätzen, die er hier veröffentlichte, tritt vorzüglich der 'Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stamms' (VII. 1. S. 18

und 3. S. 161) und der 'Ueber die Ausnahmen in Bezug auf die Lautverschiebung' (XI. S. 161 ff.) hervor. Später übersiedelte er nach Irland und hat manche treffliche Arbeiten — auch über die afrikanischen Sprachen — in englischer Sprache, insbesondere in den Transactions of the philological Society, erscheinen lassen.

Ferner finden sich in diesen Zeitschriften verdienstvolle Arbeiten von G. Legerlotz; G. Bühler, welcher eine Dissertation über das Griechische Secundärsuffix της 1858 veröffentlicht hatte, später mehreres auch in dem 'Orient und Occident' erscheinen ließ und seit seiner Berufung nach Indien sich vorzugsweise der Sanskrit-Philologie widmet; dann von Jos. Budenz, welcher 1858 eine Dissertation über das Suffix κος geschrieben hatte und sich seit seiner Uebersiedlung nach Ungarn erhebliche Verdienste um die Ural-Altaischen Sprachen erwarb; von G. Gerland, welcher 1859 eine scharfsinnige Abhandlung über den griechischen Dativ, zunächst des Singular, veröffentlicht hatte und hier deren Fortsetzung folgen ließ (IX. 1. 36); später beschäftigte er sich auch mit Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, und lieferte darauf Bezügliches in Steinthal und Lazarus 'Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft', u. aa.; ferner von A. Ludwig, welcher im Jahre 1867 eine werthvolle Abhandlung: 'Die Entstehung der A.-Declination' u. s. w. veröffentlichte (in den Sitzungsberichten der k. Ak. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl. 1867, Januar). Hier, so wie in den 'Beiträgen zur indogermanischen Sprachwissenschaft', der Zeitschrift von Steinthal und Lazarus, dem 'Orient und Occident' u. aa., vor allen aber in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie ließ ferner Friedrich Müller eine Menge kleiner, sehr klar gedachter und geschriebener Aufsätze über sehr viele Gegenstände der Sprachwissenschaft erscheinen. Vorzugsweise beschäftigen sie sich zwar mit den eranischen Sprachen, doch beziehen sich einige auch auf die sanskritischen und andre des indogermanischen Stammes,

andre auch auf semitische, wenige auf afrikanische und amerikanische Sprachen, und mehrere auf Fragen aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft. Im Jahre 1867 veröffentlichte er eine Bearbeitung des linguistischen Theiles der Novara-Reise, in welcher er eine dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende kurze Uebersicht der Afrikanischen, Indischen, Australischen und Malayo-polynesischen Sprachen giebt. Ferner brachten die Kuhn'schen Zeitschriften Aufsätze von Stier, L. Kobler, Kielhorn, Roth, Weber, Bollensen, Haug, Steinthal, Müllenhoff, Th. Kind, Leo, Maßmann, Weinhold, Mannhardt, Graßmann, Berthold Delbrück, welcher sich später der vergleichenden Syntax zugewendet hat; Ludw. Hirzel, der später über den äolischen Dialekt schrieb; K. Walter, Birlinger, A. Dietrich, Misteli, Pauli, G. Michaelis, Joh. Schmidt, Virgil Grohmann, Fröhde, Schnitzer, Zeyß, Strehlke, R. Rödiger, und aa. In den Beiträgen erschienen Aufsätze von Fr. Spiegel, dessen Verdienste um die Linguistik, insbesondere der eranischen Sprachen, wir weiterhin erwähnen werden; von Fr. Miclosich, dem großen Slavisten; von M. Schmidt u. aa. Von jüngeren Kräften traten hier auf J. Bekker mit einer Behandlung celtischer Inschriften (in Bd. 3 und 4); Joh. Gust. Cuno mit Studien über das Verhältniß des Keltischen und Italischen zu einander (in Bd. 4); Lorenz mit dem Versuch einer methodischen Durchforschung des Etruskischen, in welchem er sich bemüht, diese dunkle Sprache als eine indogermanische, der lateinischen verwandte zu erweisen (Bd. 4. 5.); C. T. Pfuhl (Sprache der Polaben); und Leskien (Zur neuesten Geschichte der slavischen Sprachforschung). Auch betheiligten sich an diesen Zeitschriften mehrere Ausländer, insbesondere der überaus, vielleicht zu scharfsinnige Ascoli, Bugge, Bréal, Pictet und Whitley Stokes, der hervorragende Forscher auf dem Gebiete des celtischen Sprachzweigs.

Ich habe das Stelldichein, welches sich die neueren Sprach-

forscher mit wenigen Ausnahmen in den Kuhn'schen Zeitschriften gegeben haben, benutzt, um zugleich deren Hauptthätigkeit hervorzuheben. Wir sind damit schon mehrfach bis zu dem Jahre gelangt, in welchem diese Geschichte abgeschlossen ist und es bleibt deßhalb nur noch weniges übrig, was ich rücksichtlich der Behandlung des indogermanischen Sprachstamms im Allgemeinen nachzutragen habe.

Im Jahre 1852—59 ließ Moriz Rapp eine Art Vergleichender Grammatik in drei Bänden erscheinen, welche jedoch nicht vollendet ist. Ohne der Arbeit einen gewissen, wenn auch sehr beschränkten, Werth absprechen zu wollen, darf ich doch nicht unerwähnt lassen, daß sie der übrigen sprachwissenschaftlichen Entwickelung fern, fast ganz isolirt steht. Schon vorher hatte Rapp in den Jahren 1836—1841 vier Bände mit dem Haupttitel 'Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen' veröffentlicht. Die drei ersten und fast die Hälfte des vierten beschäftigen sich nur mit der Laut- und Verslehre, von denen jene für die damalige Zeit nicht ganz ohne Verdienst ist; S. 149—154 des 4. Bandes wird dann auf sechs Seiten eine Uebersicht der übrigen Theile der Grammatik, Etymologie und Syntax gegeben.

1860 erschien eine schöne Arbeit von L. Schwabe über die griechischen und lateinischen Deminutive mit Vergleichung andrer verwandter Sprachen.

1861 veröffentlichte Ferdinand Justi, geb. 1837, seine erste Arbeit, eine wenn gleich den Gegenstand nicht erschöpfende, doch treffliche Abhandlung 'Ueber die Zusammensetzung der Nomina in den Indogermanischen Sprachen'. Darauf folgten Kritiken und Aufsätze in Zeitschriften u. aa. Sammelwerken, unter denen ich nur den 'Ueber die Indogermanen' in Raumer's historischem Taschenbuch 1862 hervorhebe. Seine Hauptarbeiten wandten sich aber dem eranischen Gebiet zu, wo er sich um das Alt-

bactrische und Pahlavi bedeutende Verdienste erworben hat, deren wir weiterhin gedenken werden.

F. C. August Fick hat seine ersten Arbeiten, alle etymologischen Inhalts, im 'Orient und Occident' erscheinen lassen. Im Jahre 1868 gab er ein 'Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung' heraus, in welchem er den ersten Versuch gemacht hat, den Wortschatz festzustellen, welchen das Indogermanische Urvolk vor seiner Spaltung in die geschichtlich bekannten Stämme besaß. Trotz mancher gewagten Annahmen liefert es eine Grundlage, welche, durch Berichtigungen und Ergänzungen mehr befestigt und erweitert, den Ausbau dieses so sehr wichtigen Theiles der indogermanischen Sprachforschung in Aussicht stellt.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine, ebenfalls in den Kreis derartiger Untersuchungen gehörige, kleine, aber werthvolle Abhandlung von Oberdieck, 'Etymologie von Obstnamen', erwähnen, welche in einem Breslauer Schulprogramm 1866 erschien und mir nur durch Zufall bekannt wurde. So wie mir diese fast entgangen wäre, werde ich auch manches andre übersehen haben, wofür ich um Entschuldigung bitte.

Im Jahre 1868 erschien ein werthvolles Werk von Wilhelm Scherer, 'Zur Geschichte der deutschen Sprache', welches so viele dem allgemeinen Theil der Indogermanischen Sprachwissenschaft angehörige Momente bespricht, daß wir es nothwendig schon hier erwähnen müssen.

Schließlich sind noch zwei Abhandlungen der Anführung werth, eine aus dem Gebiet der vergleichenden Lautlehre von Georg Schulze 'Ueber das Verhältniß des **Z** zu den entsprechenden Lauten der verwandten Sprachen' 1867; die andre aus dem der vergleichenden Syntax von Georg Autenrieth: 'Terminus in quem Syntaxis comparativae particula'. 1868.

Vereinigt man die Resultate der allgemeinen mit den gleichzeitig gewonnenen der besonderen indogermanischen Sprachforschung,

so wie der allgemeinen Sprachwissenschaft überhaupt, so wird es möglich, durch weitere Entwickelung und Anwendung derselben, ein schon fast lückenloses Bild der geschichtlichen Entfaltung des indogermanischen Sprachstammes aufzurollen. Der Theil insbesondre, welcher mit der Gestalt beginnt, die die Grundsprache zunächst vor der Zeit der Sprachenabtrennung besaß, und bis zu den neuesten Umwandlungen reicht — also die untere Geschichte unsres Sprachstammes — würde sich, nach Ausfüllung der in der That bis jetzt noch klaffenden Lücken [1]), die aber mit zwar großer extensiver, aber verhältnißmäßig geringer intensiver Arbeit geschlossen werden könnten, zu einer, die meisten Forscher befriedigenden Form abrunden lassen, so daß die Entstehung und Entfaltung der alten, mittleren und neuen Phasen der aus der Grundsprache hervorgetretenen Sprachzweige — des arischen (d. h. sanskritisch-eranischen), griechischen, italischen, celtischen, germanischen und letto-slavischen — sowohl in lautlicher, als begrifflicher (Wortbildung und Wortverbindung betreffender) Beziehung in einer in allen wesentlichen Punkten unanfechtbaren Weise blosgelegt zu werden vermöchte.

Was die Grundsprache betrifft, so wird, und ward schon zum größern Theil, die Gestalt, welche sie zu der angedeuteten Zeit hatte, dadurch gewonnen, daß man das allen diesen Sprachzweigen, oder den von einander entlegensten oder sehr entlegenen gemeinsame aussondert. Von solchen sprachlichen Erscheinungen läßt sich — mit wenigen Ausnahmen — als sicher annehmen, daß sie nicht nach der Zeit der Absonderung von der Grundsprache, unabhängig von einander, in den verschiedenen Sprachzweigen entstanden sind, sondern schon zu jener Zeit bestanden und als gemeinschaftlicher Besitz in die neue Heimath der besonderten Sprachzweige mitgenommen wurden. Wenn z. B. nachgewiesen ist, daß in allen diesen Sprachzweigen die erste Person des Singular

[1]) vgl. oben S. 561.

im Präsens Activi meist auf mi auslautete, und feststeht, daß dieses mi Repräsentant, aber nicht die ursprüngliche Form des Pronomens der ersten Person war, sondern eine phonetische Schwächung derselben für ma, so daß schon darum und wegen der Menge von analogen Fällen an eine von einander unabhängige Bildung dieser Form nach der Absonderung nicht gedacht zu werden vermag, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie schon vor der Trennung dieser Sprachzweige von einander in ihrer Grundsprache vollendet war und als gemeinschaftliche Sprachform in die neuen Sitze mitgebracht ward. Eben so ist unzweifelbar, daß, da das Latein, das Germanische, Griechische, Litauische und Arische das Pferd mit einem Worte bezeichnen, welches ihren Lautgesetzen gemäß sich auf eine Grundform akva (mit einem eigenthümlichen k) reduciren läßt, dieses Wort weder von ihnen unabhängig von einander gebildet, noch von einander entlehnt sein kann, sondern ebenfalls schon vor ihrer Trennung in der Grundsprache bestanden und aus ihr als gemeinschaftlicher Besitz mitgenommen sein muß.

Durch die Resultate derartiger Untersuchungen, welche sich in grammatischer Beziehung in Schleicher's 'Compendium der vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen' (2. Ausg. 1866), in lexikalischer in Fick's 'Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache' (1868) im Allgemeinen übersehen lassen, steht es fest, daß die Grundsprache zu der angedeuteten Zeit eine in ihrer grammatischen Gestalt vollständig ausgebildete und in ihrem Wortschatz so reich entwickelte war, daß dieser zugleich ein vollgiltiges Zeugniß dafür ablegt, daß zu eben dieser Zeit von dem Volke, welches sich dieser Sprache bediente, schon eine verhältnißmäßig hohe Cultur erreicht war. Ich habe einige der dafür entscheidenden Momente in meinem Vorworte zu dem erwähnten Fick'schen Werke zusammengestellt, und erlaube mir weniges daraus hier hervorzuheben.

'Die Indogermanen hatten schon damals Häuser und umwallte Burgen oder Städte. Sie lebten von Ackerbau und bauten wenigstens zwei Getreidearten, wahrscheinlich Weizen und Gerste.

Sie trieben Viehzucht; hatten als Hausthiere Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Gänse und Enten; webten, machten sich Kleidungen, Gürtel; kannten drei Metalle wenigstens, deren eines noch zweifelhaft (sein Name skr. ayas, lat. aes, goth. aiz bedeutete vielleicht einst 'Metall' überhaupt, später 'Erz, Eisen'), die beiden andern sicher Gold und Silber waren; hatten Beile, sogar ein Instrument zum Bartscheeren (s. Fick unter ksura); sie besaßen Waffen, speciell Pfeile; malten und dichteten; bauten Wagen und Schiffe mit Rudern; sie wurden von Königen regiert, deren Frauen als 'Königinnen' bezeichnet wurden und demgemäß wahrscheinlich an ihrem Rang theilnahmen. Ihre Religion war schon scharf ausgeprägt; sie hatten mehrere Götter mit festgewordenen Namen, bestimmte religiöse Formen und selbst Formeln. Als Beweis keines geringen Grades von Cultur dürfen wir es jetzt — wo wir wissen, wie mangelhaft bei vielen Völkern, selbst auf einer keineswegs sehr geringen Culturstufe, die Entwickelung der Zahlwörter ist — ansehen, daß sie schon vor der Trennung das Decimalsystem festgestellt hatten, eben so die einfachen Zahlwörter von eins bis neun, die Zehner bis fünfzig und das Zahlwort für Hundert. Daraus, daß die einzelnen Zweige in Bezug auf die übrigen Zahlwörter bis exclusive 'Tausend' nicht strict mit einander übereinstimmen, obgleich sie dieselben wesentlich aus denselben Mitteln bilden, können wir nur folgern, daß sich aus den verschiedenen erlaubten — das heißt verständlichen — Bezeichnungen noch keine — mit Verdrängung der übrigen — als einzig gebräuchliche für sie festgesetzt hatten. Endlich hatten sie die Zeit schon in Jahre und Monate getheilt.'

So gingen die indogermanischen Sprachzweige nicht aus einem sprachlichen Zustande hervor, welcher ihnen nur Elemente der Sprachbildung — etwa sogenannte Wurzeln und Formationsexponenten — darbot, sondern eine im Wesentlichen fertige Sprache, die sie nur in ihrer Besonderheit weiter zu entwickeln nöthig hatten; die indogermanischen Stämme, bei ihrer Abtrennung vom Grund-

stock, nicht aus einem wilden, sondern einem verhältnißmäßig hochgebildeten Volke.

Diese Sprachzweige stehen demnach zu ihrer Grundsprache in einem, wenn auch graduell niedrigeren, doch wesentlich gleichen Verhältnisse, wie die romanischen Sprachen zu dem Latein. Auch diese lebt nur in den Sprachzweigen fort, ähnlich wie das Latein sich in seine Töchter aufgelöst hat, erstorben ist, um in erneuter Gestalt in diesen zu erblühen. Ja es ist nicht unmöglich, sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich selbst in einigermaßen ähnlicher Weise, wie das Latein, sich verbreitete und theilweis umgestaltete, nämlich durch colonieartige Abzweigungen vom Grundvolk, welche fremdstämmige Völker unterwarfen, sich mit ihnen mischten, ihnen, so weit sie sie nicht ausrotteten, die eigene Sprache aufdrängten, diese aber dann in der neuen Heimath nicht ganz ohne Einfluß von jenen weiter entwickelten.

Ein Hauptunterschied zwischen dem Verhältniß der indogermanischen Sprachzweige zu der Grundsprache und den romanischen zum Latein liegt jedoch natürlich darin, daß wir das Latein, wenn gleich es ausgestorben ist, durch die darin erhaltene Literatur kennen, daß wir die Zeit wissen, wann die romanischen Sprachen sich aus ihm herausgestalteten, und die Localitäten, wo es lebendig war.

Die Urheimath der Indogermanen wird gewöhnlich nach Asien verlegt, wesentlich weil man — befangen in alten Ueberlieferungen — Asien überhaupt für die Urheimath der Menschheit hielt, welche sich erst vor verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit von da über die übrige Erde verbreitet hätte. Jetzt, wo man weiß, daß die Verbreitung der Menschen auf der Erde viel älter ist, als man früher glaubte, daß speciell Europa schon seit urältester Zeit bewohnt war, wird derjenige, welcher jene Annahme aufrecht halten will, ganz andere Gründe dafür beibringen müssen, als bisher genügend schienen, und, ehe diese beigebracht sind, ist die Vermuthung eben so berechtigt, daß der Ursitz der Indogermanen in Europa war,

die Frage nach ihm auf jeden Fall zu einer offenen geworden. Der Verfasser dieser Geschichte hat sich durch mehrere Momente, insbesondre durch den Mangel von Urnamen für die großen Raubthiere Asiens, z. B. den Löwen, welcher bekanntlich noch in historischer Zeit in Griechenland existirte, also wohl so gut wie der Bär, der Wolf hier und in Indien einen etymologisch identischen Namen führen würde, wenn sich ein solcher in der Grundsprache befunden hätte[1]), bestimmen lassen, die Urheimath der Indogermanen in Europa zu suchen und wird darüber an einem andern Orte eingehender handeln.

Was die Zeit der Trennung betrifft, so ist kaum zu bezweifeln, daß der östlichste Zweig schon um 2000 vor unserer Zeitrechnung am Indus hauste; zu derselben Zeit saßen höchst wahrscheinlich auch schon die Griechen in ihren historischen Wohnsitzen; denn schon im vierzehnten Jahrhundert erscheinen die Achäer als Seefahrer und Kämpfer zur See auf einem ägyptischen Monument. Schon dieses und anderes spricht dafür, daß die Abtrennung der Indogermanen von ihrem Urstamm in eine sehr entfernte Zeit fällt; am meisten aber der Umstand, daß sich die alten Völker dieses Stammes, speciell die Inder, Griechen, Germanen für Autochthonen in ihren historischen Sitzen halten und von einer Einwanderung dieser sowohl als der übrigen, der Italer, Celten und Letto-Slaven gar keine Erinnerung erhalten ist.

Was aber den Mangel der Grundsprache betrifft, so wird dieser hinlänglich ersetzt durch die Durchsichtigkeit der alten Phasen der indogermanischen Sprache, welche die Reconstruction derselben,

---

[1]) Ja aus dem Umstande, daß die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen, welches nicht aus einer indogermanischen Wurzel gebildet ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort, darf man schließen, daß beide ihn in der Urheimath gar nicht kannten, sondern ihn erst nach ihrer Entfernung von da kennen lernten und ihm höchst wahrscheinlich den Namen ließen, unter welchem er ihnen bei nicht indogermanischen Völkern bekannt wurde.

wenn auch nicht in allen, doch in den wesentlichen Momenten theils schon ermöglicht hat, theils sicherlich noch ermöglichen wird.

Für die Erkenntniß der Art, wie sich die verschiedenen Sprachzweige aus der Grundsprache entwickelt haben, ist schon sehr viel geschehen; eben so ist die Geschichte derselben bis auf unsere Zeit in vielen mit großem Erfolg bloßgelegt, so in den germanischen durch Grimm, in den Töchtern des Latein durch Fr. Diez; für die Geschichte der eranischen, welche sich durch viel längere Zeiträume und durch mehrere historische und dialektische Phasen verfolgen läßt, ist viel, insbesondere von Fr. Spiegel, geleistet; einiges auch für die in dieser Beziehung noch lehrreicheren sanskritischen.

Minder übereinstimmend sind bis jetzt die Ueberzeugungen und Anschauungen der Forscher über den oberen Theil dieser Geschichte, die Art, wie sich die Grundsprache entwickelt hat, ihr ursprüngliches Verhältniß zu andern Sprachstämmen u. s. w., und es wird wohl noch vieler eindringender Forschungen — insbesondre über die Bildung der Wurzeln oder primären Verba derselben — bedürfen, ehe auch hier eine größere Sicherheit und ihr folgende Uebereinstimmung erzielt sein möchte.

B. Behandlung der besonderen Zweige des Indogermanischen Sprachstamms.

1. Arischer Zweig.

Wir beginnen mit demjenigen Zweige, welcher nicht bloß für die indogermanische, sondern für die Sprachwissenschaft überhaupt bis jetzt den eigentlichen Schlüssel bildet, dem Arischen. Dieser theilt sich in zwei Aeste, den östlichen, welchen wir, nach der in ihm am bedeutendsten hervortretenden Sprache, den sanskritischen nennen, und den westlichen oder eranischen. Ueber das Verhältniß beider Zweige zu einander gibt es zwar noch keine methodische und ausführliche Darstellung, doch ist dazu von den Bearbeitern beider Aeste eine Fülle von Beiträgen

geliefert, welche gesammelt und mit einer methodischen Vergleichung derselben verbunden, wenig Zweifel über die Art ihrer innigeren Zusammengehörigkeit zurücklassen würde.

a. Sanskritischer Ast.

Was die alten Phasen der Sanskritsprachen betrifft: die Vedensprache, das Sanskrit selbst, das Pâli, die Sprachen der älteren Inschriften und Münzen und die Prâkritischen, so sind die darauf bezüglichen deutschen Arbeiten schon oben (S. 379 ff.) kurz angedeutet. Es bleiben uns nur noch die neuindischen Sprachen übrig. Da sie für Deutschland fast gar keine praktische Bedeutung haben, so sind sie von praktischen Gesichtspunkten aus von Deutschen fast gar nicht beachtet und wer sie für derartige Zwecke oder überhaupt kennen lernen will, ist insbesondre auf die Arbeiten von Engländern angewiesen; dagegen ist manches für ihre theoretische Behandlung geschehen.

Die neuindischen Sprachen sanskritischen Stammes füllen — abgesehen von einigen Aboriginersprachen — das ganze Gebiet zwischen dem Himalaya im Norden und der Südgränze der Mahratten, so wie dem Indus im Westen und dem Brahmaputra im Osten; doch erstrecken sie sich sowohl nach Norden als Osten und Westen sporadisch noch weiter[1]).

Ueber ihren Charakter und ihr Verhältniß zu den älteren Phasen im Allgemeinen verdanken wir Lassen (in den Institutiones linguae Pracriticae S. 46 ff. und in der Indischen Alterthumskunde IV. 791 ff.), M. Müller (in dem schon oben S. 590 angeführten Aufsatz), Fr. Müller (in dem linguistischen Theil der Novara-Expedition S. 109 ff.), Pott (Etym. Forschungen II², 1, 119 ff.) und den Arbeiten von Trumpp viele

[1]) Darauf machte 1839 und 1845 der Verfasser dieser Geschichte aufmerksam in den Gött. Gel. Anz. 1839 S. 1532; 1534 ff. und 1845 S. 229; in Bezug auf die Kâfirs vgl. man jetzt die weiterhin zu erwähnende Arbeit von Trumpp.

Aufklärung. Fr. Müller insbesondre gibt eine Uebersicht der Grammatik dieser Sprachen, in welcher das Urdu (Hindustanisch, die in Indien allgemeinst verbreitete Sprache), Bangâlî, Sindhî, Guzarâtî, Marâṭhî, Pang'âbî, Nipâlî und Assamî in einer belehrenden vergleichenden Weise zusammengestellt sind.

Was Specialbehandlungen dieser Sprachen durch Deutsche betrifft, so hat J. D. Prochnow 'Anfangsgründe einer Grammatik der hindostanischen Sprache' 1852 herausgegeben.

Ueber die Bengalische Sprache hat M. Müller den schon erwähnten Aufsatz veröffentlicht.

Die Sindhî ist vortrefflich bearbeitet von E. Trumpp in einer Abhandlung, welche sich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges. Bd. XV und XVI findet. Derselbe hat auch ein Sindhî Reading Book, so wie ein Sindhī-Gedicht Sōrathi aus dem Dīwān des Sayyid Abd-ul-Lātīf veröffentlicht (letztres in der eben erwähnten Zeitschrift Bd. XVII) und 1866 Sindhī Literature. The Dīwān of Abd-ul-Lātīf Shāh known by the name of Jhāha jō Risālō (mir nur durch Buchhändleranzeige bekannt) folgen lassen.

Eben demselben verdanken wir zwei Abhandlungen über die Sprache der sogenannten Kāfirs im indischen Caucasus, deren erste schon 1861 im Journal of the Royal Asiatic Society, die andre im 20. Bande der Zeitschr. d. D. Morg. Gesellsch. erschienen ist.

Ueber die Sprachen des westlichen Himalaya hat Leitner, Direktor der höheren Schule in Lahore, 1868 eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: The races and languages of Dardistan, welche mir jedoch bis jetzt nur durch die Anzeige von Haug in der Augsburger Allgem. Ztg. 1868 S. 2107 bekannt ist; doch ersieht man daraus, daß die Ghilghiti, Astôri, Arnjia und Kalâsha-Sprachen sich entschieden als sanskritische kund geben.

Zu den sanskritischen Sprachen gehört bekanntlich (vgl.

S. 275) auch die Sprache der Zigeuner. In dem Zeitraum, welchen wir hier besprechen, beschäftigten sich mit ihr Graffunder 1835 (vgl. über dessen Buch Pott 'die Zigeuner u. s. w.' I. 22. 23) und vor allem wie schon (S. 578) erwähnt Pott. An sein ausführliches Werk schließen sich manche Nachträge von ihm selbst und Aufsätze von andern, insbesondre Böhtlingk. Erwähnenswerth ist auch eine Schrift von Richard Liebich: 'Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. 1863' und eine 'Ansicht über die Herkunft der Zigeuner' von Trumpp in Zeitschr. d. D. M. Ges. XV. 694.

b. Eranischer Ast.

Die Völker, welche jetzt diesem Ast angehören, erstrecken sich, fast unvermischt mit fremdstämmigen, vom Indus bis zum Tigris (Avghanen, Belutschen, Perser, Kurden), im Nordwesten theilweis über den Euphrat (Armenier) und sind noch im Caucasus durch einen kleinen Stamm (die Osseten) vertreten. Sie sind demnach jetzt von den europäischen Indogermanen durch eine Kluft getrennt, welche zwar im Norden durch die Ausdehnung der Russen bald überbrückt sein wird, im Süden aber, insbesondere durch die fremdsprachige Bevölkerung in Vorderasien, viel weniger durch die der europäischen Türkei noch weit geöffnet ist. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in älterer Zeit diese Kluft, sowohl im Süden als Norden des Caucasus, entweder gar nicht existirte, oder wenigstens viel geringer war. Viele Momente sprechen dafür, daß die Phryger nicht bloß zu den indogermanischen, sondern sogar speciell zu den eranischen Völkern gehörten, andre Stämme Vorderasiens wenigstens zu den indogermanischen; daß jene einst auch in dem unmittelbar gegenüber liegenden östlichen Theile Europa's saßen und hier ebenfalls indogermanische Völker zu Nachbarn hatten. Eben so haben es neuere Untersuchungen, insbesondere die von Müllenhoff, sehr wahrscheinlich gemacht, daß die pontischen Scythen zu den Era-

niern zu rechnen sind, und demgemäß vielleicht ganz oder theilweis die Kluft ausfüllten, welche die europäischen und asiatischen Indogermanen hier zu trennen schien.

Auf dem Gebiete der eranischen Sprachen ist es, wo die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft zwei ihrer größten Triumphe feierte, den einen unmittelbar, den andern durch diesen unmittelbaren vermittelt.

Es lagerten in Europa schon längere Zeit zwei Schätze, ungehoben und, wie man mit Entschiedenheit behaupten darf, vor einer genaueren Kenntniß des Sanskrit, auch nicht erhebbar, wenigstens nicht in einer irgend wissenschaftlichen Weise. Kaum aber hatte die Kunde des Sanskrit etwas größere Verbreitung erhalten, so wurde auch sogleich der eine derselben wenigstens so weit gehoben, daß er zur Hebung des andern verwerthet zu werden vermochte.

Den ersten dieser Schätze bildeten die heiligen Schriften der Parsen, welche insbesondere durch die aufopferungsvolle Thätigkeit Anquetil Duperron's nach Europa gelangt waren; den zweiten die Keilinschriften, von denen der berühmte Reisende Karstens Niebuhr (geb. 1733 im Lande Hadeln, gest. 1815) die ersten zuverlässigen Abschriften veröffentlicht hatte. Die Hebung dieser Schätze gewährte Documente, in denen die zwei ältesten Phasen des eranischen Sprachkreises in einem verhältnißmäßig nicht unbeträchtlichen Umfang bewahrt sind. Sie lieferten dadurch nicht bloß die Grundlage für ein eindringenderes Verständniß aller mit ihnen speciell verwandten Sprachen, sondern auch keine geringe Beiträge zu dem des nächstverwandten sanskritischen Astes, vor allem aber zu dem des indogermanischen Sprachstammes überhaupt und somit auch zur Aufhellung vieler sprachwissenschaftlicher Fragen von allgemeiner Bedeutung.

Ueber die Geschichte der eranischen Sprachen besitzen wir einen kurzen und werthvollen Aufsatz von Fr. Spiegel (in Kuhn und Schleicher Beitr. zur vergl. Sprachforschung II.).

1. Sprache der ältesten heiligen Schriften der Parsen (Zend, Altbactrisch).

Die alten heiligen Bücher, welche die Urkunden der von Zarathustra (Zoroaster) gegründeten und im persischen Reiche herrschenden Religion des Ahuramazdâo (Ormuzd) bilden, hatten seit der Zerstörung dieses Reiches durch Alexander den Großen, während der lang dauernden Herrschaft fremder Fürsten, Religionen, Cultur und Sprachen im Gebiete desselben, in Bezug auf ihren Umfang sowohl als ihr Verständniß bedeutende Einbußen erlitten. Erst seit der neuen Erhebung einer persischen Dynastie (der Sasaniden 229—636) kam auch die heimische Religion wieder zur Macht und in Folge davon wurden alle Reste der heiligen Schriften, welche sich bis dahin erhalten hatten, sorglich gesammelt. Mit der Eroberung Persiens durch die Araber aber wurde diese heimische Religion gestürzt und fast vollständig ausgerottet; nur wenigen Getreuen gelang es, ihren Dienst im Mutterlande selbst in sich immer mehr verengenden (jetzt auf Yazd und Kirman beschränkten) Kreisen fortzupflanzen, andren ihn über das Meer zu führen und ihm eine neue Stätte in Indien zu bereiten. Beider Orten hat er sich bis auf unsre Zeit in einem sehr beschränkten Umfang und, bis zur Gründung der englischen Herrschaft in Indien, in schwer gedrückter Lage erhalten. Was zur Zeit der arabischen Eroberung an heiligen Schriften existirte, scheinen die Verehrer des Ahuramazdâo gerettet und bis auf unsre Tage bewahrt zu haben.

Diese Reste sind einerseits in der Sprache erhalten, in welcher sie ursprünglich abgefaßt waren, und andrerseits fast ausnahmslos in einer alten Uebersetzung. Wo jene Sprache ursprünglich gesprochen ward, ist noch nicht mit voller Gewißheit zu entscheiden, doch ist kaum zweifelhaft, daß sie dem östlichen Theile der eranischen Länder angehörte und ziemlich wahrscheinlich, daß sie die Sprache von Bactrien war, daher Spiegel dafür den Namen 'Altbactrisch' eingeführt hat, welcher auch schon vielfach von andern dafür gebraucht wird. Ganz unpassend ist

der Name Zend, welcher vielmehr jene alte (commentirende) Uebersetzung bezeichnet und durch Mißverständniß auf den Originaltext übertragen ward; die Generation, zu welcher der Verfasser dieser Geschichte gehört, hat sich aber so sehr daran gewöhnt, daß er sich unwillkürlich stets entgegendrängt und es ihr Mühe macht, sich wieder davon zu entwöhnen. Die Sprache der alten Uebersetzung ist Huzvaresch, die Literatursprache des Pahlavi.

Handschriften sowohl des Originals als der Uebersetzung sind in ziemlich beträchtlicher Anzahl in europäischen Bibliotheken vorhanden, namentlich in Paris, London, Oxford und Copenhagen. Die Pariser werden dem Eifer Anquetil Duperron's verdankt, welcher (geb. 1731, gest. 1805) als gemeiner Soldat nach Indien gegangen war (1754), wesentlich um sich dieser heiligen Schriften und ihres Verständnisses zu bemächtigen. In Surat, einem der Hauptsitze der indischen Parsen, erhielt er Unterricht von einem ihrer Priester und sammelte eine beträchtliche Anzahl von Handschriften. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1762) begann er eine umfassende literarische Thätigkeit, welche sich vorzugsweise auf eben diese heiligen Schriften, theils auch auf Gegenstände des persischen und indischen Alterthums bezog. Das wichtigste Product derselben war die französische Uebersetzung von jenen, welche unter dem Titel Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre u. s. w. Traduit en français sur l'original zend, avec des remarques et accompagné de plusieurs traités propres à éclaircir les matières qui en sont l'objet im Jahre 1771 erschien.

So sehr auch die Bedeutung dieses Werkes anzuerkennen ist, so stand es doch eigentlich außerhalb der Wissenschaft. Denn wenn Wissenschaft wesentlich den Umfang dessen bezeichnet, was beweisbar ist, so kann keine Uebersetzung Anspruch auf einen wissenschaftlichen Charakter machen, deren Richtigkeit nicht auf unwiderlegliche Weise begründet zu werden vermag. Für diese

Forderung hat aber Anquetil Duperron weder bei Herausgabe der Uebersetzung, noch in seinem spätern Leben irgend etwas gethan, was auch nur einigermaßen ins Gewicht fiele. Man hatte für die Glaubwürdigkeit derselben weiter keinen Anhaltspunkt, als daß ihr Verfasser den Unterricht von Männern genossen hatte, deren Religionsbuch diese Schriften bildeten. Wer haftete aber dafür, daß diese eine wissenschaftliche Kenntniß der in Betracht kommenden Sprachen: der des Originals und der der Uebersetzung, des Pahlavi, oder eine sichere Tradition besaßen? Machte dieß schon die Geschichte der indischen Parsen nichts weniger als wahrscheinlich, so hatte Anquetil Duperron selbst nicht wenige Momente geliefert, welche es sehr zweifelhaft, ja kaum möglich erscheinen ließen. Der einzige Weg, darüber zur Gewißheit zu gelangen, war in der Erforschung der Sprache des Originals zu suchen. Dafür hatte aber Anquetil Duperron äußerst wenig gethan; eine allgemeine Bestimmung der Laute der Schriftzeichen, die Mittheilung einiger Uebersetzungen von Wörtern des Originals, insbesondere in das Pahlavi, so wie die Besprechung einiger grammatischer Formen war alles, was wir ihm in dieser Beziehung verdanken. Wir wollen und dürfen ihm aus diesem Mangel keinen Vorwurf machen; denn wir wissen jetzt, daß damals wohl Niemand im Stande gewesen wäre, mehr zu leisten; doch dürfen wir es nicht unerwähnt lassen, da es zur Würdigung dessen, was nachher auf diesem Gebiete geschah, von Bedeutung ist.

Was auf diese Weise von der Sprache des Originals bekannt geworden war, genügte jedoch, um die Verwandtschaft derselben mit dem Sanskrit erkennen zu lassen, welche denn auch zuerst von William Jones 1789 ausgesprochen[1]) und dann von Paulinus a Sto. Bartholomaeo in einer kleinen Schrift weiter

[1]) In Asiat. Researches II. 54.

ausgeführt und belegt ward [1]). Damit war der Ort nachgewiesen, von wo die Entscheidung jener Frage und überhaupt einer Einsicht in diese Sprache, wenigstens vorzugsweise, zu erlangen sein werde. Doch dauerte es noch fast ein Menschenalter, ehe er mit Ernst betreten ward. Dieß geschah erst, als die Kenntniß des Sanskrit durch Bopp und Schlegel's Arbeiten schon ziemlich verbreitet war.

Das Wichtigste für eine erfolgreiche Behandlung dieser Sprache war natürlich eine Herausgabe der darin abgefaßten und erhaltenen Schriften. Damit wurde der Anfang in demselben Jahre (1829) von einem Deutschen und Franzosen gemacht. Jener, Justus Olshausen, welcher sich im Gebiet der eranischen Sprachen noch durch Entzifferung der Pahlavi-Münzen ein unvergängliches Andenken erworben hat, seine bedeutendste literarische Thätigkeit aber im Kreise der semitischen Sprachen entfaltete, begann mit der Herausgabe des sogenannten Vendidad nach Pariser Handschriften; doch erschienen nur die drei ersten Abschnitte und der Anfang des vierten. Glücklicher war der Franzose, der berühmte Eugène Burnouf, welcher die hervorstechendsten Gaben der deutschen und französischen Gelehrten, Gründlichkeit und Reichthum an Geist, vereinigend, auf vielen Gebieten des arischen Alterthums in einem leider nur zu kurzen Leben die glänzendste Thätigkeit entfaltet hat. Durch ihn wurde von 1829—1843 die Hauptsammlung des Originals der heiligen Schriften in der liturgischen Ordnung, der Vendidad-Sadé, lithographirt nach einer Pariser Handschrift, veröffentlicht; daran schlossen sich ein umfassender Commentar des ersten Kapitels des Yaçna, eine Anzahl Études in dem Journal asiatique, in welchen insbesondere fast das ganze neunte Kapitel derselben Abtheilung behandelt wurde [2]), und mehrere Kritiken;

[1]) De antiquitate et affinitate linguae Zendicae Samscrdanicae et Germanicae. Rom. 1798.

[2]) Besonders abgedruckt unter dem Titel: 'Études sur la langue et sur les textes zendes par E. Burnouf. Par. 1840—50.

und diese Schriften waren es vor allem, in denen der eigentliche und feste Grund für die linguistische und philologische Behandlung der Sprache und des Inhaltes dieser heiligen Schriften gelegt ward.

Hermann Brockhaus, dessen Verdienste auf eranischem Gebiete denen, welche er sich auf dem sanskritischen erworben hat, kaum nachstehen, verschaffte dem durch Burnouf herausgegebenen Texte, welcher wegen seines hohen Preises nur wenigen zugänglich war, eine größere und sehr billige Verbreitung durch Veröffentlichung desselben in lateinischer Transcription im Jahre 1850 [1]). Allein er beschränkte sich nicht hierauf, sondern erhöhte den Werth seiner Arbeit durch Hinzufügung der Varianten der Bombayer Ausgabe, der traditionellen Interpunction, eines sehr sorgfältig gearbeiteten Index aller Wörter und eines kleinen Glossars, welches die bis zu der damaligen Zeit von Burnouf, Bopp, dem Verfasser dieser Geschichte u. aa. erklärten Wörter aufführte.

Indeß hatte Fr. Spiegel, welchem wir die umfassendsten Beiträge auf diesem wie überhaupt auf dem Gebiete der eranischen Sprachen verdanken, die Früchte seiner darauf verwendeten Arbeit zu veröffentlichen begonnen. Im Jahre 1851 fing er an, eine kritische Ausgabe der heiligen Schriften in Verbindung mit der Huzvaresch-Uebersetzung erscheinen zu lassen, welche bis jetzt zum größten Theil, aber noch nicht ganz vollendet ist [2]). Doch sind wir indeß von andrer Seite in den Besitz sämmtlicher Reste derselben, welche in der Sprache des Originals abgefaßt sind, gesetzt, nämlich durch den ausgezeichneten dänischen Orientalisten N. L. Westergaard, welcher sie in den Jahren 1852 bis 1854 veröffentlichte.

[1]) Vendidad-Sadé. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar, herausgegeben von H. Brockhaus. Lpz. 1850.

[2]) Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte sammt der Huzvaresch-Uebersetzung herausgegeben von Dr. Friedr. Spiegel. 1. Bd. Der Vendidad. 1851—1853. 2. Bd. Vispered. Yaçna.

Kaum war die Veröffentlichung des Originals durch Olshausen und Burnouf begonnen, so trat allen denen, welche sich mit Sanskrit beschäftigten, die fast durchgängige grammatische und die große lexikalische Uebereinstimmung der darin herrschenden Sprache mit dem Sanskrit so lebendig entgegen, daß die Möglichkeit nahe gerückt wurde, eine wissenschaftliche Einsicht in die Sprache durch die Vergleichung mit dem Sanskrit und den übrigen verwandten, unter Berücksichtigung der traditionellen Erklärung, wie sie im Wesentlichen in der Anquetil Duperron'schen Uebersetzung vorausgesetzt werden durfte, zu gewinnen. Diese Annahme bildete die Grundlage der ausgezeichneten Arbeiten Burnouf's, welche so außerordentlich viel zu einem wissenschaftlichen Verständniß dieser Schriften beigetragen hatten und mußte natürlich auch die deutschen Forscher auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen anreizen, ihre Bemühungen mit den seinigen zu vereinigen. Unter diesen Arbeiten sind zunächst die von Bopp zu erwähnen; er veröffentlichte sie vorzugsweise in seiner vergleichenden Grammatik; sie betreffen die Lautlehre dieser Sprache, insbesondere das Verhältniß ihrer Laute zu denen des Sanskrits, so wie die Flexionslehre, und bilden im Wesentlichen das Gerüst einer Grammatik derselben. Dazu traten grammatische und lexikalische Bemerkungen andrer Mitarbeiter auf diesem Gebiete, vorzugsweise seitdem die Veden angefangen hatten bekannter zu werden, deren Sprache in einem noch viel näheren Verhältniß zu der des Avesta stand, als die des gewöhnlichen Sanskrit.

Den ersten Versuch einer zusammenhängenden Grammatik dieser Sprache — oder vielmehr der zwei Dialekte derselben, welche in diesen Schriften hervortreten — machte Martin Haug, dessen höchst verdienstvolle Arbeiten auf dem Gebiete der arischen Sprachen wir theilweis schon erwähnt haben, theilweis noch weiterhin hervorheben werden. Er ist erschienen in seinen Essays

on the sacred language writings and religion of the Parsees. Bombay 1862 S. 52—116.

Zwei Jahre danach (1864) trat Ferdinand Justi, dessen treffliche Arbeit über die indogermanische Nominalcomposition wir schon kennen gelernt haben, mit einem Handbuche der Zendsprache auf, in welchem eine wegen ihrer großen Vollständigkeit lobenswerthe Sammlung fast aller für Constituirung einer Laut-, Themen- und Flexions-Lehre dieser Sprache wichtigen Elemente gegeben ward (S. 357—402).

Im Jahre 1867 hat endlich Fr. Spiegel eine 'Grammatik der Altbactrischen Sprache ... nebst einem Anhange über den Gâthâdialekt' erscheinen lassen, womit die grammatische Erkenntniß dieser Sprache so weit gediehen ist, daß sie, wenigstens in statistischer Beziehung, wohl nur noch einiger Ergänzungen und Berichtigungen im Einzelnen bedarf.

Was einzelne Theile der Grammatik betrifft, so hat Rich. Lepsius eine lehrreiche Abhandlung 'Das ursprüngliche Zendalphabet' unter denen der Berliner Akad. d. Wissensch. 1863 veröffentlicht.

Zu der lexikalischen Bearbeitung dieser Sprache waren Vorbereitungen in den Erklärungen von Wörtern gegeben, die sich in den Bearbeitungen der in ihr abgefaßten Schriften und in der grammatischen oder lexikalischen Behandlung einzelner Sätze und Wörter durch die auf diesem oder benachbarten Gebieten thätigen Forscher vorfinden; wir haben schon erwähnt, daß H. Brockhaus eine Sammlung derselben seiner Ausgabe des Vendidad-Sadé beigefügt hatte. Den ersten umfassenden Versuch eines Wörterbuchs hat Ferd. Justi 1864 in seinem schon erwähnten 'Handbuche der Zendsprache' gemacht; in diesem bildet das 'Altbactrische Wörterbuch' den umfassendsten Theil (S. 1—335, worauf ein Vocabularium latinobactricum bis 353). Was man auch immer an diesem Werke tadeln mag, so wird man ihm doch zugestehen müssen, daß es eines der wirksamsten Mittel zur

Förderung des Studiums dieser Sprache gewährt; der sich fast zur Vollständigkeit erhebende Reichthum an Belegstellen, die Vergleichung der im arischen Kreise entsprechenden Wörter geben einer Fülle von Artikeln eine vollständige Sicherheit und dem, welcher sich mit des Verfassers Auffassung nicht zu befriedigen vermag, die Möglichkeit, eine andere an ihre Stelle zu setzen. Natürlich liefert das Werk nicht in jeder Beziehung Vollendetes; ja es hätte manches vielleicht selbst mit den schon bekannten Mitteln besser ausgeführt werden können; allein in einem so jungen Zweig des Wissens etwas schon in jeder Beziehung vollendetes zu fordern, würde unbillig sein, und das Verlangen nach dem Besseren ist nicht so weit zu treiben, daß man das Gute darüber verschmähe. — Paul de Lagarde (früher Paul Bötticher), dessen wir weiterhin sowohl im eranischen als semitischen Gebiet zu gedenken haben werden, hat 1868 brauchbare 'Beiträge zur bactrischen Lexikographie' veröffentlicht.

In demselben Handbuch hat Justi auch eine kleine Chrestomathie geliefert und Lassen hat schon im Jahre 1852 die fünf ersten Capitel des Vendidad mit Benutzung der bis dahin veröffentlichten Ausgaben (von Olshausen, Brockhaus und Spiegel) zum Gebrauch beim Unterricht veröffentlicht [1]). Für die Kritik, Exegese und philologische Bearbeitung dieser Schriften und ihres Inhalts überhaupt ist das Umfassendste von Fr. Spiegel geschehen, theils durch eine Fülle von Abhandlungen und Aufsätzen, welche in den Schriften der Münchener Akademie der Wissenschaften, der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft und sonst veröffentlicht sind, theils in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung derselben [2]),

---

[1]) Vendidadi capita quinque priora emendavit Chr. Lassen; vgl. Vorrede Quinque haec . . . . capita . . . . pluribus iam abhinc annis typis exscribenda eo consilio curaveram, ut quum ipse, tum alii in docenda lingua Zendica ad manum haberent librum a mendis . . . . vindicatum . . . .

[2]) Avesta: Die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundtexte

welche vollendet (1863), dem Commentar über das Avesta, dessen erster Band (Vendidad) 1864, und der Ausgabe von Neriosengh's Sanskrit-Uebersetzung des Yaçna, welche 1861 erschienen ist; ferner in seinen Werken, welche philologisch-historische Gegenstände dieses Gebiets überhaupt behandeln, der 'Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen'. 2 Bde. 1856. 1860 und 'Erân, das Land zwischen dem Indus und Tigris'. 1863.

Nächst ihm hat Martin Haug die meisten philologischen Beiträge geliefert, theils in einer nicht geringen Anzahl von Aufsätzen und kleineren Schriften, theils in seiner Ausgabe, Uebersetzung und Erläuterung der fünf Gâthâs, 2 Bde. (1858 und 1860) und den schon erwähnten Essays.

Ganz vortreffliche Arbeiten auf diesem Gebiete verdanken wir ferner Friedrich Windischmann; außer seiner Abhandlung 'Mithra, ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients' (1857), welche eine Uebersetzung und Erläuterung des Mihir Yascht darbietet, sind seine Zoroastrischen Studien (1863), in denen sich auch die Uebersetzung eines Theiles des Farvardin-Yascht befindet, so wie mehrere Abhandlungen und Kritiken insbesondere für die religiöse Seite dieser Schriften von großer Bedeutung.

Nicht wenige Beiträge liefern in dieser Beziehung auch die schon erwähnten Schriften, so wie die Kritiken von Justi. Bemerkenswerth sind auch einige Abhandlungen von Const. Schlottmann (geb. 1819), welcher auch den semitischen und der türkischen Sprache eine rühmliche Thätigkeit zugewendet hat. Auch manche andre, sowohl Sanskritaner (wie R. Roth, Weber, der Verfasser dieser Geschichte u. aa.), als Kenner der semitischen Sprachen, insbesondere M. J. Müller, haben sich mit hieher gehörigen Gegenständen beschäftigt, doch würde es hier zu weit führen, wenn wir darauf näher eingehen wollten. — Um nicht ganz un-

übersetzt von Fr. Spiegel. Bd. 1. Vendidad. 1852. Bd. 2. Vispered und Yaçna. 1859. Bd. 3. Khorda Avesta. Lpzg. 1863.

vollständig zu sein, muß ich jedoch noch die Pietraszewski'sche Uebersetzung erwähnen. Es erschienen davon 1857 zwei Lieferungen persisch, deutsch, französisch und polnisch und 1864 der erste Theil einer 'Deutschen verbesserten Uebersetzung der Bücher des Zoroaster'.

Uebersieht man die bisherigen Arbeiten im Ganzen, so ist anzuerkennen, daß in den vierzig Jahren seit dem Beginn der Veröffentlichung des Originals dieser heiligen Schriften die Grammatik ihrer Sprache im Wesentlichen vollendet und das Verhältniß derselben zu der indogermanischen Grundsprache, auch — wie wir weiterhin sehen werden — zu den übrigen bekannten eranischen, so wie zu ihrer nächst verwandten — dem Sanskrit — ziemlich klar vorliegt; nicht minder ist in den größeren Theil des Wortschatzes eine wissenschaftliche Einsicht gewonnen. Dagegen bleibt in Bezug auf Kritik, Exegese und überhaupt philologische Erläuterung und Bearbeitung noch vieles zu thun übrig. Allein es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß die Thätigkeit der zwar theilweis verschiedenen Richtungen folgenden und verschieden begabten Männer, welche sich auf diesem Gebiete bewegen, das noch herrschende Dunkel immer mehr lichten und fortfahren werde eine Zeit vorzubereiten, in welcher die Kunde der Sprache und des Inhalts dieser Schriften allen gerechten Forderungen entsprechen wird.

Von philologischen Arbeiten, welche sich auf Bactrien beziehen, sind nur noch die Forschungen von Lassen, Carl Ludw. Grotefend und K. O. Müller über die Münzen der griechischen Könige, welche daselbst herrschten, hervorzuheben[1]).

2. Die altpersische Sprache.

Daß in Persien Ruinen von alter kunstreicher Architectur sich befänden, war in Europa schon im 16. Jahrhundert bekannt;

[1]) Lassen zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige u. s. w. 1838 und in der Indischen Alterthumskunde II. 282 ff. 1852. — C. L. Grotefend, Die Münzen der griechischen, parthischen und indoskythischen Könige von Bactrien u. s. w. 1839. — K. O. Müller, in den Gött. Gel. Anz. 1835, 1838, 1839.

der spanische Gesandte Garcias de Sylva de Figueroa ist der erste, welcher, nachdem er sie 1618 besucht hatte, eine Beschreibung davon gab und insbesondere der Keilinschriften gedachte. Drei Jahre darnach (1621) bestimmt Pietro della Valle schon, daß diese von der Linken zur Rechten zu lesen seien. Nur sehr langsam jedoch nahm die Kenntniß dieser Inschriften in Europa zu und erst wenige Jahre nachdem Anquetil Duperron mit seinen Avesta-Schätzen beladen nach Europa zurückgekehrt war, nahm Niebuhr im Jahre 1765 so genaue und sorgfältige Abschriften von denselben, daß dadurch eine vollständige Entzifferung ermöglicht und im Wesentlichen auch verwirklicht ward. Veröffentlicht in seiner 'Reisebeschreibung nach Arabien und andren umliegenden Ländern' (2 Bde. 1774. 1778), trugen sie so sehr das Gepräge der Verlässigkeit an sich, daß sie auch sogleich zu Entzifferungsversuchen lockten. Doch dauerte es noch viele Jahre, ehe diese ihr Ziel erreichten.

Niebuhr selbst hat sich noch das Verdienst erworben, den Weg gewiesen zu haben, welcher diesem Ziel mit Sicherheit entgegenführte. Es zeigen sich in den persepolitanischen Inschriften drei zwar sehr verwandte, aber doch auch sehr verschiedene Arten der Schrift. Die darin abgefaßten Inschriften machten es durch ihre Verbindung und Stellung höchst wahrscheinlich, daß die in diesen drei Keilschriftarten zusammen stehenden Inschriften stets einen und denselben Inhalt darstellen, so daß die Entzifferung einer Inschrift der einen Gattung den Schlüssel zu den entsprechenden beiden der beiden andren Gattungen liefern werde. Durch Vergleichung der in diesen drei Gattungen vorkommenden Zeichen erkannte Niebuhr, daß eine derselben unverhältnißmäßig viel weniger Zeichen darbot, als die beiden andern, also schon dadurch auch eine bei weitem größere Aussicht auf Entzifferung. Daß die in dieser Schriftgattung abgefaßten Inschriften auch in einer Sprache abgefaßt sind, welche durch ihre Verwandtschaft mit, wenn auch nicht schon bekannten, doch der Kunde nahe lie-

genden, die Entzifferung in einem ganz ungeahnten Maaße fördern werde, wie sich später herausstellte, konnte man damals auch nicht entfernt voraussetzen. Es war dieß eine Art Glücksfall, der, wie sonst bisweilen dem eifrigen und kühnen Forscher, so hier der wissenschaftlichen Forschung überhaupt zu Theil ward.

Trotz dem quälte sich die methodische Entzifferung ohne besonderen Erfolg noch vier und zwanzig Jahre (von 1778 bis 1802) ab und würde, wie die Geschichte der von da bis 1836 folgenden Versuche zeigt, wahrscheinlich noch viel länger im Zwielicht oder selbst Dunkel herumgetappt haben, wenn nicht ein Mann, den die Natur mit einem ganz besonderen Entzifferungstalent ausgestattet hatte, durch einen wahrhaft genialen Griff einen so gewaltigen Riß in den Schleier gemacht hätte, daß es fortan fast nur noch einer genaueren Kenntniß der verwandten Sprachen bedurfte, um die Hülle ganz zu entfernen. Dieser Mann war G. F. Grotefend, geb. 1775, gest. 1853. Auch auf anderen Gebieten — insbesondre dem der italischen und der deutschen Sprachen — ist er nicht ohne Verdienst; er besaß viele Kenntnisse und eine reiche, wohl zu reiche Combinationsgabe, welche sich nicht in die Fesseln einer ruhigen Methode schlagen lassen wollte. Unsterblichkeit hat er sich durch den breiten Grund erworben, welchen er für die Entzifferung der ersten Gattung der Keilschrift legte, und hohe Verdienste auch durch die Behandlung, insbesondre der dritten, insoweit sie die Mittel zur Bestimmung der Zeichen betrifft.

Bis zu dem Augenblick, wo Grotefend sich den Keilinschriften zuwendete, war nur für zwei Buchstaben und ein als Worttheiler dienendes Zeichen der richtige Ausdruck gefunden; durch Grotefend erhöhte sich die Zahl der ganz richtig gedeuteten auf elf Buchstaben und auch unter den minder richtig bestimmten, näheren sich mehrere der Wahrheit; die Hauptsache aber war, daß sich mit seinen ganz oder annäherend richtigen Bestimmungen ganze Wörter lesen ließen und damit die Aussicht gegeben war,

durch genauere Erkenntniß der Sprache, in welcher diese Inschriften abgefaßt waren, auch eine richtigere Lesung der Wörter zu erhalten, welche dann wieder eine genauere Bestimmung oder Rectificirung der Buchstaben nach sich ziehen und so nach und nach die Entzifferung dem gewünschten Ziel entgegenführen würde.

Die Art, wie Grotefend mit einem einzigen Griff seine Entdeckung machte, steht so einzig in der Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungen da, daß sie wohl verdient, auch hier kurz berichtet zu werden.

Es war von einer Zeichengruppe schon vermuthet, daß sie 'König' bedeute; diese Gruppe erscheint bisweilen doppelt, aber in der zweiten Darstellung durch vier hinten hinzutretende Zeichen vermehrt; danach nahm Grotefend an, daß diese beiden Gruppen den seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag in Persien gebräuchlichen Titel 'König der Könige' bedeuten werde. Von den unmittelbar vor diesen Titeln erscheinenden Gruppen ließ sich nach Analogie der von Silvestre de Sacy entzifferten Sasaniden-Inschriften voraussetzen, daß sie die Namen der durch die folgenden als 'Könige' bezeichneten enthielten. Nun erschien in einigen Inschriften eine Gruppe, wir wollen sie X nennen, vor 'König der Könige', hinter diesen letzteren folgte eine Gruppe, die wir D nennen wollen, mit folgendem 'König'. Diese Gruppe D erschien in andern Inschriften an derselben Stelle, wo in jenen X vorkömmt, und zwar ebenfalls mit folgendem 'König der Könige', aber an der Stelle, wo in jenen 'D König' folgt, folgt hier eine Gruppe, die wir V nennen wollen, ohne nachstehendes 'König'; mit andern Worten, es fand sich mehrfach:

'X König der Könige D König'

und

'D König der Könige V'.

Danach vermuthete Grotefend, daß der an zweiter Stelle vorkommende Name der Name des Vaters des an erster Stelle genannten sei; also jene Inschriften den Sinn enthielten:

'X König der Könige Sohn des Königs D.

D König der Könige Sohn des V'.

so daß in diesen Inschriften V, ohne König zu sein, Vater des Königs D war, D König und Vater des Königs X.

Es kam nun nur noch darauf an, ein derartiges Verhältniß in einer persischen Königsreihe zu finden. Dieß war leicht geschehen, zumal da man schon damals fast ausnahmslos überzeugt war, daß Bauten und Inschriften von Persepolis den Achämeniden zuzuschreiben seien. Demgemäß konnte an Niemand sonst gedacht werden, als an Hydaspes, Darius und Xerxes.

Hätte nun Grotefend die altpersische Gestalt dieser Namen und des Wortes, welches 'König' bedeutet, genau gewußt, so würde er im Stande gewesen sein, eine beträchtliche Anzahl Buchstaben ganz genau zu bestimmen. Er sah, daß hier Hülfe in den alten Schriften der Parsen, im Original des Avesta zu suchen sei und half sich so gut es ging mit dem von Anquetil Duperron daraus mitgetheilten, ohne die Sache eben weiter zu bringen, als sie mit seinem ersten Wurfe gediehen war[1].

Derselbe Stand blieb im Wesentlichen bis 1836 unverändert; so verdienstvoll auch Saint-Martin's Untersuchungen (1820—1822) auf diesem Gebiet waren, eine neue Buchstabenentzifferung konnte er nicht hinzufügen. Dieß geschah aber durch den geistvollen und tiefsinnigen dänischen Sprachforscher Rask (1826), welcher die Endung des Genitiv Pluralis eines Nomen auf a (ânâm) nachwies und damit zugleich nicht bloß zwei Buchstaben n und m bestimmte, sondern auch die innige Verwandtschaft der in dieser ersten Gattung der Keilschrift herrschenden Sprache mit dem Sanskrit aufzeigte, wo diese Form genau eben

[1]) Vgl. G. F. Grotefend, Praevia de cuneatis quas vocant inscriptionibus Persepolitanis legendis et explicandis relatio. Göttingen 1802; ferner Götting. Gel. Anz. 1803 S. 60; 593; 1161; endlich in einer Beilage zu Heeren's Ideen I. 1. Aufl. 2. 1805 S. 931 ff. Aufl. 3. 1815 S. 563 ff. und Aufl. 4. 1824 in Heeren's Histor. Werke. Bd. 11. S. 325 ff.

so lautet. Damit war als zweites, neben der Sprache des Avesta, zur weiteren Entzifferung und Erklärung dieser Inschriften zu benutzendes, Hülfsmittel das Sanskrit in den Vordergrund geschoben. Sie ergaben sich nun als ein Theil des von denjenigen Indologen zu bearbeitenden Gebietes, welche sich mit der Sprache des Avesta beschäftigen. Doch dauerte es noch fast zehn Jahre, ehe sie diesem Rufe folgten.

Eugène Burnouf, dessen gewaltige Bedeutung wir schon mehrfach hervorgehoben haben, war auch der erste, welcher diesem Ruf Gehör gab. Kenner des Sanskrit und ausgezeichneter Forscher im Gebiete des Avesta, war er wie kein andrer zur Aufnahme und Weiterführung der Forschungen über die Keilinschriften der ersten Gattung ausgerüstet. Dennoch ließ er sich von seinem genialen Freunde Chr. Lassen überholen. Aus den Briefen des letzteren an P. von Bohlen wissen wir, daß er mit den Forschungen Burnouf's wenigstens im Allgemeinen bekannt war. Auch er begann dann seine Untersuchungen und veröffentlichte sie noch einen Monat (Mai 1836) vor denen seines Freundes[1]). Damit waren so viele entscheidende Resultate gewonnen, daß seine eignen sowohl als die Arbeiten seiner Nachfolger auf diesem Gebiete nur den Charakter der Anwendung, Ergänzung und Berichtigung von Einzelnheiten annehmen, oft natürlich von höchst wichtigen, welche auch ihnen einen hervorragenden Werth verleihen. Lassen selbst ergänzte und berichtigte seine Arbeiten in dem Artikel 'Persepolis' in der Allg. Encyclopädie der Wiss. und Künste (1842), in einer längeren Abhandlung in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (Bd. VI. 1845) und in einem kürzeren ebds. Bd. VII. 1847. Werthvoll waren auch die Bemer-

[1]) Die Altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebst geographischen Untersuchungen über die Lage der im Herodoteischen Satrapien-Verzeichnisse und in einer Inschrift erwähnten Altpersischen Völker. Von Dr. Ch. Lassen. Bonn 1836.

kungen von Beer (1838) und vor allem eine Schrift von Ad. Holtzmann 'Beiträge zu Erklärung der Persischen Keilinschriften'. 1845.

In dem Jahre, welches der Veröffentlichung der Burnouf'schen und Lassen'schen Forschungen vorherging, hatte ein hochbegabter scharfsinniger Engländer, H. C. Rawlinson, welcher sich damals in Kermanshah an der Westgränze von Persien aufhielt, sich ebenfalls diesen Forschungen gewidmet. Seinen eigenen Angaben gemäß wußte er nur, daß Grotefend einige Königsnamen entziffert hatte; dessen Zeichenbestimmungen waren ihm aber unbekannt. Es gelang auch ihm, den Namen des Darius, Xerxes und Hydaspes herauszubringen und dann rasche Fortschritte in der weiteren Entzifferung zu machen. Die Nähe der bis dahin noch nicht veröffentlichten großen dreisprachigen Inschrift von Bisutun bestimmte ihn, sie abzuschreiben. Er erhielt dadurch einen Text, welcher weit umfassender war, als alle bis dahin bekannten Inschriften zusammen, demgemäß nicht wenig einerseits zur Ergänzung und Berichtigung, andererseits auch zur Bestätigung und Sicherung der früheren Untersuchungen und vor allem zur Erweiterung des bisher bekannten Sprachschatzes und der altpersischen Grammatik beitrug. Er veröffentlichte die in der ersten Gattung der Keilschrift, das heißt, wie man seit Burnouf und Lassen's Untersuchungen wußte, in altpersischer Sprache abgefaßte Abtheilung im Jahre 1846 und begleitete sie mit trefflichen philologischen Erörterungen. Mit dieser ausgezeichneten Arbeit war die Forschung auf diesem Gebiet im Wesentlichen abgeschlossen. An Material — bisher unbekannten Inschriften — ist seit der Zeit zwar noch einiges, aber doch nur wenig, hinzugetreten. Das Verständniß war im Ganzen und, mit wenigen Ausnahmen, auch in allen Einzelnheiten gesichert und es kam nur noch darauf an, Sprache und Inhalt linguistisch und philologisch zu begründen. In dieser Beziehung haben Bopp (in der Vergleichenden Grammatik und den Monatsberichten der Berliner Akademie), Windischmann (in den Münchener Gel. Anz.)

und Bollensen[1]) Beiträge geliefert, und insbesondere Oppert[2]), so wie Spiegel[3]) sich große Verdienste erworben; auch der Verfasser dieser Geschichte hat dazu sein Scherflein zu liefern versucht[4]), R. Lapsius 1863 das Lautsystem der persischen Keilschrift behandelt.

Durch diese Arbeiten war die grammatische und lexicalische Einsicht in eine Sprache gewonnen, welche in den Denkmälern, die aus Cyrus, Darius und Xerxes Zeit herrühren, einen Charakter trägt, durch welchen sie sich den alten Phasen der indogermanischen Sprachen innigst anschließt und selbst für die ältesten Zustände derselben belehrend wird. Sie stellt zugleich die zweitälteste Phase der eranischen und die älteste der persischen Sprachen dar und ist schon dadurch, so wie durch die in ihren späteren Documenten eintretende grammatische Corruption für die Geschichte derselben von der allergrößten Bedeutung.

Eben so bedeutend ist der sachliche Inhalt dieser Documente.

Nach beiden Seiten hin sind sie in den angedeuteten und andren Werken — in geschichtlicher Beziehung in M. Duncker's Geschichte der Arier — schon vielfach benutzt; doch läßt sich erwarten, daß die Zukunft ihren linguistischen, philologischen und historischen Werth noch immer mehr herausstellen wird.

Was speciell philologische Bearbeitung der Achämeniden-Zeit betrifft, so sind hier, wie sonst in Bezug auf Geschichte und Archäologie des Orients, die Schriften und Aufsätze von Alfred von Gutschmid sehr werthvoll; natürlich auch die Schriften

---

[1]) In Mélanges asiatiques III. 316—347.

[2]) Das Lautsystem des Alt-Persischen. 1847. — Mémoire sur les inscriptions achéménides conçues dans l'idiome des anciens Perses im Journ. Asiat. 4me Série. 1851. XVII. XVIII. — Ueber die Inschrift von Nakshi-Rustam in Zeitschr. d. D. M. Ges. XI. 133 ff. u. aa.

[3]) Die persischen Keilinschriften im Grundtext mit Uebersetzung, Grammatik und Glossar. 1862. und sonst.

[4]) Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. 1847.

und Abhandlungen von Spiegel, Oppert u. aa. Ueber die Münzen der Achämeniden hat Blau eine Abhandlung 1855 veröffentlicht. Ueber Entstehung der Keilschrift haben insbesondere Grotefend und Oppert Untersuchungen angestellt; auch W. Geisler in Studia palaeographica 1859; ein entschiedenes Resultat stellt sich jedoch noch nicht heraus.

3. Pehlevi (Pahlavi), Huzvâresch.

Diese Sprache gehört ihrem grammatischen Charakter nach zu den eranischen. Sie hat aber eine so starke Einmischung semitischer Bestandtheile, besonders im lexikalischen Theile, daß man im ersten Augenblick zweifelhaft sein kann, ob man sie nicht eher als eine semitische zu betrachten habe. Doch bildet die grammatische Gestaltung einer Sprache das entscheidende Moment für die Classificirung derselben und diese ist so vorwaltend eranisch, daß man kein Bedenken tragen darf, das Pahlavi als eine eranische Sprache zu betrachten. Weder der Ort, wo, noch die Zeit, wann sie sich gebildet hat, sind bis jetzt ganz sicher. Spiegel, dem wir auch auf diesem Gebiete die umfassendsten Untersuchungen verdanken, nimmt an, daß sie sich an der westlichen Gränze des persischen Reiches, wie es die Sasaniden besaßen, gebildet habe und daß die semitischen Bestandtheile nabathäisch seien. Sie herrschte etwa vom dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bis zum Untergang des Sasaniden-Reiches als Literatur- und Cultur-Sprache desselben und wurde auch nachher in den Schriften gebraucht, welche sich auf die heimische Religion beziehen. Sie erscheint in der Uebersetzung des Avesta so wie in einigen andren religiösen Werken, wie dem Bundehesch (einem kosmogonischen Werke), in einigen Inschriften und auf Münzen und Gemmen. Sie ist sich nicht in allen diesen Ueberresten gleich, unterscheidet sich jedoch nur durch die stärkere oder geringere Vertretung arischer durch semitische Elemente.

In den parsischen Schriften wird die Sprache, in welche das Avesta übersetzt ist, Huzvâresch genannt.

Von Deutschen wendete ihr zuerst M. Jos. Müller (geb. 1809) eine sorgfältigere Aufmerksamkeit zu in einem Aufsatze, welcher im Journal asiatique 1835 Mars erschien und insbesondre die Schriftzeichen behandelte. Viele von diesen sind sich nämlich so ganz gleich, daß sie nicht unterschieden zu werden vermögen und daß man viele Wörter nicht eher richtig zu lesen im Stande ist, als bis man ihre Bedeutung aus dem Zusammenhang richtig erkannt hat. Weiter gingen schon die grammatischen Bemerkungen, welche 1854 Martin Haug an eine Anzeige von Westergaard's Ausgabe des Bundehesch knüpfte (in den Gött. Gel. Anz. und besonders abgedruckt). Hier machte er auch den ersten Versuch, mehrere Kapitel und einzelne Stellen dieses Buches aus dem Pahlavi in das Deutsche zu übersetzen. Im Jahre 1856 veröffentlichte Spiegel, im ersten Bande seiner schon erwähnten 'Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen', eine zusammenhängende Grammatik und hat sich dadurch das große Verdienst erworben, das methodische Studium dieser Sprache zu ermöglichen. Der zweite Band dieser Einleitung brachte eine beträchtliche Anzahl von Textstellen und dazu ein kleines Glossar. Ein größeres, den ganzen Bundehesch umfassend, hat Justi in seiner 1868 erschienenen von einer Uebersetzung begleiteten Ausgabe des Textes dieses Buches geliefert. Schon vor dieser Ausgabe sind an Texten von Spiegel die Huzvâresch-Uebersetzungen des Vendidad, Vispered und Yaçna in seiner Ausgabe des Originaltextes (1853. 1858) veröffentlicht; außerdem 1857 das erste Buch des Bundehesch mit Uebersetzung und Anmerkungen in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft XI, 98.

Die Uebersetzungen, welche bis jetzt erschienen sind, habe ich schon größtentheils erwähnt. Es ist nur noch eine, die des Bundehesch von Windischmann, nachzutragen, welche sich in

seinen, nach seinem Tod von Spiegel herausgegebenen 'Zoroastrischen Studien' (1863) findet.

Einzelne Textesstellen erscheinen in Spiegel's Commentar zum Avesta, in Justi's Wörterbuch der altbactrischen Sprache und andren sich auf das Original oder die Uebersetzung des Avesta beziehenden Schriften.

Um die Erklärung der Pahlavi-Inschriften hat sich Spiegel bedeutende Verdienste erworben; eben so um die der Beischriften auf Münzen und Gemmen; um letztere auch Dorn in einer Anzahl Abhandlungen, welche im Bulletin der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften veröffentlicht sind und Mordtmann (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges.). Um die Münzen hat sich J. Olshausen am meisten verdient gemacht[1]); er ist mit Recht auf diesem Gebiete als zweiter Entdecker bezeichnet (der erste war Silvestre de Sacy). Namentlich gebührt ihm das Verdienst, die Münzen der späteren Epochen zuerst richtig gelesen zu haben. Nächst ihm haben dies Feld von Deutschen insbesondere Mordtmann (in mehreren Abhandlungen und Aufsätzen in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. von Band VIII an 1854) und Dorn (im Bullet. de l'Acad. de St. Petersb. 9. Dec. 1853 und insbesondre vom 26. Januar 1859 und der Zeitschr. d. D. Morg. Ges.) bearbeitet.

In den bisher erwähnten Schriften finden sich auch viele das Pahlavi betreffende philologische Fragen behandelt, eben so in zwei Aufsätzen von M. J. Müller (in den Münch. Gel. Anz. 1842 S. 361 ff. und in den Abhandl. der Münch. Ak. d. Wiss. philos.-philol. Cl. III 615 ff.).

In Bezug auf die Entstehung und Geschichte der Pahlavi-Schrift sind die Untersuchungen von M. A. Levy in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XXI. S. 445 ff. von Bedeutung.

---

[1]) J. Olshausen, Die Pehlevi-Legenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden, arabischen Chalifen u. s. w. Kopenh. 1843.

4. Pârsî (Pâzend).

Diese Sprache stimmt in ihrem grammatischen Charakter im Wesentlichen mit dem Pahlavi, weicht dagegen in dem lexikalischen insoferne von diesem ab, als sie statt der semitischen Elemente eranische hat. Man kann sie demnach als die Sprache des persischen Reiches betrachten, welche neben der Cultursprache, dem Pahlavi, herlief, und, nach dem Untergang des Sâsâniden-Reiches mitsammt seiner Cultur und Literatursprache, an die Stelle der letzteren trat. In dieser Stelle behauptete sie sich bis zur Ausbildung des Neupersischen. Insofern sie zur Erläuterung der religiösen Schriften dient, führt sie den Namen Pâzend.

Eine Grammatik dieser Sprache verdanken wir ebenfalls Fr. Spiegel. Sie erschien 1851 und enthält zugleich mehrere Sprachproben.

5. Neupersisch.

Es ist dieß diejenige Form der Persischen Sprache, welche etwa seit dem elften Jahrhundert als Literatursprache gebraucht wird. In den alten Erzeugnissen ist sie noch ziemlich rein eranisch; dann füllt sie, in Folge der Annahme des Islam, ihren lexikalischen Theil immer mehr mit arabischen Wörtern, während das grammatische Gerüste rein eranisch bleibt.

Ihre Kenntniß ist schon lang in Europa verbreitet. Zur Erweiterung derselben ist in dem von uns berücksichtigten Zeitraume etwa Folgendes geschehen.

Zunächst haben sich von Hammer-Purgstall (geb. 1774, gest. 1856) im Jahre 1820, Fleischer 1831 und 1838, Kraft 1842, Pertsch 1849, Sprenger 1854, Dorn 1865 und Aumer 1866 durch Handschriftenkataloge verdient gemacht, welche theils nur, theils in Verbindung mit andren, persische Handschriften aufführen und ihren Inhalt und andres sie betreffende kennen lehren.

Grammatiken der persischen Sprache sind in dieser Zeit von Dombay 1804, Fr. Wilken 1804, Possart 1834, Joh. Aug. Vullers (2 Bde. 1840. 1850), Georg Rosen (geb. 1821) 1843,

A. H. Bleek 1857 (englisch geschrieben), Martin Schultze 1863 erschienen. Es waltet fast in allen der rein praktische oder philologische Zweck vor. Ein linguistisches Streben — vergleichende Erklärungsversuche — verfolgen nur Possart und insbesondre Vullers; stärker tritt dieses in Aufsätzen von Spiegel, M. Jos. Müller und Fr. Müller hervor. Einzelne Theile der persischen Grammatik hat auch Barb behandelt.

Treffliche Anmerkungen hat H. L. Fleischer zu seiner Uebersetzung und theilweisen Ueberarbeitung von M Mirza Ibrahim's Grammatik der lebenden persischen Sprache 1847 gefügt. Ueber die persische Sprache im Allgemeinen hat Othmar Frank 1809 eine sehr verkehrte Arbeit veröffentlicht.

Kleine und größere Glossare finden sich in den sogleich anzuführenden Chrestomathien. Ein großes Lexikon hat Joh. Aug. Vullers unter dem den Inhalt bezeichnenden Titel: Lexicon Persico-Latinum Etymologicum cum linguis maxime cognatis Sanscrita et Zendica et Pehlevica comparatum e lexicis persice scriptis Borhâni Qâtiu, Haft Qulzun et Babâri ag'am et Persico-Turcico Farhangi Schuûrî confectum adhibitis etiam Castelli, Meninski, Richardson et aliorum operibus et auctoritate scriptorum persicorum adauctum. Accedit appendix dialecti antiquioris Zend et Pâzend dictae in zwei Bänden 1855 und 1864 herausgegeben und dazu 1867 ein Supplementum: Verborum linguae persicae Radices e dialectis antiquioribus persicis et lingua Sanscrita et aliis linguis maxime cognatis erutae atque illustratae gefügt.

Chrestomathien haben Fr. Wilken 1805; Vullers (aus dem Schah Nameh) 1833; G. Rosen 1843; Spiegel 1846; Martin Schultze 1863; Barb 1864 veröffentlicht.

Was die Herausgabe von Texten betrifft, so hat Splieth 1846 die Grammatik betreffende veröffentlicht.

Poetische Werke sind von Julius von Mohl (geb. 1800), — Firdusi's Schah Nameh, sechs Foliobände 1838—1868;

Alois Sprenger (geb. 1813) — Sa'di's Gulistan — 1851; K. H. Graf — Sa'di's Bustan und Diwan u. aa. — 1846 bis 1855 ff.; — Herm. Brockhaus — Hafis — 1857 ff.; Fr. Rückert — aus Ferîdeddîn 'Attâr, Dschâmi' —; V. von Rosenzweig (geb. 1791, gest. 1865); Franz von Erdmann, Hain, Zwiedinek von Südenhorst herausgegeben und größtentheils mit französischer, deutscher, oder lateinischer Uebersetzung versehen.

Deutsche Uebersetzungen von persischen Poesien, mehr oder weniger frei, haben außer den schon erwähnten veröffentlicht Görres; G. Fr. Daumer (Hafis); Hammer-Purgstall; A. Th. Hartmann; Dorn; Rosenzweig; Victor Weiß Edler v. Starkenfels; Schlechta-Wssehrd: Pius Zingerle; Wickerhauser; Georg Rosen; Nesselmann und vor allen Fr. von Schack.

Die Nachbildungen in Goethe's West-östlichem Divan habe ich wohl nicht nöthig besonders hervorzuheben.

Prosaische Erzählungen betreffend, hat sich H. Brockhaus das Verdienst erworben, 'Die sieben weisen Meister von Nachschebi' zum erstenmal persisch und deutsch zu veröffentlichen (1845). Hieher gehöriges haben übersetzt Iken und Kosegarten 1822.

Texte, welche die Religion der Parsen betreffen, haben Olshausen und Mohl 1829, Vullers 1831 veröffentlicht.

Geschichtswerke und zwar Theile von Mirkhond, persisch mit Uebersetzung, haben Wilken 1808, 1832 und 1835; E. Mitscherlich 1814. 1818; Vullers 1837, 1838 herausgegeben; von Chondemir: Dorn 1850; von Schireddin u. aa. 1858; von Wassaf: von Hammer-Purgstall 1856; über Iskender Munschi hat v. Erdmann eine Abhandlung in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. (XV) veröffentlicht; Dichterbiographien Vullers 1837; Uebersetzungen aus diesem Gebiete Troyer.

Medicinische Werke haben Alois Sprenger und Romeo Seligmann veröffentlicht; letzterer auch übersetzt.

Unter den philologischen Arbeiten im Allgemeinen nehmen

die Bemerkungen zu Firdusi's Schah Nameh von Rückert (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VIII. X) eine hervorragende Stelle ein. Auch haben Fr. v. Erdmann, Peiper, Tholuck, Fleischer, Pertsch, Trumpp, Mühlau, Alfr. v. Gutschmid und Blau Gegenstände der persischen Philologie behandelt.

Was die Dialekte des Persischen betrifft, so hat Dorn Mittheilungen über Materialien zur Erforschung des Gilanischen, des Tat- und Takysch-Dialektes, so wie des Masanderanischen (Mazândaranisch) gemacht; den letzteren betreffend hat er auch mehrere Texte veröffentlicht (insbesondre die Gedichtsammlung des Emir-i-Pasewary) und übersetzt in 'Beiträge zur Kenntniß der Iranischen Sprachen' Th. 1. 1860. Th. 2. 1866; linguistisch hat ihn Fr. Müller kurz behandelt.

6. Uebrige eranische Sprachen.

Im Osten der eigentlich persischen Sprache gehören hieher die Sprache der Afghanen (Avghânen) und Belutschen (Balutschen), im Westen die der Osseten, Kurden und Armenier.

Was das Avghanische (Pushtu, Pukhtu, vgl. *Πακτυϊκή* bei Herodot und die vedischen Paktha's) betrifft, so beginnt die Kenntniß desselben erst in unserm Jahrhundert und zwar durch einen Deutschen, Jul. von Klaproth (geb. 1783, gest. 1835) 1810. 1828. 1820 hat sich auch Fr. Wilken mit dieser Sprache beschäftigt; ferner Heinr. Ewald 1839, welcher insbesondre die Lautlehre und das Verbum behandelte[1]). Dann folgen von 1840 an die umfassenden Arbeiten von Dorn, welche Texte, insbesondre in seiner Chrestomathy of the Pushtoo or Afghan language, Grammatik, grammatische Erläuterungen und ein Glossar (in der Chrestomathie) lieferten, im Verein mit der Grammatik, dem Lexikon und den Veröffentlichungen von Texten durch den Engländer H. G. Raverty (von 1860 an) diese Sprache fast

[1]) In der Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes. Bd. II. 1839.

in ihrem ganzen Umfang in die europäische Wissenschaft einführten und eine tiefer eindringende linguistische Behandlung derselben ermöglichen. Dazu hat Fr. Müller den Anfang in kleinen Abhandlungen gemacht, welche in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen sind (1862. 1863. 1867); in letzter Zeit hat sich auch Trumpp damit beschäftigt[1]).

Auch die Sprache der Balutschen ist erst in unserm Jahrhundert der Wissenschaft zugänglich gemacht und zwar zog wiederum J. v. Klaproth zuerst die Aufmerksamkeit auf sie, während ein Engländer, Leech, 1838 genauere Mittheilungen darüber machte. Darauf folgte eine ausgezeichnete sprachwissenschaftliche Behandlung derselben von Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. IV. 1841 ff. und später ein Aufsatz von Fr. Müller im 'Orient und Occident' III. 1864.

Die Sprache der Osseten, eines kleinen Stammes im mittleren Kaukasus, ist zwar schon von Güldenstädt im vorigen Jahrhundert beachtet, doch ist eine Kenntniß derselben erst in dem unsrigen gewonnen. Ihre innige Verwandtschaft mit den eranischen Sprachen erkannte zuerst wiederum Jul. von Klaproth[2]), dessen Verdienste um die Sprachwissenschaft wegen seiner Mängel nicht so hoch geschätzt werden, als sie es eigentlich sollten. Eine deutsche Grammatik dieser Sprache erhielten wir 1846 durch G. Rosen. Ueber die in ihr erscheinende Lautverschiebung schrieb T. H. A. Marle (s. bei 'Germanischer Sprachzweig'). Durch viele Eigenthümlichkeiten und Alterthümlichkeiten fand sie unter den indogermanischen Sprachforschern Bopp, Pott, Schleicher u. aa. eine besondre Beachtung; vorzugsweise beschäftigte sich Fr. Müller damit, und hat in mehreren, theils in Kuhn und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, theils

[1]) In der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Ges. XXI.

[2]) vgl. Adelung, Mithridates Bd. IV. 140 (1817).

in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienenen Aufsätzen sich durch ihre linguistische Behandlung und insbesondre durch Nachweisung der Stellung, die sie in den eranischen Sprachen einnimmt, verdient gemacht. Anton Schiefner hat 'Ossetische Sprichwörter' veröffentlicht in den Mélanges russes 1862.

Die Sprache der Kurden, welche erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts grammatisch und lexikalisch behandelt war (s. S. 260), ward in neuerer Zeit zunächst zum Gegenstand besondrer und eingehender Studien von Pott und Rödiger[1]) gemacht; dann hat sich Peter Lerch, außer kleineren Aufsätzen, durch seine Forschungen über die Kurden (1. Abtheilung: Kurdische Texte mit deutscher Uebersetzung 1857; 2.: Kurdische Glossare u. s. w. [für den Kurmândschi- und Zaza-Dialekt] 1858) und die Veröffentlichung der von Jaba gesammelten kurdischen Texte[2]) sehr verdient gemacht. Schließlich verdanken wir Fr. Müller eine kurze linguistische Behandlung der erwähnten beiden Dialekte.

Obgleich das Armenische, dessen durch das Christenthum hervorgerufene Literatur schon im 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung beginnt und mehrere bedeutende Werke enthält, schon lange in Europa bekannt war, gehört doch dessen sprachwissenschaftliche Behandlung erst unsrer Zeit an und hat sich einzig unter Einfluß des Sanskrit und der vermittelst desselben erschlossenen ältesten eranischen Sprachphasen entwickelt. Der erste, welcher das Verhältniß desselben zu den verwandten Sprachen zu erkennen und vermittelst der Vergleichung mit ihnen die sprach-

[1]) Von beiden im Verein in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III. IV. V. VII und von Pott allein in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache II.

[2]) Recueil de Notices et Récits Kourdes servant à la connoissance de la langue de la littérature et des tribus du Kourdistan, réunis et traduits en Français par M. Alexandre Jaba. St. Petersb. 1860.

lichen Gestaltungen desselben zu erklären suchte, ist J. H. Petermann, welcher durch seine beiden Grammatiken dieser Sprache (1837 und 1841), deren letztre zugleich eine kleine Chrestomathie mit Glossar enthält, so wie durch manche Aufsätze in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften sich keine geringe Verdienste um die Kenntniß und Ergründung derselben erworben hat. Weitere Verdienste erwarben sich dann Windischmann, Gosche, Paul Bötticher und Bopp, welcher, wie schon bemerkt, auch die Armenische Sprache in seiner Vergleichenden Grammatik behandelt hat. Ueber die Lautverschiebung des Armenischen schrieb T. H. A. Marle (s. German. Sprachzweig). Vom Jahre 1862—1865 hat auch Fr. Müller mehrere belehrende Aufsätze über sie veröffentlicht, unter andern einen 'Ueber den Ursprung der Armenischen Schrift' (1865). Justi hat in seiner Schrift über die 'Zusammensetzung' auch das Armenische berücksichtigt. Spiegel hat über das Verhältniß des Armenischen zum Huzvâresch, Ewald über das zu nichtindogermanischen Sprachstämmen seine Ansicht ausgesprochen.

Diese Arbeiten gewähren schon eine ziemlich klare Einsicht in die Stellung des Armenischen innerhalb des eranischen Sprachkreises, auch eine annähernde in die Geschichte desselben, insbesondre die Lautumwandlungen (der alten harten in weiche und umgekehrt, z. B. alt, bei den Römern, Tiridates, neu Dertad), durch welche die neuere Phase dieser Sprache sich von der älteren unterscheidet. Petermann verdanken wir auch eine Erörterung eines besondern Dialekts derselben [1]).

Philologische Arbeiten auf dem Gebiete des Armenischen sind dagegen bis jetzt sehr spärlich durch Deutsche ausgeführt.

Von Windischmann besitzen wir einen Aufsatz über die

[1]) In den Monatsberichten der Berl. Ak. der Wiss. 1867, S. 727 bis 741. Man vgl. die Aufzählung der armenischen Dialekte nach Johann Erzenkatzi (14. Jahrh.) und Patkanow (1864) bei Justi in den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 994 ff.

armenische Literatur, 1835; von K. F. Neumann einen 'Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur' 1836, 'Beiträge zur armenischen Literatur' 1849 u. aa. Von Jul. von Klaproth ist mit Hülfe eines Armeniers eine französische Uebersetzung eines armenischen Buches neuester Zeit, aber begleitet von mehreren alten armenischen Inschriften, 1818 geliefert; von K. Fr. Neumann eine englische der Geschichte von Vartan, von Elisaeus (einem Historiker des 5. Jahrhunderts) im Jahre 1830 und von Vahram (13. Jahrhundert) 1831 so wie einiges andre. Petermann verdanken wir einen Aufsatz über die Musik der Armenier (in der Zeitschr. d. D. M. G. V) und eine Armenische Uebersetzung der Eusebius'schen Chronik (1860).

Bezüglich alter längst ausgestorbener Sprachen des persischen Reiches ist das Material in dem von uns betrachteten Zeitraum sehr, und was mehr sagen will, wesentlich vermehrt; es sind in Folge davon die Untersuchungen über dieselben neu aufgenommen, aber zu ganz entschiedenen Resultaten haben sie, trotz der Meister, welche sich daran betheiligten, noch nicht geführt.

Was die Sprache der Meder betrifft, so sprechen sehr entscheidende Umstände dafür, daß sie uns in den Keilinschriften der zweiten Gattung bewahrt ist, vor allem der, daß mehrere von diesen, ohne Begleitung von Uebersetzungen in der ersten und dritten, im Bereich des alten Mediens gefunden sind, und die fast so gut wie sichere Annahme, daß die drei Gattungen der Keilschrift, welche sich gewöhnlich neben einander finden, den drei Hauptvölkern des persischen Reiches angehörten; da nun die erste den Persern angehört, die dritte assyrisch-babylonisch ist, so kann die zweite schon darum nur medisch sein. Ihre Sprache wird also auch die sein, welche in Medien herrschte. Allein in Bezug auf diese gehen die, welche sich mit der Entzifferung derselben beschäftigen, sehr auseinander. Die meisten nehmen an, daß sie mit den ural-altaischen verwandt sei; dieser Ansicht tritt auch Haug bei und sucht sie in einer kleinen Schrift (1855) zu

erhärten; dazu scheint sich auch Mordtmann zu bekennen, nennt aber die Sprache die von Susa[1]). Holtzmann dagegen, dessen höchst scharfsinnige Arbeiten in der Zeitschr. der deutschen Morgenl. Ges. (V. VI. insbes. VIII. 329 ff.) auch auf diesem Gebiete Anerkennung verdienen, erklärt sie für eine arische, welche semitische Bestandtheile aufgenommen habe. Den arischen Charakter der medischen Sprache sucht auch Kiepert zu erweisen.

Für die Sprachen Vorderasiens sind insbesondre die neu entdeckten phrygischen und lycischen Inschriften von der größten Wichtigkeit. Daß die Sprache der Phrygier zu den indogermanischen, speciell den arischen, gehörte, läßt sich nach den Mittheilungen der Alten insbesondre über die Beziehung der Armenier zu den Phrygiern, so wie auf Grund einiger von ihnen bewahrter Wörter und der bisher angestellten Untersuchungen der Inschriften mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen; doch dürfen wir erwarten, aus den letzteren genaueres über die Stellung derselben zu lernen, sobald ihre Erklärung vollständig gelungen sein wird. Damit haben sich beschäftigt G. F. Grotefend, Chr. Lassen[2]); Mordtmann[3]) und Gosche[4]).

Auch die bisherigen Entzifferungsversuche der lycischen Inschriften sprechen mit Wahrscheinlichkeit für den eranischen Charakter ihrer Sprache. Sie sind ebenfalls von G. F. Grotefend begonnen und dann von Lassen[5]) weiter geführt. Neu aufgenommen sind sie von Blau[6]) und in neuester Zeit von Moritz Schmidt.

[1]) In seiner Behandlung dieser Inschriften in der 'Zeitschr. d. D. M. G.' XVI; in Band XIII, 704 spricht er auch über die Keilinschriften von Van.

[2]) In Zeitschr. der deutschen Morgenl. Ges. X. 371 ff.

[3]) In den Sitzungsber. d. k. bayer. Ak. d. Wiss. 1862 I. S. 12—38. vgl. Fr. Müller in Or. und Occ. II. 574.

[4]) Verhandlungen der Philologen-Versammlung in Meißen 1863 S. 82 ff.

[5]) In Zeitschr. der deutschen Morgenl. Ges. X. 329 ff.

[6]) ebds. XVII, 649 ff.

Dieser hat zunächst eine sehr sorgfältig insbesondre nach den Abschriften des verstorbenen Aug. Schönborn veranstaltete Sammlung aller Inschriften und methodisch geführte Untersuchungen über die Schriftzeichen und die Sprache, vorzugsweise mehrere grammatische Formen, veröffentlicht[1]); an den sprachvergleichenden Untersuchungen hat sich auch Merx betheiligt.

Daß die pontischen Scythen und Sarmaten zu den eranischen Völkern gehören, zeigt Müllenhoff in den Monatsberichten der Berl Ak. d. Wiss. 1866 S. 549 ff.

Ueber die alten Sprachen Kleinasiens überhaupt handelt Lassen in dem S. 634 Anm. 2 und 5 angeführten Aufsatz; über die alten arischen Sprachen Paul Bötticher in seinen Arica (1851), welche in den unter seinem jetzigen Namen Paul de Lagarde erschienenen 'Gesammelten Abhandlungen' neu bearbeitet sind (1866).

Man wird aus dem Bisherigen ersehen, daß es schon nicht ganz unmöglich wäre, eine Gesammtbetrachtung der eranischen Sprachen anzustellen, in welcher die specielle Geschichte des Persischen vom Altpersischen der Keilinschriften an bis auf die jüngsten Gestaltungen des Neupersischen und die Vergleichung der übrigen Sprachen dieses Astes untereinander und mit dem sanskritischen sowohl für die tiefere Erkenntniß des eranischen Astes und des arischen Zweiges, als auch für den indogermanischen Stamm und die Sprachwissenschaft überhaupt vielfache Belehrung gewähren würde.

II. Griechischer Zweig.

Die griechische Sprache begegnet uns im Anfange ihrer Geschichte auf demselben Raum, auf welchen sie nach dem Sturz

[1]) In 'Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung u. s. w.' von Kuhn und Schleicher V. 257 ff. und in The Lycian Inscriptions after the accurate copies of the late Augustus Schoenborn with a critical commentary and an essay on the alphabet and language of the Lycians. By M. Schmidt. Jena 1868. Fol. In diesem Werk finden sich auch die Beiträge von Merx. Vgl. auch M. Schmidt in Kuhn's Zeitschrift XII. 212 ff.

des byzantinischen Reiches wiederum zurückgeführt ward und im Wesentlichen noch jetzt beschränkt ist. Das eigentliche Griechenland und die griechischen Inseln bildeten die Sitze derselben. Weit entfernt von den zwar stammverwandten, aber charakteristisch verschiedenen Zweigen, dem arischen auf der einen, dem italischen auf der andren Seite und dem germanischen und letto-slavischen im Norden, würde sie wie eine kleine Sprachinsel da gelegen haben, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß verwandte Sprachen desselben Zweiges sich unmittelbar in ihrer Nähe befanden. Doch können von diesen mit hoher Wahrscheinlichkeit nur zwei namhaft gemacht werden, die alte Sprache der Macedonier, von der uns jedoch nur wenig bekannt ist[1]) und diejenige, von welcher die heutige Sprache der Albanesen abstammt.

1. Hellenische (griechische) Sprache.

Die Hellenische Sprache zerfällt in geschichtlicher Beziehung in drei große Perioden; die erste wird durch ihre literarische Entwickelung von den Zeiten der epischen Poesie bis zur Gestaltung der gemeinsamen Sprache, der *κοινή*, gebildet: das Hellenische der Hellenen. Die zweite umfaßt die Zeit, in welcher sich diese *κοινή* zu der Sprache fast aller cultivirter Völker und auf Cultur Anspruch machender Individuen erweiterte, und dann nach und nach wieder in die alten Gränzen zurückgedrängt ward: das Hellenische als Weltsprache; die Spitze bildet hier der Moment, in welchem sie in diesem Sinn von der Südküste Frankreichs bis tief in Indien hinein herrschte. Die dritte, welche mit dem Sturz des byzantinischen Reiches beginnt, ist dadurch insbesondre charakterisirt, daß die Macht, welche die Sprache der Gebildeten den Volks-

[1]) vgl. über das Verhältniß der Macedonier zu den Griechen K. O. Müller, Ueber die Wohnsitze, die Abstammung u. s. w. des Macedonischen Volkes 1825; Abel, Macedonien und König Philipp 1847 und Fick in 'Orient und Occident' II. 718 ff.

sprachen gegenüber geübt hatte, gebrochen wird, und diese sich immer mehr hervordrängen: das neugriechische.

Für die tiefere Kenntniß der griechischen Sprache ist in unserm Jahrhundert auf deutschem Boden durch die mächtige Entfaltung der Philologie und Sprachwissenschaft außerordentlich viel geschehen. Fast alle Werke, welche sich mit der indogermanischen Sprachwissenschaft im Allgemeinen beschäftigen, haben ihr Hauptaugenmerk auf die Erläuterung des Griechischen gerichtet, so daß fast alles, was von diesem Gesichtspunkt aus oben hervorgehoben ist, hier ins Gedächtniß zurückzurufen wäre. Doch berücksichtigen wir jetzt nur den speciell griechischen Standpunkt.

In dieser Beziehung ist zunächst außerordentlich viel für die sprachwissenschaftliche Erkenntniß des Griechischen gethan in allen den trefflichen philologischen Arbeiten — sowohl den Ausgaben von Schriftstellern, Erläuterungen von Inschriften, als Behandlungen der Realia, — welche theils als besondre Werke, theils als Aufsätze in philologischen Zeitschriften und sonst erschienen sind. Es würden hier die Namen aller bedeutenderen Philologen zu nennen sein; mit diesen aber wird sich die Geschichte der classischen Philologie beschäftigen, welcher in dieser Sammlung eine besondere Abtheilung gewidmet ist, daher ich auf sie verweise. Wir heben hier nur einige der Arbeiten hervor, welche speciell der sprachwissenschaftlichen Seite des Griechischen gewidmet sind.

Was die Grammatiken betrifft, so treten zu den schon erwähnten von Buttmann und Thiersch, welche durch erneute und verbesserte Ausgaben, die erstre außerdem durch die Bearbeitung eines Theils derselben[1]) von einem der ausgezeichnetsten Sprachforscher Chr. Aug. Lobeck (geb. 1781, gest. 1860), immer größere Brauchbarkeit und Vollendung erhielten, seit 1807 die nach Vollständigkeit strebende von Aug. Matthiä[2]); ferner die mehr praktischen,

[1]) Des 2. Bandes der 'Ausführl. Griech. Sprachlehre' 1839.

[2]) Dritte und letzte Auflage 1835.

aber sehr brauchbaren von Val. Chr. Fr. Rost seit 1816[1]), von Raphael Kühner 1834. 1835, in welcher der Versuch gemacht ist, die Resultate der Vergleichung zu benutzen; die von K. W. Krüger 1842. 1843; von F. Mehlhorn, ebenfalls mit Benutzung der vergleichenden Grammatik. Einer ernstlichen Anwendung der Letzteren zur Bearbeitung der Griechischen Grammatik begegnen wir dann, wie schon oben (S. 585) bemerkt, in G. Curtius Griechischer Schulgrammatik, insbesondere in den späteren Ausgaben (6. 1864), mit den dazu gehörigen Erläuterungen (1863). Es sind außerdem auch andre Schulgrammatiken erschienen, z. B. von Bäumlein, Feldbausch, F. Aken 1868 u. s. w.

Einzelne Theile betreffend, so ist das griechische Alphabet von Bäumlein 1853, von A. Kirchhoff 1867 bearbeitet. Ueber die Aussprache ist ein umfassendes Werk von Gust. Seyffarth 1824 erschienen; ferner Arbeiten von G. Fr. Sal. Liskovius 1825, F. A. Gotthold 1836, Ellissen 1853.

Die Lautlehre ist von Wilh. Christ vom sprachvergleichenden Standpunkt behandelt 1859. Ueber das sogenannte ν ἐφελκυστικόν hat Fr. Müller 1860, Wilh. Conr. Deventer 1863 geschrieben. Ueber das Digamma Sachs 1856, Peters 1864, J. Savelsberg 1864 und 1867, A. Leskien 1866. Ueber den Hiatus Gust. Ed. Benseler 1841. Die Lehre vom Zeitmaß ist von Fr. Spitzner 1823, von Fr. Passow 1826 behandelt. Der Accent insbesondre von Carl Göttling 1835, Geppert 1846, Rob. Winkler 1856.

Zu Bezug auf die Lehre von der Bildung der Themen, wie überhaupt auf alle Theile der griechischen Grammatik, finden sich werthvolle Aufsätze in Kuhn's und andren Zeitschriften. Von separat erschienenen Schriften erwähne ich W. Pape, Etymologisches Wörterbuch, zur Uebersicht der Wortbildung, 1836; G. Curtius über die Bildung der Nomina 1842, H. Hempel 1865; Jan-

[1]) Letzte Ausgabe der Schulgrammatik 1856, der Ausführl. 1835.

son über die Deminutiva 1856; Steinke über Patronymika; Jos. Budenz über die Nomina auf *κός* und G. Bühler über die auf *της*, Brandstätter über die auf *ιτης*, alle drei 1858; Ernst Curtius, Beiträge zur geographischen Onomatologie der griech. Sprache 1861; Berch und Rich. Rödiger 1866 und Wilh. Clemm 1867 über die Composition.

In Betreff der flexivischen Formen und ihrer Bedeutung — in letzterer Beziehung bisweilen in die Syntax hinüberragend — ist die Formenlehre mit Rücksicht auf die vergleichende Sprachforschung von Ernst Koch 1866; die Declination und dazu gehöriges von Joh. Adam Hartung und Reimnitz 1831; Aug. Grotefend 1835; Franz Carl Serrius 1839; Georg Gerland 1859; Alex. Kolbe 1863; C. Capelle 1864, Franz Lißner 1865 behandelt; die Conjugation im Allgemeinen von A. Haacke 1850 ff.; die auf *μι* von Lud. Ahrens 1839; diese und die Präpositionen von Alb. Schwarz 1859; die Genera verbi von Herm. Müller 1864; die Tempora und Modi historisch und vergleichend von A. F. Aken 1861; das Futurum von Aug. Franke 1861; der zweite Aorist von Ludw. Döderlein (geb. 1791, gest. 1863) 1857; der homerische Conjunctiv von Imm. Becker (in den Monatsber. d. Berl. Ak. 1861); der Infinitiv von Berth. Delbrück 1863, Golenski und F. Sander 1864. Ein Lexikon der Verbalformen hat G. Traut 1867 geliefert.

Die Syntax ist zusammenhängend behandelt von G. Bernhardy 1829; einzelnes 1862; ferner ist eine Syntax erschienen von R. Kühner 1829, von W. Scheuerlein 1846, Ger. Blackert (als Grundlage einer Geschichte der griechischen Sprache) 1857. Die des Verbum ist erörtert von Schmalfeld; die der Tempora und Modi von Ludolph Dissen 1808; Herm. Schmidt 1830—34; von Schwalbe 1839; der Aorist ist behandelt von Herm. Schmidt 1815; die Modi von L. F. Nägelsbach 1843 und Bäumlein 1845; der Conjunctiv von Kühnast 1851; der Optativ von

Klemens 1862; die Casuslehre von Rumpel 1845; die Genitivi und Dativi absoluti von Ed. Wentzel 1827, die Nominative 1857; die obliquen Casus und Präpositionen von Aug. Fritsch 1833, Partikeln und Präpositionen 1858; die Präpositionen von L. Gottlob Schmidt 1829; H. Winnefeld 1859—60; die Partikeln von Joh. Ad. Hartung 1832. 1833; Bäumlein 1861; über ἄν schrieb Gottfr. Hermann 1831, Aug. Geffers 1832; über κέν und ἄν Ruhrmund 1863; über οὐ und μή G. F. Gayler 1836; über die Negativpartikeln Fr. Franke 1859; über τε und καί Ed. Grosze 1858; über οὖν Rost 1859; über κα Hugo Weber 1864; über absolute Constructionen und Anakoluthien A. von Wannowski 1835; Ebhardt 1860; über Ellipse Geist 1858.

Die bedeutendsten Vorarbeiten zu einer griechischen Grammatik, wie sie dieser anerkannt vollendetsten aller Sprachen würdig wäre, hat Lobeck geliefert, insbesondre in seiner Ausgabe des Phrynichus 1820, den Paralipomena Gramm. gr. 1827, den Prolegomena ad Pathologiam 1843, der Pathologia I. 1853, II. 1862, so wie dem Rhematicon 1846. Hoffentlich wird auf diese, die Resultate der vergleichenden Grammatik und eigene Forschungen gestützt, sich bald ein Werk gestalten, welches diese, unzweifelhaft bedeutendste Lücke der indogermanischen Sprachwissenschaft zu schließen geeignet ist.

Von Lexicis ist die neue Bearbeitung des Passow'schen durch Rost mit Beihülfe von Palm und später auch Kreußler, Keil, Peter 1841—1857 hervorzuheben; ein ausführliches hatte Rost 1840 begonnen, aber kaum über die Mitte von *A* geführt. Ferner sind brauchbare Lexika erschienen von W. Pape 1842, werthvoll insbesondre durch den dritten Band, welcher ein Wörterbuch der Eigennamen enthält; von Carl Ramshorn 1857; Jacobitz und E. Seiler 1861, Gust. Ed. Benseler. Beiträge zur Lexikologie hat L. Wilh. Lucas 1835 veröffentlicht; über die griechischen Wurzeln hat W. Pape 1837, Savelsberg 1841

geschrieben; über einzelne Wurzeln J. H. Heinebach, Crecelius 1860 u. aa. Etymologische Arbeiten sind mehrfach veröffentlicht, z. B. von Hugo Weber 1861; E. Bernhardt 1862; jedoch vorwaltend vom vergleichenden Standpunkt; diese finden sich größtentheils in Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Unter denen, welche sich der älteren Weise zuneigen, nehmen die von Döderlein eine hervorragende Stelle ein.

Lexika zu Kategorien von Schriftstellern und einzelnen Schriftstellern betreffend, so sind deren mehrere für Homer erschienen, unter denen ich nur Döderlein's homerisches Glossar 1850 hervorhebe; zu den Tragikern hat Gottfr. Fähse 1832, zu dem Aeschylos Wellauer 1831. 1832, zu dem Sophokles Gottl. Carl Wilh. Schneider 1829. 1830, Fried. Ellendt 1835, zum Euripides Dan. Beck 1829 ein Lexikon herausgegeben; zu Herodot Schweighäuser 1824; zu Xenophon Fr. W. Sturz und zu einzelnen Werken desselben aa.; zu Platon Ast 1835—1838; zu Hyperides Ant. Westermann 1860—1864.

Auch die Sprache von Kategorien von Schriften und einzelnen Schriftstellern überhaupt wurde ganz oder theilweis behandelt, so der homerische Sprachgebrauch von Joh. Classen 1867; von Gottfr. Hermann die Sprache des Pindar 1809; von Kühlstädt die der Tragiker 1832; die des Aeschylus von Herm. Menge 1863, Rich. Förster 1866; des Sophokles von Carl Schambach 1867; des Aristoteles von Rud. Eucken 1866; des Polybius von Alb. Lütge 1863.

Die griechische Dialektologie erhielt eine feste Unterlage durch das von der Berliner Akademie herausgegebene Corpus der griechischen Inschriften. Die Hauptarbeit bildet hier H. Lud. Ahren's Werk De graecae linguae Dialectis I. 1839 II. 1843. Ueber den äolischen Dialekt hatte Alb. Giese schon früher eine Arbeit abgefaßt, welche 1837 nach seinem Tode veröffentlicht wurde; eine von Ludw. Hirzel erschien 1862. Zur Kenntniß des kretischen Dialekts hat Heinr. Bernh. Woretzsch und Rich.

Bergmann 1861 beigetragen; über den kyprischen M. Schmidt geschrieben (in Kuhn's Zeitschrift IX). Der epische Dialekt ist von Gräfenhan, Lucas 1837, von Berger 1839; dessen Formenlehre von Ahrens zugleich mit der des Attischen 1852 dargestellt; über den ionischen hat Just. Flor. Lobeck Untersuchungen veröffentlicht 1850; über den des Herodot C. L. Struve 1829. 1830; Bredow 1846; eine griechische Grammatik des Attischen Dialekts haben E. Krasper und K. Dietfurt 1837 herausgegeben; über den, dessen sich die Bukoliker bedienen, hat Gust. Ed. Mühlmann 1838 geschrieben.

Die Gestalt, welche die griechische Sprache, während der Periode ihrer großen Verbreitung, in den verschiedenen Localitäten und Zeiten annahm, ist bis jetzt sehr unzureichend behandelt. Außer dem Macedonischen und Alexandrinischen Dialekt, welchen Sturz 1808 dargestellt hatte, ist die Aufmerksamkeit fast nur auf die Sprache gerichtet, welche in den biblischen Schriften gebraucht ist. In Bezug auf diese haben sich insbesondere G. B. Winer, von dessen Grammatik des Neutestamentlichen Sprachgebrauchs 1867 die 7. Auflage von G. Lünemann besorgt ist; Alex. Buttmann 1859; Schirlitz durch mehrere grammatische Untersuchungen und sein Griechisches Wörterbuch zum Neuen Testament; K. H. Adelb. Lipsius und L. C. Wilh. Grimm durch sein Lexikon zu dem Neuen Testament 1868 verdient gemacht. Auch die älteren Lexika: das zu der Septuaginta u. s. w. von Joh. Fr. Schleußner (5 Bände 1820. 1821), so wie das zu dem Neuen Testament von Carl Gottl. Bretschneider 1824, Wilke 1840 wollen wir nicht unerwähnt lassen.

Was die Neugriechische oder Romaïsche Sprache betrifft, so hat über ihre Entstehung unter Einfluß fremder Zungen Joh. Mich. Heilmaier 1834 geschrieben; über ihr Verhältniß zum Altgriechischen F. J. Wiedemann 1852; über ihre Verwandtschaft mit diesem und dem Deutschen H. K. Brandes 1862; über ihre Bedeutung für das Altgriechische und die ver-

gleichende Grammatik E. Curtius (nur in neugriechischer Uebersetzung erschienen); eine kurze vergleichende Grammatik desselben hat Friedemann 1825 herausgegeben. Neugriechische Grammatiken überhaupt sind von J. A. E. Schmidt 1808, W. von Lüdemann 1826, Joh. Franz 1832 und 1837, P. A. F. Possart 1834, und insbesondre F. W. A. Mullach (geb. 1807) 1856 abgefaßt. Wörterbücher von J. A. E. Schmidt 1825 und 1837; A. M. Anselm 1812; Th. Kind 1842; eine neugriechische Chrestomathie von demselben 1835. Dieser hat auch einiges über neugriechische Dialekte veröffentlicht (in Kuhn's Zeitschr. XV). Den höchst eigenthümlichen und alterthümlichen Dialekt der Zakonen hat Fr. Thiersch behandelt 1837, wozu man Pott in der Allg. Encycl. d. Wiss. u. Künste II. XVIII. 74 vergleiche.

2. Albanesische Sprache.

Bopp's Abhandlung über das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen, erschienen 1855, ist schon oben (S. 511) erwähnt. Er spricht darin (S. 1) die Ueberzeugung aus, daß die Albanesische Sprache 'zwar entschieden der indoeuropäischen Familie angehört, aber in ihren Grundbestandtheilen mit keiner der übrigen Sanskritschwestern unsres Erdtheils' (d. h. Europa's) 'in einem engeren, oder gar in einem Abstammungsverhältnisse steht'. Pott glaubt sich im Urtheile über die 'Einordnung derselben in den Indogermanismus noch große Rückhaltung auflegen zu müssen'[1]), während andre, wie Hahn, Reinhold und Camarda 1865 sie in enge Verwandschaft zum Griechischen setzen. Da Volk und Sprache durch manche räthselhafte Momente ein nicht geringes Interesse erwecken, so haben sich manche Forscher gelegentlich damit beschäftigt[2]). Die Sprache und ihre verwandt-

[1]) In 'Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zalwörtern nachgewiesen'. 1867 S. 14.

[2]) vgl. Pott in der Zeitschr. der deutsch. Morgenl. Ges. XVII. 114.

schaftlichen Beziehungen haben ausführlich behandelt von Xylander 1834, von Hahn in 'Albanesische Studien' 1854 und Carl Heinr. Th. Reinhold in Noctes Pelasgicae 1855; einzelne darauf bezügliche Fragen Stier[1]), Th. von Heldreich (1862), Blau[2]) und Fallmerayer 1868 (Ueber Ursprung und Alterthum der Albanesen).

III. Italischer Sprachzweig

Zu diesem rechnen wir nur diejenigen Sprachen, welche mit der lateinischen Sprache innig verwandt sind, wesentlich dieselben Besonderheiten haben, durch welche sich diese von den übrigen indogermanischen Sprachzweigen, auch den ihr geographisch und morphologisch nächststehenden, dem griechischen und celtischen, unterscheidet.

Unter denen, welche in alter Zeit in Italien heimisch waren — nicht durch historisch bekannte Wanderungen dahin gebracht sind, wie Griechisch, Celtisch, später auch Albanesisch — und uns durch literarisch oder inschriftlich erhaltene Proben etwas genauer bekannt sind, befinden sich aber mehrere — speciell die etruskische, messapische und iapygische — welche dem Latein und seinen nächsten Verwandten so fern stehen, daß wir sie zu dem italischen Sprachzweig in dem bemerkten Sinne nicht rechnen dürfen, wahrscheinlich, wenigstens theilweis, nicht einmal zu dem indogermanischen Sprachstamm. Ueber ihre nähere Bestimmung gehen jedoch die Meinungen noch sehr auseinander und es sieht so aus, als ob die bisherigen Hülfsmittel dazu noch nicht ausreichen.

Die etruskische Sprache ist von K. O. Müller in seinem Werke über die Etrusker 1828 besprochen. Im Jahre 1858 veröffentlichte J. G. Stickel einen Versuch, sie durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische nachzuweisen, worüber

---

[1]) s. a. a. O.

[2]) In derselben Zeitschr. XVII. 619 ff., insbes. 656 ff.; 666.

man J. Gildemeister in der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIII. 289 ff. vergleiche. In neuester Zeit hat dann Lorenz in sehr methodisch gearbeiteten Aufsätzen in 'Kuhn und Schleicher Beiträge zur vgl. Sprachforschung' IV, 1 ff., 474 ff. und V. 204 ff. sich bemüht, sie in nähere Verbindung mit dem Latein zu bringen. Außerdem haben sich auch L. Döderlein[1]), L. Steub 1843. 1854, Flor 1863 u. aa. damit beschäftigt. Ueber die nordetruskischen Alphabete hat Th. Mommsen 1855 gehandelt.

Was die Sprache der Messapier und Japyger betrifft, so ist das Hauptwerk für sie, wie für alle unteritalische, das von Th. Mommsen über die unteritalischen Dialekte 1850. Mit der erstren haben sich auch Th. Bergk (1851 Zeitschr. für Alterthumsw.), Stier (in Kuhn's Zeitschr. VI) beschäftigt.

1. Sprachen des Italischen Sprachzweigs außer dem Latein.

Die italischen Sprachen, welche in inniger Verbindung mit dem Latein stehen, sind das Umbrische, Sabellische, Oskische, so daß der italische Sprachzweig vor Ausdehnung des Latein durch die römische Herrschaft — auf Mittelitalien — mit Ausnahme von Etrurien — und den nordwestlichen Theil Süditaliens beschränkt gewesen zu sein scheint.

Mit dem Umbrischen, das heißt wesentlich den darin enthaltenen Inschriften und ihrer Entzifferung haben sich beschäftigt Richard Lepsius (De tabulis Eugubinis) 1833 und 1841 (Inscriptiones Umbricae et Oscae), Christian Lassen[2]) 1833 und 1834; Heinr. Kaempf 1834; G. F. Grotefend 1835 und 1839; L. Döderlein[1]) 1837; Th. Mommsen 1846 (in Höfer's Zeitschrift). Das bedeutendste und im Wesentlichen abschließende Werk lieferten im Verein Th. Aufrecht und

[1]) Commentatio de vocum aliquot latinarum, sabinarum, umbricarum, tuscarum cognatione graeca. Erlangen 1837.

[2]) In dem Rhein. Mus. I. 360 ff., II. 141.

A. Kirchhoff: 'Die umbrischen Sprachdenkmäler u. s. w.', zwei Theile 1849—1851. Viele einzelne Beiträge sind seitdem in der Kuhn'schen Zeitschrift veröffentlicht, von Ebel u. aa.; ferner erschienen darüber Arbeiten von E. Huschke 1858, von A. F. Zeyß 1861 ff., Knötel 1862. Aug. Schleicher hat diese Sprache auch in seinem Compendium der Vergl. Gramm. kurz dargestellt.

Mit der Oskischen Sprache beschäftigte sich eindringlicher zuerst Cl. A. C. Klenze[1]); dann G. F. Grotefend 1839, und überaus fördernd Th. Mommsen 1845. 1846. 1850 (Oskische Studien; Nachträge und 'die Unteritalischen Dialekte'), A. Kirchhoff und L. Lange 1853; im Jahre 1856 hat auch E. Huschke die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler bearbeitet. Treffliche Aufsätze darüber sind in Kuhn's Zeitschrift veröffentlicht, insbesondre von W. Corssen (im XI. Bd. u. sonst), Ebel u. aa. Aug. Schleicher hat auch diese Sprache in seinem Compendium behandelt.

Was die sabellischen Sprachen betrifft, so schrieb Zinkeisen Samnitica 1831, Aug. Henop über die sabinische Sprache 1837, und vor allen W. Corssen 'zum sabellischen Dialekt' 1861 und 1866 (in Kuhn's Zeitschrift X und XV).

Derselbe veröffentlichte 1858 auch eine Schrift über die Sprache der Volsker.

In Bezug auf die italischen Sprachen überhaupt sind noch die Aufsätze von Aug. Schleicher im Rheinischen Mus. Neue Folge XIV 329 ff. und A. Kirchhoff in 'Allg. Monatsschrift f. Wiss. u. Liter.' 1852 S. 577 ff. u. 801 ff. zu erwähnen.

2. Lateinisch.

Das Lateinische ist, gleichwie das Griechische, von allen, welche sich mit Vergleichung der indogermanischen Sprachen be-

[1]) Philologische Abhandlungen, herausgegeben von K. Lachmann 1839.

schäftigt haben, ganz vorzugsweise berücksichtigt, so daß auch hier die meisten Arbeiten in Betracht kommen, welche oben angedeutet sind. In specieller Beziehung möge hier zunächst Ludw. Roß' Schrift 'Italiker und Griechen' 1858 gedacht werden, da sie in Bezug auf das Verhältniß des Lateinischen zum Griechischen Beachtung verdient; 1852 schrieb M. W. Heffter eine Geschichte der lateinischen Sprache während ihrer Lebensdauer; ferner verweisen wir auf S. 423, wo die treffliche Schneider'sche Grammatik schon hervorgehoben ist und erwähnen noch die von G. F. Grotefend 1817, von C. G. Zumpt 1818, von L. Ramshorn 1824, Otto Schulz 1826, Fr. Andr. Reuscher 1828, Aug. Grotefend 1829. 1830, umgearbeitet von G. T. A. Krüger 1842; K. Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft 1839; G. E. Mühlmann, die Wissensch. der lat. Spr. 1839, Ant. Schmidt, Organismus der lat. Spr. 1846; Kritz und Berger, Schulgramm. 1848, Lor. Englmann (5. Aufl. 1861), Fr. Bauer, 'die Elemente der lat. Formenlehre', mit Rücksicht auf die vergleichende Grammatik 1865.

Diese Grammatiken beschäftigen sich fast alle nur mit der klassischen Sprache; um die ältere, für die Entwickelung des Latein so überaus wichtige Phase bis zum Ende der Republik kennen zu lernen, hat man sich insbesondre an die ausgezeichneten Arbeiten von Fr. W. Ritschl (geb. 1806), W. Corssen, Frz. Bücheler zu wenden; außerdem verdienen mehrere Aufsätze in den Zeitschriften, insbesondre der Kuhn'schen, so wie Lübbeck's Grammatische Studien Beachtung.

Einzelne Theile der Grammatik betreffend, so behandeln die Aussprache Ulr. Fr. Kopp 1834, Karl Ed. Geppert 1858 und vor allen W. Corssen 'Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Spr.' 2 Thle. 1858. 1859, 2. Ausg. 1868. Ueber die Lautlehre schrieb Ag. Benary 1837; über Vokale Dietrich; über F im Anlaut Fröhde 1862; über den Accent Pet. Langen 1853; Weil und Benlöw im Verein 1858;

Beiträge zur Geschichte des lateinischen Alphabets liefert F. Ritschl 1869 (im Rheinischen Museum); zur Orthographie, welche durch die Inschriftenbearbeitungen (von Ritschl und Th. Mommsen) und sorgfältigere Benutzung der alten Handschriften einer durchgreifenden Umgestaltung unterworfen wird, Fleckeisen 1861, Wilh. Brambach 1868.

Die Lehre von der Wortbildung ist von Düntzer 1836, Döderlein 1839 bearbeitet; über die Deminutiva schrieb Gust. Müller 1865; über die Eigennamen Th. Mommsen 1864; über Composition P. Uhdolph 1868; über die Formenlehre Neue 1866. 1867; über die Conjugation und Declination Struve 1823; die Declination in ausgezeichneter Weise Frz. Bücheler 1866; über einzelne Pronomina Fr. Osann 1845; Sägert 1860; über die Conjugation Ludw. Ramshorn 1830; Nölting 1859; G. E. Richter 1857. 58. 60; G. Curtius (Reste eines Aorist) 1857; Carl Pauli 1865; Ed. Lübbert 1867; W. Weißenborn 1844; Ludw. Lange (Fut. Präs. Pass.) 1859; Fr. Sauber 1864; über Präpositionen Alb. Schwarz 1859; Conjunctionen Th. Wissowa 1858; über que G. F. Schoemann 1865. Für die Formenlehre überhaupt sind Corssen's kritische Beiträge 1863 und kritische Nachträge 1866 von hohem Werthe.

Die Syntax überhaupt und einzelnes daraus haben behandelt G. T. A. Krüger 1820—27 und 1842; Holtze 1861—62; G. F. Scheuerlein 1865; Herm. Schmidt 1830—34; H. C. O. Müller 1832; Wilh. Weißenborn 1846; C. Fr. Chr. Wagener 1817; Fr. Tiburtius 1822; Mich. Weber 1826. 1828; die Wortstellung Fr. Raspe 1844; Fr. Schwab 1857.

Zu den ältern Lexicis traten die von W. Freund, 4 Bände, 1834—1840, K. Ernst Georges seit 1843, mit dem von G. Mühlmann fortgesetzten Thesaurus 1854, und Reinh. Klotz; ein etymologisches lieferte Conr. Schwenck 1827, ein kleines Georges 1841. Etymologie und Synonymik bearbeiteten Dö-

derlein (6 Thle. 1826—1836), Ludw. Ramshorn 1831—1833. 1838; E. L. Habicht 1829.

Die Sprache von Kategorien der Literatur und einzelnen Schriftstellern betreffend, behandelten die der Dichter F. A. A. Bach 1848, R. A. H. Stern 1851, Conr. Geo. Jacob 1839, W. H. Grauert 1840, Ferd. Lorey 1864; die der Rechtsquellen Jul. Merkel 1836; der Historiker A. Dräger 1860; des Tacitus Carl Ludw. Roth 1829, Dräger 1868, Un. Zernial 1864 und in einem Lexikon Taciteum Wilh. Bötticher 1830. Viele andre Lexika zu einzelnen Schriftstellern lasse ich unerwähnt, da sie mehr bloße Schulzwecke im Auge haben. Eben so übergehe ich die vielen Arbeiten, welche zum Unterricht oder Uebung im Lateinschreiben oder -sprechen dienen, obgleich ich weit entfernt bin zu verkennen, daß darunter mehrere sind, welche auch die tiefere Einsicht in die Sprache fördern; doch bin ich mit nur sehr wenigen genauer bekannt und wage deßhalb nicht einige besonders hervorzuheben. Bemerken will ich nur, daß mir die hieher gehörige Arbeit von C. Fr. Nägelsbach 1846 sehr werthvoll schien.

3. Lateinische Vulgärsprache.

Die lateinische Vulgärsprache (lingua rustica), welche an und für sich und insbesondre für die Entwickelung der romanischen Sprachen von großer Bedeutung ist, wurde von L. S. Schweitzer 1839, W. Berblinger 1865 und P. Böhmer 1866 behandelt; ihr Vokalismus von G. Schuchard 1866. 1868. Ihr Verhältniß zum Romanischen faßt insbesondere Pott in mehreren Abhandlungen in Kuhn's Zeitschrift und in der für Alterthumswissenschaft in's Auge.

4. Latein des Mittelalters.

Hieher gehörige Glossare haben Lor. Diefenbach 1846. 1867; Ed. Brinckmeier 1850. 1855; Hildebrand 1854 herausgegeben.

5. Romanische Sprachen.

Ueber die romanischen Sprachen im Allgemeinen mit Vorbemerkungen über Entstehung und Verwandtschaft derselben hat L. Diefenbach 1831 eine Schrift veröffentlicht; über ihr Verhältniß zum Latein Aug. Fuchs 1849; ihre Geschichte Fr. W. Reimnitz 1835; Fr. Aug. Beger 1863; über den Einfluß des Arabischen auf sie Fuchs 1845. In ausgezeichneter mustergiltiger Weise sind sie grammatisch und etymologisch behandelt von Fr. Diez (geb. 1794) in seiner Grammatik, 3 Thle. 1836—1844; 2. Ausg. 1856—1860; seinem etymologischen Wörterbuch 1853, 2. Aufl. 1861. 1862, und 'Altromanische Glossare' 1865. Werthvolle Beiträge, die jedoch mit Kritik zu benutzen, hat Aug. Fuchs bezüglich der Conjugation geliefert; ferner Ad. Tobler 1857 und Ad. Mussafia 1860; etymologische Untersuchungen C. A. F. Mahn 1853 ff. Manche Beiträge finden sich auch in Aufsätzen, welche in Kuhn's Zeitschrift, so wie in den von Herrig und Ebert, später Lemcke, herausgegebenen erschienen sind.

Was die einzelnen romanischen Sprachen betrifft, so ist ihre sprachwissenschaftliche Behandlung von Deutschen bis jetzt weniger gepflegt als wünschenswerth wäre; am meisten noch die des Französischen und Italiänischen. Da sie fast sämmtlich von Culturvölkern gesprochen werden, so hat man diese Seite mehr diesen selbst überlassen. Die deutschen Arbeiten, welche hieher gehören, dienen größtentheils rein praktischen Zwecken. Reicher ist ihre philologische Behandlung vertreten; bedeutend sind jedoch auch hier nur die Arbeiten, welche sich mit der älteren Literatur beschäftigen; für diese sind Diez, Mahn, Imm. Becker, A. Keller, Conr. Hoffmann (geb. 1819), N. Delius, W. Wackernagel, J. L. Ideler, A. Mussafia, E. Mätzner, K. Bartsch, Th. Müller u. aa. thätig gewesen. Was die neuere Literatur dieser Sprachen, insbesondre ihre Anfänge betrifft, so hat vorwaltend die spanische Beachtung gefunden; am hervorragendsten sind hier die Arbeiten von Ferd. Wolf; ferner waren

hier thätig W. A. Huber, von Münch-Bellinghausen, Rapp, Ad. Helfferich. Auch die italiänische Literatur, insbesondre Dante, fand sorgfältigere Bearbeitung. Sonst war das Hauptbestreben darauf gerichtet, die hervorragenden Werke durch Uebersetzungen unsrer Muttersprache anzueignen. Daß hier vielfach höchst Ausgezeichnetes geleistet ist und nicht wenige Werke, in ihrer Geburtsstätte wegen ihrer alterthümlichen Sprache fast antiquirt, im neuen wenn gleich fremden Gewande zu frischem Leben erstanden sind, ist so bekannt, daß wir keine Belege dafür zu erwähnen brauchen.

a. Italiänisch.

Ueber die Entstehung dieser Sprache aus dem Lateinischen und ihr Verhältniß zu den übrigen romanischen Sprachen hat C. von Reinhardstöttner 1868 eine kleine Schrift veröffentlicht.

Von Grammatiken erwähne ich die von J. G. Conradi, 2 Thle. 1802—4; Ph. J. Flathe 1803; C. F. Fernow 1804; C. F. Franceson 1822; F. Valentini 1824; G. W. Müller, 2 Thle. 1827. 1828; J. M. Minner 1830; L. G. Blanc 1844; Julius und Moritz Wiggers 1859; Mussafia, 2. Aufl. 1865, 3. 1868. Ueber richtige Aussprache haben mehrere geschrieben, Valentini 1824, M. Pablasek 1842.

Von Wörterbüchern verdient die neuere Bearbeitung des Jagemann'schen durch J. B. Bolza, 4 Bde. 1837. 1838, das von Valentini, ebenfalls 4 Bde. 1831—36 und das von F. A. Weber bemerkt zu werden.

Die zahlreichen italiänischen Dialekte sind fast nur von Italiänern behandelt, doch findet sich auch manches in deutschen Arbeiten zerstreut, z. B. über Oberitalisch in von Hormayr's Gesch. von Tyrol, in Hörschelmann Gesch. u. s. w. von Sardinien, bei Gregorovius u. aa. Eine besondre Arbeit über den Neapolitanischen Dialekt hat F. Wentrupp 1855 veröffentlicht; einen Beitrag zum Studium der Gallo-Italischen Dialekte hat Bolza der Wiener Akademie den 20. Mai 1868 vor-

gelegt; doch kenne ich ihn noch nicht weiter. Ueber eine ältere dialektische Schriftsprache Norditaliens finden sich sehr werthvolle Berichte in Ad. Mussafia's Documenti antichi di Dialetti Italiani 1864.

b. Walachisch (Wlachisch), limba romunesca, Romänisch, Rumänisch.

Schriften über die Abstammung dieser Sprache vom Latein haben L. Murgu 1830, J. C. Schuller 1831 und A. Treb. Laureanus 1840 veröffentlicht; Studien über die französische und daco-romanische Sprache und Literatur P. Körnbach 1850.

Grammatiken des nördlichen, dako-romanischen Dialekts Andr. Clemens zugleich mit einem kleinen Wörterbuch 1821, 2. Aufl. 1836; J. Alexi 1826, Theokt. Blazewicz 1844; Andr. Iszer 1846, 2. Aufl. 1855; J. Stahl 1860; des südlichen oder Makedowlachischen M. G. Bojadschi 1813. Zur rumänischen Vokalisation hat Ad. Mussafia einen Aufsatz geliefert 1868.

Außer dem erwähnten Wörterbuch von Clemens ist 1850 eines von Andr. Iszer erschienen und 1853 eines von G. Baritz und G. Munteanu. Eine Abhandlung über die griechischen und türkischen Bestandtheile des Rumänischen hat F. Rößler 1865 veröffentlicht; eine über die slavischen Franz Miklosich; jene findet sich in den Sitzungsberichten (1865), diese in den Abhandlungen der Wiener Akademie XII, 1, 1 ff.

c. Rhäto-romanisch, Churwälsch, Romonsch, Ladinisch oder Engadinisch.

Ueber den Ursprung und die Geschichte dieser Sprache hat P. J. Andeer 1862 geschrieben. Beachtenswerth ist auch L. Steub 'über die Urbewohner Rätiens in ihrem Zusammenhang mit den Etruskern' 1843; ferner W. L. Christmann 'Nachricht von der Romanischen Sprache in Graubündten' 1819 und (im Morgenblatt) 1826; endlich (von Josef Viani) 'Gröden, die Grödener und ihre Sprache zum Studium der rhätoladinischen Dialekte in Tirol. Von einem Einheimischen'. Bozen 1864.

Was Texte betrifft, so sind in neuerer Zeit zwei alte Gedichte in ladinischer Sprache von A. v. Flugi 1865 und Schiller's Wilh. Tell rhäto-romanisch von J. A. Bühler in demselben Jahre herausgegeben.

Grammatiken sind von M. Conradi 1820, Fr. Lauchert 1845, Otto Carisch 1852; Wörterbücher von Conradi 1823, Carisch 1848 veröffentlicht.

d. Provenzalisch, Waldensisch oder Romaunt.

Werthvoll in sprachwissenschaftlicher Beziehung sind die Observations sur la langue et la littérature provencales von A. W. von Schlegel 1818; von größter Bedeutung grade für diese Sprache Diez schon erwähnte Arbeiten; andres in dieser Beziehung verdienstvolle liefern die von Deutschen besorgten Ausgaben von Texten. Ein provenzalisches Lesebuch hat K. Bartsch 1855, eine Chrestomathie 1868 veröffentlicht.

Das Waldensische, ein Dialekt des Altprovenzalischen, ist dargestellt von Grüzmacher in Herrig's Archiv u. s. w. XVI. 369—471; eine Probe ihrer, aus dem 12. Jahrhundert herrührenden, Bibelübersetzung von demselben in Ebert's Jahrb. u. s. w. IV. 372 veröffentlicht.

e. Französisch.

Ueber Entstehung und Bildung desselben hat M. Rinke 1832 geschrieben.

Eine Grammatik des Altfranzösischen hat Conr. v. Orelli 1830 (2. Ausg. 1848) veröffentlicht, eine altfranzösische Chrestomathie mit Grammatik und Glossar K. Bartsch 1866. — Das Neufranzösische ist in einer Fülle von Sprachlehren bearbeitet; ich erwähne nur die von Joh. Geo. Lang 1839; L. Hirzel in der Ausgabe von Orell 1840; G. L. Städler 1843; Aus der Ohe 1850; insbesondre Ed. Mätzner (mit besondrer

Rücksicht auf das Latein) 1856; J. A. Chr. Burkhard 1865. — Ueber Orthoepie schrieb A. Steffenhagen 1841. Ueber Wortbildung (im Verhältniß zum Latein) G. A. Kloppe 1850. Ueber einzelnes der Formenlehre Ed. Buschmann 1833; Heinr. Kurz 1843; A. Scheler 1847; C. Aug. Bach 1845; Ad. Plikke 1864. Ueber Syntax und Theile derselben Phil. Schifflin 1840; Ed. Mätzner 1843—45; Herm. Alex. Müller 1849; G. A. Kopp 1842; Aug. Seitz 1843; J. F. L. Hempel 1851. Ueber die germanischen Elemente in der französischen Grammatik hat Felix Atzler 1867 eine Schrift veröffentlicht. Von den von Deutschen abgefaßten Wörterbüchern erwähne ich das von J. F. Schaffer 4 Bde. 1834—38 und das der neufranzösischen Wörter von A. Diezmann, so wie das sehr lobenswerthe Dictionnaire d'étymologie von A. Scheler 1862. Ueber die germanischen Wörter im Französischen haben Franceson 1832, Ludw. Schacht 1853, H. K. Brandes 1867 geschrieben. Eine vergleichende Synonymik der französischen und englischen Sprache mit Berücksichtigung des Latein hat Bernh. Schmitz 1868 zu veröffentlichen begonnen.

Eine Uebersicht der französischen Volkssprachen, patois, hat J. F. Schnakenburg 1840 verfaßt.

f. Spanisch.

Spanische Grammatiken haben verfaßt: J. G. Keil 1814, C. F. Franceson 1822, J. B. Fromm 1826, C. Lüdger 1828, P. A. F. C. Possart 1836, A. Fuchs 1837, C. Brinckmeier 1844, H. W. A. Kotzenberg 1855, Jul. Wiggers 1861. Ueber den Ursprung des Conditional's im Spanischen und Portugiesischen hat Eberh. Wiens 1839 geschrieben. — Wörterbücher haben verfaßt J. D. Wagener (4 Bde. 1801—5) und Th. J. K. S. L. von Seckendorf 1823 ff., Booch-Arkossy 1858. Ueber die arabischen Wörter im Spanischen findet sich eine Abhandlung von von Hammer-Purgstall in den

Denkschr. der Wien. Akad. XIV. 1854 und von J. Müller in den Sitzungsber. der k. bayer. Akad. 1861 II.

g. Portugiesisch.

Eine humoristische Charakteristik dieser sonderbar klingenden Sprache gab L. Tieck in der Urania 1837 S. 202; auch der frühere Kaiser von Meriko, Marimilian, in seinen Reiseskizzen Bd. III.

Grammatiken sind von J. D. Wagener 1802; Gabe 1812; C. J. Hipp 1825. Wörterbücher von J. D. Wagener 1811. 1812 und A. E. Wollheim 1844 veröffentlicht.

IV. Celtischer Sprachzweig.

Die Celtischen Sprachen sind schon in den früheren Jahrhunderten vielfach, insbesondre von Franzosen und Engländern, berücksichtigt und eine Menge Wörter derselben mit denen andrer Sprachen, insbesondre auch den jetzt indogermanische genannten, zusammengestellt. Eine methodische Nachweisung der Verwandtschaft oder vielmehr Zusammengehörigkeit mit diesen ist erst in unserm Jahrhundert und zwar zunächst, wie schon oben (S. 510) bemerkt, von zwei Ausländern, J. C. Prichard 1831 und A. Pictet 1837 begonnen und wesentlich auch in überzeugender Weise ausgeführt. Die eigenthümliche Entwickelung dieses Zweiges ließ jedoch über das specielle Verhältniß desselben zu dem indogermanischen Sprachstamm noch vieles im Dunkeln. Diese Dunkelheiten zu einem großen Theil weggeräumt zu haben, ist vorzugsweise das Verdienst von Deutschen, zunächst Bopp's, dessen Abhandlung schon S. 510 erwähnt ist; dann aber vor allem des ausgezeichneten Forschers Joh. Caspar Zeuß, geb. 1806, gest. 1856. Dieser wurde durch seine ethnologische Untersuchungen: 'Die Deutschen und ihre Nachbarstämme' 1837, 'Die Herkunft der Bayern von den Markomannen' 1839 auf eine genauere Erforschung des Celtischen geführt. Die Frucht dieser umfassenden

Arbeiten war eine 'Grammatica celtica', welche 1853 in 2 Bänden erschien und auf die ältesten Documente der irischen Sprache, so wie der britischen Dialekte und die Ueberreste des Altgallischen gebaut ist. Dieses Werk bildete von da an, nicht am wenigsten in Folge der genauen Behandlung der Lautlehre, die Grundlage aller Forschungen auf diesem Gebiet. Es erscheint jetzt in einer neuen Auflage, von H. Ebel besorgt, einem Sprachforscher, welcher sich durch einzelne Aufsätze, wie auf andern, so auch auf diesem Gebiete[1]) bedeutende Verdienste erworben hat[2]).

Schon vor Zeuß hat auch L. Diefenbach werthvolle Beiträge zur Kenntniß dieses Sprachzweigs in seinen Celtica (2 Theile 1839. 1850) geliefert; das darin gegebene kritische und exegetische Verzeichniß der bei den Griechen und Römern vorkommenden altceltischen Wörter ist 1861 in einer natürlich sehr verbesserten Bearbeitung in das Lexikon aufgenommen, welches den Origines Europeae desselben Verfassers angefügt ist.

Außer den angeführten haben sich um Altceltisches insbesondre J. Bekker (über die altceltischen Inschriften), C. Lottner, A. Schleicher, Siegfried, Chr. Wilh. Glück (geb. 1810), 1857. 1865, Fr. Stark Verdienste erworben. Auch Mahn, Leo, Holtzmann, F. J. Mone 1851, Wilh. Obermüller 1866, K. Meyer u. aa. sind auf diesem Gebiet thätig gewesen.

Für die Kenntniß der noch lebenden Sprachen dieses Sprachzweigs ist — abgesehen von K. Meyer ('die noch lebenden celtischen Sprachen und Literaturen u. s. w.' 1863) — von deutscher Seite wenig geschehen und auch dieses wenige beschränkt sich

[1]) Sie sind in Kuhn und Schleicher's Beitr. zur vgl. Sprachforschung und einer (de verbi Britannici futuro et conjunctivo) im Jahresbericht des Progymnasium in Schneidemühl 1866 erschienen.

[2]) Es ist indeß das erste Heft erschienen unter dem Titel: Grammatica Celtica e monumentos vetustis tam Hibernicae linguae quam Britannicarum dialectorum Cambricae Cornicae Aremoricae comparatis Gallicae priscae reliquiis construxit J. C. Zeuss. Editio altera. Curavit H. Ebel. Fascic. I. Berol. 1868. gr. 8°.

auf den einen, den gadhelischen Ast, welcher Irisch, Gaelisch (in Schottland) und die Sprache der Insel Man umfaßt; eine Grammatik der ersten und dritten Sprache hat Leo 1847 in seinen Ferienschriften, bzw. Bd. II u. I, gegeben; eine gaelische Chr. W. Ahlwardt (in Vater's Vergleichungstafeln der Europ. Spr.) 1822. Ueber den andren, den kymrischen Ast, welcher noch in der Sprache von Wales und der Bretagne fortlebt, ist außer dem, was gelegentlich bei den angeführten Schriftstellern und sonst vorkommt, so viel mir bekannt, keine Arbeit erschienen.

V. Germanischer Sprachzweig.

Wir dürfen zwar keineswegs verkennen, daß in unsrem Jahrhundert, außer von den oben (S. 426) erwähnten Männern, auch von andren schon vor Grimm's Auftreten manches für diesen Sprachzweig geschehen ist, was einer genaueren Beachtung nicht unwerth ist; so z. B. in den Arbeiten von K. W. Kolbe (1757—1835), J. Gottl. Radlof u. aa.; allein die bei diesen herschende Richtung, ihre Auffassung der sprachlichen Thatsachen, ist so grundverschieden von der durch Grimm und die Entwickelung der Sprachwissenschaft hervorgetretenen, daß sich vor der heutigen Kritik nur sehr weniges von dem, was ihnen für ausgemacht galt, würde aufrecht halten lassen. Außerdem sind durch die immer mächtiger erstarkte germanische Philologie für die umfassendere, tiefere und richtigere Erkenntniß der dazu gehörigen Sprachen so viele neue Quellen erschlossen, so viele schon bekannte in gründlicherer Weise bearbeitet, daß auch dadurch zwischen den älteren und jüngeren sprachlichen Arbeiten auf diesem Gebiet keine schmale Kluft gebildet wird. Ich werde mir daher die Erlaubniß erbitten müssen, vieles dieser Art ganz übergehen zu dürfen, zumal da auch so ein so überreicher Stoff verbleibt, daß ich fürchten muß, nicht selten Schriften zu übersehen oder zu übergehen, die ich bei weitem eher verpflichtet gewesen wäre zu erwähnen.

Eine Fülle von einzelnen Aufsätzen, welche für die germa-

nischen Sprachen fast in jeder Beziehung von Wichtigkeit sind, finden sich nicht blos in den schon mehrfach erwähnten u. aa. sprachwissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch in den der deutschen Philologie gewidmeten älteren, wie den 'Abhandlungen des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache' und neueren von Haupt, Pfeiffer, Höpfner und Zacher u. aa. In Pfeiffer's 'Germania' VIII. z. B. findet sich eine Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft von K. Bartsch.

Im Allgemeinen ist 'Die deutsche Sprache' von Aug. Schleicher 1860 und zwar zum größern Theile höchst verdienstlich behandelt; die meiste Aufmerksamkeit ist hier dem Mittel- und Neuhochdeutschen zugewendet.

Die Geschichte der deutschen Sprache von J. Grimm ist schon oben (S. 451 ff.) betrachtet. Beiträge zu einer solchen hat Leo in seinen Ferienschriften 1847 geliefert; M. Wocher 1843. Untersuchungen über Lautlehre und Formenlehre gibt Wilh. Scherer in seinem combinationsreichen Werke: 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' 1868.

Eine vergleichende Grammatik der Germanischen Sprachen hat J. Kelle 1863 begonnen[1]) und in dem Augenblick, wo dieses Blatt zum Druck abgehen soll, erhalte ich die eben erschienene 'Philosophisch-historische' von R. Westphal. 1869. 'Beiträge zur deutschen Grammatik' hat Th. Jacobi 1843 veröffentlicht. Als ein vergleichendes Wörterbuch darf man das schon erwähnte gothische von Lor. Diefenbach, 2 Bde. 1846—1851, betrachten.

Die Lautlehre betreffend, ist die Aspiration und Lautverschiebung von Rud. v. Raumer 1837 behandelt (neu abgedruckt in 'Gesammelte sprachwissensch. Schriften' 1863). 'Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Lautverschiebungen im Germa-

[1]) Vergleichende Grammatik der Germanischen Sprachen Band I.: Vergl. Grammatik des Gothischen, Hochdeutschen, Niederdeutschen, Angelsächsischen, Englischen, Niederländischen, Friesischen, Altnorwegischen, Isländischen, Schwedischen, Dänischen. Romen.

nischen, Armenischen und Ossetischen' hat T. H. A. Marle 1863 gehandelt; erwähnt sind schon Lottner's Untersuchungen (oben S. 437). Ueber den Vokal und die Wurzeln deutscher Wörter hat Ed. Olawsky 1849 geschrieben. Der Ablaut ist besonders behandelt von Holtzmann 1844, von C. W. M. Grein 1862 (zugleich über Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba u. s. w.); 'Erweiterung der Wurzelsylbe durch Nasale' von Rudolphi 1864.

Bezüglich der Themen und Flexion bemerke ich Carl Pauli 'Ueber die deutschen Verba Präteritopräsentia' 1863; Ad. Moller, 'Die reduplicirenden Verba im Deutschen als abgeleitete Verba' 1865; Leo Meyer, 'Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen' 1863.

Was einzelne Wortclassen betrifft, so sind mit besonderer Vorliebe die Eigennamen behandelt. In einigen Werken sind nur die bestimmter Zeiten und Localitäten erörtert; ohne diese Verschiedenheiten zu beachten, führe ich hier sogleich alle die Männer auf, deren Thätigkeit auf diesem Gebiete mir bekannt ist und erwähnenswerth scheint. Mit Namen überhaupt haben sich Ernst Förstemann (geb. 1822, 'Altdeutsches Namenbuch', 2 Bde.) 1856, G. Mannhardt 1857, Mor. Heyne (Altniederdeutsche) 1867 und Schröer 1867 beschäftigt; mit Ortsnamen Ludw. Steub 1844. 1850. 1854; Alb. Schott (gest. 1847) 1837 und 1843; Jos. Bender 1846; K. Roth 1850—53; Alex. Buttmann 1856; J. K. Schauer 1858; Victor Jacobi 1859; E. Kattner 1861; Ernst Förstemann 1863; J. Bergmann; J. Sepp 1868; mit Familiennamen A. F. L. Vilmar 1855; Gerold Meyer von Kronau; E. Förstemann 1855; Th. Elze 1860; Andresen 1863; mit Personennamen überhaupt Tielemann Dothias Wiarda 1800; G. W. F. Beneken 1816; F. W. Viehbeck 1818; Fr. Canzler 1836; Wackernagel (geb. 1808) 1837; Hoffmann von Fallersleben 1843 ff. (die Namen in Breslau, Hannover, Cassel); Th. G. von Ka-

rajan 1852; Otto Abel 1853; Ignaz V. Zingerle; Fröhner 1856; Frz. Stark 1857; C. F. Winter 1857; F. A. Pischon 1857; G. Buchner 1863; K. Strackerjan 1864; mit Frauennamen im Mittelalter K. Weinhold 1851; mit Kosenamen Frz. Stark 1866; mit den Patronymicis L. Ruprecht 1864.

Ueber die Umdeutschung fremder Wörter hat W. Wackernagel 1861 (2. Aufl. 1862) eine kleine aber sehr werthvolle Schrift veröffentlicht.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß für die Einsicht in die germanischen Sprachen im Allgemeinen zugleich die Arbeiten über den indogermanischen Sprachstamm sowie die über die einzelnen germanischen Sprachen und andre sprachwissenschaftliche überhaupt von größter Bedeutung sind; nicht minder die Ausgaben und Erläuterungen von Texten und die gesammte Thätigkeit der deutschen Philologie, welche wir hier ganz unberücksichtigt lassen.

1. Altgermanisch.

Unter diesem Namen faßt Moritz Heyne das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische, Altfriesische und Altnordische zusammen und hat eine kurze Grammatik derselben begonnen, deren erster Theil, Laut- und Flexionslehre, 1862 erschienen ist.

Eine gothisch-hochdeutsche Wortlehre hat Ad. Ziemann 1834 veröffentlicht.

Die altgermanische (gothische, angelsächsische und nordische) Runenschrift, insbesondre die gothische, ist in einer fruchtbringenden Weise zuerst von Wilh. Grimm 1821. 1828 untersucht. Daran schlossen sich die Arbeiten andrer, wie Maßmann, Munch, endlich insbesondre A. Kirchhoff's 1851 (2. Aufl. 1854), von Liliencron's und Müllenhoff's 1852, Zacher's 1855 und Lauth's 1867. Von Bedeutung sind auch die Entzifferungen von Runeninschriften durch Frz. Dietrich 1861—1866.

2. Gothisch.

Die gothische Grammatik wurde von H. C. von der Gabelentz und Loebe in ihrer Ausgabe des Ulfilas 1836 neu bearbeitet; die von Stamm findet sich ebenfalls in dessen Ausgabe des Ulfilas (1858) und ist in der dritten von M. Heyne besorgten und 1865 erschienenen Ausgabe sehr zu loben. Beide Werke enthalten auch Glossare des Gothischen. Als besondres Werk hat Ernst Schulze 1847 ein Glossar herausgegeben, welches 1867 umgearbeitet als 'Gothisches Wörterbuch' erschien und auch eine Flexionslehre enthält. Die Aussprache des Gothischen hat Wilh. Weingärtner 1858 und tief eingehend Frz. Dietrich 1862 behandelt; das Adjectivum A. Wellmann 1836; den syntaktischen Gebrauch des Dativs Arthur Köhler 1864. Um das Gothische überhaupt, seine Grammatik und insbesondre seine Lautlehre haben sich Westphal (in Kuhn's Zeitschr. II), Schweizer-Sidler und Leo Meyer in mehreren Aufsätzen und Kritiken verdient gemacht.

Ueber die Gothen in der Krim hat W. Mannhardt in Kuhn's Zeitschrift V gehandelt.

Möge es mir erlaubt sein, an dieser, wenn auch nicht ganz passenden Stelle zu bemerken, daß wir über die Sprache der Burgunden eine Abhandlung von W. Wackernagel 1868 erhalten haben und im vorigen Jahr auch kleine Reste des Vandalischen entdeckt sind.

3. Hochdeutsch.

Eine althochdeutsche Grammatik hat K. A. Hahn ausgearbeitet; deren 2. Auflage, von A. Jeitteles besorgt, erschien 1866. Ueber die deutsche Orthographie des 10. Jahrhunderts schrieb D'Hargues 1862; über die Declination Frz. Dietrich 1858. 1859; über Otfried's Verbalflexion J. Kelle in Haupt's Zeitschr. XII. Werthvoll für Alt- und Mittelhochdeutsch ist

W. Wackernagel's Wörterbuch zu seinem deutschen Lesebuche; erwähnenswerth auch das Altdeutsche Wörterbuch von O. Schade 1866. Der sehr verdienstvollen Thätigkeit von E. G. Graff, insbesondre seines Werkes 'Die althochdeutschen Präpositionen' 1834, so wie seines Sprachschatzes ist schon gedacht. Ihm, Hoffmann von Fallersleben, Lor. v. Westenrieder u. aa. verdanken wir auch Glossensammlungen und Erläuterungen von Wörtern. Bedeutend ist Rud. von Raumer's Werk 'Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache' 1845.

In Bezug auf das Mittelhochdeutsche überhaupt, sein Verhältniß zu den gesprochenen Sprachen der damaligen Zeit und seine Bildung schwanken die Ansichten noch. Beachtenswerth, obgleich nicht ganz zu billigen, ist die von Fr. Pfeiffer in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1861 mitgetheilte 'Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit'. Eine grammatische Einleitung hat A. Ziemann seinem Mittelhochdeutschen Wörterbuch 1838 vorausgesandt; eine Laut- und Formenlehre so wie ein Wörterverzeichniß lieferte A. Weinhold in seinem Mittelhochd. Lesebuch 1850; eine kurze Laut- und Formenlehre F. W. Wahlenberg 1858; die Laut- und Flexionslehre des Mittel- und Neuhochdeutschen A. Koberstein, geb. 1793 (2. Ausg. 1862); eine höchst brauchbare mittelhochdeutsche Grammatik ist die von K. A. Hahn (1842), welche 1865 in neuer Bearbeitung von dem hochverdienten Germanisten Franz Pfeiffer (geb. 1814, gest. 1868) herausgegeben ward. Ueber die Aussprache des Mittelhochdeutschen schrieb Reinh. Bechstein 1858; über die Negation bei mittelhochdeutschen Dichtern J. V. Zingerle 1862; über die Negations-Partikel ne W. Wackernagel 1830. Ein umfassendes Wörterbuch hat Wilh. Müller (geb. 1812), später im Verein mit Fr. Zarncke (geb. 1825) veröffentlicht 1854—1866. Außerdem gibt es zu mehreren mittelhochdeutschen Gedichten — den Nibelungen, dem Iwein, Wigalois u. aa. — Glossare, so wie Ausgaben von Glossen u. aa. Wort-

erklärungen von H. Hoffmann von Fallersleben, Wackernagel, Lor. Diefenbach, A. J. Wallraf, Brinckmeier.

Für Neuhochdeutsch gibt es eine Fülle von Werken, aus denen ich nur die mir wichtiger scheinenden hervorhebe.

Ueber die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus der deutschen Canzleisprache, der allgemeinen Sprache, deren sich Luther in seinen Schriften und seiner Bibelübersetzung bediente, sehe man die treffliche Arbeit von R. v. Raumer (zuerst erschienen 1854, dann 1855 und zuletzt in den Ges. sprachwiss. Schriften 1863 S. 189—204 wieder abgedruckt). Durch Luther wurde sie das geistige Band, welches die norddeutschen mit den einst im Süden fast eben so zahlreichen süddeutschen Protestanten verband. 'Man darf sie', wie J. Grimm in der deutschen Grammatik I[2] Vorr. XI sagt, 'in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte'.

Für die Bewahrung der Reinheit unserer Muttersprache ist Max Moltke's Zeitschrift 'Deutscher Sprachwart' seit 1857 thätig.

Unter den Grammatiken nehmen die von J. Ch. A. Heyse (S. 426) in der Bearbeitung seines Sohnes K. W. L. Heyse, welcher sich um deutsche und allgemeine Sprachwissenschaft sehr verdient gemacht hat, noch immer eine ehrenwerthe Stelle ein. Unter den folgenden von K. Bj. Schade 1822, Ch. F Michaelis 1825, H. Bauer 1827—1833 (5 Bde.), Max W. Götzinger 1827, C. Ferd. Becker 1828 ff. (mehr philosophisch als linguistisch, jedoch erwähnenswerth, weil seine Arbeiten lange von bedeutendem Einfluß waren und selbst noch sind), Fr. X Kerschbaum 1835, F. W. Reimnitz 1838, Joseph Kehrein (1842 und für die Sprache des 15.—17. Jahrhunderts 1854 — 56), Lorenz Diefenbach 1847, J. Edler 1847—1849 (zwar eben so unwissenschaftlich als unpraktisch, aber doch nicht ohne manches Gute), ist der von H. B. Rumpelt 1860 eine hervor-

ragende Stellung zuzusprechen; doch ist leider bis jetzt erst ein Band derselben erschienen. Erwähnenswerth ist auch die von G. Bornhak Th. 1. 1863. Th. 2. 1867 und die Schulgrammatik von Th. Vernaleken 1867; über andre Schulgrammatiken verweise ich auf die Zeitschr. für österr. Gymnasien XII. 715 ff. Lautlehre betreffend, erwähne ich F. H. G. Graßmann 1828, K. A. Hahn 1848. Die Mängel der Orthographie haben viele Schriften und selbst Regierungsbeschlüsse über Umgestaltung derselben hervorgerufen; ich verweise darüber auf die Arbeiten von R. v. Raumer 1855—57, welche in seinen Ges. sprachwiss. Schr. wieder abgedruckt sind (S. 105—325). In Bezug auf Wortbildung sind — abgesehen von K. Ferd. Becker's Arbeiten 1824 1833 — die von Th. Vernaleken 1858, Adalb. Jeitteles 1865, Zinnow 1843 (die abgestorbenen Wortformen); über Declination Gayler 1835, Jul. Schwenda 1857; über die Partikel 'nicht' E. Olawsky 1853; über Syntax S. H. A. Herling 1823 ff., G. Th. A. Krüger 1826, K. F. Etzler 1826, A. Grotefend 1827 und insbesondere Th. Vernaleken 1861 zu bemerken; über Stil Herling 1837 und K. Ferd. Becker 1848.

Von Wörterbüchern könnte man neben dem schon besprochenen Grimm'schen kaum ein einziges hervorheben. Da dieses jedoch noch weit von seinem Ende ist und einige der übrigen wenigstens in einer oder der andren Beziehung einen gewissen Werth haben, so erwähne ich Euch. F. Chr. Oertel 1829 ff., Jac. H. Kaltschmidt 1834 ff., W. Hoffmann 1852—1861, Dan. Sanders 1860 ff. Eine ehrenwerthe Stelle nimmt auch hier das von Heyse in der Bearbeitung seines Sohnes ein. Sehr beachtenswerth scheint das in diesem Jahre 1868 begonnene zu Luther's Deutschen Schriften von Ph. Dietz zu werden. Unter denen, welche die Fremdwörter behandeln, ist wiederum das von Heyse, aber in der Bearbeitung von Mahn 1859 hervorzuheben; auch erschien ein brauchbares von J. H. Kaltschmidt 1856 in

4. Auflage. Mehrere behandeln technische, besonderen Künsten, Wissenschaften oder Gewerben eigene Wörter. Auf Etymologie haben alle umfassenderen Wörterbücher mehr oder weniger Rücksicht genommen; besonders sind ihr die Arbeiten von P. Beer 1827, Konr. Schwenck 1834 gewidmet. Für Synonymik sind J. A. Eberhard's (1738—1809) Werke in den neuen Bearbeitungen (von Maaß, dann Gruber), ferner das von Chr. Fr. Meyer (3. Aufl. 1856), Fr. Ludw. Carl Weigand 1843 zu nennen.

4. Niederdeutsch.

Für Altsächsisch hat der ausgezeichnete Germanist Joh. Andr. Schmeller (geb. 1785, gest. 1852) zu seiner Ausgabe des Hêliand (1830) im Jahre 1840 eine Grammatik und ein Glossar geliefert; Mor. Heyne zu der seinigen 1866 ein Glossar; ebenso zu seinen altniederdeutschen Denkmälern 1867. Ein Wörterbuch zu seinem Alt- und Angelsächsischen Lesebuch, nebst altfriesischen Stücken hat Max Rieger 1861 gefügt.

In Bezug auf Angelsächsisch (besser 'Altenglisch') hat Ludw. Ettmüller 1851 in seinem Angelsächsischen Lexikon eine grammatische Uebersicht gegeben; Jos. Kreß eine Abhandlung über den Gebrauch des Instrumentals 1864 veröffentlicht. Den 'Sprachschatz der angelsächsischen Dichter' hat C. W. M. Grein, welcher sich auf diesem Gebiete überhaupt viele Verdienste erworben hat, 1864 in ausführlicher Bearbeitung herausgegeben; ein erklärendes Verzeichniß angelsächsischer Wörter findet sich in H. Leo's Altsächsischen und Angelsächsischen Sprachproben 1838; ein Glossar zu seiner Ausgabe des Beowulf hat Mor. Heyne 1863 (zweite Auflage 1868) gefügt; s. bei altsächsisch.

Ein Wörterbuch des Altfriesischen hat K. von Richthofen 1840 veröffentlicht, vgl. auch bei altsächsisch.

Für Mittelniederdeutsch sind 1867 von Schiller in Schwerin treffliche Beiträge zu einem mittelniederdeutschen Glossar ver-

öffentlicht. Mittelenglisch betreffend ein höchst lobenswerthes Wörterbuch für das 13. bis 15. Jahrhundert von J. H. Stratmann 1864—1867.

Einen historischen Ueberblick der englischen Sprache hat M. Weishaupt 1850 veröffentlicht; eine Geschichte derselben Gust. Schneider 1863. Was Grammatiken des Neuenglischen betrifft, so sind in diesem Jahrhundert mehrere in praktischer Beziehung sehr brauchbare und in wissenschaftlicher sehr förderude erschienen; ich hebe darunter hervor die von C. Frz. Chr. Wagner 1819, von J. G. Flügel 1824, Chr. H. Pleßner 1828; Fölsing 1840; Jac. Heussi 1846; insbesondre die von Ed. Fiedler 1850 und vor allem die von Ed. Mätzner 1860 ff., so wie die historische von C. Frdr. Koch 1863 ff. Auch Karl v. Dalen's Englische Grammatik in Beispielen 1860 ist, obgleich rein praktisch, wegen der aus englischen Schriften gesammelten Beispiele beachtenswerth. Ueber die englische Aussprache hat Ed. Buschmann 1832 eine werthvolle Schrift veröffentlicht. Von Wörterbüchern erwähne ich das von J G. Flügel und Meißner 1847, Hilpert 1857 und Grieb 1863[1]), so wie das etymologische von Ed. Müller 1864—1867; der Letzte veröffentlichte auch eine kleine Schrift 'Zur englischen Etymologie' 1865; Beiträge zur Etymologie gab auch A. J. Knapp in roots and ramifications etc. (London 1857); Synonymik s. bei Französisch.

Für die beiden Zweige des Neuniederländischen: Holländisch und Flämisch, ist nichts rein Sprachliches von Deutschen veröffentlicht, was über die gewöhnlichen Hilfsmittel zur Erlernung einer Sprache hervorragte; doch möge in Bezug auf beide das Schriftchen von C. A. W. Kruse über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur 1854; für das Holländische Joh.

[1]) Das beste ist jedoch das von Newton Ivory Lucas 1858—1868, welcher aber kein Deutscher zu sein scheint. Doch ist es in Deutschland erschienen.

Friedr. Fleischauer's Vollständige Holländische Sprachlehre 1826, Fr. Otto's Lehrbuch 1839 und A. E. Zwitzer's Elementarbuch 1857, so wie K. F. Weidenbach's Wörterbuch 1803—8 und das von Ludw. Trost und Gottfr. Overmann 1853; für das Flämische W. Herr 1858 erwähnt werden.

5. Skandinavisch.

Für die Kenntniß der Sprache, in welcher in Island die ältesten Denkmäler derselben gesammelt sind, der Altnordischen oder Altnorwegischen, ist in besonderen Werken viel geleistet durch den schon mehrfach erwähnten germanischen und semitischen Sprachforscher Frz. Ed. Chr. Dietrich, welcher 1844 ein altnordisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar (2. Aufl. 1864), und tiefe Untersuchungen in einzelnen Aufsätzen, insbesondre in einem über eine Gothische Gestalt des Altnordischen (in Höfer's Zeitschr. III, 32—66) veröffentlichte; manches auch durch Herm. Lüning, welcher 1859 seiner Ausgabe der Edda eine Grammatik und ein Glossar beifügte; durch Fr. Pfeiffer, welcher 1860 ein Lesebuch mit Grammatik und Glossar herausgab und durch Th. Möbius' Altnordisches Glossar, in welchem der Wortschatz einer Auswahl altisländischer und altnorwegischer Prosatexte mit lobenswerther Sorgfalt behandelt ist.

In Bezug auf die Grammatiken und Wörterbücher der neueren Phasen dieser Sprachgruppe, des Dänischen und Schwedischen, sind nur Hilfsmittel zur praktischen Erlernung von Deutschen in unserm Jahrhundert veröffentlicht, dänische Grammatiken von Joh. Ludw. Heiberg 1823, K. H. Tobiesen 1828, N. M. Petersen 1830, J. S. Strodtmann 1830, von Schepelern 1831, Le Petit 1846; Wörterbücher von G. H. Müller, H. L. Amberg 1810; eine schwedische Grammatik von G. F. Herrmann 1807.

6. Germanische Dialekte.

Die Dialekte, diese literaturlosen, nur dem ursprünglichen Sprachzweck: der mündlichen Vermittelung, dienenden Sprachphasen, gestalten sich fast ganz unbeeinflußt vom individuellen Geist und können insofern als reinster Ausdruck der sprachlichen Thätigkeit eines naturbestimmten Gemeingeistes betrachtet werden. Von diesem Gesichtspunkte aus verdienen sie die allerhöchste Beachtung des Sprachforschers und diese hat insbesondre seit dem zweiten Viertheil unsres Jahrhunderts und vorwaltend in der letzten Zeit auch bei uns begonnen, ihnen in hohem Maße zugewendet zu werden.

Was die germanischen Dialekte betrifft, so sind — wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, da ihre Kenntniß fast stets dadurch bedingt ist, daß man sie wenigstens fast als Muttersprache zu gebrauchen vermag — von Deutschen fast ausnahmslos nur Beiträge zur Kenntniß der speciell deutschen geliefert.

Diejenigen, welche im vorigen und selbst im Anfange des jetzigen Jahrhunderts verfaßt sind, beschäftigten sich theils mit den Dialekten im Allgemeinen, gaben Proben, eigene Produktionen und insbesondre theils allgemeine oder mehr oder weniger specielle Lexika und Idiotika. Das, was für die Sprachwissenschaft bei diesen Forschungen fast das wichtigste ist, die Lautlehre, die Wortbildung und Wortbeugung — mit einem Worte: die Grammatik — trat fast ganz in den Hintergrund und, wo es berücksichtigt ward, ist die Behandlung für eine sprachwissenschaftliche Einsicht fast ganz werthlos. In dieser Beziehung tritt ein Wendepunkt erst mit den ausgezeichneten Arbeiten von Joh. Andr. Schmeller (seit 1821) ein. Damit kam ein klares Bewußtsein der Aufgabe und der Art, wie sie zu lösen sei, in die Wissenschaft. Seitdem werden die auch von andern gelieferten Arbeiten auf diesem Gebiet immer wissenschaftlicher und erheben sich in den in letzter Zeit erschienenen — insbesondre denen von Karl Weinhold — zu

einer hohen Stufe. Daneben werden zwar auch noch Arbeiten von geringem Werth veröffentlicht; doch ist die passive und active Theilnahme an diesen Forschungen immer mehr erstarkt, regt sich in sehr vielen Zweigen auf eine im Allgemeinen hoffnungsreiche Weise, gibt sich in einer nicht geringen Anzahl von Werken allgemeinen und speciellen Inhalts kund und verspricht eine für die Sprachwissenschaft ersprießliche Zukunft.

Im Jahre 1854 haben J. A. Pangkofer und G. K. Frommann eine Zeitschrift für die deutschen Mundarten gegründet; eine Fülle von Beiträgen liefern auch andre deutscher Philologie geöffnete und sprachwissenschaftliche Zeitschriften, wie die von Fr. Pfeiffer, Kuhn. Eine kartographische Uebersicht der Mundarten mit hinzugefügter Erläuterung ihrer gegenseitigen Abgränzung hat K. Bernhardi 1844 versucht; andre haben Berghaus 1847, Kiepert 1848 gegeben. Eine höchst geistvolle Arbeit 'Ueber deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Mit Rücksicht auf verwandtes in deutschen Dialekten' veröffentlichte Karl Weinhold 1833.

Unter den Arbeiten auf dem Gebiet des Hochdeutschen oder Oberdeutschen nehmen die des schon erwähnten Schöpfers einer wissenschaftlichen deutschen Dialektologie, Joh. Andr. Schmeller, noch immer eine hohe, fast mustergiltige Stellung ein. Die bedeutendsten sind 'Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. Nebst Proben' 1821; sein 'Bayerisches Wörterbuch' 1827—1837 (4 Bde., hat 1868 begonnen in einer neuen Auflage zu erscheinen), und sein sogenanntes 'Cimbrisches Wörterbuch', nach seinem Tod von J. Bergmann 1855 herausgegeben, in welchem der Wortschatz der sieben und dreizehn Gemeinden (sette und tredeci comuni im Vicentinischen und Veronesischen) behandelt wird; schon vorher war noch von ihm selbst eine Abhandlung über sie und ihre Sprache in den Denkschriften der Münchner Akad. d. Wiss. 1838 veröffentlicht. Was das Baierische betrifft, so ist 1867 eine Grammatik desselben von

K. Weinhold veröffentlicht, welche den zweiten Theil seiner Grammatiken der deutschen Mundarten bildet.

Für das Oesterreichische, insbesondre dessen lexikalische Seite, war im Anfange unsres Jahrhunderts Matth. Höfer (1800 u. 1815) thätig; 1847 Carl Coritza. In Krain hat der Dialekt der Gotschewer schon v. Rudesch's und jüngst (ich glaube 1861) Th. Elze's, so wie 1868 Schröer's (in Sitzungsber. der Wien. Akad. d. Wiss.) Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Für Tirol ist 1862—1866 J. B. Schöpf's Idiotikon, vollendet von J. Höfer, erschienen. Für den deutschen Dialekt in den Ungarischen Bergländern ist K. J. Schröer 1858. 1864 thätig gewesen; für das sächsisch-siebenbürgische J. K. Schuller 1840.

Für Schwäbisch ist aus dem ersten Drittheil unsres Jahrhunderts Joh. Chr. von Schmid zu erwähnen, insbesondre sein schwäbisches Wörterbuch 1831; einen Aufsatz über schwäbische Lautlehre (in Frommann's Zeitschrift II), so wie eine 'Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes' hat Adalb. von Keller 1855 erscheinen lassen; mit letzterer zugleich eine neue Ausarbeitung eines solchen in Aussicht gestellt, welche sich den Arbeiten dieses ausgezeichneten Germanisten sicher würdig anschließen wird. Für die Kenntniß des Schwäbischen im 15. Jahrhundert ist das 1865 in den 'Chroniken der deutschen Städte' Bd. IV, 357—400 erschienene Glossar zu Küchlin's Reimchronik, abgefaßt von Lexer, von großem Werthe, insbesondre auch wegen seiner Behandlung der schwäbischen Lautverhältnisse. Schließlich möge noch der Thätigkeit auf diesem Gebiet von M. Rapp 1844 und A. Birlinger (über den Augsburger Dialekt 1862 und 1863) gedacht werden.

Für den alemannischen Dialekt war insbesondre Karl Weinhold thätig; außer einer werthvollen Abhandlung in den Sitzungsberichten der Wien. Akad. d. Wiss. 1860 verdanken wir ihm eine alemannische Grammatik 1863, welche den ersten Theil

seiner Grammatiken der deutschen Mundarten bildet; 1868 ist von Ant. Birlinger der erste Theil eines Werkes erschienen, welches 'die alemannische Sprache rechts des Rheins' seit dem 13. Jahrhundert behandelt. Ein Luserinisches Wörterbuch (Alemannisch in Tirol) hat J. V. Zingerle geliefert (Sitzungsberichte der Wien. Akad. 1868). Aus dem Elsaß hat A. Stöber einiges in Frommann's Zeitschrift mitgetheilt.

Für die Eigenthümlichkeiten in der Schweiz ist F. J. Stalder's (1807. 1813. 1819) und T. Tobler's Thätigkeit 1837 erwähnenswerth. In Bezug auf das Deutsche am Monte Rosa und in Piemont A. Schott 1840. 1842.

Begeben wir uns mehr nach dem Norden, so sind die Wörter an der Ober- und Mittel-Saar von Schwalb 1833 gesammelt und erklärt; für den Luxenburger Dialekt waren Klein 1855 und Gangeler thätig.

In Betreff Thüringen's ist Joh. Heinr. Keller 1819 (Beiträge zu einem Idiotikon), Brückner (Hennebergisch) 1843 (und in Frommann's Zeitschrift), Regel (in Kuhn's Zeitschrift XI), A. Schleicher (Sonnebergisch) 1858 aus der von uns berücksichtigten Zeit zu erwähnen.

Viel beachtet ist schon seit dem vorigen Jahrhundert die östlichste Mundart Mitteldeutschlands, die schlesische, in welcher sich niederdeutsche, hochdeutsche und slavische Einflüsse begegnen. In neuerer Zeit waren außer, wie schon erwähnt, K. Weinhold, auch H. Hoffmann von Fallersleben, Fr. Pfeiffer und H. Rückert (in Höpfner und Zacher Zeitschr. I) dafür thätig.

Vorarbeiten zu einem Idiotikon der Lausitz sind von J. D. Schulze 1817 und K. G. Anton 1825—1839 geliefert.

Das Deutsche im Posen'schen hat Th. Bernd 1820 behandelt.

Die Niederdeutschen (auch plattdeutsch genannten) Dialekte sind in neuerer Zeit weder so vieler noch so ausgezeich-

neter grammatischer und lexikalischer Bearbeitungen theilhaftig geworden, wie die hochdeutschen, obgleich grade sie vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus am meisten dazu auffordern; denn, abgesehen von andern Gründen, sind ihre Gestaltungen wegen ihres überaus geringen literarischen Lebens noch viel weniger vom individuellen Geist beeinflußt, viel urwüchsiger, und ihr Wortschatz ein überaus reicher und sehr eigenthümlicher. Doch sind auch auf diesem Gebiet manche ehrenwerthe Arbeiten in der von uns berücksichtigten Zeit veröffentlicht.

Eine Uebersicht der heutigen plattdeutschen Sprache (mit besonderer Rücksicht auf Emden) hat Ed. Krüger 1843 versucht; eine Grammatik des Plattdeutschen mit besonderer Berücksichtigung der Mecklenburgischen Mundart J. Mussäus 1829; ehrenwerth ist die von Jul. Wiggers 1856 (2. Aufl. 1858). Ein Niederdeutsches Wörterbuch von Joh. Gottf. Ludw. Kosegarten, welcher sich auch durch Aufsätze über Mundarten verdient gemacht hat, ist in Folge des Todes des Verfassers in den ersten Anfängen stehen geblieben, 1856. Ein kurzgefaßtes ist von J. C. Vollbeding schon 1806 abgefaßt. Zu dem noch älteren 'Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, sondern fast in ganz Niedersachsen gebräuchlichen . . . Mundarten nebst den schon veralteten Wörtern . . . gesammelt und . . . erklärt sind. Herausgegeben von der Bremischen Deutschen Gesellschaft' (5 Bände 1767—1771, vorzugsweise von Eberh. Tiling herrührend) ist 1868 ein 'Zusätze und Verbesserungen' enthaltender Theil gefügt.

Was die Mundarten im Einzelnen betrifft, so finden sich die meisten, ja fast auch die bedeutendsten Beiträge in den oben angedeuteten Zeitschriften, z. B. in der Frommannschen von H. Hoffmann von Fallersleben, Fr. Pfeiffer, R. v. Raumer, Woeste (auch in Kuhn's Zeitschr.) u. aa.

Die des Niederrheins, insbesondre Aachens, haben Jos. Müller 1838, und W. Weiz, mit jenem vereint, 1836 behandelt.

Die Cölnische des 15. Jahrhunderts Fr. Pfeiffer; die von Kleve J. Geerling 1843.

Bezüglich Hannovers ist G. Schambach's Wörterbuch der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen 1858; H. Hoffmann von Fallersleben 'Mundartliche Sprache in und um Fallersleben' 1821 zu erwähnen.

Für Friesisch sind K. J. Clement 1845, Cirk Heinr. Stürenburg (Ostfriesisches Wörterbuch 1857), Chr. Johansen (Nordfriesische Sprache 1862) zu nennen.

Ueber die Wangeroger Mundart hat Kosegarten, über die Helgoländer H. Hoffmann von Fallersleben geschrieben; in Bezug auf letztre ist von P. A. Oelrichs ein kleines Wörterbuch 1846 veröffentlicht.

Zur Kenntniß der Mundart von Lübeck im 15. Jahrhundert ist Lübben's Glossar zu seiner Ausgabe von Reinke de Vos 1867 von Werth.

Demselben Jahrhundert gehört die Sprache der Kronik der Nordelvischen Sassen an, zu welcher in der Lappenbergischen Ausgabe ein Glossar gefügt ist.

Für Holsteinisch ist C. Müllenhoff's Glossar zu Claus Groth's Quickborn (3. Aufl. 1854) sehr werthvoll. Ueberhaupt gibt es zu den hervorragenderen dialektischen Conceptionen unsres Jahrhunderts, wie den alemannischen von J. Pt. Hebel, den im Nürnberger Dialekt von J. K. Grübel und vielen anderen Glossare von verschiedenem oft nicht geringem Werth, auf welche ich jedoch nur beiläufig und im Allgemeinen aufmerksam machen kann.

Für das Mecklenburgische Plattdeutsch ist eine Grammatik von J. G. C. Ritter 1832 veröffentlicht.

In Bezug auf Pommersch hat Alb. Höfer das Verbum in der Mundart Neu-Vorpommerns behandelt (in seiner Zeitschr. I.).

Ein Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart hat Jos. Fr. Danneil 1859 veröffentlicht.

Was nicht speciell deutsche Dialekte betrifft, so erinnere ich mich nur der Behandlung eines schwedischen Dialekts an der Küste von Esthland durch K. Rußwurm (in Eibofolke 1860).

VI. Lettisch- (oder Litauisch-) Slavischer Sprachzweig.

1. Lettischer Ast.

Der lettische, oder litauische, oder, nach Nesselmann's Vorschlag, baltische Ast dieses Sprachzweiges hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Schon Prätorius, welcher sich im vorigen Jahrhundert mit dem Altpreußischen beschäftigte, so wie die alten Grammatiker des Litauischen, Ruhig 1747, Mielcke 1800 u. aa. verfolgten seine Verwandtschaft mit dem Griechischen und Lateinischen und stellten dafür sonderbare Erklärungen auf (Letten wären Nachkommen geflüchteter Griechen). In der Kindheit der Sprachvergleichung dagegen setzte sich die Meinung fest, daß er aus einer Mischung des Slavischen und Germanischen, selbst Finnischen bestehe, höchstens noch einen eigenthümlichen Kern enthalte. Die neuere Sprachforschung erwies dagegen, daß er dem Slavischen zwar auf das innigste verwandt sei, aber einen ihm coordinirten, auf einer beiden gemeinschaftlichen Basis ruhenden, Ast bilde, welcher an Alterthümlichkeit ihn sogar weit überragt. Dieses Resultat verdanken wir vorzugsweise den Forschungen Bopp's[1]), Pott's[2]), G. H. F. Nesselmann's[3]), A. Schleicher's[4]), A. Bielenstein's[4]) u. aa.

[1]) In der Vergl. Grammatik und in der Abhandlung über die Sprache der Altpreußen 1853.

[2]) Insbesondre in seinen beiden 1837 und 1841 veröffentlichten Abhandlungen, deren eine den Titel führt: de Lithuano-Borussicae in slavicis letticisque linguis principatu; die andre: de linguarum letticarum cum vicinis nexu. Die erste gibt S. 4 eine geschichtliche Uebersicht der Ansichten über diese Sprachengruppe.

[3]) s. unter Altpreußisch.

[4]) In ihren weiterhin anzuführenden Grammatiken.

Er zerfällt in das seit dem 17. Jahrhundert allmälig ausgestorbene Preußische, in die litauische und lettische Sprache.

Mit dem Altpreußischen, welches einst an der Preußischen Küste von der Weichsel bis Memel herrschte, hat sich in unsrem Jahrhundert zuerst etwas eingehender J. S. Vater beschäftigt. In seinem Werke 'Ueber die Sprache der alten Preußen' 1820 gab er zunächst einen Abdruck des fast einzigen Denkmals, welches in ihr erhalten ist, des 1561 erschienenen Katechismus, und fügte dazu eine Sprachlehre und ein Wörterbuch. Auf diese Arbeit stützten sich diejenigen, welche sich bis 1845 mit dem Altpreußischen beschäftigten, P. von Bohlen 1827 und G. H. F. Nesselmann in einem Aufsatze, welchen er 1843 veröffentlichte. Allein die Ausgabe des Katechismus, welche Vater geliefert hatte, war eine höchst unzuverlässige, da er nur die Abschrift eines unvollständigen Exemplars besaß und mit vielen Druckfehlern abdrucken ließ. G. H. F. Nesselmann entdeckte noch zwei vollständige Exemplare und erwarb sich das Verdienst in seinem 1845 erschienenen Werke 'Die Sprache der alten Preußen an ihren Ueberresten erläutert' das Material zur Kenntniß dieser Sprache in ziemlicher Vollständigkeit und lobenswerther Zuverlässigkeit weiteren Forschungen zu Gebote zu stellen und selbst durch manche Erläuterungen aufzuhellen. Damit war der schon erwähnten Abhandlung von Bopp, so wie den Arbeiten derer, welche sich mit den nächst verwandten Sprachen beschäftigten, und dabei auch auf das Preußische Rücksicht nahmen, eine feste Grundlage gegeben. In letzter Zeit hat Nesselmann das Material weiter vermehrt durch die Veröffentlichung eines deutsch-preußischen Vocabularium aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts nach einer Elbinger Handschrift[1]).

Das Litauische hat wegen seines überaus alterthümlichen Charakters, sowohl in materieller — den Wortschatz betreffen-

[1]) In 'Altpreußische Monatsschrift'. 1868 Juli—September. S. 465 bis 520.

der — als formativer Beziehung sogleich beim Beginne der neueren Sprachforschung die Aufmerksamkeit aller Forscher, welche sich mit Vergleichung der indogermanischen Sprachen beschäftigten, im höchsten Grade beansprucht. Bopp benutzte es als eine der Hauptgrundlagen seiner Vergleichenden Grammatik und verdankt ihm einige seiner schönsten Resultate. In Folge davon wurden ihm auch besondere Bearbeitungen von deutscher Seite zu Theil. So ihrer Sprache u. aa. Beziehungen im Allgemeinen von P. v. Köppen 1827, von A. G. Krause 1834, der Verwandtschaft derselben mit dem Sanskrit von P. v. Bohlen 1830; die trefflichen Abhandlungen von Pott haben wir schon oben erwähnt. Höchst verdienstliche 'Beiträge zur Kunde der litauischen Sprache' veröffentlichte F. Kurschat 1843 und 1849; ein Wörterbuch, auf Benutzung der älteren von O. Szyrwid, Haack, Ruhig, Mielcke und handschriftlichen Mittheilungen, so wie einer Anzahl Volkslieder und Sprichwörter beruhend, G. F. H. Nesselmann 1851. Das bedeutendste Mittel zu einer genaueren Einsicht in diese Sprache gewährte aber A. Schleicher in seinem Handbuch der litauischen Sprache, dessen erster Theil die Grammatik (1856), der zweite ein Lesebuch mit Glossar (1857) enthält. Außerdem hat er 1865 Litauische Dichtungen mit Glossar erscheinen lassen.

Auch die Lettische Sprache, obgleich im Lautsystem und ihrer grammatischen Gestaltung dem Litauischen an Alterthümlichkeit nachstehend, nimmt durch ihre ganze sehr klar hervortretende Entwickelung und insbesondre durch ihren Wortschatz eine bedeutende Stelle unter den indogermanischen Sprachen ein. In unserm Jahrhundert haben sich um sie verdient gemacht O. B. G. v. Rosenberger 1808. 1830. 1848 durch Arbeiten, welche die Formenlehre betreffen, Arn. Wellig durch Beiträge zur lettischen Sprachkunde 1828; H. Frey 1830, H. Hesselberg 1841. 1848 durch eine Sprachlehre; vor allen aber durch eine fast in jeder Beziehung — vorzugsweise aber durch die Lautlehre und die durchgreifende vergleichende Behandlung insbesondre mit dem Li-

tauischen — höchst lobenswerthe Grammatik A. Bielenstein 1863. 1864 2 Theile.

2. Slavischer Ast.

Auf diesem Gebiete begegnen uns unter den hervorragenden Forschern, welche sich speciell mit ihm beschäftigt haben, zwar wenige deutsche Namen; allein die bedeutenden Männer slavischer Abstammung, welche wir erwähnen werden, gehören deutschen Ländern — denen der österreichischen Krone — an und ihre wissenschaftliche Entwicklung ist eine rein deutsche.

Das Verdienst, eine slavische Sprachwissenschaft begründet zu haben, gehört vor allen Joseph Dobrowsky an (geb. 1753, gest. 1859), einem Manne erfüllt von tiefem linguistischen Forschergeist, welchen er in einer Fülle von ausgezeichneten Werken bewährte; unter ihnen nimmt seine Bearbeitung des Altslavischen, des in der alten Bibelübersetzung erhaltenen ältesten slavischen Dialekts, die erste Stelle ein. An ihn reihen sich zunächst zwei Männer von kaum geringerer Bedeutung für die Erkenntniß dieses Sprachastes, B. Kopitar, dessen slovenische Grammatik epochemachend wirkte, und Paul Jos. Schaffarik (geb. 1795, gest. 1861), welcher durch gründliche Untersuchungen über die slavischen Mundarten und die ethnographischen Verhältnisse dieses Stammes überhaupt eine hohe Stellung einnimmt. Weit überragt aber seine Vorgänger der jüngste und jetzt größte Slavist, Frz. Miklosich (geb. 1813), welcher mit den tiefst eindringenden Specialforschungen zugleich die sprachvergleichende Richtung verbindet und in Folge davon für die genauere Kenntniß des Verhältnisses der slavischen Dialekte unter einander und ihrer Gesammtheit zu den verwandten Zweigen das Bedeutendste geleistet hat. Unter den Männern deutschen Namens, welche sich durch specielle Arbeiten um die Aufhellung des Slavischen eine hervorragendere Stellung erworben haben, ist fast nur A. Schleicher zu nennen, dem wir eine wesentlich vergleichende Grammatik des

Altslavischen verdanken. Doch haben fast alle hervorragende deutsche Sprachforscher auch das Slavische berücksichtigt und — insbesondre Bopp und Pott — sich um die Erkenntniß desselben sowohl in grammatischer als wortetymologischer Beziehung bedeutende Verdienste erworben.

Was das Slavische im Allgemeinen betrifft, so waren dafür die von J. P. Jordan gegründeten Jahrbücher für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft (1843—46 und 1852—56), so wie die Zeitschrift von F. E. Schmaler 1862—1864 thätig. Seine Verwandtschaft mit Germanisch, Griechisch und Latein hat Ch. S. Th. Bernd 1822, mit letzteren beiden Ch. Fr. F. Gräfe 1826 behandelt. Für die Geschichte desselben und seine Mundarten sind Dobrowsky 1814. 1815, Schaffarik 1826. 1842 von Bedeutung.

In Bezug auf die den Slaven speciell eigenthümlichen Alphabete, das Cyrillische bei denen des griechischen Ritus, das Glagolitische in einigen Gegenden Istriens, Litoral-Kroatiens, Dalmatiens und auf den benachbarten Inseln sind die Untersuchungen Schaffarik's 'Ueber den Ursprung und die Heimath des Glagolitismus' 1858 am bedeutendsten. Außerdem bedienen sich die Slaven des lateinischen Ritus dem Lateinischen entlehnter Alphabete.

Eine vergleichende Grammatik der Slavischen Sprachen hat Frz. Miklosich 1852 mit der 'Vergleichenden Lautlehre' begonnen, worauf 1856 der 3. Band 'Vergleichende Formenlehre' folgte. Er behandelt darin der Reihe nach Altslovenisch (die slavische Kirchensprache), Neu-Slovenisch, Bulgarisch, Serbisch, Kleinrussisch, Russisch, Čechisch (Böhmisch), Polnisch, Oberserbisch, endlich Niederserbisch. Von dem 4. Bande 'Syntax' ist im Jahre 1868 der Anfang veröffentlicht. 'Ueber die Verba impersonalia im Slavischen' handelte er in den Denkschriften der Wien. Akad. 1865; ebendaselbst 1860 'Ueber die Bildung der Personennamen'; 1864 'Ueber die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen';

1867 'Ueber die Monatsnamen' und 'Ueber die Fremdwörter in den slavischen Sprachen'. Ueber slavische Namen in Brandenburg hat Jettmar 1846, über solche im Erzgebirge R. Immisch 1866 geschrieben.

Ueber die Umwandlung zusammentreffender Consonanten in den slavischen Sprachen hat Hattala werthvolle Untersuchungen in den Acta der böhmischen Ges. d. Wiss. 1865—67 veröffentlicht. Die Formbildung der slavischen Sprachen hat v. Bambas 1862 vergleichend behandelt, den präpositionslosen Local Miklosich 1868; das Zeitwort Navratil 1856 und E T. Pfuhl 1867.

Als ein vergleichendes Wörterbuch im weitesten Sinne läßt sich das von Miklosich 1862—65 herausgegebene Lexicon Palaeoslovenico-Graeco-Latinum, eine neue Bearbeitung des sogleich unter Altslavisch aufzuführenden Werkes, auffassen, da es auch die entsprechenden Wörter der verwandten Sprachen vergleicht und nicht selten sogar klang- und bedeutungsgleiche aus nicht verwandten, welche mit den slavischen einer und derselben Quelle entsprungen zu sein scheinen.

Einen Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slavischen Sprachen hatte Dobrowsky 1813 erscheinen lassen. Eine zweite Auflage davon hat W. Hanka 1833 herausgegeben.

Sonst haben einige Beiträge zur vergleichenden Etymologie des Slavischen Dräger (in Höfer's Zeitschr. III) und Ebel (in Kuhn und Schleicher's Beiträgen I) geliefert.

Was die Arbeiten für die einzelnen slavischen Sprachen betrifft, so ist in Bezug auf das Altslavische Dobrowsky's Grammatik schon oben (S. 479) erwähnt. Dazu kamen 1850 Frz. Miklosich's Werke: 'Lautlehre der Altslovenischen Sprache' und 'Formenlehre der Altslovenischen Sprache'. August Schleicher behandelte den letztern Theil 1852 erklärend und vergleichend; einige Lautgesetze in den Beiträgen zur vgl. Sprchfschg. I. 'Ueber die nominale Flexion des Adjectivs im Alt- und Neuslovenischen' schrieb G. Krek 1866. Schon im Jahre 1845 hatte Fr. Mi-

klosich 'Radices linguae Slovenicae veteris dialecti' veröffentlicht, denen 1850 das Lexicon linguae Slovenicae veteris dialecti folgte, dessen neue Bearbeitung schon oben erwähnt ist. Altslovenische Chrestomathien veröffentlichten Bercic 1859 und Frz. Miklosich 1861.

Das Neu-Slowenische (auch Windisch genannt), in Kärnthen, Krain, Steiermark und Westungarn ist grammatisch behandelt von B. Kopitar 1808, P. Dainko 1824, Fr. Ser. Metelko 1825, A. J. Murko 1832. 1843; lexikalisch von U. Jarnik 1832, Murko 1833. Hieher gehört zum Theil was man unter kroatischer Sprache versteht, nämlich die zwischen der Drau und Sau herrschende; die südöstliche dagegen neigt sich dem Serbischen zu (s. bei diesem); jene ist wahrscheinlich in der in Agram 1837 erschienenen, mir aber unbekannten, Grammatik des Kroatischen von Ignatz Kriztianowich behandelt.

Das Bulgarische ist die am meisten zersetzte unter den slavischen Sprachen. Eine Grammatik derselben ist 1852 von A. und D. Kyriak Cauckof veröffentlicht; über die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen befindet sich eine Abhandlung von Fr. Miklosich im VII. Bd. der Denkschriften d. Wien. Akad. phil.-hist. Cl. 1856.

Was das Serbische betrifft, so ist Wuk Stephanowitsch kleine serbische Grammatik von J. Grimm 1824 in das Deutsche übersetzt und mit einer lehrreichen Einleitung versehen. Von Ignaz Al. Berlić ist eine 'Grammatik der Illirischen Sprache, wie solche in Dalmatien, Croatien, Slavonien, Bosnien, Serbien und von den Illiriern in Ungarn gesprochen wird' 1833 (1842 2. Aufl.) erschienen. Von R. A. Fröhlich 1850 eine theoretisch-praktische Taschen-Grammatik der illirischen Sprache. Von A. F. Berlić 1854 eine 'Grammatik der illyrischen Sprache, wie solche im Munde und Schrift der Kroaten und Serben gebräuchlich ist'. Die 'Nominale Zusammensetzung im Serbischen' hat

Fr. Miklosich 1862 (Denkschrift d. Wien. Akad.) vergleichend behandelt.

Ein serbisches Lexikon hat Wuk Stephanowitsch 1818 und 1852 herausgegeben.

Eine Grammatik der Ruthenischen oder Klein-Russischen Sprache in Galizien hat J. Levicki 1834 veröffentlicht.

Bezüglich des Russischen erwähne ich die Grammatiken von J. S. Vater 1808 (2. Aufl. 1814), A. W. Tappe 1810 (8. Ausg. 1835), J. A. E. Schmidt 1813 und, in 2 Bänden, 1831, A. J. Puchmayer 1820; A. Boltz 2. Aufl. 1852, M. Joel 1854; das Wörterbuch von J. Heym in der Ausgabe von F. Swätnoi 1835, so wie die von J. A. E. Schmidt 1815. 1823 u. s. w. Feine und treffliche Bemerkungen insbesondre in Bezug auf die Lautgesetze des Russischen finden sich in O. Böhtlingk's 'Beiträge zur russischen Grammatik' in Bull. hist.-phil. der Petersburger Akad. VIII ff. Den russischen Accent mit Rücksicht auf die Accentuationssysteme verwandter Sprachen hat Kayßler 1866 behandelt; das Zeitwort Eugen von Schmidt 1844.

Für Čechisch oder Böhmisch ist neben dem 'Ausführlichen Lehrgebäude der böhmischen Sprache' von J. Dobrowsky 1809 (2. Aufl. 1819) das Werk von P. J. Schaffarik 'Elemente der altböhmischen Grammatik' 1847 zu erwähnen; ferner Th. Burian's 'Ausführliches Lehrbuch' 2. Ausg. 1843. Ueber die 'Laute der tepler Mundart' hat J. Nassl 1863 geschrieben. Von Wörterbüchern ist J. Dobrowsky 1821, G. Palkowicz 1821, J. Jungmann 1831. 1832 zu nennen.

Eine Grammatik der dem Böhmischen nächst verwandten Slovakischen Sprache hat J. Viktorin veröffentlicht (2. Ausg. 1862); ein Lexikon enthält Palkowicz Böhmisches.

Für Polnisch erwähne ich Knorr's Charakteristik desselben 1845 und die Grammatiken von G. S. Bandtke 1808 (1816. 1824), L. C. Mrongrovius 3. Ausg. 1837; K. Pohl

1829 (4. Aufl. 1840), J. Biernacki 1837, C. W. Smith 1845. Ueber die Mundart der polnischen Niederschlesier schrieb R. Fiedler 1844.

Von Wörterbüchern nenne ich das von G. S. Bandtke 1806 und 1833—1839, von Mrongrovius 1835—1837, J. A. E. Schmidt 1834.

Was das Ober- und Untersorbische (auch Wendisch und Sorben-wendisch genannt) betrifft, so ist eine 'kurzgefaßte Grammatik der Sorben-wendischen Sprache nach dem Budissiner Dialekt' von A. Seiler 1830 veröffentlicht; eine von J. P. Jordan 1841; von Fr. Schneider eine 'Grammatik der wendischen Sprache katholischen Dialekts' 1853; von C. T. Pfuhl 'Laut- und Formenlehre der oberlausitz-wendischen Sprache' 1867. Ein 'wendisch-deutsches Wörterbuch nach dem Oberlausitzer Dialekt. Nebst einem grammatischen Vorwort mit besondrer Rücksicht auf Aussprache und Wortbildung' hat C. Bose 1840 herausgegeben; ein deutsch-wendisches J. E. Schmaler 1843; ein Niederlausitz-wendisch-deutsches Handwörterbuch von J. G. Zwahr ist nach dessen Tod 1847 von J. C. F. Zwahr veröffentlicht. Ueber die slavischen Familiennamen in der Niederlausitz hat P. Broniš 1867 eine Schrift herausgegeben.

Ueber die Sprache der Lüneburger Polaben (Wenden in Dannenberg, Lüchow, Wustrow) findet sich ein Aufsatz von Pfuhl in Kuhn und Schleicher's Beitr. V. 194 ff.; älteres in den Hannoverschen Anzeigen 1752 St. 85, in 'Hamburger Vermischte Bibliothek' II. 794 ff. und 387. III. 556; in 'Hannoversches Magazin' 1817 St. 67 ff. und sonst.

Ueber die der früher in Mecklenburg ansäßigen Obobriten hat C. C. H. Burmeister eine Schrift 1840 veröffentlicht.

Beiläufig will ich — obgleich es eigentlich der slavischen Philologie angehört — nicht unbemerkt lassen, daß 1867 von Hermann Lotze eine Probe des ältesten Denkmals des Wendischen Dialekts der Lausitz 'Der Brief des Jacobus' aus der 1548

von Nikolaus Jakubiza abgefaßten Uebersetzung des Neuen Testaments veröffentlicht ist.

XII.

Semitisch-hamitischer Sprachstamm.

Der Verfasser dieser Geschichte hat im Jahre 1844 in seiner Schrift 'Ueber das Verhältniß der Aegyptischen Sprache zu dem semitischen Sprachstamm' bei Erwähnung der Sprachen, welche sich von Aegypten aus westlich bis zum atlantischen Meer erstrecken, Vorrede S. VIII die Worte ausgesprochen: 'Doch will ich nicht bergen, daß mir die bis jetzt bekannten Thatsachen höchst wahrscheinlich machen, daß auch sie zu dem ägypto-semitischen Stamm gehören, so daß sich als dessen Gebiet die physisch verwandte, vornehmlich wüste, durch das Nilthal gespaltene Ländermasse vom persischen Meerbusen bis zum atlantischen Meer ergibt; von dessen östlicher Hälfte drang er, wie es scheint, colonieartig, theils in vorgeschichtlicher (Babylonier, Syrer, alte Bewohner Palästina's), theils in geschichtlicher Zeit (Phönicier, Juden u. s. w.) nach dem Nord-Osten und Norden vor'. Im Jahre 1844 und 1845 erschienen Carl Tutschek's (geb. 1815, gest. 1843) Lexikon und Grammatik der Galla-Sprache und gaben mir Gelegenheit, mich über den dem Semitischen verwandten Charakter dieser Sprache in den Göttinger Gelehrten Anz. 1846 S. 1455—56 zu äußern. Im Jahre 1860 hat Lottner die innige Zusammengehörigkeit des Saho, dessen Verwandtschaft mit dem Semitischen schon von H. Ewald dargelegt war[1]), Galla, Ta-Maschek (Sprache der Berbern) und Aegyptischen, so wie ihr schwesterliches Verhältniß zum Semitischen nachzuweisen gesucht[2]). Einen Zusammenhang zwischen semitischen und afri-

[1]) In der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes V. 410 ff.

[2]) In den Transactions of the philological society, Lond. 1860—61.

kanischen Sprachen erkennt auch **Bleek** an 1858[1]) und Rich. **Lepsius** nimmt keinen Anstand, vier Gruppen zu bilden aus 1. dem Aegyptischen, 2. dem Galla und seinen Verwandten, 3. den Sprachen zwischen Aegypten und den kanarischen Inseln und 4. dem Hottentotischen und seinen Verwandten, und sie unter dem auch von uns adoptirten Namen 'hamitische' zusammenzufassen[2]). Was die Hinzufügung der Hottentot-Sprachen betrifft, so kann man darüber noch bedenklich sein, obgleich sie auch die Autorität des ausgezeichnetsten Kenners der afrikanischen Sprachen, **Bleek**, für sich hat[3]); dagegen ist an der Zusammengehörigkeit der Sprachen, welche sich südlich und westlich von Aegypten erstrecken, wohl kaum mehr zu zweifeln. Da aber die Verwandtschaft des Aegyptischen mit dem Semitischen theils schon gesichert ist, theils vollständig gesichert zu werden vermag[4]), so darf die Zusammenfassung der hamitischen und semitischen Sprachen als zweier Zweige eines Sprachstammes unbedenklich als eine berechtigte betrachtet werden.

---

[1]) In Handbook of African &c. Philology, mir leider nicht zugänglich, vgl. aber Kath. Liter.-Ztg. 1860, S. 238.

[2]) Standard Alphabet. 2. Ausg. 1863 S. 90, vgl. die Sprachentabelle S. 303.

[3]) s. Fr. Müller, Reise der Novara, Linguistischer Theil, 1867, S. 52.

[4]) Das Resultat seiner Untersuchungen sprach der Verfasser dieser Geschichte in dem erwähnten Buch 'Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zu dem semitischen Sprachstamm' Vorr. S. VI mit folgenden Worten aus: Der in diesem Buch gemachte Versuch einer Gesammtvergleichung des Aegyptischen und der semitischen Sprachen 'beschränkt sich auf die Gegeneinanderstellung der wesentlichsten flexivischen Formen. Sein Resultat ist, daß die ägyptische Sprache in dieser Rücksicht auf einer und derselben Basis mit den semitischen steht, daß aber diese beiden Seiten der e i n e n, ihnen zu Grunde liegenden, Muttersprache sehr früh, noch lange vor Fixirung der allermeisten flexivischen Formen, sich von einander getrennt und die gemeinschaftlichen Basen individuell weiter entwickelt haben'. Hätten die Umstände mir erlaubt, meine weitren Untersuchungen auszuarbeiten und zu veröffentlichen, so würde sich dasselbe Resultat auch für die Wurzeln ergeben haben. Jetzt ist es mit Hülfe des Hieroglyphisch-demotischen Wörter-

1. Semitischer Sprachzweig.

Seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, welches, wie wir S. 217 gesehen, auch die ernstere Einführung der semitischen Sprachen in die europäische Wissenschaft zur Folge hatte, ist das Studium derselben nicht wieder abgerissen. Ihre, insbesondre des Hebräischen, Bedeutung für die Theologie sicherte ihnen, vorwaltend seit der Entwickelung des Protestantismus, eine hervorragende und dauernde Stellung. Aber eben diese innige Verbindung mit der Theologie brachte ihnen auch manche Nachtheile; sie geriethen dadurch in eine Abhängigkeit von ihr, welche einer freien selbstständigen Behandlung hindernd in den Weg trat und sie nicht selten dem Einfluß theologischer und religiöser Vorurtheile Preis gab. Doch geschah schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts manches zu ihrer Befreiung aus diesen Banden. Aber das größte Verdienst in dieser Beziehung hat sich Wilhelm Gesenius (geb. 1786, gest. 1842) erworben, welchen man als den ersten Begründer einer selbstständigen semitischen Sprachwissenschaft und einen der bedeutendsten Förderer einer kritischen und vorurtheilslosen semitischen Philologie betrachten darf. Mit seinen hebräischen Grammatiken und Wörterbüchern insbesondre setzte er an die Stelle einer vielfach eingerissenen wüsten theologischen oder philosophisch sein sollenden Behandlung eine nüchterne, auf den Quellen und der Vergleichung der übrigen semitischen Sprachen beruhende, klare und leicht faßliche Darstellung und bewirkte dadurch nicht blos eine richtigere Auffassung derselben, sondern auch eine lebendigere Theilnahme an ihrer Erlernung und Erforschung. Mit Gesenius beginnt eine größere Verbreitung der Kenntniß und des Studiums der semitischen Sprachen; beide haben seitdem immer mehr zugenommen, und jetzt schon eine hohe Blüthe erreicht, aber noch keineswegs, wie es scheint, ihren Höhepunkt. Eine nicht

buchs von H. Brugsch noch viel sicherer zu erzielen. Vgl. auch J. Olshausen 'Lehrbuch der hebräischen Sprache' 1861 I. S. 6.

unbeträchtliche Anzahl höchst ausgezeichneter Männer haben den semitischen Sprachen ihre Kräfte geweiht und wir sehen immer neue und frische sich den erprobten älteren anreihen.

Keine geringe äußere Förderung erhielten diese so wie die orientalischen Studien in Deutschland überhaupt zunächst durch die Masse der Handschriften, welche in den letzten dreißig Jahren erworben wurden. In den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts war noch die Gothaer Sammlung die größte. In den vierziger wuchs die Wiener heran insbesondre durch Herrn von Hammer. Seit den fünfziger Jahren ist die Berliner Bibliothek durch die Erwerbung der Wetzstein'schen und Sprenger'schen Sammlungen so sehr bereichert, daß sie jetzt die nächste Stelle nach der Bodlejana in Oxford und dem britischen Museum in London einnimmt. Daneben nahm die Leipziger ebenfalls durch Wetzstein'sche Handschriften, die Münchener durch die Quatremère'schen nicht wenig zu und selbst den Bibliotheken kleinerer Universitäten gelang es ihre derartigen Schätze zu mehren.

Ferner aber wurde der Eifer auf diesem Gebiet nicht wenig erhöht und geschürt durch die wahrhaft massenhaften Entdeckungen von Inschriften, Münzen und andern Resten des semitischen Alterthums.

Doch die Hauptförderung dieser Studien lag in den Männern, welche sich ihrer annahmen.

Unter allen diesen nimmt die höchste Stelle ein der schon mehrfach von uns erwähnte Heinrich Ewald, unzweifelhaft einer der bedeutendsten Gelehrten und Forscher unsres Jahrhunderts, ausgezeichnet auf vielen — selbst dem Semitismus entlegenen — Gebieten, in dem der semitischen Sprachwissenschaft und Philologie an Umfang des Wissens und der wissenschaftlichen Thätigkeit anerkannt der größte. Was Gesenius begonnen, wurde von ihm in einer Staunen erregenden Vielseitigkeit und einer den Vorgänger weit überragenden Gründlichkeit, Tiefe und Originalität fast über das ganze Gebiet der semitischen Philologie ausgedehnt. Seine

hebräischen Grammatiken, sowie seine arabische, und die in seinen Ausgaben, Erklärungen, unzähligen Abhandlungen und Aufsätzen hervortretenden Bemerkungen über andre Sprachen dieses Zweiges legen Zeugniß ab von seiner gründlichen Kenntniß und Durchforschung des sprachlichen, seine philologische Behandlung der Schriften des alten Testaments insbesondre, so wie Aufsätze über literarische Productionen andrer semitischer Sprachen und vor allem seine bewunderungswerthe Geschichte des Volkes Israel, von einer nicht minder gründlichen, kritischen, an Combinationen und Intuitionen reichen, auf einer tiefsinnigen historischen Auffassung beruhenden Durchforschung und Erkenntniß des gesammten geistigen Lebens des semitischen Volkes.

Neben diesen beiden Schöpfern der neueren semitischen Philologie sind fast zwei Generationen von Männern herangewachsen, von denen sich zwar keiner in dem Umfang, wie Ewald, auch nur wenige in dem, wie Gesenius, des semitischen Lebens annahmen, doch sind alle mehr oder weniger Kenner aller zu diesem Sprachzweig gehörigen besonderen Sprachen und mehrere derselben, theils in Folge des äußeren Bandes, welches der Islam um viele sprachlich und rassenhaft unverwandte Völker schlang, theils, in Folge individueller Neigung, auch mancher nicht verwandter.

Die Bemühungen dieser Männer haben den von Gesenius und Ewald so glänzend begonnenen und weitergeführten Aufbau einer tieferen semitischen Linguistik und Philologie durch gründliche, theilweis auch durch geistvolle, originelle, fast durchweg durch tief eindringende, mehr oder weniger Gebiete, umfassendere oder beschränktere, behandelnde Arbeiten nach allen Seiten hin fester begründet, oder erweitert, auch wo es nöthig war, umgestaltet.

Erlauben wir uns einige der bedeutendsten derselben schon hier zu erwähnen.

An Gründlichkeit und Genauigkeit nimmt eine der ersten, vielleicht die erste, Stelle Heinr. Leber. Fleischer ein (geb. 1801), auch tiefer Kenner des Türkischen und Persischen, vor allem aber

in der jetzigen Zeit wohl der gründlichste des Arabischen. Auf dem letzteren Gebiet sind auch von hoher Bedeutung die Namen zunächst von Aloys Sprenger, dem wir eine tiefsinnige Auffassung und Darstellung der Geschichte des Stifters des Islam verdanken, auch genauer Kenner des Persischen; ferner Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, dem wir schon im Gebiet der indogermanischen Sprachen, Sanskrit und Deutsch, begegnet sind, dessen eigentliche Heimath aber das Arabische war, um welches er sich keine geringe Verdienste erworben hat; dann G. Flügel, zugleich Kenner des Persischen und Türkischen; ferner Jos. v. Hammer-Purgstall (geb. 1774, gest. 1856), zwar kein gründlicher, aber doch Kenner dieser drei Sprachen und sehr verdient insbesondre durch Benutzung seiner Kenntnisse für geschichtliche Zwecke, durch Uebersetzungen und eine Fülle von Werken, welche für die verschiedensten Richtungen auf dem Gebiete des Orients Material und Anregung gewähren; ferner Joh. Gottfr. Wetzstein, Jos. Müller, B. Haneberg, Joh. Gildemeister, den wir schon als gründlichen Indologen kennen gelernt haben; Ferd. Wüstenfeld (geb. 1808), welcher sich durch eine nicht geringe Anzahl von Ausgaben und Abhandlungen um die arabische Literatur und Geschichte verdient gemacht hat; Fr. Dieterici, auch im Türkischen bewandert; R. A. Gosche, auch des Armenischen kundig; G. Weil, und unter den jüngeren Kräften W. Ahlwardt und vor allem Th. Nöldeke (geb. 1836). Der Letzterwähnte, auch im Türkischen und Persischen bewandert, vorzugsweise aber auf dem Gebiet des Semitischen thätig, hat seit 1856 in den zwölf Jahren, in denen er als Schriftsteller wirkt, in einer nicht geringen Anzahl von Schriften, welche das Arabische, die Aramäischen Dialekte und alttestamentliche Philologie umfassen, von einer so großen kritischen und linguistischen Begabung Zeugniß abgelegt, daß man berechtigt ist, seine bisherigen Arbeiten, trotz ihrer hohen Verdienstlichkeit, nur als Pfänder einer noch viel mehr versprechenden Zukunft zu betrachten.

Auf dem Gebiete des Hebräischen nehmen in sprachlicher und exegetischer Beziehung hohe Stellungen ein vor allem J. Olshausen (geb. 1800), dessen wir schon als Entzifferers der Pehlevi-Münzen gedacht haben; ferner E. Rödiger, einer der allergründlichsten Orientalisten, auch auf dem Gebiete des Syrischen, Arabischen und sonst als Forscher, Entzifferer von Inschriften u. s. w. höchst bedeutend; Fr. Tuch (geb. 1806, gest. 1867), insbesondre als Exeget und Entzifferer von Inschriften hervorragend; Frz. Dietrich, auch auf dem Gebiet des Germanischen ausgezeichnet; G. H. Bernstein (geb. 1787, gest. 1835), tiefster Kenner des Syrischen, auch auf dem Gebiete des Arabischen thätig und. des Sanskrit mächtig; Sal. Munk (geb. 1805, gest. 1867); Abr. Geiger, auch im Samaritanischen, Syrischen und Arabischen bewährt, insbesondre aber in der alttestamentlichen Kritik und Exegese hervorragend; Heidenheim (gest. 1832 etwa 72 Jahre alt), berühmt durch seine Bearbeitung der hebräischen Accentlehre insbesondre; Herm. Hupfeld (geb. 1796, gest. 1866); Ferd. Hitzig, Knobel, Ernst Bertheau und vor allem K. H. Graf, dem wir schon als gründlichem Kenner des Persischen begegnet sind, haben sich ebenfalls, obgleich auch auf andren semitischen Gebieten thätig, vorzüglich mit alttestamentlichen Forschungen beschäftigt. — Wenige unter den hervorragenden semitischen Orientalisten haben ihre ganze oder ihre Hauptthätigkeit nur einem einzelnen Zweige zugewandt; eine, aber wahrhaft glänzende, Ausnahme bildet A. Dillmann, welcher, obgleich unzweifelhaft einer der allergrößten Orientalisten, insbesondre tiefsten Kenner der semitischen Sprachen, doch bis jetzt seine ganze literarische Thätigkeit auf die Wiedererweckung und Vertiefung der seit dem großen Ludolf sehr vernachlässigten Kenntniß des Aethiopischen gerichtet hat; in ähnlicher Weise hat sich H. Middeldorpf trotz seiner Beschränkung auf das Syrische den Namen eines der ausgezeichnetsten Orientalisten erworben.

Um Geschichte haben sich außer Ewald u. aa. insbesondre

F. C. Mowers, J. Oppert, Aloys Sprenger, um Inschriften außer mehreren der schon genannten Männer E. F. F. Beer, O. Blau, vor allen aber Ernst Osiander (geb. 1829, gest. 1864) und M. A. Levy verdient gemacht; der Letztere auch insbesondre um Siegel und Gemmen[1]). Um Münzen insbesondre Frähn (geb. 1782, gest. 1851), J. G. Stickel u. aa.

Außer in einzelnen Schriften ist von diesen und andern Männern viel und Bedeutendes in Abhandlungen, Aufsätzen und Kritiken veröffentlicht, welche sich theils in Sammelwerken dieser Art von allgemeinem Inhalt, theils in denen, welche sich auf den Orient und die semitischen Sprachen speciell beziehen, theils aber auch in theologischen Zeitschriften befinden. Eine besondre Erwähnung verdienen in dieser Beziehung die Jahrbücher von Ewald, die Jüdische Zeitschrift von Abr. Geiger und das Archiv für wissenschaftliche Erforschung des alten Testaments von Ad. Merx seit 1867.

A. Semitische Sprachen und Philologie im Allgemeinen.

Eine vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen im Geiste der neueren Sprachwissenschaft gehört noch zu den Desideratis. Es liegen zwar viele Beiträge dazu in den Grammatiken und Lexicis der hieher gehörigen Einzelsprachen; allein gerade um so mehr ist zu wünschen, daß dieser so hochwichtige Gegenstand einmal im Zusammenhang dargelegt wird, damit man die Grundform derselben und das Verhältniß der Hauptphasen zu dieser und zu einander zu übersehen vermöge. Dadurch wird dann auch die Möglichkeit vorbereitet, das Verhältniß zu dem hamitischen Zweige festzustellen und die beiden Zweigen gemeinschaftliche Grundlage zu erforschen. Ist diese gewonnen, so wird sich endlich auch für

[1]) Als neueste Frucht dieser Studien kommt eben in die Hand des Verfassers dieser Geschichte 'Siegel und Gemmen mit aramäischen, phönicischen, althebräischen, himjarischen, nabathäischen und altassyrischen Inschriften, erklärt von M. A. Levy' 1869.

die bis jetzt ziemlich tumultuarisch verfolgte Frage: ob eine Verwandtschaft der semitischen Sprachen mit den indogermanischen anzunehmen sei, durch Vergleichung der semito-hamitischen Grundsprache mit der indogermanischen, eine wissenschaftliche Beantwortung vorbereiten lassen.

Auch über den Charakter der semitischen Sprachen im Allgemeinen gibt es kein besonderes Werk aus neuerer Zeit — die geistvoll und schön geschriebene Skizzirung derselben, insbesondre des Arabischen, in Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 241—272, wird man trotz mancher feiner Auffassungen nicht als eine solche betrachten können. Doch finden sich auch in diesen Beziehungen viele werthvolle Beiträge in den hieher gehörigen linguistischen und philologischen Arbeiten. Selbst die Frage, ob der triliterale Charakter der sogenannten semitischen Wurzeln ein unursprünglicher aus einfacheren Lautcomplexen — wenn auch in vorsemitischer Zeit — hervorgewachsener sei, welche fast von allen Linguisten seit Gesenius, insbesondre von Delitzsch, Fürst, Steinthal u. s. w. bejaht, aber noch von Keinem mit ausreichenden Gründen erwiesen ist, ist — abgesehen von den schwerlich zu billigenden Versuchen in Fürst's hebräischem und chaldäischem Handwörterbuch und Ernst Meier's hebräischem Wurzelwörterbuch — noch nicht zusammenhängend behandelt; auch sie wird ihrer Erledigung nicht ohne Berücksichtigung der hamitischen Sprachen entgegengeführt werden können, findet aber ebenfalls in den linguistischen Arbeiten des speciell semitischen Gebietes schon vieles theilweis höchst Beachtenswerthe.

Eine werthvolle Arbeit von allgemeinem Charakter bilden Fr. Ed. Christoph Dietrich's Abhandlungen für semitische Wortforschung 1844, welche die Bezeichnung begrifflicher Kategorien, wie Schilf- und Gräsernamen u. aa. und die Entstehung von Formen, z. B. den quadriliteris behandeln. Ueber die semitischen Pronomina und Partikeln haben Hupfeld und Vogel, über die Relativsätze Prym Untersuchungen angestellt.

In Bezug auf das Verbum hat sich bei mehreren Gelehrten die Ansicht geltend gemacht, daß es auf dem Nomen beruhe, daß es eigentlich nur ein conjugirtes Nomen sei. Diese Ansicht wurde 1844 vom Verfasser dieser Geschichte ausgesprochen[1]); und zwar glaubte er damals, sie zuerst aufgestellt zu haben. 1846 findet sie sich ohne Erwähnung eines Vorgängers in dem erwähnten Buche von Dietrich[2]); eben so 1861 in J. Olshausen Lehrb. der hebräischen Spr. §. 227 a; eben so bei Schleicher in den Abhandlungen der k. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. IV. 315 (1865) und Fr. Müller in Or. und Occ. III. 334 (1865). Es scheinen demnach alle diese, verschiedenen Richtungen angehörigen, Forscher selbstständig zu dieser Ansicht gelangt zu sein, was einigermaßen für ihre Richtigkeit spricht. Allein keiner von uns kann die Priorität für diese Auffassung in Anspruch nehmen; sie ist schon von Lee in seiner Hebrew Grammar (2. Ausg. 1832, art. 182, 2) ausgesprochen, und zuerst, so viel mir bekannt, von dem großen Philosophen Spinoza in seinem Compendium Grammatices Linguae hebraeae in Opera posthuma 1677 p. 17 und 57.

Die Einsicht in die Geschichte und Philologie der semitischen Völker hat in dieser Zeit, in Folge der neuen Entdeckungen, der Veröffentlichung unedirter orientalischer Werke, vor allem aber der tiefen kritischen und combinatorischen Durcharbeitung des alten und neuen Testaments schon jetzt in einem den früheren Thätigkeiten gegenüber ganz unverhältnißmäßigen Grade an Breite und Tiefe gewonnen. Dennoch lassen die noch täglich sich häufenden Entdeckungen und die immer tiefer eindringende Ausschöpfung der alten und neueröffneten Quellen fast mit Bestimmtheit voraussagen, daß alles, was bis jetzt geleistet, nur Anfänge von Re-

[1]) Verhältniß der ägypt. Spr. S. 158 ff. insbes. 160; 213; 218; 232; 284 Anm., vgl. 152 und die Anm. daselbst; 138.

[2]) Abhandl. zur semit. Spr. S. 76, 132, 151.

sultaten bildet, deren Abschluß erst die Zukunft bringen wird. Die Entdeckungen im alten aramäischen Gebiet — auf dem Boden von Ninive und Babylon, in Syrien — die auf arabischem — in Petra und im südlichen Arabien, — in Phönicien und Palästina, den phönicischen Colonien und den damit in Verbindung stehenden Stätten, Nordafrika, Sardinien, Marseille haben schon unerwarteten Gewinn gebracht und stellen immer neuen in Aussicht. Chronologie, Religion, Mythologie, sociale Verhältnisse, Beziehungen zu fremden Völkern, insbesondre zu den Griechen, sind dadurch theils in ein neues Licht getreten, theils dürfen sie neuer Beleuchtung und Aufhellung entgegengehn. Auch hier verdanken wir unendlich viel der Thätigkeit der großen semitischen Orientalisten, deren Namen schon erwähnt sind. Doch haben sich auch mehrfach Männer daran betheiligt, welche sich sonst auf andren Gebieten bewegen, so unter den Historikern insbesondre Max Duncker, unter den Geographen Kiepert, unter den occidentalischen Philologen Böckh, E. Curtius, unter den Mythologen Stark, unter den Archäologen J. Braun, G. Rathgeber und andre.

B. Semitische Sprachen und Philologie im Besonderen.

Die Verbreitung eines Astes der semitischen Sprachen — des Arabischen vermittelst des Aethiopischen und seiner Verwandten — nach Afrika, der entschiedene Zusammenhang eines Theils der afrikanischen Sprachen — der hamitischen — mit ihnen, die noch unentschiedene Frage, ob nicht zu den letzteren auch die Gruppe der Hottentotischen Sprachen gehört, bestimmen mich, hinter dem semito-hamitischen Sprachstamme die afrikanischen Sprachen folgen zu lassen. Um zu diesen gewissermaßen auf geographischem Weg zu gelangen, beginne ich mit den nördlichen speciell den nordöstlichen semitischen Sprachen.

1. Assyrisch.

Das Assyrische ist die Sprache, in welcher die Keilinschriften Ninive's und Babylon's abgefaßt sind, so wie die dritte Uebersetzung in den dreisprachigen, also diejenige, welche in den Keilinschriften der dritten Gattung herrscht. Einen Versuch, diese Keilschriftgattung zu entziffern, machte 1845 und 47 Löwenstern und 1850 M. A. Stern; sonst hat sich von Deutschen fast nur J. Oppert, aber in höchst hervorragender Weise, daran betheiligt. Er war Mitglied der Expedition, welche von 1851 bis 1854 im Auftrage der französischen Regierung Nachgrabungen in Babylon anstellte und gab über diese Expedition ein Werk heraus, in dessen zweitem Bande 1858 er die Grundsätze seiner Entzifferung entwickelte; zugleich lieferte er hier, so wie insbesondre in dem Journal asiatique und andern französischen und deutschen Zeitschriften und sonst mehrere Uebersetzungen und Erklärungen. Eine Prüfung seiner Entzifferung hat Ch. Schöbel 1861 veröffentlicht.

Die Art und Weise, so wie die Resultate der auf diesem Gebiete thätigen Männer — der Engländer H. Rawlinson, Hincks, Fox Talbot, des Franzosen Ménant und unsres Landsmanns Oppert — stimmen, wenn gleich sie in Einzelheiten auseinandergehen, doch im Wesentlichen so überein, die Richtigkeit der Lesung hat insbesondre in einem Falle auf eine so eclatante Weise eine Bestätigung erhalten[1]), daß es die übertriebenste Zweifelsucht wäre, wenn man in Abrede stellen wollte, daß die Entzifferung auf glücklichem Wege und schon weit vorgeschritten sei; allein zugleich darf man nicht verkennen, daß sie in Folge des Schriftsystems — vorzüglich der vielen ideographischen und

[1]) Rawlinson hatte nämlich in einer Inschrift Sardanapals gelesen, daß dieser sein eignes Bild neben einem Bilde Tiglat Pilesars an der Quelle des östlichen Tigris habe einhauen lassen und beide Bilder sind von Talbot wirklich in der Höhle gefunden, aus welcher der Quellstrom des Tigris herkommt.

polyphonen Zeichen — noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und wohl noch lange zu ringen hat, ehe ihr Ziel vollständig erreicht sein wird. Dennoch hat Jul. Oppert schon 1860 **Elemens de la Grammaire assyrienne** erscheinen lassen, von welchen gerade jetzt eine neue Ausgabe entweder schon veröffentlicht ist oder in Kürze veröffentlicht werden wird. Da die Letztere ohne Zweifel vieles Neue bringen wird, so enthalte ich mich eines näheren Eingehens in die 1860 gegebene Darstellung, verweise in dieser Beziehung vielmehr auf J. Olshausen's 'Prüfung des Charakters der in den assyrischen Keilinschriften enthaltenen semitischen Sprache' 1865 und die wenigen, aber sehr beherzigenswerthen Worte von Th. Nöldeke in seiner Grammatik der Neusyrischen Sprache[1]).

Historische Untersuchungen über Assyrien und Babylonien hat 1857 M. Niebuhr veröffentlicht.

Was die Ergebnisse der Inschriften-Entzifferung für Geschichte und Alterthumskunde betrifft, so suchte schon 1851 und 1856 Herm. Jos. Chr. Weißenborn, ferner 1856 Joh. Brandis sie zusammenzufassen. Allein indessen sind deren immer mehr hervorgetreten, ebenfalls unter lebhafter Betheiligung von Oppert. Eine kurze, das Wesentliche insbesondre in Bezug auf die älteste Geschichte von Babylon und Ninive zusammenfassende Darstellung hat im Jahre 1868 W. Wattenbach versucht. Eine eingehende Abhandlung 'Ueber die babylonische Urgeschichte und über die Nationalität der Kuschiten und Chaldäer' hat L. Sax in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXII (1868) veröffentlicht.

---

[1]) Sie lauten S. XVIII Anm. 1: 'Ueber das Wesen der alten assyrischen Sprache will ich durchaus keine Meinung aussprechen, nur bemerke ich, daß die Gestalt des Neusyrischen' (vgl. dazu das a. a. O. über die alte Verbreitung des Syrischen bemerkte) 'der Annahme einer semitischen aber nicht aramäischen Sprache' (als eine solche gibt sich das Assyrische nach Oppert's Grammatik zu erkennen) 'in diesen Gegenden nicht eben günstig ist. Auf alle Fälle ist dieses Land schon seit vorchristlicher Zeit aramäisch'.

Hier will ich auch Chwolson's Schrift 'Ueber die Ueberreste der Altbabylonischen Literatur in Arabischen Uebersetzungen' 1859 erwähnen, jedoch wesentlich nur, um auf den gründlichen für geschichtliche Kritik überhaupt bedeutenden Aufsatz von Alfr. v. Gutschmied (Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XV, 1 ff.) hinzuweisen, in welchem der angebliche arabische Uebersetzer dieser Ueberreste als Fälscher entlarvt wird.

2. Aramäisch.

Während Assyrisch noch auf den Denkmälern der Achämeniden erscheint, war die Volkssprache des semitischen Gebietes der Assyrier und Babylonier schon seit mehreren Jahrhunderten aramäisch, d. h. wesentlich syrisch oder chaldäisch. Durch die Colonisten, welche der König von Assyrien nach der Wegführung der zehn Stämme Israels in deren Sitze nach Palästina sandte, wurde hier der Grund zum Samaritanischen gelegt, einer Sprache, welche dem Syrischen aufs engste verwandt ist. Die nach Babylon überführten Juden endlich gewöhnten sich hier so sehr an die Chaldäische Sprache, daß sie sie auch nach ihrer Rückkehr nach Palästina beibehielten.

Aus den älteren Zeiten des Aramäischen sind nur Inschriften und Münzlegenden bewahrt; unter jenen sind insbesondre einige in Babylon gefundene von Bedeutung; um ihre Entzifferung haben sich Fr. Dietrich[1]) und M. A. Levy Verdienste erworben[2]); derselbe so wie auch Blau haben auch zur aramäischen Münzkunde Erans Beiträge geliefert[3]).

Die Aramäische Literatur, welche auf uns gelangt ist, gehört theils den Juden, theils den syrischen Christen an. Die Sprache,

[1]) Die Inschrift von Abusbadr, erläutert von Fr. Dietrich in J. Bunsen's Outlines of the Philosophy of Universal History &c. II. 361 ff.

[2]) In der Zeitschrift der D. M. Ges. IX. 465 ff.

[3]) ebds. XXI. 421 ff.

in welcher jene schrieben, wird als Chaldäisch, die der Letzteren als Syrisch bezeichnet. Innerlich sind beide auf das innigste verwandt, und scheiden sich am stärksten fast nur durch fremdartige Einflüsse, indem das Aramäische der Juden hebräischen, das der Christen sogar griechischen nachgab.

Das Syrische ist in unserm Jahrhundert mit einer gewissen Vorliebe gepflegt, natürlich insbesondre aus theologischem Interesse, doch ist auch mehreres aus der nicht theologischen syrischen Literatur und größtentheils mit philologischer Akribie veröffentlicht. Das Studium desselben wurde von F. Lengerke 1836 empfohlen und über die Dialekte desselben schrieb F. Larsow 1841.

Grammatiken veröffentlichten P. Ewald 1826; A. Th. Hoffmann (gest. 1864) im Jahre 1827 und Fr. Uhlemann, mit Lesestücken und einem Glossar, 1829; von Letzterer ist eine neue sehr verbesserte Ausgabe 1857 erschienen und eine zeitgemäße neue Bearbeitung der Hoffmann'schen ist von Merx 1868 begonnen. Die einheimische des Gregorius Bar-Hebräus hat E. Bertheau 1843 herausgegeben.

Ueber einheimische Lexika haben W. Gesenius 1834 und 1839, F. H. Müller 1840, G. H. Bernstein 1842 ff., Haevernik 1843 ff. Abhandlungen veröffentlicht. Glossare enthalten die schon angeführte Grammatik von Uhlemann, die weiter hin anzuführenden Chrestomathien und Ausgaben. Ein ganz vortreffliches Lexikon hat G. H. Bernstein 1857 begonnen; es ist aber nur die erste Lieferung erschienen.

Chrestomathien haben veröffentlicht Aug. Hahn und Fr. E. Sieffert gemeinsam 1826 (enthaltend ausgewählte Gedichte des heiligen Ephraem mit Glossar); Oberleitner 1826. 1827; G. H. Bernstein die von Kirsch 1832. 1836 mit Lexikon; Emil Rödiger 1838, neuaufgelegt 1868, und J. B. Wenig 1866.

Um Herausgabe von Texten haben sich verdient gemacht Heinr. Middeldorpf, G. H. Bernstein, D. Haneberg,

P. de Lagarde (früher Bötticher), E. von Lengerke, J. Wichelhaus, Merx, Overbeck, Jul. Heinr. Petermann, G. Bickel, so wie H. A. Grimm, E. Bertheau, Hahn, F. E. Ch. Dietrich, Rhode, Röper, P. Pius Zingerle, Jul. Landsberger, Ph. Wolff, A. Pohlmann u. aa. Ueber syrische Schriften, Schriftsteller u. s. w. haben Abhandlungen veröffentlicht Bernstein (insbesondre auch in der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. III. IV), Tuch, Fr. Uhlemann, Joh. Wichelhaus, Jul. Alsleben, R. A. Lipsius u. aa. Uebersetzungen enthalten die meisten Ausgaben; außerdem haben F. Larsow, Fr. Chr. Mayer, P. Pius Zingerle und A. Weber solche geliefert.

Mit den palmyrenischen Inschriften haben sich M. A. Levy (in Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XV. 615 ff. XVIII. 65 ff.) und Oberdieck (ebds. XVIII. 741) beschäftigt.

Ich erwähne hier auch sogleich die nabathäischen Inschriften von Petra, Hauran und der Sinai-Halbinsel, da es jetzt feststeht, daß sie, obgleich die Nabathäer Araber waren, doch in einer Aramäischen Sprache abgefaßt sind. Die Entzifferung der Inschriften auf der Sinai-Halbinsel wird E. F. F. Beer (1840) und Fr. Tuch insbesondre verdankt. Von neuem, in Verbindung mit denen von Petra und dem Hauran, sind sie vortrefflich von von M. A. Levy 1860 in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XIV. 363 ff. behandelt und ihm verdankt man auch vorzugsweise die Begründung ihres aramäischen Charakters; vgl. auch in derselben Zeitschr. XVIII. 630 und XIX. 637.

Was die besondre Behandlung der syrischen Dialekte und der späteren Formen des Syrischen betrifft, so verdanken wir das Wichtigste in dieser Beziehung drei Arbeiten von Th. Nöldeke. Die eine (in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXII. 443) behandelt den christlich palästinischen Dialekt nach der syrischen Evangelienübersetzung, welche wahrscheinlich zwischen 300—600 abgefaßt ist.

Die andre ist dessen 'Grammatik der Neusyrischen Sprache am Urmia-See und in Kurdistan' 1868.

Die dritte eine Abhandlung 'Ueber den noch lebenden syrischen Dialekt im Libanon' (in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXI. 183 ff.).

Bezüglich des Neusyrischen erwähne ich auch eine von Otto Fraatz 1863 lateinisch abgefaßte Arbeit über den Bau desselben.

Was das Chaldäische betrifft, so schrieb über den Ursprung des biblischen Chaldaismus L. Hirzel 1830, und über die Eigenthümlichkeit desselben F. E. Ch. Dietrich 1839.

Grammatiken haben in dem von uns berücksichtigten Zeitraum verfaßt G. B. Winer (gest. 1858) 1824, 2. Aufl. 1842; J. Fürst 1835; J. H. Petermann mit Chrestomathie und Glossar 1840.

Lexika sind vielfach mit den Hebräischen vereint. Ein Rabbinisch-aramäisches zur Kenntniß des Talmuds der Targumim und Midrasch hat M. J. Landau 1819 und 1825 veröffentlicht, ein chaldäisches J. Levy 1865 begonnen. Von J. Buxtorf's Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum haben Ph. B. Fischer und Ph. H. Gelbe 1866 eine neue Bearbeitung unternommen.

Chrestomathien haben G. B. Winer, Fürst (1836), der auch von Winer's eine neue Ausgabe (1864) besorgt hat, und J. Kaerle 1860 herausgegeben.

Ueber die Targume handelt Herm. Seligsohn 1858.

Für Samaritanisch war in neuester Zeit sowohl in sprachlicher als sachlicher Richtung insbesondre Geiger thätig; mehrere seiner lehrreichen Abhandlungen finden sich in der schon oft erwähnten Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. (die 7. im XXII. Bde.). Die Kenntniß der heutigen Samaritaner haben Petermann, M. Heidenheim und G. Rosen insbesondre gefördert; die samaritanischen Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek in Paris sind in dem Katalog von Zotenberg 1866 aufgeführt.

Eine Grammatik sammt Chrestomathie hat Fr. Uhlemann

1837 veröffentlicht. Ueber den samaritanischen Pentateuch haben Gesenius 1815, Winer 1817, S. Kohn 1865 und 1868 u. aa. geschrieben; der Letztere beabsichtigt eine Ausgabe desselben. Ueber samaritanische Inschriften findet sich ein Aufsatz von G. Rosen und E. Rödiger in Ztschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XIV.

Für die grammatischen Arbeiten der Samaritauer in Bezug auf die hebräische Sprache ist ein Aufsatz von Th. Nöldeke 'Ueber einige samaritanisch-arabische Schriften die hebräische Sprache betreffend' 1862 von Interesse.

Die Mundart der Mandäer, dieser wegen ihrer eigenthümlichen Religion schon lange mit Neugierde, aber bis in die neueste Zeit ohne sonderlichen Erfolg beachteten Sekte, bekannt unter dem sehr unpassenden Namen Johanneschristen, von den Orientalen gewöhnlich Sabier oder Zabier (die Täufer) genannt, wurde von Th. Nöldeke 1862 zuerst in einer wissenschaftlichen Weise dargestellt. Im Jahre 1867 sind dann zwei ihrer wichtigsten religiösen Schriften herausgegeben, eine bis jetzt unedirte von J. Euting 'Qolasta oder Gesänge und Lehre von der Taufe und dem Ausgange der Seele' und eine schon früher, aber in ungenügender Weise von dem Schweden Norberg 1815—17 publicirte, von H. Petermann, nämlich 'Liber magnus', gewöhnlich liber Adami genannt. Jener, nämlich Euting, hat auch einen Aufsatz über die mandäischen oder zabischen Handschriften in Paris und London veröffentlicht [1]), dieser sich durch mehrere Mittheilungen die bedeutendsten Verdienste um die Kenntniß der religiösen Anschauungen dieser Sekte erworben [2]).

Bei dieser Gelegenheit will ich auch das bedeutende Werk von D. Chwolson 'Ueber die Ssabier und den Ssabismus' 1856 erwähnen, obgleich die mandäischen darin nur berührt

[1]) In der Zeitschr. der D. M. Ges. XIX. 120 ff.

[2]) s. die erwähnte Zeitschr. XI. 589 und seine Reisen im Orient II. (1861) 99.

werden und eigentlich die harranischen (in Syrien) seinen wesentlichen Inhalt bilden. Doch gehören auch Letztere dem aramäischen Semitismus an und die Bedeutung des Werkes ist keineswegs auf diese beschränkt, sondern erstreckt sich insbesondre durch seine kritischen Untersuchungen über den Gebrauch der Wörter Ssabier und Ssabismus, über viele Orte und einen großen Zeitraum, fast das ganze Mittelalter des aramäischen Asiens.

Schließlich will ich nicht unbemerkt lassen, daß E. Maxim. Röth (geb. 1807, gest. 1858) in der großen Inschrift von Idalion in Cypern, deren Entzifferung er 1855 versucht hat[1]), einen alten und eigenthümlichen aramäisch-chaldäischen Dialekt erkennen zu dürfen geglaubt hat. Ich gestehe, daß mir seine Entzifferung sehr bedenklich scheint, doch darf uns dies nicht abhalten, den Fleiß und den großen Scharfsinn anzuerkennen, mit welchem der Verfasser seine Aufgabe zu lösen sucht und zwar um so weniger, da die Anwendung des Semitischen zur Erklärung von Inschriften und anderen sprachlichen Erscheinungen selbst größere Kenner desselben nicht selten zu ähnlichen Mißerfolgen geführt hat.

3. Hebräisch-Phönicisch.

a. Hebräisch.

In unsrem Jahrhundert, insbesondre in dessen zweitem Viertheil, ist zuerst der ernstliche Anfang gemacht, auch die hebräische Philologie mit derselben Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit zu betrachten, wie die heidnische, die heilige Schrift nach keinen andren Gesetzen der Kritik und Hermeneutik zu behandeln, als denen, die sich bei den profanen Schriften erprobt haben, mit

[1]) Die Proclamation des Amasis an die Cyprier bei der Besitznahme Cyperns durch die Aegypter um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Entzifferung der Erztafel von Idalion in des Herzogs von Luynes Numismatique et Inscriptions Cypriotes von Dr. E. M. Röth. Paris 1855.

einem Worte: an das Jüdische Volk und seine Entwickelung denselben Maßstab zu legen, mit dem wir auch andre menschliche Entwickelungen zu messen gewohnt sind.

Und unter den Händen der gewissenhaften deutschen Philologen zeigte sich vor Allem zunächst, daß dieses Verfahren keineswegs der Ehrfurcht Abbruch thut, die jene Werke in so hohem Grade verdienen, ja im Gegentheil durch die Anlegung dieses rein menschlichen Maßstabes ist die Bedeutung derselben, wenn auch zum Theil in einem andern als religiösen Sinn, nicht wenig gesteigert worden. Grade bei den vorurtheilslosesten Männern, welche sich auf diesem Gebiete bewegen, begegnet man der tiefsten Anerkennung der in diesen Werken hervortretenden Lebensweisheit: dieser Ueberzeugung, daß wahres Lebensglück nur auf Sittlichkeit und religiösem Wandel beruhe; so wie überhaupt all des Großen, Erhebenden und Heilsamen, welches den Inhalt dieser Geschichte und Schriften bildet; der Ehrfurcht vor dem wunderbaren Schatze, der dadurch der ganzen Menschheit zu Theil geworden; dieser Quelle des Heils für die vergangenen eben so sehr wie für alle künftigen Geschlechter, die in den Kreis der Cultur zu treten bestimmt sind, die zu einem großen, ja ihrem wichtigsten Theil auf ihnen beruht. Sie fühlen und erkennen, daß die Bürgschaft einer nie versiegenden, stets wachsenden Cultur gerade auf dieser Vermählung des jüdischen Geistes, wie er in den biblischen Schriften Alten und Neuen Bundes lebendig geworden ist, mit dem indogermanischen ruht. Für sich allein wäre weder der eine noch der andre im Stande, sie zu gewähren. Die semitische, speciell jüdische Richtung, welche die ganze Mannigfaltigkeit des Geisteslebens einem einzigen, aber in der That tiefsten und gewaltigsten Triebe, dem religiösen, unterordnet, führt zur Mißachtung dieser Mannigfaltigkeit; würde sie allein zur Herrschaft gelangen, dann würden die Entwickelungen in Kunst und Wissenschaft sich auf einen ganz engen Kreis beschränken; die ganze unendliche Fülle des Lebens würde gar nicht oder kaum von ihnen berührt oder gar durchdrungen

werden; das ganze Lebensblut würde gewissermaßen im Herzen bleiben, so daß die Glieder nicht zu vollem Leben zu erstarken vermöchten; ja das ganze Leben würde einer Wüste gleichen mit einer einzigen Oase in ihrer Mitte. Der indogermanische Geist dagegen mit seiner hervorragenden Richtung auf die coordinirte Entwickelung aller geistigen Triebe zur lebensvollsten Mannigfaltigkeit würde alles Lebensblut in die Glieder treiben, aber das Herz gewissermaßen entleeren, Künste und Wissenschaften würden sich in einer strotzenden Fülle entfalten, aber von keinem einheitlichen Princip beherrscht, einer gewissen Frivolität entgegentreiben, um, wie bei den Griechen, nach kurzer Blüthe einem jähen Untergange zu verfallen. Die jüdische Zurückführung des Mannigfaltigen auf das Eine, und die indogermanische Entfaltung des Einen zur Mannigfaltigkeit ergänzen sich einander in einer Weise, die den Ausschreitungen der einen wie der andern Richtung diejenigen Gränzen setzt, welche zu einer gesunden Entfaltung des Gesammtlebens nothwendig sind. Mit dem in die indogermanische Cultur eingeführten semitischen, speciell jüdischen Geist ist der indogermanischen, speciell germanischen, Richtung gewissermaßen ein Dämpfer aufgesetzt, welcher, ohne ihr die semitische Dürre aufzudrängen, sie vor den nachtheiligen Folgen ihrer zu großen Vollsaftigkeit zu behüten vermag. Es ist zwar keiner Frage unterworfen, daß es in erster Reihe der tiefsittliche Geist des germanischen Volkes war, welcher zunächst die christliche und dann die Welt überhaupt im sechzehnten Jahrhundert vor einem Verderben und einer Versumpfung rettete, wie sie das klassische Heidenthum kaum in seinen schlechtesten Zeiten erlebt hatte; aber eben so unzweifelhaft ist auch, daß die Hauptwaffe, durch welche der Sieg und die Rettung erkämpft ward, die Uebersetzung der Bibel war, mit welcher Luther die hereingebrochene Unsittlichkeit überwältigte und der Entfaltung eines sittlich-religiösen Lebens eine feste Grundlage verschuf.

Die Juden sind nicht, wie die meisten geschichtlichen Völker

des Alterthums, nach dem Untergange ihres nationalen Lebens von der geschichtlichen Bühne abgetreten oder gar ganz verschwunden. Trotz des Verlustes der drei Hauptelemente eines Volkslebens, der eignen Sprache, eines eignen Staates und eines ererbten Vaterlandes, haben sie sich einzig vermittelst Bewahrung ihrer gemeinschaftlichen Religion bis auf den heutigen Tag in einer Zusammengehörigkeit erhalten, welche, je nach den staatlichen Verhältnissen, unter denen sie, fast durch die ganze Welt zerstreut, leben, von dem Charakter einer bloßen Religionsgemeinde durch den einer großen Familie hindurch bis zu dem eines fast wirklichen Volkes hinüberschwankt.

Wenn schon dieser Umstand ihrer Geschichte einen Charakter verleiht, der von dem andrer staatlich vernichteter Völker ganz verschieden ist, so wird diese Verschiedenheit noch gesteigert durch die Art, wie sie sich nach dem Untergang ihres Staates in ihrer Zerstreuung theils in ihrem speciellen Kreis, theils den geschichtlichen Entwicklungen gegenüber verhielten, welche sich unter ihren Augen vollzogen. Sie haben einerseits ein zwar beschränktes, aber keineswegs der Beachtung unwerthes, geistiges, sich auf die eignen Ueberlieferungen stützendes, Leben fortgeführt; andrerseits aber auch theils von individuellen, theils von ihren gemeinsamen, überlieferten Standpunkten aus sich in größeren oder geringeren Graden an den Entwickelungen der Völker betheiligt, unter denen sie sich niedergelassen haben. Greifen sie auch selten und nur von individuellen Standpunkten aus thätig in das Leben dieser Völker ein, so bilden sie desto häufiger einen Kreis von Zuschauern, der nicht blos passiv — was freilich am häufigsten der Fall ist — in Mitleidenschaft gezogen wird, sondern bisweilen auch die Rolle eines Chors übernimmt, welcher die Vorgänge von seinem Gesichtspunkte aus laut und vernehmlich beurtheilt.

Die Geschichte der Juden und ihre Philologie umspannt in Folge dieser Verhältnisse einen Zeitraum, welcher die aller Völker an Extensivität und theilweis auch an Intensivität weit über-

ragt. Natürlich wird es lange dauern, bis alles, was dieser weite Rahmen umschließt, wissenschaftlich durch- und verarbeitet ist, zumal da nicht wenig von dem, was hieher gehört, speciell insbesondre was die Geschichte und Thätigkeit der Juden im Mittelalter betrifft, noch ziemlich unbekannt ist, zu einem nicht geringen Theil noch unveröffentlicht in den Bibliotheken liegt. Doch ist und zwar gerade in unserm Jahrhundert nach allen Seiten hin schon vieles geleistet und der Eifer für die Erforschung des gesammten jüdischen Lebens und aller seiner Entwickelungen in steter Zunahme.

Für die Erwerbung eines Gesammtüberblicks dienen theils die Werke, welche die Geschichte der Juden, ihrer Literatur und Cultur behandeln, von Ewald, Kurtz, Jost, Grätz, Herzfeld, Fürst, theils die Gesammtübersicht der jüdischen Literatur vom achten bis achtzehnten Jahrhundert von Steinschneider und die Arbeiten von Zunz zur Geschichte und Literatur (1845 u. 1867), so wie über die synagogale Poesie (1832. 1853 u. 1859); eine große Beihülfe gewähren auch die trefflichen Kataloge und Beschreibungen von jüdischen Handschriften und Büchern, welche sich in den bedeutendsten Bibliotheken befinden, abgefaßt von Steinschneider (für die Bodlejana in Oxford und für Leiden), von Zotenberg (Paris), Zedner (britische Museum) u. aa., so wie die bibliographischen Schriften von Fürst und insbesondre von Steinschneider.

Für die Periode der hebräischen Sprache, Geschichte und Entwickelung, in welcher die Schriften (sowohl die vor- als nachexilischen) abgefaßt wurden, welche in den jüdischen Kanon aufgenommen sind (also von der ältesten Zeit bis zu den Makkabäern um 160 vor Chr.), haben wir zunächst W. Gesenius kritische Geschichte der Hebräischen Sprache und Schrift 1815 hervorzuheben. Von demselben sind auch zwei Grammatiken abgefaßt, ein 'Ausführliches Grammatisch-kritisches Lehrgebäude der Hebräischen Sprache mit Vergleichung der verwandten Dialekte'

1817 und eine mehr für die erste Einführung in das Studium dieser Sprache bestimmte 1813, welche aber schon durch ihre ursprüngliche Anlage, weiter dann durch die Verbesserungen, die sie in zahlreichen Auflagen erfuhr, sich so brauchbar erwies, daß sie, zumal in der Bearbeitung von E. Rödiger (seit 1845) ein Haupthülfsmittel für die Erlernung dieser Sprache ward und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Ewald ließ 1827 seine erste Bearbeitung der hebräischen Grammatik erscheinen; ihr folgte eine kürzere 1828; beide wurden 1844 zu einem ausführlichen Lehrbuch der hebräischen Sprache des Alten Bundes verschmolzen und dieses ist in dieser, so wie in den folgenden Auflagen eine Hauptquelle für die tiefere Erkenntniß dieser Sprache geblieben. Just. Olshausen hat 1861 ein Lehrbuch veröffentlicht, in welchem er neben großer Vollständigkeit sein Augenmerk vorzugsweise darauf richtet, die Gestaltung des Hebräischen vermittelst ihres Verhältnisses zu den übrigen semitischen Sprachen, insbesondre dem Arabischen aufzuhellen. In den Jahren 1866—1868 ward von Mühlau des verstorbenen Böttcher's Grammatik herausgegeben, welche sich durch eine Vollständigkeit auszeichnet, die wohl kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Neben diesen hervorragenden Grammatiken sind nicht wenige von rein praktischem oder sekundärem Werth erschienen, so von R. Stier 1833, E. Wilh. Ed. Nägelsbach (1856), Arnold (1867), G. W. Freytag 1838 u. aa. Die sehr umfassend angelegte von Hupfeld (1843) ist in den ersten Anfängen (Schriftlehre) stehen geblieben. Für einzelne Theile der Grammatik haben F. E. Ch. Dietrich 1846, M. Drechsler 1842, S. B. Scheyer 1842; Seyffahrt 1824, Ph. Ehrenberg 1842 (Aussprache), Pinsker (Punktation), Heidenheim (insbesondre Accentlehre) (1808), Olshausen, Saalschütz, M. A. Levy, Nöldeke, Herzfeld (Schrift), so wie in Abhandlungen und gelegentlich in exegetischen u. aa. Schriften fast alle schon erwähnte und noch zu erwähnende Männer, die sich auf diesem Gebiete bewegen, Beiträge geliefert.

Wie an der Spitze der grammatischen, so steht Gesenius auch an der der lexikalischen Arbeiten. Sein Handwörterbuch (zuerst 1815 erschienen) ist zumal in den neuen Auflagen von Dietrich noch immer ein höchst brauchbares Werk; sein Thesaurus eine Hauptquelle und Grundlage für lexikalische und etymologische Forschung im Gebiete des Hebräischen, Chaldäischen und Semitischen überhaupt. Dazu ist 1857—61 das in vielen Beziehungen lobenswerthe Handwörterbuch von Jul. Fürst gekommen. Das Wurzellexikon von E. Meier ist schon gelegentlich erwähnt. Synonymik hat J. Hirschfeld behandelt (1825. 1828. 1830).

Chrestomathien oder Lesebücher gibt es von Gesenius, neu bearbeitet von Heiligstedt, von H. G. Hölemann, G. Brückner, E. F. Mezger u. aa.

Was die kritische und exegetische Behandlung der Bücher des A. T. betrifft, so wurde ein Haupthülfsmittel, eine neue und sehr geschickte Bearbeitung der Concordanz 1840 von Jul. Fürst, 1861 von Bär herausgegeben. Die mit Astruc's, eines hervorragenden Mediciners, Conjectures sur les mémoires originaux, dont il paroit que Moyse s'est servi pour composer le livre de la Genèse 1753 begonnenen Untersuchungen über die Quellen der biblischen Schriften wurden in unserm Jahrhundert ganz vorzugsweise von deutschen Gelehrten weiter geführt; es verbanden sich damit Forschungen über die Autenthie, Composition, Zeit, kurz über alle sie betreffenden Fragen der höheren Kritik, und diese wurden zum Theil mit einem Scharfsinn, einer Gründlichkeit, Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit erörtert, daß dieser Literaturkreis eine wahre Schule, und einige der dazu gehörigen Werke Muster für derartige Forschungen bilden; freilich jedoch bisweilen nicht bloß in positiver, sondern auch in negativer Beziehung; denn es läßt sich nicht verkennen, daß das Vertrauen auf ihren Scharfsinn selbst die größten Meister nicht selten zu dem Glauben verführt hat, auch da noch sehen zu können, wo für ein unbefangenes Auge

das undurchdringlichste Dunkel herrscht. Die Fragen dieser Art wurden theils in den Einleitungen zu den biblischen Schriften überhaupt und insbesondre denen des Alten Testaments, theils in Beiträgen dazu, vorzugsweise aber in den Ausgaben der einzelnen Schriften und einzelnen Monographien behandelt. Was die Einleitungen und ähnliche Werke betrifft, so nahm das 1806 und 1807 erschienene Werk von Wilh. Martin Leberecht de Wette (geb. 1780, gest. 1849) lange Zeit eine hervorragende Stelle ein, später traten hinzu die Einleitungen von E. W. Hengstenberg (geb. 1802) 1836 – 1839, von H. A. Ch. Hävernick 1836 — 1849, H. Hupfeld 1844; Dan. Haneberg 1845. 1850; Credner 1847; C. F. Keil 1859, Fr. Bleek 1860 bis 1862; J. J. Stähelin 1862, H. Gelbe 1866; doch gehören diese theilweise einer minder vorurtheilslosen Richtung an, als sich in den meisten Specialschriften geltend gemacht hat. Einen Ueberblick über die Auffassung der hieher gehörigen Fragen von dem vorurtheilsloseren Standpunkt aus wird man aus der trefflich geschriebenen Arbeit von Th. Nöldeke erlangen, welche zuerst in einzelnen Aufsätzen im Grenzboten erschien und 1868 unter dem Titel 'Die alttestamentliche Literatur' u. s. w. mit vielen Verbesserungen besonders veröffentlicht ward. Damit stehen auch 'Untersuchungen zur Kritik des alten Testamentes' (1869) in Verbindung, welche sich den Arbeiten der Meister auf diesem Gebiete, Ewald's, K. H. Graf's u. aa., anreihen. Sehr belehrend sind auch die ausgezeichneten Schriften von Abr. Geiger, insbesondre sein 1857 veröffentlichtes Werk 'Urschrift und Uebersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwickelung des Judenthums'.

Was die kritische und exegetische Behandlung der biblischen Schriften betrifft, so haben mehrere der neueren großen biblischen Philologen zwar viele derselben behandelt, keiner aber sämmtliche. Das letzte Werk dieser Art sind die Scholia in Vetus Testamentum des berühmten Orientalisten Ernst Fr. C. Rosenmüller

(geb. 1768, gest. 1833), welche aber zu einem bedeutenden Theil noch dem vorigen Jahrhundert angehören (11 Theile in 23 Bänden von 1788—1835). Dagegen gibt es zwei Sammlungen, deren eine — um die parlamentarische Bezeichnung zu gebrauchen — von C. F. Keil und Fr. Delitzsch unternommen (1861 bis 1866) und noch nicht vollendet, mehr der rechten, die andre 'kurzgefaßte exegetische Handbücher' (1838—1862) mehr der linken Seite angehört.

Eine besondre Stellung nimmt das von Chr. Carl Josias Bunsen (geb. 1791, gest. 1860) 1858 begonnene Bibelwerk ein, in welchem der geistvolle Verfasser, welcher sich seine jugendliche Begeisterung für die höchsten Aufgaben der Menschheit bis zu seinen letzten Lebensstunden zu erhalten wußte, alles zu vereinigen suchte — Uebersetzung, Erklärung und eine Fülle von Abhandlungen — was geeignet wäre, der christlichen Gemeinde ein volles wissenschaftliches und religiöses Verständniß ihrer Grundbücher zu verschaffen.

Bezüglich des Pentateuch im Allgemeinen erwähne ich die Arbeiten von Fr. Tuch 1838, M. Drechsler 1838; Hengstenberg 1841. 1842, J. H. Kurtz 1846, Fr. Delitzsch 1852, so wie die von Fr. H. Ranke 1834. 1840; Th. Ph. Ch. Kaiser 1829, Ed. Böhmer 1862.

Für die Genesis ist von hervorragender Bedeutung Ewald 1823 und Abhandlungen desselben in den biblischen Jahrbüchern; Knobel 1852; ferner sind beachtenswerth einzelne Abhandlungen von J. H. Kurtz, H. Hupfeld 1863, Ludw. Diestel 1853, Eb. Schrader 1863, Th. Nöldeke 1869 u. aa.

Exodus und Leviticus sind von Knobel 1857, Numeri und Deuteronomium 1861 behandelt; das letzte von F. W. Schultz 1859. Von Männern, welche einzelne Theile oder den Inhalt dieser Bücher erörtert haben, erwähne ich rücksichtlich der Gesetzgebung E. Bertheau (1840), Ed. Riehm (1854), des Dekalogs C. W. Otto (1857), E. Meier 1846, des Segens

Mose's K. H. Graf (1857), so wie Volck 1861, H. Kamphausen 1862.

Josua ist von Knobel 1861 bearbeitet; dazu Ludw. König 1836.

Das Buch der Richter ist von G. L. Studer 1835; zugleich mit Ruth von E. Bertheau 1845 bearbeitet. Die Chronologie zur Richterzeit von Nöldeke 1869. Ruth allein von C. L. Fr. Metzger 1856.

Für Samuel und das Buch der Könige ist K. H. Graf (1842) von der größten Bedeutung; eben so O. Thenius 1842. 1849.

Für Chronik und Esra erwähne ich C. F. Keil 1833; F. C. Movers 1834; für Chronik außerdem die Bearbeitung von E. Bertheau 1864, welcher die von Esra, Nehemia und Esther 1862 folgte; für die von Esther Michael Baumgarten 1839.

Die poetischen Bücher haben sehr zahlreiche Behandlungen gefunden, unter denen die von Ewald insbesondre hervorragen.

Job ist von diesem 1854 herausgegeben; ferner ist er von L. Hirzel bearbeitet (die zweite Ausgabe, 1852, von J. Olshausen durchgesehen); von H. Hupfeld 1853; auch von Konst. Schlottmann 1851, C. R. Berkholz 1859; und früher von F. J. Bellermann 1813; J. H. F. Autenrieth 1823, F. W. L. Umbreit 1824 u. aa.

Die Psalmen sind am reichsten bedacht und so ziemlich von allen hervorragenden Exegeten der verschiedensten Richtungen behandelt; von Ewald 1866; J. Olshausen 1853; F. Hitzig 1863. 1865; H. Hupfeld 1855—1861; Hengstenberg 1841 bis 1845; Delitzsch 1859; Cäsar von Lengerke 1847, so wie de Wette 1829, Rud. Stier 1834—1836, G. Ph. Ch. Kaiser 1827; F. B. Köster 1836; G. M. Dursch 1842; Laur. Reinke 1857—1858; J. J. Stähelin 1852; 1860.

Die Klaglieder haben Ewald 1866, W. Neumann 1856 bis 1858, Hitzig 1841 und O. Thenius 1855 behandelt.

Die Salomonischen Schriften (Sprüche, Prediger und das hohe Lied) sind von Ewald zuletzt 1867 bearbeitet; ebenso von Hitzig (Sprüche 1858, Prediger 1847, hohe Lied 1855) und früher (1820—1826) von Umbreit; Sprüche 1858 und Prediger 1855 von E. Elster; Sprüche 1847 von E. Bertheau und 1806 von dem Philosophen Schelling. Prediger 1859 und hohe Lied 1853 von Hengstenberg; 1823 und 1825 von Kaiser. Prediger 1836 von Knobel, 1854 von Bürger und 1860 von H. A. Hahn. Das hohe Lied 1851 von Fr. Delitzsch, 1854 von E. Meier; 1856 von H. G. Hölemann; 1828 von Fr. E. Weißbach und 1842 von Ed. Isid. Magnus.

Die prophetischen Bücher sind bearbeitet von Ewald 1840 bis 1841, Umbreit 1841—1846.

Jesaia von W. Gesenius 1820—1821; Hitzig 1833; E. L. Hendewerck 1838—1843; Knobel 1843; M. Drechsler 1845—1854; E. Meier 1850.

Jeremia von K. H. Graf 1862; Hitzig 1841; W. Neumann 1856—1858; dazu C. W. E. Nägelsbach 1850; J. J. Stähelin 1852.

Ezechiel von Hitzig 1847; von Balmer-Rinck 1858.

Daniel von Hitzig 1850; H. A. C. Hävernick 1832; Cäsar von Lengerke 1835; Abhandlungen darüber von Dav. Zündel 1861, C. Aug. Auberlen 1854, Hilgenfeld 1863 u. aa.

Die zwölf kleineren Propheten sind bearbeitet von Hitzig 1838.

Hosea, Joël, Amos von J. F. Schröder 1829; zu Amos und Hosea hat J. J. Stähelin 1842 eine Abhandlung veröffentlicht. Hosea ist bearbeitet von Joh. Chr. Stuck 1828, A. Simson 1851. Joël von Credner (gest. 1857) 1831, E. Meier 1841. Amos von Gust. Baur 1847. Obadja von Aug. W. Krahmer 1833. Jona von Hitzig 1831, Fr. Kau-

len 1862; dazu P. Friedrichsen 1841. Nahum von Otto Strauß 1853, Mich. Breiteneicher 1861. Habakuk von Fr. Delitzsch 1842. Haggai 1860, Sacharja 1861—1863 und Maleachi 1865 von Aug. Köhler. Sacharja von M. Baumgarten 1854—1855, E. von Ortenberg 1859, W. Neumann 1860. Maleachi von Laur. Reincke 1856.

Viele der angeführten exegetischen Schriften enthalten auch deutsche Uebersetzungen. Außerdem sind in unserm Jahrhundert mehrere auch besonders erschienen und zwar von allen drei Gemeinden, welche die Bibel als die Grundlage ihrer Religion betrachten; von katholischer Seite von Leander van Eß 1807 ff., Allioli 1830 ff., von evangelischer von de Wette 1809 ff., Joh. Friedr. von Meyer 1822 und 1849, Rud. Stier 1856; von jüdischer unter Leitung von Zunz 1837 u. aa. Außerdem sind auch einzelne Theile übersetzt: die Propheten von F. Hitzig 1854; der Pentateuch und die Propheten von J. Johlson u. aa.; eine höchst poetische Bearbeitung der Psalmen verdankt man Jul. Hammer 1861. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß trotz dieser und andrer Uebersetzungen die Luther'sche, obgleich in Bezug auf das richtige Verständniß vielfach mangelhaft, doch rücksichtlich der Wiederspiegelung des biblischen Geistes und der biblischen Kraft auch jetzt noch allen voransteht. Die poetische Sprache der Bibel, insbesondre die der Propheten, in welcher die Worte wie große Quadern ohne jeden Cement, ja fast ohne bestimmt hervortretendes Gefüge neben und über einander geschleudert sind, läßt sich aber in der That auch kaum in einer der unsrigen, in denen der größte Theil eines Satzes aus kleinen cementartig dienenden Wörtchen besteht, in einer Weise wiedergeben, daß sie eine auch nur entfernt ähnliche markige Wirkung, wie im Original, zu üben vermöchte.

Was die Realphilologie betrifft, so ist die biblische Alterthumskunde im Ganzen von de Wette 1814, Jos. Fr. Allioli 1844, Saalschütz 1855. 1856, G. Fr. Keil 1858. 1859 und

vor allem von Ewald, als Theil seiner Geschichte des Volkes Israel, behandelt.

Eine geographisch-historisch-archäologische Beschreibung Palästina's hat Sal. Munk (geb. 1805, gest. 1867) 1845 geliefert; deßgleichen Fr. Arnold 1845; einen Bibel-Atlas Kiepert (2. Ausgabe 1859) und Menke 1868. Um die Topographie Jerusalems hat sich Titus Tobler sehr verdient gemacht 1853 bis 1854. Beiträge dazu haben G. Rosen, H. Hupfeld, Ferd. Unger u. aa. geliefert; bezüglich andrer Ortschaften K. H. Graf u. aa. Das Staatswesen hat bearbeitet Carl Dietr. Hüllmann 1831; Mosaische Gesetze E. Bertheau 1840; Mosaisches Recht Saalschütz 1846—1848, Alb. Jonas 1863; Levirat F. Benary 1835, Redslob 1836. Cultus G. Lor. Bauer 1805—1806, Paul Scholz 1868; Feste J. F. C. George 1835, H. Hupfeld 1851—1852; Jubeljahr Kranold 1837, Wolde 1837. Ceremonien F. G. Lisco 1842; Symbolik des Cultus K. Ch. W. F. Bähr 1837—1839; Stiftshütte W. Neumann 1861, Riggenbach 1862, Wangemann 1866; Bundeslade E. Sartorius 1857; Urim und Thummim J. J. Bellermann 1824; Opfer Hengstenberg (2. Aufl. 1859), Stöckl 1848; über spätere religiöse Anschauungen, Einfluß des Parsismus schrieb Alex. Kohut 1866; über Kalender L. M. Lewysohn 1856; dazu Hitzig 1837; über Maaße und Gewichte J. Olshausen, E. Bertheau, Fenner von Fenneberg 1859, Herzfeld 1865; Münzen Ewald 1855, M. A. Levy 1862, H. C. Reichardt (Z. d. D. M. G. XI); Siegelsteine M. A. Levy (ebds.).

Was hebräische Kunst betrifft, so hat Saalschütz über Musik der Hebräer 1829 geschrieben; Leop. Haupt hat 1854 aus den Accenten selbst die alten Sangweisen zu entziffern versucht. Ueber die Formen der hebräischen Poesie haben Saalschütz 1829 (2. Aufl. 1833), Wenrich 1843, E. Meier 1853, Jul. Ley 1866 Untersuchungen veröffentlicht.

Was die literarischen Erzeugnisse der Juden in chaldäischer, talmudischer, rabbinischer und hebräischer Sprache nach ihrer staatlichen Vernichtung betrifft, so sind sie natürlich nicht entfernt mit der Vorliebe berücksichtigt, wie die der früheren Zeit. Doch zeigt sich auch auf diesem Gebiete ein reges Treiben, welches das geistige Leben der Juden in dieser Periode an und für sich und insbesondre sein Verhältniß zu und seinen Einfluß auf die Cultur der Völker, unter denen sie lebten, immer mehr ins Licht stellt.

Was die Hülfsmittel zum Verständniß ihrer Sprache betrifft, so hat A. Geiger ein Lehr- und Lesebuch zur Mischnah 1845 veröffentlicht, Leop. Dukes mehreres zur Grammatik und Lexikographie derselben; Heilbut eine rabbinische Chrestomathie 1856; die lexikalischen sind oben bei Chaldäisch erwähnt. Beiträge zu dem Verstädniß haben Aut. Th. Hartmann, J. Goldenthal und insbesondre durch Erklärung aufgenommener Fremdwörter Jellinek, Mich. Sachs u. aa. geliefert.

Bezüglich der Kenntniß der hieher gehörigen Schriften und ihres Inhaltes ist viel geleistet in den verschiedenen Zeitschriften von Geiger, Rapoport, L. Stein, Jos. Kobak, Letteris, Z. Frankel, Enoch, Philippson, Jos. Wertheimer u. aa., so wie in den Arbeiten von Heidenheim, Fürst, Steinschneider; ferner von Frz. Joh. Molitor (1827—1853) und in mehreren Schriften von Frz. Delitzsch.

Eine beträchtliche Anzahl der rabbinischen Werke, auch die Mischnah und der Talmud sind mehrfach neu herausgegeben; insbesondre die beiden letzteren.

Wichtige Bemerkungen in Bezug auf eine kritische Ausgabe des Talmud hat Fürchtegott Lebrecht 1864 veröffentlicht.

Uebersetzungen aus dem Gebiet der Mischnah, Gemara und Midraschim haben Paulus Ewald 1825, J. Jacobson 1840, L. Adler 1853, Sal. Gottl. Stern 1854; Paul Möbius 1854, Löwe 1839, Pinner 1842, S. Blogg 1830, Fd. Chr. Ewald 1856, Lüpschütz 1830 geliefert.

Um die Geschichte der hebräischen Grammatik haben sich Sal. Munk und Neubauer, H. Hupfeld, Pinsker, Geiger, Ewald u. aa.; um die Massora (traditionelle, später schriftlich fixirte Bemerkungen über den Text der Bibel) insbesondre S. Frensdorff (durch Herausgabe der bedeutendsten der hieher gehörigen Arbeiten, des Buches Ochlah W'ochlah 1864) Verdienste erworben.

Die Entstehung und Geschichte der synagogalen Poesie ist durch die gründlichen und scharfsinnigen Forschungen von Zunz (1832. 1853. 1859. 1862) aufgehellt. Durch kritische Ausgaben, Uebersetzung und Erläuterung eines bedeutenden Theils derselben hat sich schon vorher (1800—1803) Heidenheim große Verdienste erworben. Die Gebete sind außerdem auch von andern übersetzt und erklärt, z. B. von M. Letteris 1845, J. Goldenthal 1858.

Andre Werke des hebräischen Mittelalters grammatischen, exegetischen, poetischen, religiösen und philosophischen Inhalts sind von J. H. L. Biesenthal, F. Lebrecht, Asher, Leop. Dukes, Edelmann, Hirschfeld, Ab. Jellineck, Geiger, Goldberg, Goldenthal, Löwe, Zedner, L. Zimmermann, Haarbrücker, B. Auerbach, M. Steinschneider, L. Stein, X. Richter, J. Ettlinger, J. Hamburger, J. Fischl, L. Landshut, so wie mehreren der schon erwähnten, wie Zunz und anderen, theils herausgegeben, theils übersetzt und erläutert. Insbesondre haben sich mehrere mit Moses Maimonides beschäftigt, vor allen Sal. Munk, Geiger, M. Joël, M. Wolff, Simon B. Scheyer, Samson Weil.

Auch die Realia des Talmud und der sich daran schließenden Entwickelung fanden in diesen und andern Schriften theils beiläufige, theils besondre Behandlung, so von M. H. Friedländer, Levi Bamberger, J. Fürst, S. Munk, Derenburg, Neubauer, Kayserling, M. Wiener, L. Lewysohn, B. Zuckermann, D. Chwolson u. aa.

b. Phönicisch.

Von dem Phönicischen des Mutterlandes sowohl als der Colonien, Carthago u. s. w., sind uns nur in Inschriften, Münzen und in der bekannten Stelle des plautinischen Poenulus Reste erhalten. Die Erläuterung derselben ist ernstlich erst in unserm Jahrhundert begonnen; in unserm Vaterlande wirkten gewissermaßen als Vorläufer J. J. Bellermann (1809—1814) und U. Fr. Kopp (1824). Im folgenden Jahr begann W. Gesenius seine bahnbrechende Thätigkeit, welche er 1837 mit der Sammlung aller bis dahin entdeckten Denkmäler und dem Versuch, sie zu erklären, abschloß. In demselben und wenige Jahre darauf versuchten sich Ed. Lindemann (1837), F. K. Wex, (1839) und 1845 der ausgezeichnete Forscher im Gebiete der phönicischen Geschichte und Alterthumskunde F. C. Movers[1]) an der plautinischen Stelle. Seit der Zeit ist die Anzahl der Inschriften bedeutend vermehrt und zwar durch mehrere, welche an Umfang und Werth und insbesondre durch den Fundort in Phönicien selbst das, was Gesenius zu Gebote stand, nicht wenig überragen. In demselben Maaße nahm auch der Eifer für die Erklärung derselben zu. Es betheiligten sich daran fast alle große semitische Philologen.

Die meiste Aufmerksamkeit erregte die erste auf phönicischem Boden 1855 gefundene Inschrift eines Königs von Sidon; sie wurde sogleich von Frz. Dietrich, Rödiger, Hitzig, im folgenden Jahre von Konst. Schlottmann (nochmals 1868), S. Munk, Ewald, M. A. Levy, später auch E. Meier behandelt.

Nicht geringere Bedeutung hat eine schon 1845 in Marseille gefundene Opfertafel, zu der 1861 ein Seitenstück in den Trümmern von Carthago entdeckt ward. Jene ward von Movers und

[1]) Seine Untersuchungen erschienen in 2 Theilen, der 2. in drei Bänden 1841—1856.

Munk 1847, von Ewald 1849 und dann auch von Anderen behandelt. Diese sowie andre (die von Eryx schon 1849) von dem um semitische Paläographie, Inschriften- und Münzenkunde sehr verdienten O. Blau (in Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges.), Levy, Ewald.

Nicht geringe Aufmerksamkeit erregte auch eine kleine trilinguis (zugleich lateinisch und griechisch), welche 1860 in Sardinien gefunden ward; mit ihr beschäftigten sich außer Ewald und Levy auch J. Gildemeister und Fr. Ritschl.

Eine von Renan in Phönicien gefundene und zuerst 1862 veröffentlichte ebenfalls sehr beachtenswerthe wurde außer von M. A. Levy auch von A. Merx behandelt (1867 in Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges.).

Außerdem sind auch in Cypern mehrere gefunden, und von Ferd. Benary 1845, E. Rödiger 1846 behandelt; eine ferner, deren Echtheit zweifelhaft, in Malta, besprochen von Ewald und Blau (s. insbesondre Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVIII. 633); dann mehrere sogenannte neupunische in Afrika, welche Ewald 1852 erläutert hat.

Die werthvollsten, insbesondre weil höchst wahrscheinlich die ältesten der bisher bekannten, sind die von Ipsambul in Nubien aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus. Aufgefunden von Ampère vor etwa 44 Jahren und genauer bekannt gemacht von Lepsius, sind sie von Levy und Blau (Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIX) behandelt.

Fast die gesammte hieher gehörige Inschriftenkunde ist von M. A. Levy, außer in den theilweis angeführten einzelnen Abhandlungen, in seinen phönicischen Studien (1856—1864) bearbeitet; derselbe hat 1864 auch ein phönicisches Wörterbuch veröffentlicht. Ueber die phönicische Sprache im Allgemeinen hebe ich noch einen Aufsatz von Ewald (in 'Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes' IV), so wie eine Abhandlung von Paul Schröder 1867 hervor.

4. Südsemitische Sprachen.

a. Arabisch.

Auf diesem Gebiet ist in unsrem Jahrhundert ein ganz außerordentlicher Fortschritt zu erkennen; er begann im Auslande, insbesondre durch die Arbeiten großer französischer Orientalisten, eines Silvestre de Sacy u. aa.; allein seit dem zweiten Viertheil unsres Jahrhunderts nahm die deutsche Thätigkeit auch hier einen Aufschwung, welcher sich nach und nach so glänzend entfaltet hat, daß er an Extensivität — mit Ausnahme einiger islamitischer Länder — die aller übrigen Völker erreicht, an Intensivität aber sie entschieden überragt. Eindringende minutiöse Kenntniß der Sprache hat in Deutschland ihre Hauptvertreter erhalten, eine Fülle von Editionen und Bearbeitungen arabischer Schriftsteller und des Inhalts ihrer Werke hat die Kunde arabischer Literatur, Geschichte und geistiger Entwickelung in bedeutendem Maße erweitert und eine kritische Behandlung der wichtigsten Zweige derselben — der alten Poesie, Religion und Geschichte — eine richtigere Betrachtung derselben theils schon zur Folge gehabt, theils für die Zukunft angebahnt.

Die Kenntniß der Literatur im Allgemeinen ist durch eine nicht geringe Anzahl von Katalogen und Beschreibungen von Handschriften gesteigert, unter denen ich die von Chr. Fr. von Schnurrer 1811, von Hammer-Purgstall 1820. 1840, J. H. Möller 1826, H. L. Fleischer 1831. 1838, Albr. Kraft 1842, Aloys Sprenger 1854. 1857, Em. Rödiger, Dorn, Jos. Aner 1866 und G. Flügel hervorhebe.

Grammatiken sind — abgesehen von der durch G. H. Bernstein besorgten neuen Auflage der Joh. Dav. Michaelis'schen 1817 — von E. F. C. Rosenmüller 1818, A. Oberleitner 1822, Th. Chr. Tychsen 1823, Joh. Aug. Vullers 1832, H. Ewald 1831—1833, J. H. Petermann 1840 und mit Chrestomathie und Glossar 1867, von C. P. Caspari 1844. 1848. 1859

mit Chrestomathie und Glossar, von K. Schier 1849, E. Göschl 1867 veröffentlicht. Eine Einleitung in das Studium der arabischen Sprache von G. W. Freytag ist 1861 erschienen. Für die Geschichte der einheimischen Grammatik waren G. Flügel und A. Schmölders 1862 thätig. Einheimische grammatische Werke haben Fr. Dieterici, Sachau und Völck veröffentlicht und erläutert (s. oben S. 193).

Einzelne Theile der Grammatik sind insbesondere von H. L. Fleischer, H. Ewald, Th. Nöldeke, J. Th. Zenker, F. W. Schwarzlose 1854, H. A. Barb 1858 u. aa. behandelt. Die arabischen Laute von R. Lepsius 1861, Brücke 1860; die Schrift von H. L. Fleischer.

Zwei Lexika hat G. W. Freitag abgefaßt, ein großes in vier Bänden 1830—1837 und ein kleineres 1837; ein einheimisches Arabisch-Persisches hat Joh. Gottfr. Wetzstein 1840 bis 1850 veröffentlicht, eines der technischen Ausdrücke der Wissenschaft, in Verein mit anderen, Al. Sprenger 1853. 1854; über die ältesten einheimischen Lexikographen hat Ed. Vilmar 1856 geschrieben. Lexikalische Beiträge haben v. Hammer-Purgstall u. aa. geliefert.

Ueber Metrik haben H. Ewald 1835, G. W. Freytag 1831 und G. Flügel geschrieben.

Chrestomathien, oder überhaupt ausgewählte Stücke der arabischen Literatur haben veröffentlicht Joh. Jahn 1802 mit Glossar; A. Oberleitner 1823. 1824; E. F. C. Rosenmüller 1825 bis 1828; J. G. L. Kosegarten 1825; Freytag 1834; K. Schier 1846; Fr. A. Arnold 1853; andere kleinere sind bei den Grammatiken erwähnt.

Einheimische Werke, welche sich auf die Literatur im Ganzen beziehen, sind theils ganz, so das bibliographisch-encyclopädische Lexikon, Haji Khalfa, von G. Flügel 1835—1858 in sieben Bänden, ein Verzeichniß schiitischer Schriften von Al. Sprenger

1853, theils theilweis von Th. Haarbrücker 1859, R. Gosche 1867 veröffentlicht.

Eine encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients nach arabischen, persischen und türkischen Werken hat J. v. Hammer-Purgstall 1804, eine arabische Literaturgeschichte 1850—1856 in sieben Bänden gegeben; über die Akademien der Araber haben wir eine Abhandlung von Ferd. Wüstenfeld (1837), über ihre Wissenschaften eine von demselben (1835). Beiträge zur Kenntniß der Arabischen Literatur im Allgemeinen haben viele der Arabisten in Zeitschriften, insbesondre der der Deutsch. Morg. Ges. geliefert.

Arabische Sprüchwörtersammlungen haben veröffentlicht und bearbeitet Chr. M. Habicht 1826, Joh. Gust. Stickel 1834, E. Bertheau 1836; H. L. Fleischer 1837; G. W. Freytag 1838—42 (3 Bde.).

Ausgaben von Gedichten, mehrfach mit Uebersetzungen und Erläuterungen, haben besorgt H. A. Frähn 1814; Kosegarten 1810; 1819 (eines der sogenannten Preisgedichte); 1840; 1850; G. W. Freytag 1814 (vgl. dazu G. Baur in Zeitschr. d. D. Morg. Ges. X. 96); 1822; 1828. 29 (Hamâsa); G. H. Bernstein 1816; Ant. Horst 1823; Hengstenberg 1823 (Preisgedicht), P. von Bohlen 1824. 1825, C. R. S. Peiper 1823. 1828 (Preisgedichte), Bullers 1827. 1829 (Preisgedicht); Ph. Wolff 1834; Fr. Aug. Arnold 1827. 1850 (die sieben Preisgedichte Mu'allaqât); Fr. Dieterici 1844; 1858—1859 (Mutanabi), J. v. Hammer-Purgstall 1854; Ed. Vilmar 1857; G. H. Engelmann 1858; W. Ahlwardt 1859 (Chalef elahmar); 1861 (Abu Newas), M. J. Müller 1861 (Morisko-Gedichte); Alfr. von Kremer 1866; A. Socin 1867; H. Thorbecke 1868.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl alter Gedichte wurde mitgetheilt, übersetzt und kritisch und philologisch behandelt von Th. Nöldeke 1862. Ueber den Dichter Tâbit handelte G. Baur

(in Zeitschr. d. D. Morg. Ges. X). Neuere Dichtungen machte G. Rosen mehrfach in derselben Zeitschrift bekannt.

Uebersetzungen begleiten die meisten dieser Bearbeitungen. Außerdem verdanken wir deren den beiden berühmten Uebersetzern Fr. Rückert 1843 (Preisgedicht), 1846 (Hamasa) und A. Fr. von Schack; auch Hammer-Purgstall, Vinc. von Rosenzweig, Phil. Wolff (die Preisgedichte), E. Amthor, Alfr. v. Kremer (Abu Nûwâs 1855), Reuß u. aa.; Nachbildungen auch Goethe.

Aus dem Gebiet der Fabeln und Unterhaltungsliteratur sind die Fabeln von Loqman von G. W. Freytag 1823, von E. Rödiger 1830 (2. Ausg. 1839), K. Schier 1831 (2. 1839) herausgegeben.

Kalila und Dimna ist von Ph. Wolff übersetzt 1837.

Eine Ausgabe der Tausend und Eine Nacht ist von Max Habicht begonnen und von H. L. Fleischer vollendet 1835—1843 (12 Bdchn.). Zur Kritik derselben schrieb der Letztere 1836. Uebersetzungen sind von Max Habicht, v. d. Hagen und C. Schall gemeinschaftlich 1824. 1825, von G. Weil 1847—52 u. aa. veröffentlicht.

Ebn Arabschah (Erzählungen) ist von Freytag 1832 bis 1852 veröffentlicht.

Hariri's Makamen sind in's Lateinische übersetzt und erklärt von C. R. S. Peiper 1832 (2. 1836). Die berühmte Versetzung derselben ins Deutsche von Rückert 1836 (mehrfach aufgelegt) hat die gereimte Prosa auch in unsre Komik eingeführt und schon manche recht glückliche Anwendung derselben hervorgerufen. Derselbe Dichter hat auch eine Auswahl von Gedichten und Gesängen aus dem Volksheldenroman Siret Antarat Ilbattal arabisch und deutsch 1848 (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. II) veröffentlicht.

Schließlich erwähne ich noch 'Der vertraute Gefährte des

Einsamen' von G. Flügel 1829 und 'Morgenländische Lebensbilder' von A. Reinhardt 1840.

Was Geschichte betrifft, so hat C. M. Frähn mehreres auf die russische Geschichte bezügliche veröffentlicht 1822. 1823. 1835; einen Theil des Abulfeda Fleischer 1831; anderes Freytag 1819. 1820; Frz. Erdmann 1822; Credner 1825; G. H. A. Ewald 1827; C. Th. Johannsen 1828; Jos. Müller 1830; O. von Platten 1837; Karle 1856; L. Krehl 1850. 1856; Ed. Vilmar 1865; W. Ahlwardt (Elfachri) 1860; auf Indien bezügliches J. Gildemeister 1838; Auszüge aus Kitâb Jamînî (vorzugsweise Indien betreffend) Th. Nöldeke 1857; Hamza's Annalen J. M. E. Gottwald 1844. 1848; Wakidi Alfr. von Kremer 1856; über Wakidi schrieb Haneberg 1860; Masudi Aloys Sprenger 1841, Otby 1847; Attabarî Kosegarten 1831—1853; fast eine historische Bibliothek bilden aber die Veröffentlichungen von Ferd. Wüstenfeld: Abu Zakarja u. s. w. Biographien 1832. 1842—1847. 1849; Ibn Challikan Biographien 1835—1850; 1837; Macrizi Geschichte der Kopten u. aa. 1845. 1847; Ibn Coteiba Handbuch der Geschichte 1850; Muhammed ben Habîb Stammnamen 1850; Ibn Doreid Genealogie 1853; die Chroniken der Stadt Mekka 1857—1860 (4 Bände), Samhudi's Geschichte von Medina 1860; Ibn Hischâm, Leben Muhammeds 1857—1860 u. aa.

Von bloßen Uebersetzungen erwähne ich die des Attabarî von H. Zotenberg 1867, die jedoch nach der persischen Uebersetzung gemacht ward, in welcher das weitläufige Werk abgekürzt ist.

Aus der geographischen Literatur ist das wichtigste Werk: die Geographie Abulfeda's von K. Schier 1842. 1845 herausgegeben; einzelnes daraus von Tuch 1830; eben so von F. Wüstenfeld, welchem man auch auf diesem Gebiet die umfangreichsten Publikationen verdankt, nämlich Cazwini's Kosmographie 1848—1849, so wie Jacut's Lexikon geographischer Homonyme 1846, geographisches Wörterbuch 1866—1869 (Bd. 1—4) und

daran sich schließende Abhandlungen 1864. 1865; Isztachri ist von J. H. Möller 1839 veröffentlicht und von A. D. Mordtmann 1845 übersetzt; andres Geographische ist theils veröffentlicht, theils behandelt von Kosegarten 1818, H. Apetz 1818, Kurt von Schlözer 1845; Tuch 1850, Alfr. von Kremer 1852; übersetzt von Fleischer (Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VI).

Aus dem Gebiet der Mathematik haben Fr. Rosen 1831, G. H. F. Nesselmann 1843, Al. Sprenger 1845 Veröffentlichungen gemacht; die größten Verdienste aber um die Kenntniß dieses Zweiges arabischer Wissenschaft hat sich von Deutschen theils durch Publikationen theils durch Abhandlungen F. Woepke erworben.

Was Medicin und Naturforschung betrifft, so hat Ferd. Wüstenfeld eine Geschichte der arabischen Aerzte und Naturforscher 1840, Macrizi's Beschreibung der Hospitäler in Cahira 1846 veröffentlicht. Außerdem haben für die Kenntniß dieses Gebietes gewirkt Fr. Reinh. Dietz 1833, Jos. Sontheimer 1840. 1845; Wintermitz 1843, C. Aug. Hille 1845; für Botanik der berühmte Verfasser der Geschichte derselben E. H. T. Meyer (in Bd. 3 mit Alfr. Meyer 1841).

Für die Religion ist von großer Bedeutung Th. Nöldeke's 'Geschichte des Qorâns 1860, so wie seine schon 1855 erschienene Abhandlung 'de origine et compositione surarum qoranicarum ipsiusque Qorani', beides Zeugnisse der eminent kritischen Begabung dieses ausgezeichneten Forschers. Außerdem haben sich um eine richtige Beurtheilung des Qorân A. Geiger 1834, G. Weil 1844 verdient gemacht. Ausgaben des Qorân verdanken wir G. Flügel 1832. 1842 und Mor. Redslob 1837. 1855; die Veröffentlichung des Commentars von Beidhawi H. L. Fleischer 1844—1848; anderer exegetischer Arbeiten Al. Sprenger 1849 ff., eines Werkes über berühmte Kenner des Qorân Ferd. Wüstenfeld 1833—1834. Eine Concordanz des Qorân hat G. Flügel

1842 herausgegeben. Eine Uebersetzung von S. J. G. Wahl ist 1828, eine von L. Ullmann 1840 erschienen.

Um die Veröffentlichung, Uebersetzung oder überhaupt Bekanntmachung andrer religiöser Schriften haben sich G. Flügel (Scha'rânî) 1866, G. H. Bernstein 1817, Jos. v. Hammer-Purgstall 1844, Gottwaldt 1851, S. Freund 1853, Herm. Ethé 1868 verdient gemacht.

Arabische Schriften, die sich auf andre Religionen beziehen, betreffend ist ein Theil der Uebersetzung des Pentateuch von Saadja so wie andrer von P. de Lagarde 1867 veröffentlicht und ein Aufsatz über die der Psalmen von Saadja von Haneberg; andres auf das Judenthum bezügliche von Th. Haarbrücker 1844, Eisenstädter 1868.

Die arabische Uebersetzung der vier Evangelien hat P. de Lagarde 1864 herausgegeben, eine Abhandlung über die (syrische) Grundlage derselben Joh. Gildemeister 1865 veröffentlicht. Anderes Maxim. Enger 1854.

Um die Kenntniß der arabischen Philosophie haben sich durch Herausgabe von Texten u. s. w. verdient gemacht: Aug. Schmölders 1836, Jos. von Hammer-Purgstall 1835. 1838, H. L. Fleischer 1835, G. Weil 1836, C. Caspari 1838; C. Nauwerk 1837, Fr. Dieterici 1858; 1864; 1865; 1868; Jul. Th. Zenker 1856, G. Flügel 1845. 1857; Aloys Sprenger 1845. 1853. 1854; M. Wolff 1848; Sal. Poper 1851; Th. Haarbrücker 1853; Sal. Munk 1856 ff. R. Gosche 1858. H. Steiner 1865 u. aa.

Um Recht: Max Enger 1851. 1853; Nicol. von Tornauw 1855; E. F. C. Rosenmüller 1825; G. Helmsdörfer 1822; Al. Sprenger 1853.

Was die Realia betrifft, so bleibt hier, bei einem für uns so rein theoretischen Gebiet, natürlich noch vieles zu leisten. Doch ist auch schon nicht unbedeutendes theils bei Behandlung der Schriftsteller, theils in Abhandlungen geschehen und oben kurz

angedeutet. Ich erwähne nur noch die Geschichte der Araber von Flügel 1864, der Chalifen von G. Weil 1846—1851 ff., Muhammed's von Al. Sprenger 1861—64 und von Th. Nöldeke 1863. Um anderes Geschichtliche haben sich M. J. Müller 1860. 1866, Haneberg 1853, Alfr. von Kremer 1866. 1868 u. aa. verdient gemacht; um vorislamitische Religion Osiander 1853; um Kalender Aloys Sprenger 1859; um Inschriften H. L. Fleischer u. aa.; um Münzen Frähn, Stickel, Nesselmann, L. Krehl, Blau, Erdmann, Mordtmann, Dieterici, E. Meier.

Für die arabischen Vulgärsprachen der neueren Zeit ist noch wenig geschehen. Von deutscher Seite ist die Grammatik von Ad. Wahrmund 1861 (3 Theile) zu erwähnen, welche die Sprache Syriens und Aegyptens darstellt, die von J. E. L. Winkler (arabische Sprache am Nil und rothen Meer) 1862; Ph. Wolff's Arabischer Dragoman (für Palästina) 1857, J. L. Burckhardt Sprichwörter u. s. w. (aus Aegypten), ins Deutsche übersetzt von Kirmß 1834 und einige in Aegypten von H. Brugsch gesammelte Volkslieder, welche H. L. Fleischer in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XI veröffentlicht, übersetzt und erläutert hat.

Eine Grammatik der maurisch-arabischen Vulgärsprache mit einem Glossar hat Fr. L. von Dombay 1800 herausgegeben.

Das Maltesische, diesen Rest der einstigen arabischen Herrschaft auf Malta, hat W. Gesenius 1810 behandelt, insbesondre um die von J. J. Bellermann 1809 noch behauptete Ansicht zu widerlegen, daß es aus dem Phönicischen stamme. Einen sehr interessanten Aufsatz darüber hat auch Kosegarten 1847 veröffentlicht (in Höfer's Zeitschr. II); es gelingt ihm darin, das Verhältniß desselben zum Arabischen durch Reduction vieler Wörter auf die altarabischen u. aa. scharf hervorleuchtend zu machen.

b. Himjarisch.

Von der alten Sprache Südarabiens sind uns in einer beträchtlichen Anzahl von Inschriften, welche dem zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, also die ältesten Urkunden des eigentlichen Arabisch um mehrere Jahrhunderte überragen, nicht unbedeutende Documente erhalten. Diese sind seit 1834 von Wellsted, Cruttenden u. aa. gefunden und veröffentlicht. Bahnbrechende Behandlungen wurden ihnen zu Theil 1841 von W. Gesenius und E. Rödiger, 1846 von H. Ewald (in Höfer's Zeitschrift I). Später betheiligte sich mit außerordentlichem Erfolg E. Osiander an diesen Forschungen. Einige Aufsätze von ihm erschienen noch bei seinem Leben in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. X. XIV. XVII. Das Bedeutendste aber fand sich in seinem Nachlasse und ist von dem auf dem Gebiete der Paläographie bewährten M. A. Levy im Auftrag der eben erwähnten Gesellschaft in ihrer Zeischrift Bd. XIX. XX veröffentlicht.

c. Abessinische Sprachen.

1. Gez, gewöhnlich Aethiopisch genannt.

Diese ältere Phase der abessinischen Sprachen, seit Einführung des Christenthums zwischen dem 3. und 7. Jahrhundert literarisch entwickelt, hat sich nur als Bücher- und Kirchensprache erhalten. Ihr wissenschaftliches Studium, von Job Ludolf am Ende des 17. Jahrhunderts geweckt, hat in dem unsrigen und zwar wesentlich erst seit dem Beginn der zweiten Hälfte durch einen einzigen Mann, Aug. Dillmann, nach langer Vernachlässigung, eine wahre Wiedergeburt und einen außerordentlichen Aufschwung erfahren. Ihm verdanken wir eine Aethiopische Grammatik 1857, ein Lexikon 1862 ff., eine Chrestomathie mit Glossar 1866, eine neue, kritische Ausgabe des Buches Henoch 1851, eine Uebersetzung des Adambuchs 1853, so wie der Jubiläen 1849. 1850 (in Ewald's bibl. Jahrbb.). Ferner eine Ab-

handlung zur Geschichte des abessinischen Reiches, in welcher auch die alten von E. Rüppell in den Trümmern von Axum gefundenen und schon von E. Rödiger 1839 behandelten Inschriften einer nochmaligen Durchforschung unterworfen werden (1853 in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. VII); endlich ein Verzeichniß der äthiopischen Handschriften der Bodlejana in Oxford 1858 u. aa.

Von den übrigen Orientalisten hat sich insbesondre H. Ewald um die philologische Seite des Aethiopischen verdient gemacht; außer mehreren Abhandlungen über äthiopische Bücher — z. B. über das Buch Henoch 1854 — hat er ein Verzeichniß der äthiopischen Handschriften in Tübingen bekannt gemacht (in der Zeitschr. für Kunde des Morgenl. V); eines der Wiener Fr. Müller (in Zeitschr. der D. Morg. Ges. XVI).

Eine Vergleichung des Aethiopischen mit den verwandten Sprachen hat Eberh. Schrader 1860 veröffentlicht. Theile der Grammatik haben behandelt H. Hupfeld 1825, Chr. Mor. Leon. Jul. Drechsler 1825, Fr. Tuch 1854.

Aethiopische Schriften haben übersetzt, erläutert, oder überhaupt behandelt: A. G. Hoffmann 1833, Fr. A. Arnold 1841, H. Hupfeld 1852, Anger, H. Jolowicz 1854, G. Volkmar 1860 u. aa.

2. Tigre.

Von dieser dem Aethiopischen unter den neueren abessinischen am nächsten stehenden Sprache hat J. S. Vater 1816 einige Wörter mitgetheilt und Merx 1868 ein Vokabular (von Beuermann) sammt einer grammatischen Skizze veröffentlicht; ein Vokabular von Munzinger findet sich auch in Dillmann's Aethiopischem Lexikon. Eine Uebersetzung des Evangelium Lucä in diese Sprache ist von Kugler begonnen und nach dessen Tod von Isenberg vollendet, aber nicht erschienen[1]).

[1]) The Bible of every land, 2d ed. London (1860) p. 60.

3. Amharisch.

Auch diese Sprache ist seit Job Ludolf bis auf unsre Zeit sehr vernachlässigt. Im Jahre 1841. 1842 hat C. W. Isenberg eine Grammatik und ein Lexikon derselben (englisch) veröffentlicht.

4. Harari.

Diese Sprache hat Fr. Müller 1864 (in den Sitzungsber. der phil.-hist. Cl. der Wiener Ak. Bd. XLIV) behandelt und gezeigt, daß sie mit demselben Recht wie Amharisch zu dem Aethiopischen zu stellen ist. H. Bleek[1]) rechnet sie zu den weiterhin als hamitisch bezeichneten und der Verfasser dieser Geschichte ist der Meinung, daß überhaupt die Grundlage der drei letzten Sprachen der hamitische Zweig ist, daß dieser erst durch die Herrschaft eingewanderter Semiten speciell semitische Elemente erhielt; natürlich gilt dieß dann auch für die Bevölkerung, in deren Gebiet sich einst das Aethiopische bildete.

II. Hamitischer Sprachzweig.

Eine übersichtliche Vergleichung der hieher gehörigen Hauptsprachen, des Aegyptischen, Ta-Maschek (Berbersprache), Galla, Saho, Dankâli und Bedscha, hat Fr. Müller (Reise der Novara. Linguistischer Theil 1867 S. 53 ff.) gegeben.

1. Aegyptisch.

a. Altägyptisch.

Das hohe Alter der ägyptischen Cultur, die geschichtliche Stellung Aegyptens zu den asiatischen, afrikanischen und selbst einigen europäischen Völkern, die Fülle seiner Denkmäler und vor allem der schriftlichen bis in die älteste Zeit hinaufreichenden Documente, zu deren Verständniß den Schlüssel wiederzufinden, erst unserm Jahrhundert gelungen ist, gibt der Entzifferung und dem Studium der in Hieroglyphen und demotischer Schrift uns

[1]) The library of H. E. Sir G. Grey I. 2. 255.

erhaltenen Reste des ägyptischen Alterthums eine Bedeutung, die nicht hoch genug veranschlagt werden kann und demgemäß auch in fortwährendem Steigen begriffen ist.

Der Ruhm, den richtigen Weg zur Entzifferung der Hieroglyphen gefunden und weit verfolgt zu haben, gebührt zwar einem Engländer Thomas Young (1816) und einem Franzosen Jean François Champollion le Jeune (1822), allein an der weiteren Entzifferung, Veröffentlichung, sorgfältigen Erklärung und Benutzung der bildlichen und sprachlichen Denkmäler zu historischen und philologischen Forschungen in Bezug auf das alte Aegypten selbst und die Völker, mit denen es in Berührung kam, hat auch Deutschland eifrigen Antheil genommen und nicht wenige Werke geliefert, welche bedeutende Beiträge zur Förderung aller der Studien gewähren, die auf den Resten des ägyptischen Alterthums beruhen.

Zwei Männer sind es insbesondre, welche durch eine Fülle von gründlichen und gediegenen Arbeiten auch auf diesem Gebiete dem deutschen Namen Ehre verschafft haben, der schon mehrfach erwähnte Richard Lepsius und Heinrich Brugsch (geb. 1827). Jener hat sich insbesondre durch schärfere Untersuchung und Bestimmung der phonetischen Lautzeichen (1837), durch die allersorgfältigste Veröffentlichung einer außerordentlichen Fülle von Denkmälern und Inschriften (1842. 1849 ff., 1866. 1867), durch scharfsinnige Untersuchungen über die ägyptische Chronologie und Geschichte (1848 ff.), Religion (1851. 1856) und Kunst (1838. 1843. 1867) verdient gemacht; dieser durch die Erforschung der (etwa vom 7. Jahrhundert vor bis zum 3. nach Chr. gebräuchlichen) demotischen Sprache und Schrift (1848. 1849), sprachliche Erläuterung einer Menge in ihr und in Hieroglyphen erhaltenen Denkmäler (1850. 1851. 1865. 1867), so wie überhaupt durch Hervorkehrung der philologischen Seite dieser Studien; wir verdanken ihm die auf Inschriften gebaute Geographie des alten Aegyptens (1857 ff.), Schriften, welche sich auf die Ge-

schichte (1859. 1864), Chronologie und Astronomie (1856. 1864 und in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. IX. X. XIV u. sonst) beziehen; vor allem aber eine demotische Grammatik (1855) und ein hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch (1867—1868), durch welches der zukünftigen Forschung ein festerer Grund und keine geringe Erleichterung verschafft ist. Beide Forscher haben eine Fülle von besonderen Werken und Abhandlungen veröffentlicht und sich seit dem Jahre 1863 zur Herausgabe einer 'Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde' vereinigt, welche ein wahres internationales Rendez-vous für die Männer aller Völker bildet, welche sich an diesen Studien betheiligen.

Zu ihnen sind in neuerer Zeit Leo Reinisch (1859 ff.), F. J. Lauth (1863 ff.) und J. Duemichen (1863 ff.) getreten, welche sich ebenfalls theils durch Veröffentlichung von Denkmälern und Inschriften, theils durch sprachliche Erläuterungen, theils Untersuchungen an diesen Studien in ehrenwerther Weise betheiligt haben. Von Lauth haben wir 1867 eine Uebersetzung des wichtigen Documents aus den Zeiten des Menophtah erhalten, in welchem der Kampf mit den Libyern und den Inselvölkern des Mittelmeeres, so wie den Achäern — denn an der Identificirung der Aqaiwasha mit diesen ist schwerlich zu zweifeln — berichtet wird (in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XXI). Aus früherer Zeit verdient noch J. G. L. Kosegarten (1824. 1828) Erwähnung.

Um dieselbe Zeit, wo Champollion den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen fand, suchte auch ein ausgezeichneter deutscher Philolog, Friedr. Aug. Wilh. Spohn (geb. 1792, gest. 1824), das Dunkel zu durchbringen. Sein Tod hinderte ihn an der Veröffentlichung seiner Resultate. In seinem Nachlaß fand sich wenig, was eine irgend sichre Auskunft darüber zu geben vermocht hätte. Doch hinterließ er einen Schüler, Gustav Seyffarth, welcher den Nachlaß veröffentlichte (1825—1831) und eine Menge Schriften herausgab, in denen er für seinen Lehrer

und sich selbst die Entzifferung der Hieroglyphen in Anspruch nahm (1827), ägyptische Denkmäler und Inschriften nach einem eignen System erklärte, welches die sonderbarsten und unglaublichsten Resultate zum Vorschein brachte[1]), zuletzt aber, des langen Kampfes müde, mit Hinterlassung eines Schülers, Max Uhlemann, nach Amerika übersiedelte. Auch dieser führte einige Zeit den Kampf gegen das herrschend gewordene Champollion'sche System fort (1852), veröffentlichte außer einigen erläuternden u. aa. insbesondre die ägyptische Alterthumskunde betreffende Schriften und starb in ziemlich jungen Jahren 1862.

In der Mitte zwischen den Entzifferern der Inschriften und denen, welche sich mit Gegenständen der ägyptischen Alterthumskunde beschäftigen, ohne eine genauere Kenntniß der Hieroglyphik zu besitzen, stehen zwei Männer, M. G. Schwartze, welcher ein excessiv umfangreiches Werk 'Das alte Aegypten' (2 Bände, 48 und 2183 enggedruckte Quartseiten) 1843 veröffentlicht hat und Chr. K. Jos. Bunsen, dessen großes Werk 'Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte' (6 Theile 1845—1857), so verdienstlich es in vielen Beziehungen ist, doch nicht ohne Berücksichtigung der Kritik von Alfr. v. Gutschmid (in 'Beiträge zur Geschichte des alten Orient' 1857) zu Rathe gezogen werden darf.

Von den übrigen Männern, welche sich theils um die ägyptische Alterthumswissenschaft selbst, theils um die Anwendung der Resultate ägyptischer Forschung auf, oder Vermittelung mit den Denkmälern und der Geschichte andrer alter Völker, insbesondre der Juden, Verdienste erworben haben, haben einige unmittelbar aus den ägyptischen Quellen geschöpft, wie z. B. Geo. Ebers in seiner Behandlung der auf Aegypten bezüglichen Stellen in Genesis und Exodus 1868, welche man als eine des ägyptischen Alterthums

[1]) z. B. 'unser Alphabet sei ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten vom 7. September des Jahres 3446 vor Chr. zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eignen Beobachtungen Noah's'.

mit besonderer Beziehung auf den Pentateuch betrachten darf, andre mehr oder weniger die Forschungen der Aegyptologen oder die Mittheilungen der Klassiker zu Grunde gelegt, was sich nicht immer mit Bestimmtheit unterscheiden läßt. Zu erwähnen sind hier die chronologischen Arbeiten von Aug. Böckh 1845 und G. F. Unger 1867; die von Ewald in Bezug auf die Punkte, wo sich Juden und Aegypter berühren; die Arbeiten von G. Parthey 1830 ff., W. von Humboldt 1825, Hengstenberg 1841, A. Knötel 1856. 1857, J. L. Saalschütz 1850. 1851; Fr. Roeber (Bau der Tempel und Pyramiden) 1854. 1855; beachtenswerth sind natürlich auch die exegetischen und kritischen Arbeiten der bedeutenderen Bibelforscher.

b. Koptisch.

Die Herrschaft der Lagiden konnte zwar die griechische Sprache zur Staats- und Culturſprache Aegyptens erheben, nicht aber die einheimische aus dem Munde des Volkes verdrängen, sondern höchstens nur beeinflussen. Mit Einführung des Christenthums trat sie wieder in ihre Rechte und diente etwa seit dem dritten Jahrhundert zur Gestaltung einer nicht unbedeutenden Literatur religiösen Inhalts. Sie herrschte dann unbeschränkt bis zu der Eroberung Aegyptens durch die Araber. Vom zehnten Jahrhundert an wurde sie durch das Arabische immer mehr be- und verdrängt, fristete aber ihr immer mehr hinschwindendes Leben unter dem Namen Sprache der 'Kopten' (gewissermaßen verstümmelt aus Ae-gypt-er) bis etwa in das siebenzehnte Jahrhundert. Glücklicherweise war das Studium derselben damals schon nach Europa verpflanzt, so daß sie der Wissenschaft nicht verloren ging und jetzt eines der Haupthilfsmittel zum Verständniß der altägyptischen Denkmäler bildet.

Eine ausgezeichnete Grammatik derselben verdanken wir M. G. Schwartze, nach seinem Tode herausgegeben von H. Steinthal 1850, eine kleinere mit Chrestomathie und Glossar Max

Uhlemann 1853. Ueber Theile derselben haben H. Ewald 1861, C. A. Busch 1859, Veit Valentin 1866 geschrieben, über das Verhältniß zum Semitischen der Verfasser dieser Geschichte 1844. Ein Vokabular hat G. Parthey 1844 veröffentlicht. Ausgaben koptischer Bücher haben besorgt Jul. Ludw. Ideler 1837, M. G. Schwartze 1843. 1846. 1851 (von Petermann), Paul Bötticher, später de Lagarde genannt, 1852. 1867.

2. Uebrige hamitische Sprachen.

Außer der ägyptischen Sprache gehören zu dem hamitischen Sprachzweig zunächst mehrere Sprachen zwischen dem rothen Meer und dem Nil: die der Bedscha (Bischâri), Dankâli, Saho, Somâli und Galla, ferner der Repräsentant der alten libyschen Sprache, welcher sich vom Nil westwärts bis zum atlantischen Oceon und von Algier im Norden bis zum Senegal im Süden erstreckt: das Tamaschek, so daß der hamitische Sprachzweig wohl mehr als den dritten Theil Afrika's bedeckt. Manche rechnen auch noch die Hausa-Sprache in Central-Afrika östlich vom Niger dazu; doch ist dieß trotz vieler, insbesondre lexikalischer, Uebereinstimmungen noch nicht mit Sicherheit anzunehmen.

Wir betreten hiemit diejenigen Gebiete Afrika's, deren Sprachen theils erst sehr unvollkommen, theils noch gar nicht bekannt sind. An der Erforschung derselben haben sich Deutsche als Missionäre, Reisende und Sprachforscher, mehrere in diesen drei Eigenschaften zugleich, oder in einer der beiden ersten und der dritten in höchst ehrenvoller und aufopfernder Weise betheiligt. Unter denen, welche sich um die afrikanischen Sprachen im Allgemeinen Verdienste erworben haben, ist H. Lichtenstein nicht zu vergessen, welcher in seinen Reisen im südlichen Afrika 1811 bis 1812 und in seinen Bemerkungen über die Sprachen der südafrikanischen Volksstämme 1808 höchst ehrenwerthe Beiträge zur Kunde derselben lieferte; eine der ersten Stellen nimmt jedoch W. H. J. Bleek (geb. 1827) ein, insbesondre durch seine Mit-

arbeit an dem Handbook of African, Australian and Polynesian philology 1858 ff., durch seine vergleichende Grammatik der südafrikanischen Sprachen 1862—1865, so wie durch seine schon 1851 erschienene Abhandlung über das Geschlecht der Nomina in den Sprachen Ost-Afrika's, dem Koptischen und den semitischen; ferner Koelle insbesondre durch seine Polyglotta africana 1854; H. Barth (geb. 1821, gest. 1865) durch eine Fülle von Mittheilungen in seinem Reisewerke 1857. 1858 (5 Bände), und die Central-Afrikanischen Vocabularien 1862. Munzinger hat sich durch seine ostafrikanischen Studien 1864 verdient gemacht; Friedr. Müller durch die Bearbeitung des linguistischen Theiles der Novara-Reise 1867; Pott durch höchst bedeutende Aufsätze in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. und andre, welche zum Theil weiterhin erwähnt werden.

Was die zuletzt erwähnten hamitischen Sprachen betrifft, so handelt über die Bedscha-Sprache Fr. Müller im 'Orient und Occident' (III); ein Vokabular der Dankāli ist von Isenberg 1840 geliefert; die Saho ist von Ewald in der 'Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes' (V) besprochen; die Galla-Sprache von J. L. Krapf 1840 und von C. und Lor. Tutschek 1844. 1845 grammatisch und lexikographisch behandelt. Ein Vokabular des Tamaschek hat H. Barth in seinem Reisewerk geliefert; über die alte, bei den Vorfahren des Volkes, welches sich dieser Sprache bedient, gebrauchte numidische Schrift hat O. Blau eine Untersuchung in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. V geliefert; die davon abstammende, noch jetzt gebräuchliche, Tifinay genannt, findet sich in R. Lepsius Standard Alphabet 1863 S. 205. Wörterverzeichnisse der dahin gehörigen Siwahsprache haben H. v. Minutoli 1824. 1827 und L. König 1839 gegeben.

XIII.

Uebrige afrikanische Sprachen.

Hier ist zuerst die Sprache der Hottentoten — zu welcher auch die der Buschman gerechnet wird — auf dem Capland und der Westseite der Südspitze Afrika's auszuscheiden. Diese schließt sich durch manche Eigenthümlichkeiten dem Semitischen an, so daß Bleek und Lepsius sie als eine ihm verwandte betrachten, letztrer sie zu den hamitischen zählt. Fr. Müller, welcher in dem erwähnten Werk (Novara-Reise, Ling. Theil S. 7 ff.) eine Analyse derselben gibt, sträubt sich gegen diese Annahme und auch der Verfasser dieser Geschichte kann sie nicht für vollständig gesichert betrachten. Eine Formenlehre dieser Sprache verdanken wir J. C. Wallmann 1857.

Ferner tritt ein höchst umfassender Sprachstamm, der der Bantu-Sprachen hervor, welcher von der Südgränze der Galla und Somāli an der Ostküste und von Fernando Po an der Westküste bis zu dem Gebiete der Hottentoten und Buschman den ganzen Süden Afrika's zu erfüllen scheint. Das Verdienst, ihn in diesem Umfang erkannt und fixirt zu haben, ist vorzugsweise H. C. von der Gabelentz (Ueber die Sprache der Suaheli in Ztschr. d. D. Morg. Ges. I) und Pott (ebds. II) zuzuschreiben. Dieser Stamm ist übersichtlich behandelt von Fr. Müller (Novara-Reise, Ling. Theil S. 20 ff.).

Einzelne Sprachen desselben sind, theilweise vergleichend, erörtert oder besprochen von folgenden Deutschen. Das Ki-suahili — ich beginne im Norden der Ostküste und gehe um die Küste herum bis zum Norden der Westküste — ist von Ewald und von der Gabelentz (in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. I) untersucht; ein Vokabular desselben im Verein mit dem Ki-nika, Ki-kamba, Ki-pokomo und Ki-hiau hat Krapf 1850 veröffentlicht. Derselbe, sowie L. Rebmann haben 1848 Uebersetzungen

in das Ki-nika herausgegeben. Ueber das Ki-hiau hat Pott (in d. Zeitschr. der D. Morg. Ges. VI) einen Aufsatz veröffentlicht. Die Sprachen von Mozambique hat Bleek 1865 dargestellt; die Se-suto Schrumpff (i. d. Zeitschr. d. D. M. G. XVI) behandelt; die der Zulu-Kaffern J. L. Döhne 1857; die der Hereró L. Hugo Hahn 1857 (grammatisch, lexikalisch und vergleichend).

In Bezug auf viele dieser Sprachen insbesondre die Congo sind die Aufsätze von Pott in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. V. IX und sonst von Bedeutung.

Die Gebiete nördlich von Fernando Po bis Sierra Leone und das anliegende Innere Afrika bis etwa zum Oberen Nil lassen keinen so umfassenden Sprachstamm, wie den hamitischen oder Bantu erkennen. Die aus diesen Gegenden bekannten Sprachen bilden theils kleinere Gruppen, theils scheinen sie ganz isolirt. Doch wird auch hier die Zukunft wohl bei genauerer Kenntniß engere Verbindungen aufweisen. So erlaube ich mir beiläufig zu bemerken, daß die Dinka- und Bari-Sprache, welche unter dem 6° n. Br. an einander gränzen, sich aber durch viele Besonderheiten scharf von einander trennen — z. B. auch dadurch, daß die letztere Pronomina, Substantive und Adjective geschlechtlich (in Masculina und Feminina) scheidet, was in erstrer nicht der Fall ist — doch durch manches Gemeinschaftliche auf eine ursprünglich gemeinsame Grundlage schließen lassen. So sind ihnen die Grundzahlen 1 — 5 und andres in dieser Beziehung gemeinschaftlich und deren Formen sind zugleich der Art, daß eine Entlehnung von einander schwerlich angenommen werden darf[1]).

[1]) Ich erlaube mir dieß durch ein Paar Worte genauer aufzuzeigen, da es, so viel mir bekannt, bis jetzt noch nicht geschehen.

Dinka	Bari
1. tok	tu
2. róu	öri
3. dyak	cála (s. weiterhin)
4. 'nguan (u-ngnan)	unguán
5. wdyec	kánat (s. weiterhin).

R. Hartmann in seiner 'Naturgeschichtlich-medicinischen Skizze der Nilländer' 1865. 1866 behauptet, daß die Völker der Nilländer und des östlichen Sudan einem einzigen Menschenschlag angehören, und zwar nicht bloß im anthropologischen, sondern auch im ethnographischen Sinne. 'So', heißt es dann weiter, 'ist die

---

Daß die Zahlwörter für 1. 2. 4. übereinstimmen, bedarf keiner Bemerkung, daß aber die Bari-Sprache auch die für 3 und 5 mit der Dinka gemeinschaftlich hatte, ergibt sich aus folgendem. Das Zahlsystem ist nämlich das in Afrika vorherrschende quinare; die Zahlwörter für 6 u. s. w. bis 9 sind aus denen für 5 mit 1 u. s. w. zusammengesetzt und so lautet in der Dinka-Sprache das für 6 wdetem aus wde in wdyec 5 und tok 1; das für 7 wde-róu (5+2), das für 9 wde-nguan (5+4). Im Bari erscheint nun für 9 bunguan, in welchem nguan = 4 deutlich erkennbar ist; für 7 erscheint buryå, in dessen letztem Theil ryå eine Umwandlung von öri = Dinka rúa, 2, vorliegt, also für 5 bu, sowohl in buryå (5+2) als bunguan (5+4) übrig bleibt, welches sich zu Dinka wde fast genau wie lateinisch und bactrisch bi zu sanskritisch dvi verhält (vgl. z. B. lat. bis = sskr. dvis). Wir sehen also, daß die Bari-Sprache einen Reflex von wde für 5 besitzt, welcher aber außer der Zusammensetzung eingebüßt und hier durch ein andres Wort kánat ersetzt ward. Aehnlich ist es mit dem Zahlwort für 3; das für 8 lautet nämlich in der Bari-Sprache budök; hier ist bu als Name für 5 eben nachgewiesen; dök muß also 3 bedeuten und entspricht augenscheinlich dem Dinka-Wort dyak, so daß auch dieses einst dem Bari angehört haben muß und erst später von cála verdrängt ward. Beiläufig bemerke ich noch, daß im Dinka 8 bêt oder bêd lautet, welches dem eben erwähnten budök des Bari so nahe steht, daß wir es wie dieses als eine Umgestaltung von dinkaischem wde-dyak 5+3 anzusehen haben und so den im Bari herrschenden Uebergang von wd in b einmal auch im Dinka wiedergespiegelt finden. Von 10 an gehen beide Sprachen ganz auseinander. Die Dinka bezeichnet es durch wtyer oder auch (nach Mitterrutzner's Darstellung jedoch nur wenn unzusammengesetzt) durch wtyar. Ich bezweifle nicht, daß auch dieses Wort eine Zusammensetzung von wde 5 und róu 2 ist, so daß letzteres hier multiplicativ dient; dafür spricht, daß auch die folgenden Zehner durch Zutritt der Grundzahlen zu 10 im multiplicativen Sinn gebildet werden, z. B. 20 wtyer róu d. i. 10×2. Scheinbar wäre die Multiplication auf dieselbe Weise dargestellt, wie die Addition; doch sieht man, daß die Formen wde-róu 5+2 = 7 und wtyer lautlich stark differenziirt sind, was möglicher Weise auf einem noch außerdem in 10 hinzugetretenen Begriffsexponenten beruht. Die Bari-Sprache hat für 10 ein besonderes einfaches Wort puök.

Sprache der Dor mit der der Denqa (den eben erwähnten Dinka), so wie mit der Mabah-Sprache von Wadai und mit dem Baghrimma, dem Idiom von Baghirmi verwandt. Die Denqa-Sprache ist es mit derjenigen der Fundj und Gala, der Logone von Schari, mit dem Irloigob der Wa-Masai' (soll heißen: mit der Sprache der Eloikob oder Iloigob bei den Masai-Stämmen). 'Eben so findet sich Verwandtschaft zwischen dem Nebowi Kordufan's, dem Berberi Nubiens und dem Koptischen, resp. Altägyptischen, ferner zwischen Letzterem und dem Idiome der Tuariq'. Demgemäß würden die Sprachen des obern Nils etwa vom 12.° n. Br. bis fast zu dem 5.° südl. Br. (Iloigob), so wie in das Sudan hinein die bis zum Tsad-See ebenfalls zu den hamitischen in nahe Beziehung treten[1]) und diese, wenn, wie oben als Ansicht mehrerer Forscher bemerkt ist, auch das Hausa dazu gehört, weit über die Hälfte Afrika's umfassen. Ja, wenn auch die Sprache der Hottentoten und Buschman dazu zu rechnen und eine 1851 von Bleek (De nominum generibus linguarum Africae australis etc. S. 8) ausgesprochene Ansicht richtig wäre, wonach diese auch mit dem Bantu-Stamm ex eadem radice entsprungen seien, dann würde der hamitische Sprachzweig — mit Ausnahme der eigentlichen Negersprachen im westlichen Afrika — fast diesen ganzen Erdtheil bedecken. Doch darüber können erst genauere Untersuchungen entscheiden, denen eine viel umfassendere und tiefere Kunde der afrikanischen Sprachen vorausgehen muß, als den Forschern bis jetzt zu Gebote steht. In Bezug auf die letzterwähnte Ansicht Bleek's darf ich jedoch nicht unbemerkt lassen, daß er selbst in seiner 1862 erschienenen Comparative Grammar of South-African languages die Kaffernsprache (d. i. die Hauptsprache des Bantu-Stammes) von der der Hottentoten für grundverschieden erklärt.

---

[1]) vgl. auch Petermann, Mittheilungen aus J. Perthes u. s. w. 1863. S. 374.

Was deutsche Thätigkeit in Bezug auf diese Sprachen betrifft, so ist von den Sprachen des Nigerdelta die Ibo=Sprache von J. F. Schön 1861 grammatisch behandelt. Von der der Bonny hat Koeler ein kleines Wörterbuch (in dem Monatsbericht der Berliner Geogr. Ges. 1843) mitgetheilt. Unter denen der Sclavenküste hat die Ewe (Ife) eine Grammatik, zugleich mit einer Wörtersammlung von J. B. Schlegel 1857 erhalten. Von denen der Goldküste ist die Akra oder Gā=Sprache von J. Zimmermann 1858, die Odschi oder Akwapim von H. N. Riis 1853 und 1854 grammatisch behandelt. Die Mande=Neger=Sprachen, d. h. die Sprache der Mandengas, das Bambara, Soso und Vai sind sehr ausführlich behandelt von H. Steinthal 1867. Das Bestreben, die Gestaltung derselben aus dem psychischen Leben des Volksstammes zu deuten, gibt dieser Behandlung einen Werth, welcher den der gewöhnlichen Grammatiken bedeutend überragt und ihr eine Wichtigkeit für die allgemeine Sprachwissenschaft verleiht. Das Vai (Vei) war schon 1854 grammatisch, mit Lesestücken und Vocabular, von S. W. Koelle erörtert, welcher auch die Zusammengehörigkeit dieser vier und einiger andrer Sprachen erkannte und sie die Nordwestliche Hoch=Sudan= oder Mandenga=Familie nennt. Beide haben auch über die eigenthümliche Schrift der Vei gehandelt.

Für die sich nach Osten hinstreckenden Central=afrikanischen Sprachen, die mit einander verwandten Kanúri (in Bornu) und Téda, so wie für die Hausa, Fulfúlde, Songai, Lógonē (dem Hausa verwandt), Wándalā, Bágrimma und Māba hat H. Barth umfassende und geordnete Vocabularien 1862 herausgegeben[1]). Ueber die Sprache von Bornu hat schon 1826 Jul. v. Klaproth eine Schrift veröffentlicht und darin auch Vocabulare des Bagrimma, Mandara und Timbuctu mitgetheilt. Eine Grammatik des Bornu oder Kanuri, so wie ein Vocabular und mehrere

[1]) vgl. auch a. a. O. 372 ff.

Lesestücke auch Koelle 1854. Ein Vocabular, Lesestücke und kurze Grammatik des Hausa J. Fr. Schön 1843; eine Grammatik derselbe 1862; auch hat er das Evangelium Johannis in diese Sprache übersetzt 1857.

Von den Sprachen am obern Nil ist die der Dinka grammatisch und lexikalisch, mit Beigabe von zahlreichen Uebungsstücken, in höchst zuverlässiger Weise von J. C. Mitterrutzner bearbeitet 1866; in gleicher Weise von demselben die der Bari 1867; von letzterer hat auch Fr. Müller schon 1864 eine kurze Darstellung gegeben. Noch früher 1862 gab damals höchst werthvolle, wenn auch zu kurze, Mittheilungen über beide Sprachen A. Kaufmann in den 'Schilderungen aus Centralafrika'.

Für die Sprache der südlich vom Aequator hausenden Eloikob oder Iloigob unter den Wakuafi und Masai-Stämmen haben Krapf 1854 und J. Erhardt 1854 Vocabulare geliefert[1]).

Ehe wir Afrika verlassen, muß ich noch bemerken, daß sich viele Mittheilungen über die Sprachen desselben in den Werken deutscher Reisender, wie Rüppell 1838—1840, J. L. Krapf 1860, Barth befinden; ferner in deutschen Zeitschriften und zwar nicht bloß in den auf den Orient bezüglichen, sondern auch in den geographischen, insbesondre Petermann's, so wie in dem Ausland. Hier, so wie in den kritischen Blättern, finden sich auch die Arbeiten der Ausländer berücksichtigt. Einige von Deutschen herrührende Uebersetzungen in afrikanische Sprachen finden sich in dem Verzeichniß bei R. Lepsius in Standard Alphabet S. 2—5, unter andern auch die von ihm selbst herrührende des Evangelium Marci, 1860.

---

[1]) vgl. auch Krapf in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. VIII. 563 ff.

XIV.

Ural-altaischer Sprachstamm.

Unter Deutschen haben sich in unsrem Jahrhundert um die wissenschaftliche Erkenntniß dieses Sprachstamms insbesondre Verdienste erworben: Wilhelm Schott, H. C. v. d. Gabelentz, A. Schiefner, Otto Böhtlingk, Joseph Budenz, Max Müller, A. Boller (gest. 1869) und Ewald. Schott insbesondre durch den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Feststellung der zu diesem Stamm gehörigen Sprachen (1836 'Versuch über die Tatarischen Sprachen', 1847 'Ueber das Altaische Sprachengeschlecht'), ferner mehrere Abhandlungen, welche sich mit der Vergleichung derselben beschäftigen (z. B. 1853 'Das Zahlwort im Tschudischen, Türkischen, Tungusischen und Mongolischen', 1860 bis 1867 'Altajische Studien oder Untersuchungen auf dem Gebiete der Altai-Sprachen'), und mehrere, die sich auf deren Literatur u. aa. beziehen (z. B. 'Ueber die mongolische Sage von Geserchan' 1851, 'Die finnische Sage' 1852 u. s. w.); A. Boller durch sprachvergleichende Untersuchungen (über Wurzelsuffixe in den ural-altaischen Sprachen 1857, Pronominalaffixe in denselben 1858, Uebereinstimmung der Tempus- und Moduscharaktere in ihnen 1857 u. aa.); A. Schiefner schon durch die Herausgabe der Arbeiten des eigentlichen Begründers der ural-altaischen Sprachenkunde, Matth. Alex. Castrén, geb. 1813, gest. 1852; noch mehr aber durch die reichen eignen Zusätze, insbesondre vergleichenden Charakters, in denselben und mehrere besondre Schriften, welche sowohl die tiefste Detailkenntniß als eindringendste Forschung auf diesem Gebiete bezeugen; O. Böhtlingk im Besondren durch die bedeutendste Grammatik, welche einer der hieher gehörigen Sprachen bis jetzt überhaupt zu Theil geworden ist, seine Grammatik der Sprache der Jakuten, 1851, im Allgemeinen aber durch die Einleitung, welche, dieser vorangestellt, mit einer obgleich bisweilen zu sehr am Einzelnen

haftenden, doch unübertrefflichen Genauigkeit Fragen behandelt, welche den Charakter und die Gestaltung der ural-altaischen Sprachen überhaupt betreffen, und außerdem durch einzelne Abhandlungen; von der Gabelentz durch mehrere vortreffliche Grammatiken und Abhandlungen, welche sich nicht selten vom Besondern zum Allgemeinen erheben; Jos. Budenz ebenfalls durch einige Grammatiken und Abhandlungen, welche trotz ihres speciellen Titels fast durchweg comparativ verfahren und daher fast ohne Ausnahme für diesen Sprachstamm im Allgemeinen von Bedeutung sind; sie sind, so viel mir bekannt, allesammt in den Nyelvtudományi közlemények 'Sprachwissenschaftliche Mittheilungen' in ungarischer Sprache erschienen und in Folge der seltenen Kenntniß dieser Sprache in nicht-ungarischen Ländern weniger bekannt als sie verdienen; mir sind die zwischen 1862 und 1866 veröffentlichten zugänglich[1]); M. Müller durch seinen englisch abgefaßten Brief über die Klassifikation der turanischen Sprachen (1854), welcher zwar mehrere Sprachgruppen in Verbindung mit den ural-altaischen setzt, die eine vorsichtige Sprachvergleichung, wie dem Verfasser dieser Geschichte scheint, auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft besser thun wird, ihnen noch fern zu halten, allein nichtsdestoweniger treffliche Beiträge liefert sowohl zu der Charakteristik derselben als zur Erkenntniß ihres Verhältnisses zu andern Sprachstämmen. In beiden letzteren Beziehungen sind auch die sprachvergleichenden Abhandlungen von H. Ewald 1861. 1862 beachtenswerth. Minder bedeutend ist F. L. O. Röhrig 1845.

Um die ethnographische und geschichtliche Seite der diesem Sprachstamm angehörigen Völker haben sich J. von Klaproth,

---

[1]) Obgleich Budenz seit seiner Uebersiedelung nach Ungarn sich vorzugsweise der ural-altaischen Forschung zugewandt hat, so ist er doch der indogermanischen, welcher seine Erstlinge gewidmet waren (s. S. 592), nicht untreu geworden; dafür legen Anzeigen und Miscellen in dieser Zeitschrift mehrere gute Zeugnisse ab und es ist sehr zu bedauern, daß auch diese außer Ungarn wenig bekannt sind.

dessen linguistische Arbeiten ebenfalls noch manches brauchbare enthalten, v. Hammer-Purgstall, Fr. v. Erdmann, Plath u. aa., insbesondre die Bearbeiter der Geschichte der Osmanen, Verdienste erworben.

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Zweigen dieses Stammes.

1. Tungusischer Zweig.

Verzeichnisse tungusischer, speciell mandschuischer Handschriften haben J. von Klaproth 1822, W. Schott 1840 veröffentlicht. Ueber tungusische Dialekte haben J. von Klaproth 1822, A. Schiefner 1859 (im Bulletin der Petersb. Ak. d. W.) geschrieben. Letzterer hat auch 'Castrén's Grundzüge einer Tungusischen Sprachlehre' 1856 mit beachtenswerther Vorrede und Zusätzen herausgegeben.

Mandschu-Bücher hat H. G. C. v. d. Gabelentz, welcher sich beeifert, seinem berühmten Vater nachzustreben, in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI besprochen. Dem Letzteren, H. C. v. d. Gabelentz, verdanken wir eine Grammatik der Mandschu-Sprache (auch eine mandschu-sinesische nach dem Sân-hŏ-pián-làn in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. III.); eine des Mandschu auch Fr. Kaulen 1856; eine Abhandlung über die Mandschuische Conjugationslehre dem jüngeren v. d. Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVIII. Eine Chrestomathie hat J. v. Klaproth 1822 geliefert; eine Ausgabe der (chinesischen Werke:) Sse-schu, Schu-king, Schi-king in Mandschuischer Uebersetzung mit einem Mandschu-deutschen Wörterbuch H. C. v. d. Gabelentz 1864.

2. Mongolischer Zweig.

Um diesen, speciell die mongolische Sprache κατ' ἐξοχήν, d. h. das Ostmongolische, hat sich J. J. Schmidt, einer der ersten und gründlichsten Forscher über den Buddhismus, welchem wir auch auf dem Gebiete des Tibetischen begegnen werden, die bedeutendsten Verdienste erworben und zwar durch Abfassung einer

Grammatik 1831, eines Wörterbuches 1835, so wie durch Uebersetzung eines historischen 1829 und eines poetischen Werkes 1839, die Erklärung einer alten wichtigen Inschrift 1833 u. aa. Eine buddhistische Triglotte oder Sanskrit-Tibetisch-Mongolisches Wörterverzeichniß hat A. Schiefner 1859, den Text und die Uebersetzung mongolischer Märchen B. Jülg 1868 herausgegeben; einige Inschriften H. C. von der Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI besprochen.

Eine Grammatik und ein Wörterbuch des Westmongolischen oder Kalmükischen hat A. H. Zwick veröffentlicht[1]). Märchen im Original und Uebersetzung mit Anmerkungen und einem Glossar hat B. Jülg 1866 erscheinen lassen; eine Probe davon schon 1861.

Castrén's Grammatik der burjätischen Sprache ist von A. Schiefner mit lehrreichen Zusätzen veröffentlicht.

Daß die Aimaks in Kabulistân (so gut wie die Hazâras) zu den Mongolen zu rechnen sind, hat H. C. von der Gabelentz in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XX nachgewiesen.

3. Türkischer Zweig.

'Wohl keine Sprachenfamilie des Erdballs', heißt es in der trefflichen Arbeit von W. Radloff, die sich auf die türkischen Stämme Süd-Sibiriens bezieht[2]), 'erstreckt sich über ein so riesiges Ländergebiet, wie die türkische. Vom Nordosten Afrika's und der europäischen Türkei über den südöstlichen Theil von Rußland, über Kleinasien und Turan bis hoch nach Sibirien herauf und bis zur Sandwüste Gobi leben überall Stämme, die die türkische Zunge reden'.

Unter ihnen nehmen seit langer Zeit die politisch und cultur-

[1]) Ich kenne diese Bücher nur aus Anzeigen und habe 1851 und 1854 notirt, finde aber bei Zenker Bibl. Or. 1853.

[2]) Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens gesammelt und übersetzt von W. Radloff. Th. 1. St. Petersburg 1866. Vorr. XI.

historisch höchste Stelle die Osmanli ein, die Beherrscher des türkischen Reiches. Hineinragend in die europäischen Verhältnisse hat ihre Sprache, Literatur und Geschichte überhaupt eine Bedeutung, die ihnen eine viel größere Aufmerksamkeit auch von deutscher Seite zuziehen mußte, als ihren Bruderstämmen. Es haben sich mehrere unsrer hervorragendsten Orientalisten damit beschäftigt, wie die schon bei den eranischen und semitischen Sprachen erwähnten H. L. Fleischer, G. Flügel, G. Rosen, J. v. Hammer-Purgstall, v. Schlechta-Wssehrd, Dorn, Nöldeke, Blau, Schlottmann, J. Th. Zenker u. aa.

Um die Kunde türkischer Handschriften haben sich insbesondre J. von Hammer-Purgstall 1820. 1840, Albr. Kraft 1842, Dorn 1865, G. Flügel 1867 verdient gemacht. Ueber den Charakter der türkischen Sprache im Allgemeinen hat F. L. O. Röhrig 1843 geschrieben. Grammatiken haben veröffentlicht W. Schröder 1835. 1837, v. d. Berswordt 1839, A. Pfizmaier 1847, J. Goldenthal 1865, Ad. Wahrmund 1868; die von Kazembeg hat J. Th. Zenker übersetzt und mit Zusätzen versehen 1848; Beiträge zur Kenntniß derselben haben H. L. Fleischer 1833, Const. Schlottmann 1857, Jos. Budenz (in den oben erwähnten Nyelvt. közl. 1864 II. 338), G. Rosen und G. Wickerhauser 1853 u. sonst geliefert. Taschenlexika haben C. Sauerwein 1855 und der berühmte ungarische Reisende Vámbéry, welcher viele seiner Arbeiten in deutscher Sprache abfaßt, veröffentlicht; ein vollständiges hat der gründliche Kenner J. Th. Zenker 1862 begonnen; Beiträge zur lexikalischen und etymologischen Kenntniß haben Blau und G. Rosen gegeben. Ueber Idiotismen hat F. L. O. Röhrig 1843 geschrieben. Eine Chrestomathie mit grammatischen Paradigmen und einem Glossar verdanken wir Fr. Dieterici 1854.

Ausgaben von türkischen Dichtungen mit Uebersetzung, oder Uebersetzungen allein haben H. F. Diez 1814; v. Hammer-Purgstall 1823. 1825. 1834, A. Pfizmaier 1839, Sax (Minne-

lieder aus dem Volke in der Z. d. D. M. G. XIX), M. Wickerhauser 1866 (Seldschuckische Verse in der Z. d. D. M. G. XX) veröffentlicht; das Papagaienbuch G. Rosen 1858 und M. Wickerhauser in demselben Jahre; die vierzig Veziere Ab. Behrnauer 1851; Nasr-Eddin's Schwänke W. v. Camerloher und W. Prelog 1857. Vom Kaiserbuch (Humayunname) hat Ed. v. Adelburg einen Theil des Textes mit Erklärung und Uebersetzung 1855 herausgegeben; schon 1811 eine Uebersetzung und Abhandlung darüber Fr. von Diez. Ueber einen Volksroman hat H. L. Fleischer gehandelt (in den Berichten der Sächs. Ges. der Wiss. 1849).

Um die Kenntniß der osmanischen Geschichte und Geschichtschreiber hat sich v. Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des Osmanischen Reiches 1835 ff., um letztere v. Schlechta-Wssehrd 1856 verdient gemacht. Ausgaben hieher gehöriger türkischer Schriften oder Uebersetzungen verdanken wir C. M. Frähn 1825, ferner G. Rosen (aus der türkischen Uebersetzung von Taberi in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. II. 1848), mehreres W. F. A. Behrnauer (z. B. 1858 türkisch und deutsch das Tagebuch Sulaiman's auf seinem Feldzuge nach Wien 1529) und Th. Nöldeke (in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XII. XIII). Aus dem Gebiet der Geographie haben v. Hammer-Purgstall 1812, aus dem der Reisewerke Diez 1827, v. Hammer-Purgstall 1834, G. Rosen 1847 Veröffentlichungen gemacht; über das Chataï-nâme, eine aus dem Persischen in's Türkische übersetzte Beschreibung von China, hat H. L. Fleischer eine Abhandlung 1851 geliefert; aus dem Gebiet der Religion hat J. Th. Zenker 1851 eine Schrift edirt; aus dem der Philosophie L. Krehl 1848, Rud. Peiper 1848; dem des Rechts Ed. von Adelburg 1838; J. H. Petermann 1842. Ueber die Staatsverfassung und Verwaltung des osmanischen Reiches hat v. Hammer-Purgstall 1815, über die Thronfolge nach dem moslemischen Staatsrecht 1841 geschrieben; umgekehrt hat O. M. von Schlechta-Wssehrd die Türken mit einer

türkisch abgefaßten Bearbeitung des europäischen Völkerrechts 1847 beschenkt, in welchem er seine Meisterschaft im Türkischen erprobt hat[1]). In Bezug auf türkische Finanzgeschichte hat Behrnauer mehreres aus türkischen Quellen veröffentlicht; ein Buch über Fechtkunst türkisch und deutsch O. M. v. Schlechta-Wssehrd 1863; ein Falkenbuch J. v. Hammer-Purgstall 1840.

Fast alle türkische Volksstämme bekennen sich zum Islam und insbesondre in Folge davon ist ihre Literatursprache, welche bei ihnen durchweg fast dieselbe ist, mit einer Menge Wörter der islamitischen Hauptsprachen, des Arabischen und Persischen, versetzt und überhaupt von diesen stark beeinflußt. Um reines Türkisch kennen zu lernen, hat man sich an die Volkssprachen, insbesondre die Dialekte außerhalb des Osmanischen Reiches und vorzugsweise die dem eigentlichen Heerde des Islam am fernsten liegenden osttürkischen zu halten. Auch in dieser Richtung ist von Deutschen manches und, nächst oder vielmehr neben den Arbeiten von Castrén, grade das wissenschaftlich bedeutendste geschehen.

Die Sprache der Jakuten ist von O. Böhtlingk 1851 in einer, nicht bloß für die türkischen, sondern für die ural-altaischen Sprachen überhaupt, wahrhaft mustergiltigen Weise behandelt Der überaus sorgfältig bearbeiteten Grammatik folgen Texte und ein Wörterbuch. 1859 hat er dazu im Bullet. der Petersburger Akademie Nachträge geliefert. Außerdem hat sich W. Schott schon 1843 (in Erman's Archiv für wiss. Kunde von Rußland) mit dieser Sprache beschäftigt.

Beiträge zur Kenntniß der Sprache der türkischen Tataren in Rußland hat O. Böhtlingk 1849 (im Bullet. der Petersb. Akad.) geliefert. Ihnen gehören einige Lieder an, welche Vámbéry mit ungarischer Uebersetzung in den Sprachwissensch. Mittheilungen der Ungar. Akademie 1863, S. 117—130 und W. Schott daraus theilweis, mit deutscher, in den Monatsber der Berl. Akad. 1868 S. 492—501 mitgetheilt hat.

[1]) s. Zeitschr. der Deutsch. Morg. Ges. I, 367 ff.

Bezüglich der Tschagataischen oder Osttürken darf ich das 1867 von Vámbéry herausgegebene Werk 'Čagataische Studien, enthaltend den grammatischen Umriß, eine Chrestomathie und ein Wörterbuch der Čagataischen Sprache' erwähnen, da es deutsch erschienen ist. Tschagatai-türkische Wörterverzeichnisse von demselben sind 1862 ungarisch erschienen und mit einer Einleitung und Anmerkungen von Jos. Budenz versehen. Doch kenne ich sie nur aus einer Buchhändleranzeige. In den Jahren 1811, 1812 und 1820 hat Jul. v. Klaproth über die Sprache und Schrift der Uiguren gehandelt und sich hier, sowie in seiner Asia polyglotta 1823 um die linguistische Bestimmung derselben und um ihre Trennung von dem ugrischen Aste des finnischen Zweiges unableugbare Verdienste erworben. Eine 'Kaside in Ujgrischer Schrift und Sprache mit Text, Transcription, Uebersetzung und Noten' hat Vámbéry in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. 1867 veröffentlicht.

Usbekische Texte aus Khiwa (Sprichwörter, Fabeln, Poesie) und Sprachliches hat Jos. Budenz ungarisch in den oben erwähnten Nyelvt. közl. 'Sprachwissenschaftliche Mittheilungen' 1865 Bd. IV S. 269 ff. gegeben.

Ueber die Kirgisen überhaupt haben wir eine Arbeit von W. Radloff 1864; W. Schott 1865 und über ihre Sprache speciell von J. v. Klaproth 1825 im Journal asiatique.

Ueber die Sprache der Tschuwaschen hat W. Schott eine Abhandlung 1844 herausgegeben; umfassende sprachliche Arbeiten hat Jos. Budenz in der eben angeführten Zeitschrift (1862) I. 200 ff., 353 ff., (1863) II. 15 ff., (1864) III. 234 ff., Sprichwörter derselben (1863) II. 189 ff. veröffentlicht.

Ueber die Sprachen der türkischen Stämme in Südsibirien hat W. Radloff, welcher seit 1859 bei der kais. russ. Bergschule in Barnaul am Obi in Westsibirien angestellt ist, ein umfassendes und höchst ausgezeichnetes Werk begonnen, dessen Vollendung uns eine zuverlässige Kunde über die Sprachen der von ihm besuchten Völker verspricht. Diese Arbeit beruht auf Reisen, welche

der Verfasser im Auftrage der Regierung alljährlich während der Sommerferien zu linguistischen Zwecken im Innern des asiatischen Rußlands bis zu den russisch-chinesischen Gränzländern unternimmt. Es sind bis jetzt vier Bände desselben erschienen unter dem Titel: 'Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens, gesammelt und übersetzt von Dr. W. Radloff'; zwei Bände enthalten die Texte, zwei die deutsche Uebersetzung derselben. Die beiden ersten Bände, erschienen 1866, geben die Texte und beziehungsweise die Uebersetzung aus den Dialekten des eigentlichen Altai: der Altajer und Teleuten, Lebed-Tataren, Schoren und Sojonen. Die beiden zweiten, erschienen 1868, aus dem Abakan-Dialekt (dem Sagaiischen, Koibalischen, Katschingischen), dem Kysyl-Dialekt und dem Tscholym-Dialekt (Küarik). Die in Aussicht gestellte Grammatik und das Wörterbuch werden bei der großen Energie des Verfassers schwerlich lange auf sich warten lassen.

Eine in diesen Kreis gehörige Grammatik von Castrén: 'Versuch einer Koibalischen und Karagassischen Sprachlehre, nebst Wörterverzeichnissen aus den tatarischen Mundarten des Minussinschen Kreises' mit 'Koibalischen Heldensagen' als Sprachproben, ist mit einer werthvollen Vorrede und vielen Zusätzen sprachvergleichender Art von A. Schiefner 1857 veröffentlicht. Daran schloß sich 1859 eine deutsche Uebersetzung der 'Heldensagen der Minussinschen Tataren' mit einer, wie alles, was aus Schiefner's Feder fließt, höchst lehrreichen Einleitung, hier insbesondre in Bezug auf Entstehung, Verbreitung und Zusammenhang von Zügen und überhaupt Elementen der Sage und des Märchens.

4. Samojedischer Zweig.

Von diesem heißt es in Castrén's 'Ethnologischen Vorlesungen über die altaischen Völker, herausgegeben von Anton Schiefner 1857' S. 79: 'Den vierten Hauptzweig des altaischen Volksstammes bilden die sogenannten Samojeden, welche ungeachtet ihrer geringen Anzahl ein unermeßliches Gebiet einnehmen. Sie er-

strecken sich vom weißen Meere im Westen bis zur Chatanga-Bucht (jenseits des Jenissei) im Osten, von dem Eismeere im Norden bis zu den Sajanischen Bergen im Süden'. In Bezug auf ihre ethnologische und linguistische Verhältnisse wird S. 81 bemerkt, daß Heusinger sie sowohl als die Lappen zu der kaukasischen Race rechnet, Bory de St. Vincent eine besondere hyperboräische annimmt, Blumenbach, Bär u. aa. dagegen sie zu der mongolischen Race zählen. Dann wird S. 82 fortgefahren: 'Von dem philologischen Standpunkt aus ist nur die letzte Ansicht vollkommen annehmbar. Es muß aber bemerkt werden, daß, während unter den Physiologen Bär keine Verwandtschaft zwischen den Lappen und Finnen einer Seits und den Samojeden anderer Seits annimmt, der Philolog dagegen nicht nur die finnischen und samojedischen Stämme zu derselben Race rechnen muß, sondern daß es sogar den Anschein hat, als hätte der samojedische Stamm in der ganzen weiten Welt keine andren so nahe stehenden Verwandten als den finnischen Stamm. Vor allen Dingen haben diese beiden Sprachstämme darin eine große Uebereinstimmung, daß der Agglutinationsprozeß in ihnen weit größere Fortschritte gemacht hat, als im Mongolischen und Tungusischen, so wie auch in den türkischen Sprachen, und zweitens zeigen diese Sprachen auch in materieller Hinsicht eine weit größere Verwandtschaft mit einander, als mit den übrigen altaischen Sprachen [1]). In Bezug auf die Beschaffenheit der Agglutination der finnischen und samojedischen Sprache' bemerkt er alsdann, daß 'sie sich wenig von der Flexion in den indogermanischen Sprachen unterscheidet', daß diese Sprachen gleichsam ein Uebergangsglied von den Agglutinations- zu den Flexions-Sprachen bilden.

---

[1]) Es bedarf jetzt wohl kaum mehr einer Bemerkung von unsrer Seite, daß der Schluß von der Sprachverwandtschaft auf ursprüngliche Racenverwandtschaft nicht unbedingt erlaubt ist. Es ist bekannt, daß Völker im Laufe der Geschichte Sprachen annehmen, die ihnen ursprünglich ganz fremd waren

Nachdem von den samojedischen Sprachen früher nur Wörter gesammelt waren, machte J. S. Vater 1812 den ersten natürlich sehr schwachen Versuch zu einer grammatischen Behandlung. Unvergleichlich bedeutender, aber wegen der Geringfügigkeit der zugänglichen Materialien natürlich ungenügend, war der zweite Versuch, welchen der auf dem Gebiete der altaischen Sprachen so sehr bewanderte und überhaupt ausgezeichnete Sprachforscher H. C. von der Gabelentz 1851 (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. V) veröffentlichte. Eine umfassende Grammatik hinterließ Castrén bei seinem Tode. Durch ihre Herausgabe 1854 und das vorausgesandte Vorwort hat sich A. Schiefner auch um diesen Sprachzweig keine geringe Verdienste erworben. Der Titel ist: 'Grammatik der Samojedischen Sprachen' und es werden unter den grammatischen Rubriken Lautlehre und Formenlehre fünf Dialekte: der Jurakische, Tawy-Samojedische, Jenissei-Samojedische, Ostjak-Samojedische und Kamassinsche behandelt. Außerdem fanden sich in Castrén's Nachlaß Samojedische Wörterverzeichnisse, welche von A. Schiefner bearbeitet und 1855 herausgegeben sind. Sie bestehen in Wörterverzeichnissen der fünf in der Grammatik behandelten Dialekte, zu denen A. Schiefner ein höchst dankenswerthes deutsch-samojedisches und manche Vergleichungen, so wie ein werthvolles Vorwort gefügt hat. Den Schluß bilden Sprachproben und eine Sammlung von Materialien zu einer Syntax.

5. Finnischer (oder tschudischer, oder uralischer) Zweig.

Dieser ist in eine große Anzahl größtentheils kleiner von einander getrennter Völker über einen großen Theil Rußlands bis in Asien hinein zersprengt. Der am meisten nach Westen vorgedrungene Stamm ist der ungarische und dessen nächste Verwandte, die übrigen ugrischen Völker, nämlich die ugrischen Ostjaken und Wogulen, sind die östlichsten Aeste des finnischen Zweiges, die einzigen in Asien lebenden, so daß diese weit aus einander gerissenen Reste der Ugrier die äußersten Vorposten des

selben bilden. Von allen Völkern dieses Zweiges haben nur die Ungarn kraft einer hohen politischen Anlage ihre nationale Selbstständigkeit erhalten. Die übrigen, im großen russischen Reiche zerstreut, werden dem Schicksale, vollständig russificirt zu werden, dem sie schon zu einem großen Theil anheimgefallen sind, schwerlich entgehen können.

Ueber den finnischen Sprachzweig im Allgemeinen, speciell dessen Declination und Conjugation hat A. Boller 1853—1855 Untersuchungen veröffentlicht; O. Donner 1865 eine über das Personalpronomen in den finnischen Sprachen.

Die erwähnten östlichsten Völker desselben sind, wie Castrén in seinem 1849 veröffentlichten Versuch einer Ostjakischen Sprachlehre bemerkt[1]), bis auf den heutigen Tag noch die Hauptbewohner des alten sogenannten jugrischen Landes, dessen Lage Lehrberg also angibt: 'es erstreckt sich zwischen dem 56. und 67. Grade nördlicher Breite vom nördlichsten Ural ostwärts über den untern Ob bis zu dem Flusse Nadym, der in den obischen Busen fällt, und bis zu dem Agan, der sich oberhalb Surgut in den Ob ergießt; es gehören dazu ferner die Gegenden am untern Irtysch, an der Tawda, der Tura und der Tschussowaja....'. Die Anzahl der damaligen Ostjaken gibt er auf nicht voll 19,000, die der Wogulen auf etwas über 6500 an.

Die schon erwähnte Grammatik der Ostjaken von Castrén hat A. Schiefner 1858 in einer zweiten von ihm verbesserten Auflage herausgegeben; speciell hat er in dem Wörterbuch stammverwandte Wörter, namentlich Wotjakische, verglichen. Ueber 'Wogulische Sprache und Sage' findet sich ein Aufsatz von W. Schott in Erman's Archiv f. wissensch. Kunde Rußlands Bd. XIX. 1860.

Eine Geschichte der Ungarischen (oder Magyarischen, Madjarischen) Sprache hat C. A. von Gruber 1826 veröffentlicht. Grammatiken haben G. E. Toepler 1835, Remele 1841, M.

---

[1]) s. Vorwort zur zweiten Auflage derselben 1858.

Bloch 1842, Kronperger 1842, D. Eiben 1843 und eine wahrhaft wissenschaftliche Ans. Mansvet Riedl 1858 herausgegeben; Lexika A. F. Richter 1836, J. T. Schuster 1838 und M. Bloch (unter dem magyarisirten Namen Ballagi) 1844. 1857; Forschungen auf dem grammatischen und etymologischen Gebiet derselben A. Boller 1855. 1856; Jos. Budenz 1863 bis 1866 in der mehrfach erwähnten ungarischen Zeitschrift.

Was die zweite Abtheilung der finnischen Völker, die Permier an dem Kama-Flusse betrifft, so ist die Sprache der dazu gehörigen Syrjänen von H. C. von der Gabelentz 1841 und von F. J. Wiedemann 1847 grammatisch behandelt. Von Letzterem ist auch eine Grammatik der Wotjakischen Sprache nebst Wörterbuch 1851, so wie eine Abhandlung zur Dialektenkunde derselben 1857 erschienen; Ersterer hat schon vorher (1845) die Declination derselben in Höfer's Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Sprache I behandelt.

Bezüglich der dritten Abtheilung, der Wolga-Völker, haben wir zunächst dieselben Namen zu nennen, wie bei den Permiern. Von der Gabelentz hat eine Vergleichung der beiden Tscheremissischen Dialekte in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV. 1842, einen Versuch einer Grammatik der Mordwinischen Sprache ebds. II veröffentlicht. Wiedemann hat eine Grammatik des Tscheremissischen 1847, des Ersa-Mordwinischen 1865 (Mém. de l'Ac. de St. Pétersb. IX. 5) erscheinen lassen. Für beide Sprachen war ferner Jos. Budenz thätig; über das Tscheremissische hat er Aufsätze in der schon mehrerwähnten ungarischen Zeitschrift Nyelv. közl. (1864) III. 97 ff. und 397 ff., so wie (1865) IV. 48 veröffentlicht, speciell über den einen Dialekt, den auf der Bergseite der Wolga, ebds. (1865) IV. 332 ff.; über beide Mordwinische Dialekte, Ersa und Mokscha, handelt ein ausführlicher Aufsatz (Texte, Grammatik und Wörterverzeichniß) ebds. (1866) V. 81 ff.

Die vierte Abtheilung — die westlichen finnischen Sprachen umfassend — ist in neuerer Zeit, außer in den erwähnten ver-

gleichenden Aufsätzen von A. Boller, von Deutschen wenig bearbeitet. Für das Lappländische habe ich nur eine kleine Grammatik von P. A. F. K. Possart 1840; für das eigentliche Finnisch von Finland eine von J. Strahlmann 1816 zu erwähnen. Manches auf diese Sprache bezügliche verdanken wir aber dem Uebersetzer des finnischen National-Epos, Kalewala (1852), A. Schiefner, in dem Bulletin der Petersburger Akademie.

Etwas besser bedacht ward die esthnische Sprache. Werthvolles in Bezug auf sie gewähren die 1813—1832 von J. H. Rosenpläuter herausgegebenen 'Beiträge zur genaueren Kenntniß der esthnischen Sprache', so wie die 'Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft' 1840—1854, in denen sich linguistische Arbeiten von O. A. von Jannau, Fr. Fählmann, Knüpffer, Haller u. aa. finden. Von Wichtigkeit sind außerdem zwei Abhandlungen von F. J. Wiedemann 1861. 1864; die letztere über den werro-esthnischen Dialekt. Die schon im vorigen Jahrhundert abgefaßte Grammatik von A. W. Hupel ist neu aufgelegt; von einer neuen von Ed. Ahrens ist 1843 der erste Theil (Formenlehre) erschienen. Die Verba und die Deklination hat Fr. Fählmann in besondren Abhandlungen 1842. 1844 dargestellt. Gespräche und ein deutsch-esthnisches Wörterbuch von O. A. von Jannau ist 1859 in 3. Auflage erschienen. Bemerkungen über die beiden Hauptdialekte hat W. F. Steingruber 1827 veröffentlicht.

XV.

Japanisch.

Da sich unter den neueren Sprachforschern mehrere — unter den Deutschen Ewald, Boller (Sitzungsber. der Wiener Akademie 1857), W. Schott (in der Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. XII. S. 559. 1858) und vor allem der gründlichste Kenner dieser Sprache J. Hoffmann (1857) — für die schon von J. v. Klaproth ausgesprochene Zusammengehörigkeit des Japanischen mit

dem ural-altaischen Sprachstamm erklärt haben, so möchte ich kaum wagen, mich gegen deren Autorität aufzulehnen. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß mich die für diese Annahme vorgebrachten Gründe noch keineswegs vollständig überzeugt haben; auch Pott gehörte 1858 noch zu den Ungläubigen [1]) und M. Müller, welcher sich in seinem Brief 'Ueber die Classification der turanischen Sprachen' in Bezug auf die Ausdehnung derselben nicht eben heiklich zeigt, stellt S. 223 das Japanische ausdrücklich unter die unclassificirbaren Sprachen (which for the present must remain unclassed). Da dieser Brief schon 1854 geschrieben ist und M. Müller bemerkt, daß auch in den daselbst erwähnten noch unclassificirbaren Sprachen sich wahrscheinlich einige Spuren eines gemeinschaftlichen Ursprunges mit den Turanischen erhalten haben, welche ihrer Entdeckung durch philologische Untersuchung harren [2]), so ist vielleicht möglich, daß er sich jetzt ebenfalls für jenen Zusammenhang erklärt. Lepsius aber hält noch 1863 [3]) an der Isolirtheit des Japanischen fest. Es ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen. Den Verfasser dieser Geschichte bestimmte die Unentschiedenheit derselben zu einer Art Compromiß; er wagt zwar nicht das Japanische in dieselbe Rubrik mit dem ural-altaischen Sprachstamm zu setzen, läßt es ihm aber unmittelbar nachfolgen.

Die größten Verdienste um die genauere Kenntniß Japans hat sich Phil. Franz v. Siebold, geb. 1796, gest. 1866, erworben. Seine reichen Sammlungen aller Art und seine literarischen Arbeiten, welche auf einer genauen Kenntniß der Japanischen Sprache beruhen, die er sich während eines siebenjährigen mit vielen Gefahren verknüpften Aufenthaltes in dem damals (1823 bis

[1]) s. Zeitschr. der D. Morg. Ges. XII, 442 ff.

[2]) . . . in them also some traces of a common origin with the Turanian languages have, it is probable, survived, and await the discovery of philological research.

[3]) Standard Alphabet S. 304.

1830) noch unzugänglichen Japan erwarb, bilden selbst jetzt noch — wo Japan schon über ein Jahrzehend allen Europäern, wenn auch noch mit gewissen Beschränkungen, offen steht — die Hauptgrundlage einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit demselben. Von seinen hier in Betracht kommenden Schriften ist zunächst von allgemeiner Bedeutung 'Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan' u. s. w. 1832 ff. Für die Kenntniß Japanischer Handschriften und Bücher ist der Katalog seiner literarischen Sammlungen 1841 und, von J. Hoffmann bearbeitet, 1845 von Wichtigkeit; auch der von Stephan Endlicher[1]) 1837, so wie der der v. d. Gabelentz'schen Bibliothek von dem jüngeren H. G. C. von der Gabelentz in der Zeitschr. d. Deutsch. Morg. Ges. XVI. 532 ff. 1862. Grammatiken verdanken wir J. Hoffmann 1857 und 1868; Ergänzungen zu João Rodriguez, 1825 von Abel-Rémusat neu herausgegebenen, Grammatik Wilhelm von Humboldt 1826. Eine Epitome linguae Japonicae (kurze Grammatik) hat Ph. Fr. v. Siebold 1824 und 1826 veröffentlicht. Ueber Einführung und Gebrauch der Chinesischen Schrift u. s. w. in Japan hat J. von Klaproth 1829; über Schrift und Japanische Lexika W. Schott 1864 geschrieben. Einen Thesaurus linguae Japonicae hat Ph. Fr. v. Siebold 1835—41 und einen Novus et auctus literarum ideographicarum Thesaurus u. s. w. 1834 veröffentlicht; von einem Wörterbuch der Japanischen Sprache hat Pfizmaier 1851 eine erste Lieferung herausgegeben, welcher aber bis jetzt keine weitere gefolgt ist; dagegen hat er 1858 Bemerkungen und Berichtigungen zu dem russisch-japanischen Wörterbuch (von Goschkevitsch) erscheinen lassen; ferner einen Aufsatz über die Sprache in den botanischen Werken 1865; eben so schon 1847 eine Japanische Chrestomathie. Holländisch-englisch-japanische Gespräche hat J. Hoffmann 1861 herausgegeben.

[1]) In dessen 'Chinesische und Japanische Münzen' 1837.

Was Ausgaben und Uebersetzungen von Japanischen Schriften betrifft, so veröffentlichte Ph. Fr. v. Siebold eine Isagoge in Bibliothecam Japonicam et studium literarum Japonicarum 1841. Die Bibliotheca Japonica selbst, sive selecta quaedam opera Sinico Japonica ward von Siebold und J. Hoffmann 1833—1841 (5 Bde) herausgegeben. Eine französische Uebersetzung eines Japanischen Werkes über die Pflege der Seidenwürmer hat J. Hoffmann 1848 abgefaßt; eben so die eines Werkes über japanesisches Porcelan 1855 (als Zugabe zu St. Julien's über das chinesische Porcelan); die Uebersetzung eines historischen Werkes J. v. Klaproth 1832; von einem andren hat dieser die Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet und zum Druck besorgt 1834. Beiträge zur Kenntniß der ältesten Japanischen Poesie und einen Aufsatz über Volkspoesie hat Pfizmaier 1852 veröffentlicht. Derselbe hat 1861, St. Endlicher schon 1837 über Japanische Münzen geschrieben.

Mit dem Japanischen eng verwandt, ist die auf den Lieu-Kieu (Lewchew, Loochoo)-Inseln herrschende Sprache. Wörter derselben finden sich bei J. v. Klaproth, welcher 1826 auch eine Beschreibung dieser Inseln nach Japanischen und Chinesischen Quellen geliefert hat (in Nouvelles annales des voyages). In der Bible of every Land p. 357. 358 wird erwähnt, daß Bettelheim den größten Theil des Neuen Testaments in diese Sprache übersetzt hat. Derselbe hat nach Gützlaff in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. V. 513 auch eine Grammatik derselben abgefaßt; doch ist mir unbekannt, ob sie erschienen ist.

XVI.

Dravidische Sprachen.

Aus ähnlichem Grunde wie die Japanische Sprache, lasse ich hier, jedoch unter einer besonderen Rubrik die dravidischen folgen; unter diesen begreifen wir die Sprachen der indischen

Aboriginer, d. h. der Bewohner Indiens von nichtarischem Stamm [1]). Auch sie werden von mehreren Sprachforschern als Verwandte der Ural-Altaischen betrachtet; so von Rask; M. Müller (in seinem schon mehrfach erwähnten Brief über die turanischen Sprachen 1854); dem Verfasser der vergleichenden Grammatik dieser Sprachen, dem Engländer Caldwell, 1856; Lassen [2]) und Rich. Lepsius (Standard Alphabet 1863). Andre bestreiten die Berechtigung zu dieser Annahme, wie Weigle (Zeitschr. der D. Morg. Ges. II. 260), Pott und Fr. Müller [3]). Da die Frage noch nicht zu Gunsten der ersteren Ansicht entschieden ist, so habe ich nicht gewagt, diese Sprachen, wie Lepsius, den Ural-Altaischen unterzuordnen, setze sie aber um so lieber in ihre Nähe, da wir mit ihnen — abgesehen von einigen isolirt stehenden, die ich — so weit sie von Deutschen bearbeitet sind — im XVIII. Abschnitt erwähnen werde, die mehrsylbigen Sprachen der alten Welt abschließen.

Ueber diese Sprachen im Allgemeinen findet sich, außer in dem M. Müller'schen Briefe, manches Beachtenswerthe in einem von Weigle in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. VII und in einzelnen Aufsätzen von Karl Graul (geb. 1814, gest. 1864), welche in verschiednen Zeitschriften veröffentlicht sind. Eine kurze Charakteristik und übersichtliche Vergleichungen derselben — insbesondre des Tamil, Telugu, Malayâlam und Kannadi, gelegentlich auch der übrigen, vorwaltend des Tulu und Badaga — hat Fr. Müller in dem Anm. 2 erwähnten Werke S. 73 ff. geliefert.

Was die einzelnen Sprachen betrifft, so hat sich um das Tamil (gewöhnlich Tamulisch, ehemals Malabarisch genannt)

[1]) M. Müller nennt sie die tamulischen, was aber trotz der scheinbaren Verschiedenheit zwischen Drâvida und Tamul auf eines herauskommt. Tamul oder vielmehr Tamil ist die Paliform Damila und diese nur eine phonetische Umwandlung des sanskritischen Drâvida.

[2]) Indische Alterthumskunde I. 358—464 der 2. Aufl.

[3]) Reise der Novara. Linguistischer Theil 76.

in dem von uns beachteten Zeitraum insbesondre Karl Graul große Verdienste erworben. In der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VII. 558 hat er ein Verzeichniß tamulischer Schriften geliefert und in VIII und XI derselben Zeitschrift Uebersetzungen von einigen. Außerdem hat er eine Bibliotheca tamulica in 4 Bänden veröffentlicht 1854—1865 (der letzte Theil ist nach dem Tode des Verfassers von Wilh. Germann besorgt), in deren zweitem Bande sich unter andern eine Grammatik befindet. Im übrigen enthält sie Texte mit deutscher, oder englischer und lateinischer Uebersetzung, Anmerkungen und Glossar. Der dritte Band gibt die deutsche Uebersetzung eines berühmten gnomischen Gedichts (Kural von Tiravalluver), dessen Text mit lateinischer Uebersetzung, Anmerkungen und Glossar im 4. folgt. Dieß letztere Gedicht ist schon 1803 von A. Fr. Cämmerer übersetzt. Eine Grammatik ist außerdem von C. T. E. Rhenius 1836; ein Lexikon tamil und englisch von J. P. Rottler 1834—41 erschienen.

Eine malayâlische Romanze in Uebersetzung mit Einleitung veröffentlichte G. Gundert 1862 in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVI.

Um das (Canaresische) Kannadi (Karṇâtaka) haben sich Weigle und Mögling verdient gemacht; jener durch eine treffliche Abhandlung über Canaresische Sprache und Literatur in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. II. 257 ff., dieser durch Herausgabe einer Texte enthaltenden Bibliotheca Carnatica 1848 ff., so wie Uebersetzung einiger darin mitgetheilter Lieder in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XIV. 502 ff, XVIII. 241 ff.

Ueber eine dem Canaresischen nächst verwandte Sprache, das Badaga in den Nilagiri (Hills), verdanken wir M. Bühler zwei werthvolle Mittheilungen, deren wesentlichsten Bestandtheil Texte mit Uebersetzung bilden[1]).

---

[1]) In der Z. d. D. M. G. III. 108 ff., VII. 381 ff. (Sprichwörter).

Daß auch die Sprache der **Brahui** im Westen des Indus zu dieser Gruppe gehört, daß demnach die Indischen Aboriginer entweder einst auch im Westen des Indus saßen[1]), oder ein Stamm derselben vor dem Andrang der Arier seitab wich[2]), geht aus **Lassen's** Untersuchungen über das Brahuikî in der Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. IV. V. und in der Indischen Alterthumskunde[3]) hervor.

XVII.

Die einsilbigen Sprachen.

Wir werden unter dieser Rubrik die von Deutschen abgefaßten Arbeiten in Bezug auf die chinesische, die hinterindischen (bei M. Müller in seinem mehrfach erwähnten Briefe Taic die thaïschen, nach dem Thaï oder Siamesischen genannt) und tibetischen (bei M. Müller Bhotîya) Sprachen erwähnen. Die beiden letzteren Gruppen betrachtet dieser geistvolle Sprachforscher ebenfalls als Verwandte des Ural-altaischen, als turanische und manche insbesondre ausländische Forscher, wie schon M. Müller's Vorgänger, B. A. Hodgson und jetzt Edkins, suchen auch die Verwandtschaft des Chinesischen mit dem Ural-altaischen nachzuweisen. Dieser Ansicht tritt auch Chr. Lassen[4]) bei, und zwar in folgenden Worten, welche bei der Wichtigkeit dieser Frage einer vollständigen Anführung werth sind: 'Die vergleichende Sprachforschung', heißt es bei ihm, 'hat die unerwartete Thatsache zu Tage gefördert, daß zwischen dem **Altai-Tatarischen**, dem **Tibetischen**, dem **Chinesischen**, dem **Hinterindischen** und den zwei **Indischen Nischâda**-Sprachstämmen' (d. h. den Sprachen der nichtarischen Aboriginer) 'eine innere Verwandtschaft besteht, d. h.

[1]) so nach Lassen Indische Alterthumskunde 1867. I² 463 (= 387¹).
[2]) so Fr. **Müller** Reise der Novara. Ling. Th. 74.
[3]) Bd. I². 462 = 387¹.
[4]) ebds. 463.

eine solche, die sich vorherrschend in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Sprachen kund gibt. Dabei fehlt es nicht an Uebereinstimmungen in Wörtern und Formen u. s. w.' Andre deutsche Forscher haben es nicht gewagt, so wesentlich verschiedene Sprachen mit dem Ural-altaischen enger zu vereinigen. Richard Lepsius hat in seinem Standard Alphabet 1863, obgleich er die dravidischen zu ihnen gesellt, doch die einsylbigen besonders gestellt und von diesen selbst die tibetische abgesondert (vgl. jedoch weiterhin seine eignen Worte). Der ausgezeichnete, in der That aber vielleicht etwas zu bedenkliche Sprachforscher H. C. von der Gabelentz, einer der allergenauesten Kenner der hier in Betracht kommenden Sprachen, insbesondre der ural-altaischen selbst, welche den Kern bilden, von wo aus diese Frage zu schlichten ist, wagt nicht einmal die hinterindische Sprache der Kassia einer andern Gruppe zuzuweisen. Nachdem er in seiner trefflichen Behandlung derselben[1]) einige Aehnlichkeiten mit dem Chinesischen und Hinterindischen hervorgehoben hat[2]), fährt er fort: 'Diese Uebereinstimmungen sind jedenfalls zu wenig und zu zweifelhaft, um daraus ein Verwandtschaftsverhältniß herzuleiten. Wir werden daher vor der Hand das Kassia gleich manchen andern Gebirgsmundarten als eine, jeder näheren Verwandtschaft entbehrende Sprache zu betrachten haben'.

Ueber diese Sprachen im Allgemeinen findet man manches Beachtenswerthe in M. Müller's Brief und sporadisch bei Pott, Steinthal u. aa. Sprachforschern. Von A. Boller ist eine Abhandlung über die Präfixe mit vokalischem und gutturalem Anlaute in den einsilbigen Sprachen in der Wiener Akademie 1868, Okt. 7. vorgetragen, doch kenne ich sie erst aus einer kurzen Inhaltsangabe.

---

[1]) 'Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache' in 'Berichte . . . der kön. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl.' X. 1858.

[2]) a. a. O. S. 5.

Untersuchungen über den älteren Zustand des Chinesischen hat der schon erwähnte Edkins in einem mir nicht zugänglichen Aufsatz[1]) angestellt (1856?), in welchem er zu zeigen versucht, daß in dessen heutigem Zustand 'eine durch gewaltsame geschichtliche Einwirkungen nivellirte Lautstufe vor uns liege, in höherem Grade abgeschliffen, als wie etwa das dem Lateinischen gegenüber so . . . homophonische Französisch sie zeigt'[2]). Derartige Untersuchungen gibt auch Rich. Lepsius in seinen interessanten Abhandlungen 'Ueber chinesische und tibetische Lautverhältnisse und über die Umschrift jener Sprachen' 1861[3]), in denen er nachzuweisen versucht, 'daß wir die einsilbigen Sprachen überhaupt, und die Chinesische im Besonderen vom Standpunkte der Lautlehre aus, nicht' (im Gegensatze zu der früher und auch jetzt noch vielfach ja vorwaltend herrschenden Ansicht) 'als embryonische unentwickelte Ursprachen, sondern als herabgekommene verstümmelte Sprachen anzusehen haben, welche einst den nördlichen und westlichen Sprachen Asiens ungleich näher standen als jetzt'[4]). Wesentlich dieselbe Ansicht sucht von einem andern Gesichtspunkt aus Fr. Müller[5]) zu begründen: 'Die Einsilbigkeit des Chinesischen', heißt es bei ihm, 'ist nicht Zeichen primitiver Anlage, sondern höherer Entwickelung' (ungefähr wie das hoch entwickelte Englisch die Neigung zeigt, sich aus seiner vielsilbigen Vorstufe zu einer einsilbigen umzugestalten). Diese, wie andre allgemeinere Fragen können eine wahrhaft wissenschaftliche Beantwortung erst von einer tieferen Durchforschung und methodischen Vergleichung aller in Betracht kommenden Sprachgruppen erhoffen.

---

[1]) 'On the ancient Chinese pronunciation' in den Transactions of the Society of Hong-kong. III. 51. 1856 (?).

[2]) s. Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XI. 275. 1857.

[3]) In den Abhandlungen der Berliner Akademie.

[4]) a. a. O. S. 472.

[5]) In 'Orient und Occident' III. 424—429.

1. Chinesisch.

Zur Kenntniß chinesischer Schriften im Allgemeinen tragen die Kataloge der in der Berliner Bibliothek befindlichen von J. v. Klaproth 1822 und W. Schott 1840, so wie der in der Wiener von Stephan Endlicher 1837[1]) bei[2]). Ueber Sinologen und deren Thätigkeit hat K. Fr. Neumann in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. I. II. IV. Mittheilungen gemacht.

Ueber die Chinesische Sprache im Allgemeinen haben W. Schott 1826, E. Rautenbach 1835, F. Helmke 1840, insbesondre (wie S. 528 erwähnt) W. v. Humboldt 1827 und Plath 1861 ('Die Tonsprache der alten Chinesen') gehandelt. Ueber die neuesten Leistungen auf dem Gebiet der chinesischen Grammatik und Lexikographie A. Pfizmaier 1867.

Chinesische Grammatiken haben St. Endlicher 1845, W. Schott 1857 (Beiträge dazu 1867), W. Lobscheid in englischer Sprache 1864 veröffentlicht. Zur Grammatik mehreres Gützlaff 1842; Lepsius' Abhandlung über die Laute 1861 ist schon oben erwähnt.

Ueber zweckmäßige Einrichtung eines vollständigen Wörterbuchs hat H. Brockhaus (in der Zeitschr. d. D. Morg. Ges. VI. 532) 1852 Vorschläge gemacht, deren Ausführung das Studium dieser von mannigfachen Gesichtspunkten aus so sehr wichtigen Sprache, welches in Deutschland noch sehr darnieder liegt, nicht wenig zu heben geeignet wäre. Einen Novus et auctus literarum ideographicarum Thesaurus oder collectio omnium literarum sinensium mit Beifügung des Japanischen hat Ph. Fr. v. Siebold 1834, das 'Buch von tausend Wörtern' 1833 und J. Hoffmann 1841 herausgegeben. Von einem Englisch-Chinesischen Wörterbuch von Lobscheid waren 1868 schon drei

[1]) In 'Chinesische und Japanische Münzen'.

[2]) Andreae und Geiger Bibliotheca sinologica 1864 ist mir nicht zugänglich.

Bände erschienen. Ein Supplement zu Glemona's Lexikon hat J. v. Klaproth 1819, ein Vocabularium W. Schott 1844 veröffentlicht. Chinesische Etymologieen versuchte G. O. Piper in dem Jahresbericht der D. Morg. Ges. 1846 S. 260 und in deren Zeitschr. IV. Wörter aus den Dialekten führt J. v. Klaproth in seiner Asia polyglotta auf.

Sammlungen von Phrasen und Leseübungen im Dialekt von Canton hat W. Lobscheid 1864 und 1867 herausgegeben.

Ueber Metrik hat W. Schott 1857 eine Abhandlung und 1853 den 'Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur' veröffentlicht.

Uebersetzungen chinesischer Werke nach dem Grundtext oder aus andern Sprachen haben J. v. Klaproth, W. Schott, K. Fr. Neumann, J. Mohl, H. Kurz, J. Cramer, G. O. Piper, Gützlaff, A. Pfizmaier und Plath verfaßt. Eine poetische Bearbeitung des Chinesischen Liederbuchs, des Schi-king, verdanken wir Fr. Rückert 1833. Ueber Confucius Leben hat Plath (1863. 1867) geschrieben. Ueber chinesische Naturwissenschaft findet sich Bemerkenswerthes in einer Abhandlung von W. Schott 'Topographie der Produkte China's' 1842. Um Chinesische Geschichte, insbesondre die älteste, hat sich Plath in mehreren Abhandlungen (z. B. 1861. 1866. 1867) Verdienste erworben. Auch Gützlaff, Schott, Neumann, Pfizmaier haben vieles darauf bezügliche veröffentlicht. Ueber die Zeitrechnung der Chinesen hat Ideler eine Abhandlung in den Schriften der Berliner Akademie 1839 erscheinen lassen.

Mit chinesischen Inschriften haben sich Klaproth 1811; H. C. von der Gabelentz 1862 beschäftigt; mit Münzen Endlicher 1837, Pfizmaier 1861.

2. Hinterindische Sprachen.

Zu Bezug auf Kunde von Hinterindien überhaupt und seiner Sprachen im Allgemeinen ist das Reisewerk von Adolf Bastian[1]) und mehrere Abhandlungen desselben im Ausland, der Zeitschrift der Ges. für Erdkunde und sonst von Bedeutung. Für die Sprachen insbesondre M. Müller's mehrfach erwähnter Brief, in welchem auch diese dem turanischen Kreise zugewiesen werden, ferner Lassen in der 'Indischen Alterthumskunde' I². 539 ff., W. v. Humboldt 'Einleitung zu dem Werke 'Ueber die Kawi-Sprache' CCCLXVIII.'; endlich eine Abhandlung von W. Schott 'Ueber die sogenannten indo-chinesischen Sprachen, insbesondre das Siamesische' 1857. Einen Aufsatz über die indo-chinesischen Alphabete hat A. Bastian in Journal der Royal Asiatic Society 1867 veröffentlicht. Für die einzelnen Sprachen ist von deutscher Seite bis jetzt wenig geschehen.

Ueber das Siamesische oder Thaï handelt im Allgemeinen Schott in der schon angeführten Abhandlung und in einer über die Cassia-Sprache 1859. Ueber die siamesischen Laut- und Tonaccente hat A. Bastian einen sehr werthvollen Aufsatz in den Monatsberichten der Berl. Akad. der Wiss. 1867 veröffentlicht.

Für das Birmanische, Myamma, hat A. A. E. Schleiermacher (gest. 1858) eine Grammatik abgefaßt, 1835[2]). Ueber dessen Literatur A. Bastian einen Aufsatz in der Zeitschr. der D. Morg. Ges. XVII; 1863.

Was Annam betrifft, so hat W. Schott über annamitische Sprache und Schrift 1855 eine Abhandlung erscheinen lassen.

Am günstigsten sind die Kassia bedacht worden. Für deren Sprache besitzen wir, wie schon bemerkt, eine treffliche Grammatik

[1]) Die Völker des östlichen Asien, bis jetzt 4 Bände 1866—1868, die Geschichte der Indochinesen und Reisen in Birma, Siam und Kambodja enthaltend.

[2]) Erschienen in seiner Schrift De l'influence de l'écriture sur le langage.

mit Wörterbuch von H. C. von der Gabelentz 1858, und eine Abhandlung von W. Schott 1859.

3. Tibetisch.

Auf dem Gebiete dieser Sprache ist die Thätigkeit unsrer Landsleute — im Gegensatz zu dem der letzterwähnten — eine überaus ehrenwerthe. J. J. Schmidt und A. Schiefner haben sich durch grammatische und lexikalische Arbeiten, Ausgaben und Uebersetzungen von tibetischen Werken, Abhandlungen über den Buddhismus, welcher hier nicht bloß wie in Hinterindien, Ceylon und Japan, die herrschende Religion ward, sondern sich auch der weltlichen Herrschaft bemächtigte, unter allen, die sich mit Tibetischem beschäftigt haben, die größten Verdienste erworben. Ihnen schließen sich Schroeter, Jäschke und Schlagintweit an.

Was Cataloge tibetischer Werke betrifft, so hat Schmidt 1845 den Index des Kandjur zum Druck besorgt und 1846 im Verein mit O. Böhtlingk ein Verzeichniß der tibetischen Handschriften und Holzdrucke im Asiatischen Museum zu St. Petersburg (im Bulletin der Ak. d. Wiss. IV. 81. 1848) veröffentlicht. Nachträge dazu hat A. Schiefner 1848 geliefert.

Eine tibetische Grammatik hat J. J. Schmidt 1839 herausgegeben; dann auch eine Abhandlung über Eigenthümlichkeiten der tibetischen Sprache und Schrift, so wie eine über den Ursprung der letzteren. Eine englisch geschriebene Grammatik hat H. A. Jäschke 1868 veröffentlicht; außerdem einen, insbesondre für die Geschichte der tibetischen Sprache sehr beachtenswerthen Aufsatz über die Phonetik derselben in den Monatsberichten der Berl. Akad. 1867 S. 148—182. Ausgezeichnete Beiträge zur tieferen Kenntniß des Tibetischen hat A. Schiefner in dem Bulletin der Petersb. Akad. geliefert; insbesondre über die stummen Buchstaben, tibetische Lautlehre, den Artikel, eine Art Composita u. aa. (in Bd. VIII u. XV). Die Abhandlung von R. Lepsius über tibetische Lautverhältnisse 1861 ist schon oben erwähnt.

Ein englisch abgefaßtes Lexikon hat F. Ch. G. Schroeter 1826, ein deutsches J. J. Schmidt 1841 und wiederum ein englisches Jäschke 1868 veröffentlicht. Das von A. Schiefner 1859 mit einem Vorwort herausgegebene Sanskrit-Tibetisch-Mongolische Wörterverzeichniß ist schon oben S. 744 erwähnt.

Was Ausgaben und Uebersetzungen betrifft, so hat J. J. Schmidt 1836 die tibetische Uebersetzung einer sanskrit-buddhistischen Schrift deutsch mit einer Abhandlung veröffentlicht, so wie 1848 Text und deutsche Uebersetzung einer höchst werthvollen tibetischen Sammlung von Erzählungen 'der Weise und der Thor', wozu A. Schiefner 1852 Nachträge geliefert hat. Außerdem sind in seinen Abhandlungen über den tibetischen und mongolischen Buddhismus, in seinen Forschungen im Gebiete der älteren religiösen ... Bildungsgeschichte der Völker Mittel-Asiens u. s. w. 1824 und sonst viele Mittheilungen aus tibetischen Werken enthalten. A. Schiefner verdanken wir die Ausgabe und deutsche Uebertragung der tibetischen Uebersetzung eines Sanskritgedichts (Vimalapraçnottararatnamâlâ)[1]) 1858, so wie die Ausgabe des Textes von Târanâtha's Geschichte der Verbreitung des Buddhismus in Indien 1868, deren deutsche Uebersetzung bald folgen wird; dann eine deutsche Uebersetzung einer tibetischen Lebensbeschreibung des Stifters des Buddhismus 1849; ebenso des buddhistischen Sûtra der zwei und vierzig Sätze; ferner einen Aufsatz über die logischen und grammatischen Werke des Tandjur 1847 u. aa. Von Em. Schlagintweit ist der Text eines Beichtgebets mit Uebersetzung und Anmerkungen mitgetheilt (in den Sitzungsber. der bayer. Akad. 1863); ferner eine Inschrift 1864; außerdem hat er ein sehr brauchbares Werk über den Buddhismus in Tibet 1863 (englisch) und eine Abhandlung 'Die Könige in Tibet von der Entstehung königlicher Macht in Yârlung bis zum Erlöschen in Ladák (Mitte des 1. Jahrhunderts

[1]) vgl. A. Weber in den Monatsber. d. Berl. Ak. 1868, S. 92—117.

v. Chr. bis 1834 n. Chr.) 1866 veröffentlicht. Von Köppen ist eine Abhandlung über Tibet und den Lamaismus bis zur Zeit der Mongolenherrschaft 1859 erschienen und seine Arbeiten über den Buddhismus sind insbesondre für Tibet von Bedeutung.

XVIII.

Vereinzelt stehende Sprachen und Sprachgruppen.

Baskisch; Jenissei-Ostjakisch; Jukagbirisch; Tschuktschisch; Aino; Korea; Caucasische Sprachen; Singhalesisch.

Ehe wir die alte Welt verlassen, haben wir noch deutsche Arbeiten in Bezug auf einige Sprachen zu erwähnen, bei denen es noch nicht mit Sicherheit gelungen ist, sie einem größeren Sprachstamm anzuschließen, theils freilich vielleicht nur in Folge von Mangel an hinreichenden Hülfsmitteln zu, oder umfassender und eindringender Thätigkeit in der tieferen Erforschung derselben.

Aus Europa gehört hieher nur die Baskische (Vaskische) Sprache. Schon Arndt (Ueber die Verwandtschaft der europäischen Sprachen 1819) stellt sie zu den finnischen und samojedischen Sprachen, nimmt also Verwandtschaft mit den Ural-altaischen an. Auch M. Müller gesellt sie in seinem mehrfach hervorgehobenen Briefe zu den turanischen Sprachen und diese Ansicht zählt insbesondre außer Deutschland manche Anhänger. In Deutschland dagegen haben selbst jetzt noch die bedeutenderen Sprachforscher, wie Pott[1]), L. Diefenbach[2]), R. Lepsius[3]) nicht gewagt, die Baskische Sprache mit einem der bisher bekannten Stämme zu verbinden. — Die Arbeiten von W. v. Humboldt über dieselbe haben wir schon oben (S. 519) erwähnt. Hier haben wir noch das treffliche Werk von K. A. F. Mahn 'Denk-

[1]) In seiner fast jüngsten Arbeit 'Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen' S. 4 und insbesondre 9.

[2]) In seinen Origines Europeae 1861 und Vorschule der Völkerkunde 1864.

[3]) In seinem Standard Alphabet 1863.

mäler der Baskischen Sprache. Mit einer Einleitung über das Studium derselben', welche zugleich ihre Beschreibung und Charakteristik enthält, 1857, hervorzuheben.

In dem großen Asien finden sich natürlich mehrere vereinzelt stehende Sprachen; allein auch hier ist ihre Zahl und ihr Umfang verhältnißmäßig äußerst gering; nur möge man nicht schon daraus schließen, daß sie sich aus größeren Stämmen bis zu solcher Unkenntlichkeit ihres Zusammenhangs mit ihnen besondert hätten. Vielmehr zeigt die äußere Geschichte der Sprachen im großen Ganzen, daß die Verbreitung derselben über weite Flächenräume — neben brutaler Ausrottung — nicht am wenigsten durch friedliche Absorption von solchen geschah und geschieht, die ihnen mehr oder weniger, ja oft ganz fremd waren. Der Mensch, ein wesentlich geselliges Geschöpf, ist mehr, als man gewöhnlich glaubt, geneigt, seine Sprache derjenigen insbesondre zu opfern, mit welcher er in einem staatlichen oder socialen Verhältniß steht. So mögen durch Feindschaft und Freundschaft, Krieg und Friede im Lauf der Geschichte schon unzählige Sprachen untergegangen sein, von denen kaum wenige Reste in diejenigen übergegangen sind, von welchen sie verschlungen wurden — ganz in derselben Weise, wie wir es an den spärlichen Resten der celtischen Sprachen, des Baskischen, Lettischen, Litauischen, vieler Sprachen der neuen Welt u. s. w. vor sich gehen sehen und unsre Nachkommen vielleicht am Polnischen erleben werden. Natürlich können sich unter mehr oder weniger günstigen Umständen auch derartige alte Sprachen in kleinerem oder größerem Umfang erhalten, grade wie das, erst jetzt rascher hinschwindende, Baskische so viele sprachliche Transformationen Spaniens überdauert hat — und es ist demgemäß schon an und für sich keinesweges unstatthaft in den unclassificirbaren Sprachen Ursprachen oder Reste derselben zu erblicken, eine Annahme, welche z. B. bei den Caucasischen sich mit vieler Wahrscheinlichkeit auch geschichtlich begründen läßt.

1. Der Art scheint die Sprache der Jenissei-Ostjaken zu sein, eines jetzt kaum aus tausend tributpflichtigen Personen bestehenden Stammes, in Sibirien zwischen den Städten Jenisseisk und Turuchansk. Von ihnen bemerkt Castrén (in seinen ethnologischen Vorlesungen über die altaischen Völker S. 87): Sie 'bilden vielleicht einen Rest eines größeren Volksstammes, der sich früher in Hochasien aufhielt und dann während der gefährlichen Kriege und Verheerungen, welchen dieses Land unterworfen war, vernichtet wurde'. Weiterhin heißt es alsdann: 'Zu demselben Stamm . . . gehörten ursprünglich auch die Arinen oder Arinzen und Assanen, welche die sajanischen Steppen bewohnen und nun Tataren oder vielmehr Türken sind. Hieher gehört ferner auch ein Stamm, den ältere Schriftsteller Kotten genannt haben, der in späterer Zeit aber in Vergessenheit gerathen war, bis ich auf meiner Reise in Sibirien fünf noch lebende Individuen dieses Volkes auffand, welche . . . am Agul . . . lebten. Diese fünf Personen waren überein gekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollen, theils aus Liebe zu derselben, theils auch . . . weil Sibiriens Eingeborne . . . geringere Abgaben als die Russen zahlen. An diese . . . haben sich später einige von den Kotten abstammende Familien angeschlossen, welche bereits ihre Muttersprache vergessen haben und Russen geworden sind. Indessen liegt es auch diesen gegenwärtig sehr am Herzen, sowohl sich selbst als ihren Kindern die kottische Sprache beizubringen und es ist möglich, daß die kleine Colonie noch lange ihre Nationalität, welche bereits als erloschen angesehen wurde, erhalten werde'.

Von der Grammatik des Jenissei-Ostjakischen und Kottischen fand sich im Nachlasse Castrén's ein Entwurf, welchen mit einer sehr lehrreichen Vorrede auszustatten und mit Wörterverzeichnissen aus beiden Sprachen herauszugeben sich A. Schiefner das Verdienst erworben hat 1858. Bei der Neigung, fast alle Sprachen mit den ural-altaischen in Verbindung zu setzen, welche grade

jetzt so viele Sprachforscher beherrscht, hält es der Verfasser dieser Geschichte für nicht undienlich, Schiefner's Worte aus der Vorrede S. XIX über 'das Proteus-artige Verbum' dieser Sprache hieherzusetzen: 'das uns wohl daran erinnert', wie es bei ihm heißt, 'daß wir es mit keiner Sprache zu thun haben, welche zu dem altaischen Stamme in näherer Beziehung wäre. Solche Veränderung stammhafter Vocale, solche Umgestaltung des Anlauts selbst durch äußerlich Herantretendes ist auf altaischem Sprachgebiet unbekannt'.

2. Ganz im Norden Asiens finden wir ferner einen kleinen Stamm, die Jukaghiren (575 männliche Seelen nach Köppen, 'Rußlands Gesammtbevölkerung' S. 217), über deren Sprache A. Schiefner 1/13. April 1859 einen Aufsatz (in dem Bulletin der Petersb. Akad.) veröffentlichte (Sprachprobe, Wörterverzeichniß und Grammatisches), an dessen Schluß er bemerkt, daß 'das bisher vorliegende Material zu gering ist, um zu irgend einem Schluß auf Verwandtschaft mit den bisher bekannten Sprachen Sibiriens zu berechtigen'.

3. Weiter östlich haben wir die Tschuktschen, zwei unter demselben Namen begriffene benachbarte Völker, die ganz verschiedenen Sprachgruppen angehören und nach ihrer Lebensweise in seßhafte und nomadisirende geschieden werden. Die erstren, die sich selbst Namollen nennen, gehören zu den Eskimo's. Die letzteren sind den Korjaken auf's nächste und weiter den Kamtschadalen verwandt. Eine eingehende Abhandlung über ihre Sprache und deren Verhältniß zum Korjakischen hat L. Radloff 1860 in den Mémoires der Petersb. Akad. Sér. VII. T. III. Nr. 10 geliefert, in welcher auch das Verhältniß zum Kamtschadalischen behandelt und Sprachproben mitgetheilt werden. Außerdem hat H. Romberg ein tschuktschisches Wörterverzeichniß 1860 in Erman's Archiv veröffentlicht.

4. Ueber die Sprache und Poesie der Aino auf den Inseln Jesso, Sachalni, Iturup und Urup (Kurilen) hat A. Pfizmaier

mehrere Aufsätze in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Cl. der Wiener Akad. 1849 ff. erscheinen lassen; insbesondre einen über den Bau derselben 1851 S. 382 ff.

5. Was die Sprache von Korea betrifft, so findet sich einiges über sie und ihre Schrift, so wie ein Wörterverzeichniß, bei Phil. Fr. v. Siebold in seinem 'Nippon' II, 10—16 und 29—44; ferner zwei chinesische Arbeiten mit Koreanischer Uebersetzung in der Bibliotheca Japonica Bd. 3 und 4. Ein Wörterverzeichniß hat auch Jul. v. Klaproth im Journ. as. 1829 mitgetheilt. Ueber die alten Bewohner Korea's lieferte A. Pfizmaier eine Abhandlung in den Sitzungsber. der Wiener Akad. 1867.

6. Die caucasischen Sprachen. Um die erste etwas genauere Kunde der caucasischen Sprachen hat sich Jul. von Klaproth entschieden große Verdienste erworben, insbesondre durch seine 'Reise in den Kaukasus und nach Georgien' mit einem Anhang 'über die kaukasischen Sprachen' 1812—1814, durch sein Tableau historique, géogr. ethnogr. u. s. w.' du Caucase 1827 u. aa. Eine eigentlich sprachwissenschaftliche Bearbeitung haben die meisten bis jetzt bekannteren erst in neuester Zeit erhalten und zwar vorzugsweise durch A. Schiefner — welcher sich dabei zum Theil auf russisch abgefaßte und wenig verbreitete Arbeiten des General Peter von Uslar stützt — und G. Rosen.

Auch die kaukasischen Sprachen wurden früher von Klaproth und Rask, in neuerer Zeit von M. Müller mit den uralaltaischen in Verbindung gesetzt, von letzterem den von ihm als turanische bezeichneten 1854 beigeordnet. Eine eindringendere Kenntniß derselben, wie sie jedoch erst durch die Schiefner'schen Arbeiten, die im Jahre 1854 begonnen haben, ermöglicht ist, wird sich jedoch bei dieser Ansicht schwerlich beruhigen können.

Sie zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Gruppen; die eine umfaßt das Georgische sammt seinen Verwandten, die andere alle übrigen bisher etwas genauer bekannten, außer den fremden — türkischen und eranischen — Eindringlingen. Jene

hat Bopp, wie oben (S. 511 ff.) bemerkt, dem Indogermanischen zu vindiciren gesucht. Gegen ihn, so wie auch gegen M. Müller's Versuch, sie den turanischen unterzuordnen, ist der S. 513 erwähnte Aufsatz von Fr. Müller gerichtet, in welchem er sein schließliches Resultat mit den Worten ausspricht[1]): 'Die kaukasischen Sprachen hängen mit den indogermanischen Sprachen nicht zusammen; sie können aber auch nicht zu dem ural-altaischen Sprachstamme gezählt werden'. Die zweite Gruppe unterscheidet sich — abgesehen von allem anderen — durch eine grammatische Eigenthümlichkeit so sehr von allen übrigen bisher bekannten Sprachen, daß sie schon dadurch eine ganz isolirte Stellung einnimmt. Sie bezeichnet nämlich an den Wörtern nicht das Geschlecht oder analoges was sie haben oder als habend vorgestellt werden — wie z. B. 'Königin' als 'herrschende Frau' oder 'Frau eines Königs', lateinisch luna als etwas weiblich vorgestelltes, regnum als etwas geschlechtloses, hebräisch ji-chtob 'schreiben wird-er', ti-chtob 'schreiben wird-sie' — sondern das Geschlecht oder analoges dessen, worauf sie sich beziehen, z. B. avarisch wo†u 'die Liebe zu einem Manne', jo†u 'die Liebe zu einer Frau', bo†u 'die Liebe, die sich auf ein anderes Wesen oder Ding bezieht'; im Allgemeinen aber heißt die Liebe ro†u, indem r zur Bezeichnung der Mehrzahl angewandt wird, also gewissermaßen 'die Liebe, die sich auf jegliches beziehen kann', d. h. 'Liebe überhaupt'. So ist waqe 'der Hunger des Mannes', jaqe 'der des Weibes'; waći 'die Ankunft des Mannes', jaći 'die der Frau', baći 'die andrer Dinge' und raći 'einer Mehrheit'; beim Verbum ist waća 'komm (o Mann)', jaća 'komm (o Frau)', baća 'komm (o Ding)', raća 'kommet'.

Der Verfasser dieser Geschichte wagt demgemäß weder die eine noch die andre dieser Gruppen mit irgend einem andern Sprachstamm in nähere Verbindung zu bringen und hat dafür

---

[1]) Orient und Occident 1864. II. 535.

auch die Autorität von R. Lepsius für sich, welcher sie in seinem Standard Alphabet ebenfalls zu den isolirt stehenden rechnet.

A. Was die erste Gruppe betrifft, welche man die georgische oder iberische zu nennen pflegt, so ist die hervorragendste unter deren Sprachen das Georgische selbst, welches schon wegen seiner alten Literatur größere Beachtung verdiente, als es bis jetzt in Deutschland gefunden hat. Ein Wörterverzeichniß desselben hat J. v. Klaproth 1827 veröffentlicht.

Ueber das zu dieser Gruppe gehörige Mingrelische und Suanische findet sich eine Abhandlung von G. Rosen in seiner Ossetischen Sprachlehre, 1845. Ueber jenes auch eine von J. v. Klaproth im Journal Asiatique 1829. Die ebenfalls hieher gehörige Sprache der Lazen hat G. Rosen 1844 behandelt; darüber schrieb auch Bopp in den Monatsber. d. Berl. Akad. 1843 und in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1844. Okt.

B. Was die zweite Gruppe betrifft, welche man wohl, da viele Namen der Völkerschaften, welche sie sprechen, mit den bei den Classikern und sonst aus dem Alterthum überlieferten eng zusammenhängen, die der Caucasischen Aboriginer nennen dürfte, so ist das Avarische von A. Schiefner grammatisch und lexikalisch bearbeitet und zugleich mit Sprachproben ausgestattet 1862. Ueber die Artschi-Sprache findet sich eine Mittheilung desselben in Bezug auf Peter von Uslar's Forschungen im Bulletin der Petersb. Akad. 4/16. Dec. 1863. Eben so hat er 1866 einen 'Ausführlichen Bericht über des Baron P. von Uslar's Kasikumükische Studien veröffentlicht (grammatisch, lexikalisch und ebenfalls mit Sprachproben). Einen 'Versuch über die Sprache der Uden' hat er 1863 erscheinen lassen; einen eben solchen über die der Thusch zuerst 1854 im Bulletin der Akad., dann 1856 einen umfassenderen; ebenso über die der Tschetschenzen 1864 'Tschetschenzische Studien'; endlich über die der

Abchasen 1863 einen 'Ausführlichen Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar Abchasische Studien'. Ueber die Sprache der letzteren handelte auch G. Rosen in der erwähnten Ossetischen Sprachlehre. Für das Tscherkessische hat H. C. von der Gabelentz eine kurze Grammatik (in Höfer's Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Spr. III), L. Löwe ein Lexikon in englischer Sprache 1854 geliefert.

7. Sprache von Ceylon (Singhalesisch). Auch die Sprache der Urbevölkerung Ceylons (Elu) sehen wir uns genöthigt, für jetzt noch isolirt zu stellen. Rask hielt sie irrigerweise für eine Verwandte der südindischen Aboriginersprachen, d. h. für dravidisch[1]); M. Müller stellt sie in den Suggestions[2]) sogar zu den Töchtern des Sanskrit, wohin sie aber entschieden nicht zu rechnen ist. Lassen glaubt sie den malayo-polynesischen zuzählen zu dürfen[3]); so viel aber auch äußerlich für diese Annahme zu sprechen scheint, so erhält sie doch — was allein entscheiden könnte — keine Stütze durch sprachliche Uebereinstimmungen. Wir glauben daher, uns Fr. Müller anschließen zu dürfen, welcher sowohl sie als die malayisch-polynesischen Sprachen linguistisch behandelt hat, aber nichts desto weniger das Singhalesische für eine 'selbstständige Sprache' erklärt[4]). Die erwähnte übersichtliche linguistische Behandlung findet sich in dem in der Anmerkung angeführten Werke. Was Geschichte u. s. w. von Ceylon betrifft, so nimmt sie eine bedeutende Stellung in Lassen's Indischer Alterthumskunde ein; auch hat er eine Monographie über sie 1852 veröffentlicht.

---

[1]) Lassen Indische Alterthumskunde I², 239.

[2]) Suggestions . . . in learning the languages of the seat of war. 1854. S. 32.

[3]) Indische Alterthumsk. I², 553 insbes. 557.

[4]) Reise der Novara. Linguistischer Theil S. 203.

XIX.

Malayisch-polynesischer Sprachstamm.

Es ist dieß der unter allen Sprachstämmen am weitesten ausgedehnte; er reicht von Madagascar im Westen bis zu der Oster-Insel im Osten, von Neu-Seeland im Süden bis zu den Sandwich-Inseln im Norden und begreift mit wenigen Ausnahmen alle bis jetzt bekannte Sprachen, welche auf den Inseln dieses Bereiches von den Eingebornen gebraucht werden. Die meisten dieser Insulaner sind treffliche Schiffer und unternehmenden kriegerischen Geistes, so daß das Meer für sie kein Hinderniß, sondern die natürlichste Verbreitungsstraße bildete. Schon bei der Betrachtung des Humboldt'schen Werkes haben wir (S. 551. 552) die drei Classen erwähnt, in welche dieser Sprachstamm zerfällt: die Malayische, Polynesische und Melanesische, und mehrere der zu diesen gehörigen Sprachen aufgeführt. Auch ihn hat man mit andern Sprachstämmen in Verbindung zu bringen versucht; Bopp, wie schon S. 511 bemerkt, mit dem indogermanischen, M. Müller mit seinem turanischen, der Erweiterung des uralaltaischen. Beide Annahmen, von denen die erste gar keinen, die zweite wohl nur wenig Anklang fand, bekämpft Fr. Müller in dem oben angeführten Werke S. 271 ff.

Für diesen Sprachstamm im Allgemeinen bleibt bis jetzt noch immer das bedeutendste Werk das oben S. 547 ff. besprochene Humboldt'sche mit Einschluß des von Buschmann zu Ende geführten vierten Abschnitts 'Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen'. Nächst ihm hat sich H. C. von der Gabelentz theils durch die zusammenfassende Behandlung der Melanesischen Gruppe, theils durch die zweier Sprachen der Malayischen große Verdienste erworben. Eine übersichtliche Darstellung dieses Sprachstammes, insbesondre der Polynesischen und Malayischen Gruppe, hat Fr. Müller in seinem letzterwähnten

Werke S. 269—357 geliefert. Von jener berücksichtigt er insbesondre das Samoa, Tonga, Maori, Rarotonga, Tahiti, Hawaii, Marquesas und gelegentlich das Nukahiwa, Fakaafo u. aa.; von dieser das Tagala, Ybanag, Marianische, Madagassische, Malayische, Javanische, Battak, Mankâsarische, Bugis, Dayak und gelegentlich das Menankâbau. H. C. von der Gabelentz in seinem ausgezeichneten Werke 'Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malaiisch-polynesischen Sprachen'[1]) behandelt nach vorausgeschickter Einleitung speciell die Fidschisprache, die der Inseln Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Maré, Lifu, die Dauru-Sprache auf Baladea, die der Inseln Bauro und Guadalcanar, worauf dann die Schlußergebnisse dargelegt werden. Aus ihnen erlaube ich mir folgende Worte des überaus exacten und vorsichtigen Forschers über das Verhältniß dieser Sprachen unter einander und zu den malayo-polynesischen (S. 265) hervorzuheben: 'Neben diesem' (vorher auseinandergesetzten) 'auffallenden Unterschied zwischen den melanesischen und polynesischen Sprachen, gibt es aber, wie wir gesehen haben, doch auch viele Berührungspunkte. Ist der Grund davon in einer späteren Vermischung beider Stämme oder Uebertragung von dem einen auf den andern zu suchen, oder beruht er auf einer Urverwandtschaft? Das sind Fragen, die ich mit Bestimmtheit zu beantworten mir nicht getraue. Abgesehen von der, jedenfalls einer späteren Zeit angehörenden, Vermischung mit polynesischen Elementen, ... zeigen alle melanesischen Sprachen sowohl in einzelnen Wörtern, als besonders in manchen Eigenthümlichkeiten der Grammatik eine so auffallende Uebereinstimmung mit dem Polynesischen, daß der Glaube an eine Urverwandtschaft unwillkürlich an Boden gewinnt. E. Norris (in Prichard's Natural history of man, 4th ed.

---

[1]) In den Abhandlungen der philol.-histor. Cl. der k. sächs. Ges. der Wiss. III. 1861.

Vol. II, p. 432 s.) sagt, die von ihm verglichenen Proben melanesischer Sprachen schienen ihm zu beweisen, daß sie mit den übrigen Südseesprachen eben so verwandt seien, wie die germanischen mit den slavischen .... Ohne daß' diese 'Vergleichung .... hinsichtlich des Grades der Verwandtschaft gerade für passend zu halten wäre, mag im Wesentlichen obige Ansicht ihre Richtigkeit haben und mindestens soviel unläugbar feststehen, daß die melanesischen und polynesischen Sprachen mehr mit einander gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen von den andern hervorgehen kann'.

Was einzelne Sprachen dieser drei Classen betrifft, so sind von deutscher Seite wenige in besondren Arbeiten erörtert, diese wenigen aber fast durchweg in einer sehr wissenschaftlichen Weise.

Aus der Malayischen Classe ist die der Tagalischen Gruppe angehörige Sprache von Formosa von H. C. von der Gabelentz mit gewohnter Meisterschaft in einem Aufsatz 'Ueber die formosanische Sprache und ihre Stellung in dem malaiischen Sprachstamm' [1]) vergleichend behandelt. Die Vergleichung erstreckt sich auf das Favorlang, Sideische, Tagalische, Bisayische, Pampangische, Ilokische, Malaiische, Javanische, Bugis, Dajak, Sundaische, Bali, Lampong, Batta, Guaham, Chamori, Eap, Ulea, Satawal und Madagassische.

Aus der Malayo-Javanischen Classe ist das Malayische κατ' ἐξοχήν, die Sprache von Sumatra, die sich aber auch auf vielen andren Inseln und der Halbinsel Malakka festgesetzt und zur Verkehrssprache im indischen Ocean erhoben hat, grammatisch bearbeitet von A. A. E. Schleiermacher in seinem schon erwähnten Werke de l'influence de l'écriture ... 1835. — W. v. Humboldt's Werk über die Kawisprache ist schon oben besprochen; über indische Literatur auf Bali erwähne ich noch einen auf des Holländers Friederich Arbeiten bezüglichen Aufsatz von

[1]) In der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIII. 59.

F. Spiegel in der Zeitschr. der D. M. Ges. V. 231 und mache zugleich auf Lassen's 'Ind. Alterthumskunde' IV. 524 ff. aufmerksam. Ueber den Ursprung der Schrift bei den Malayischen Völkern hat Fr. Müller einen Aufsatz in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1865 veröffentlicht; auch eine Abhandlung über die Verbreitung der indischen Schrift, aus welcher die malayische sowohl, als die der dravidischen Völker, der Tibeter u. aa. hervorgegangen ist, in der 'Reise der Novara. Linguistischer Theil'. 1867. Für das Dajak (auf Borneo) haben wir eine linguistische Behandlung von H. C. von der Gabelentz 1852; eine treffliche Grammatik von A. Hardeland 1858 und ein Wörterbuch von demselben 1859; über deren Conjugation einen Aufsatz von dem jüngeren H. G. C. von der Gabelentz 1860 [1]).

Aus der polynesischen Classe besitzen wir eine Grammatik mit Wörterbuch der Neu-Seeländischen (Maori-) Sprache von E. Dieffenbach in seinen Travels in New-Zealand 1843 [2]); Texte der Maori-Sprache mit Uebersetzung und Erklärung hat Fr. Müller in Steinthal und Lazarus Zeitschrift für Völkerpsychologie veröffentlicht [3]).

Ueber die tahitische Sprache und die der Marquesas hat G. C. E. Buschmann zwei Schriften, die eine Texte liefernd, 1843 veröffentlicht.

Ueber die hawaiische Sprache hat der Dichter A. v. Chamisso 1837 eine Schrift herausgegeben.

XX.

Australische Sprachen.

Diese sind von W. H. J. Bleek in The Library of his Exc. Sir George Grey im Allgemeinen behandelt (Vol. II.)

---

1) In der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Ges. XIV. 547 ff.
2) Bd. II. 326—96.
3) Bd. II. 102 ff. 1861.

und ebenfalls in Verbindung mit dem ural-altaischen Sprachstamm gesetzt. Ich erlaube mir darüber das Urtheil von Fr. Müller[1]) hier aufzunehmen: "Bleek zählt die australischen Sprachen zu jenem großen Sprachstamm, der die tatarischen und Drâvida-Sprachen umfassen soll, und zu dem auch in Afrika mehrere Sprachen, wie das Kanuri, Mandingo, Tibu und die Sprachen Amerika's gezählt werden müssen. Er scheint unter diesem Sprachstamme nichts anderes als den großen turanischen von Max Müller zu meinen[2]). Soll sich diese Verwandtschaft auf die physiologische Structur dieser Sprachen beziehen (in dieser Beziehung sind ja fast alle Sprachen Amerika's einander sehr ähnlich), so haben wir vom Standpunkte der Wissenschaft dagegen nichts einzuwenden; soll aber damit mehr als dieses behauptet, soll damit eine Verwandtschaft dieser Sprachen unter einander angenommen werden, etwa derart, daß sie alle nur verschiedenartige Entwickelungen einer einzigen Ursprache darstellen, so können wir nicht umhin, diese Behauptung als eine ungerechtfertigte zu bezeichnen. Ja, wir gehen in unserer Vorsicht noch weiter, indem wir selbst die Ansicht einer Verwandtschaft der Australischen Sprachen untereinander mit dem größten Mißtrauen betrachten. — Wir können zwar eine gewisse gleichartige Anlage, einen einheitlichen Bau in allen Sprachen Australiens nicht abläugnen, können uns aber eben so wenig, wie bei den Sprachen Amerika's, wo ja bekanntlich dieselbe Erscheinung stattfindet, entschließen, daraus den Schluß auf eine Wurzelverwandtschaft derselben abzuleiten. — Um dieß zu thun, müßten wir vor allem anderen die Entwickelung derselben, die gewiß eine eigenthümliche sein wird, und vielleicht mit dem Maße andrer gar nicht gemessen werden kann, näher kennen und zu dem Zwecke

---

[1]) Reise der Novara. Linguistischer Theil. S. 243.

[2]) Jedoch, wie wir hinzufügen müssen, in noch viel größerer Ausdehnung, als bei diesem.

eine specielle Durchforschung der australischen Dialekte vornehmen, zu der leider heut zu Tage das Material noch mangelt'.

In dem Werke, welchem diese Stelle entnommen ist, hat Fr. Müller (S. 241—266) ein kurzes charakteristisches Bild der australischen Sprachen zu geben versucht, jedoch sich fast ganz auf die Sprache von New South Wales beschränkt.

Was die Thätigkeit Deutscher für einzelne Sprachen Australiens betrifft, so sind mir nur bekannt C. G. Teichelmann und C. W. Schürmann englisch abgefaßte Grammatik sammt Wörterbuch der Eingebornen-Sprache Südaustraliens 1840 und C. W. Schürmann's Wörterbuch und grammatische Regeln der Parnkalla-Sprache an der Westküste des Spencer-Busen 1844 (ebenfalls englisch).

XXI.

Amerikanische Sprachen.

Es ist oben (S. 532 ff.) bemerkt, daß W. v. Humboldt sich längere Zeit vorzugsweise mit den amerikanischen Sprachen beschäftigte und für die Wissenschaft ist es unzweifelhaft kein geringer Verlust, daß es ihm nicht vergönnt war, diese Studien fortzusetzen und die Resultate derselben in seiner tiefsinnigen Weise auszugestalten. Wie bei den malayo-polynesischen Sprachen, so hat auch hier E. Buschmann das durch W. v. Humboldt's Tod unterbrochene Werk kräftig aufgenommen und auf deutschem Boden, so wie bis auf diese Zeit überhaupt, sich um die eindringendere Kunde der amerikanischen Sprachen, speciell eines bedeutenden Theiles derer von Mittel- und Nord-Amerika, die größten Verdienste erworben. Nächst ihm begegnen uns auch hier H. C. von der Gabelentz und Fr. Müller; von neuem L. Radloff; ganz neu, aber mit einer höchst ausgezeichneten Arbeit, S. Kleinschmidt; in sehr ehrenwerther Weise die Natur-

forscher Karl Ph. Fr. von Martius (geb 1794, gest. 1868) und J. J. v. Tschudi.

Ueber die amerikanischen Sprachen im Allgemeinen findet man manche beachtenswerthe Bemerkungen in Alexander und in Wilhelm von Humboldt's [1]) Schriften, so wie in denen von Pott, M. Müller und insbesondre H. Steinthal. Eine zusammenhängende Uebersicht derselben scheint von einem 1856 oder 1857 verstorbenen Deutschen, Dr. Ludwig in New-York, in einem Werke gegeben zu sein, welches H. von Müller in seinen Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko (I. S. 60) anführt. Danach führt es den Titel: Litterature of American Aboriginal languages und zählt 370 amerikanische Ursprachen mit 524 Dialekten auf. Neue Wortsammlungen sind auch in deutschen Reisewerken hinzugetreten, insbesondre in dem des Prinzen Maximilian von Neuwied, dem von Krusenstern und dem der Herren von Spix und von Martius.

Der für die Beurtheilung der amerikanischen Sprachen so wichtige Streit, ob die Urbevölkerung Amerika's autochthonisch oder von der alten Welt her eingewandert sei, ist auch jetzt noch nicht entschieden. Fr. von Hellwald 'Die amerikanische Völkerwanderung' 1866 hält sie für Autochthonen, während Martius ihre Einwanderung aus der alten Welt verficht [2]).

In Bezug auf die Einflüsse asiatischer Cultur, speciell

[1]) Ich erlaube mir des Letzteren Worte aus der Abhandlung 'Ueber das vergleichende Sprachstudium' in Ges. Werke III. 249 hieher zu setzen: 'Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloß diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreißig noch so gut als unbekannte Sprachen, die man als eben so viele neue Naturspecies ansehen kann und an welche sich sehr viele anreihen lassen, von denen die Data unvollständiger sind'.

[2]) z. B. in den Gel. Anz. der k. bayer. Ak. d. Wiss. 1860 S. 325 ff.

chinesischer, auf die amerikanische ist die Identificirung des chinesischen Fusang mit Mexiko, welche von Paravey (Annales de philosophie chretienne IV, 101 3ème sér.) und C. Fr. Neumann 'Mexiko im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung' (in 'Ausland' 1845 und separat) behauptet wird, von Wichtigkeit. Noch weiter geht G. von Eichthal in seinem Étude sur les origines bouddhiques de la civilisation americaine 1865.

Was die einzelnen Sprachen Amerika's betrifft, so sind wir bei unserm Bestreben, sie kennen zu lernen, wesentlich auf Arbeiten älterer Zeit und Ausländer, insbesondre Spanier, Portugiesen und englischer Amerikaner, angewiesen; doch sind, wie bemerkt, in neuerer Zeit auch mehrere von Deutschen erschienen und nehmen ihre Stelle unter den hervorragendsten ein.

Um mit dem äußersten Norden zu beginnen, so ist die Hauptsprache des Karalischen Sprachstammes, dessen Gebiet sich von Labrador, Grönland und Baffinsland längs der Küste des Nordamerikanischen Festlandes bis zu den Aleuten erstreckt, die Grönländische, von S. Kleinschmidt 1851 in einer ausgezeichneten Weise behandelt. Mehrere andre hat E. Buschmann in seinen Werken über die amerikanischen Sprachen erörtert, bei denen die Aztekische Sprache gewissermaßen den Ausgangspunkt und die sonorischen das Centrum bilden. So insbesondre in dem 1859 (in den Abhandlungen der Berl. Akad. der Wissensch.) erschienenen 'Die Spuren der Aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko, zugleich eine Musterung der Völker und Sprachen des nördlichen Mexiko und der Westküste Nordamerika's von Guadalaxara an bis zum Eismeer', so wie in dem schon 1857 erschienenen 'Die Völker und Sprachen Neu-Mexiko's und der Westseite des britischen Nordamerika's'. Speciell ist von ihm 'Die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen' 1856; 'Der Athapaskische Sprachstamm' 1855. 1856 behandelt und eine systematische Worttafel desselben 1860 gegeben; eben dahin gehört auch die Abhandlung 'Das Apache als eine

Athapaskische Sprache erwiesen' 1860. Insbesondre treten in dem erwähnten Werke 'Ueber die Spuren der Aztekischen Sprache' die sonorischen Sprachen hervor, deren besondre Grammatik, vorzugsweise des Tarahumara 1864 von ihm herausgegeben ward und 1866 und 1868 Zusätze erhielt. Eine Abhandlung über die eben dahin gehörigen Sprachen, Kizh und Netela im südlichen Californien, erschien in den Abhandl. der Berl. Ak. von 1855; die über die auch zu diesem Stamm zu zählende Pima ist schon erwähnt; eine Abhandlung 'Ueber die Lautveränderungen der Aztekischen Wörter in den sonorischen Sprachen' gehört dem Jahre 1864 an; eine über die Zahlwörter in den sonorischen Sprachen ist 1867 erschienen. Um wenigstens äußerlich eine Uebersicht über die gesammte Thätigkeit dieses verdienstvollen Sprachforschers auf diesem Gebiet zu geben, erwähne ich hier sogleich auch die Abhandlung aus dem Jahre 1852, welche sich auf die Aztekische Sprache selbst bezieht 'Ueber die Aztekischen Ortsnamen'.

So sehr diese umfassenden Arbeiten verdienten, durch eine Analyse dem Urtheil und der Würdigung des Lesers näher gebracht zu werden, muß der Verfasser dieser Geschichte doch für jetzt leider darauf verzichten, hofft aber an einem andern Ort das hier zu versäumende nachzuholen.

Was Andrer Arbeiten betrifft, so hat L. Radloff die Sprache der Kinai, welche man zu dem Athapaskischen Stamm rechnet, so wie die der Ugalaschmut und Kaiganen in dem Bulletin der St. Petersb. Ak. hist.-phil. Cl. 1857 nr. 17—19; 1858, 1—9 und 20, 21 behandelt.

Eine kurze 'Analyse und vergleichende Bearbeitung der Algonkin-Sprachen' hat Fr. Müller in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. der Wiss. phil.-hist. Cl. 1867 geliefert.

Die zu der Familie der Sioux gerechnete Dakota-Sprache hat H. C. von der Gabelentz 1852 grammatisch bearbeitet.

Ein Wörterverzeichniß der (sonorischen) Pima-Sprache von Emil Kriwitz ist 1851 in Berghaus Geogr. Jahrbb. mitgetheilt.

In Bezug auf Mittel-Amerika haben wir zu den Arbeiten von Buschmann über das Aztekische aus der von uns berücksichtigten Zeit nur noch eine Grammatik mit Vokabular der Mosquito-Sprache zu fügen[1]).

Bezüglich Süd-Amerika's sind die von C. F. Ph. von Martius in 'Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Brasiliens' Bd. II. 1863 veröffentlichten Glossare zu erwähnen. Sie erstrecken sich über die Tupi-Sprache und verschiedene Dialekte derselben; über die Sprachen der Gès, der Goyatacas, Cren oder Gueren (Botocudisch u. s. w.) u. aa. südamerikanischer Völker.

Ueber die Kiriri-Sprache besitzen wir eine Grammatik von H. C. von der Gabelentz 1852; ein Wörterbuch in J. B. v. Spix und v. Martius Reise in Brasilien II. 615 ff.

Ueber die Kechua-Sprache (auch Quichua; in Peru) hat ein ausführliches Werk, Sprachlehre, viele Sprachproben und Wörterbuch J. J. von Tschudi in zwei Bänden 1853 veröffentlicht. Eine handschriftliche Grammatik aus dem Nachlasse Wilh. von Humboldt's befindet sich auf der Berliner Bibliothek. Ein Wörterbuch in den angeführten 'Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Brasiliens' von v. Martius II. 289 ff.

XXII.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Wäre es möglich, für alle Sprachen der Erde die Sprachstämme nachzuweisen, aus denen sie sich auf genealogischem Wege in demselben Sinn, wie die indogermanischen aus ihrer Grundsprache, entwickelt hätten, wäre ferner die Annahme richtig, daß alle aus einer einzigen Ursprache hervorgegangen seien, dann

[1]) In: 'Bericht über die im Auftrage des Prinzen Carl von Preußen u. s. w. bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Berlin 1843. S. 241—274.

würde die allgemeine Sprachwissenschaft eine, wenn auch sehr schwer auszuführende, doch leicht zu bestimmende Aufgabe sein. Sie würde zur Behandlung der Sprachstämme wesentlich in dasselbe Verhältniß treten, in welchem die von diesen zu der der ihnen untergeordneten Sprachzweige oder Sprachen steht. Aus dem, was sich in den besonderten Sprachstämmen als vor der Trennung entwickeltes gemeinsames Erbgut nachweisen ließe, wäre, wie z. B. bei den indogermanischen die Grundsprache, so hier die Ursprache zu reconstruiren; aus der Durchforschung von dieser und mit Anwendung sonstiger Hülfsmittel dann aufwärts die Entstehung der Ursprache, das hieße der Sprache überhaupt, aus ihrem Verhältniß zu den aus ihr besonderten Sprachstämmen abwärts die Art ihrer Differenziirung zu ermitteln.

Allein beide Voraussetzungen sind überaus zweifelhaft. Ganz abgesehen davon, daß noch viele Sprachen ganz unbekannt, und noch bei weitem mehr nur sehr oberflächlich bekannt sind, so weichen schon einerseits die Sprachforscher in Bezug auf die Classificirung der bisher bekannten von einander ab und sind keinesweges allesammt der Ansicht, daß morphologisch zusammengehörige — wie z. B. die amerikanischen — nothwendig auch in einem genealogischen Verbande stehen müssen. Andrerseits ist aber auch die Abstammung aller Sprachen von einer Ursprache eine Ansicht, welche unter den eigentlichen Sprachforschern nur sehr wenige Vertreter findet.

Die Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft wird daher, wenigstens auf dem jetzigen Standpunkt der Glossologie, auf andre Weise zu bestimmen sein.

Getreu ihrem Beisatz 'allgemeine' ist ihr Augenmerk auf die Sprachen in ihrer Gesammtheit gerichtet, ihre Aufgabe die Untersuchung und wo möglich Lösung der Fragen, die sich in Bezug auf die ihnen gemeinsamen Momente erheben: wie ist die Sprache entstanden, in welcher Art und nach welchen Gesetzen hat sie sich in den verschiednen Sprachstämmen, Sprachzweigen, Sprachen,

Mundarten und Redeweisen zur Erfüllung ihrer Aufgabe befähigt, in welchem Verhältniß stehen ihre Gestaltungen und die Elemente derselben zu einander und zu der Aufgabe oder Idee der Sprache überhaupt, mit einem Worte: was ist ihr Ursprung, ihr Wesen, ihre Entwickelung.

Auch auf diesem Gebiete hat Deutschland in dem von uns betrachteten Zeitraum werthvolle Arbeiten und Beiträge geliefert; doch läßt sich nicht verkennen, daß sie im Ganzen noch mehr, als wenigstens viele besondre Theile der Sprachwissenschaft, die Spuren des Anfangs einer Wissenschaft an sich tragen. Hier ist es, wo sich philosophische und linguistische Anlagen innig vereinigen müssen, um einen gedeihlichen Fortschritt in Aussicht zu stellen. Dieser Vereinigung begegnen wir bis jetzt noch keineswegs in genügendem Maaße. Bei einigen der Männer, welche sich mit den hier in Betracht kommenden allgemeinen Fragen beschäftigt haben, tritt die eine, bei andern die andre zu sehr hervor; in voller Harmonie stehen sie wohl noch bei keinem.

Beiträge dazu haben so ziemlich alle bedeutende Sprachforscher gelegentlich in ihren, wenn gleich speciellen, Arbeiten geliefert, die meisten und wichtigsten W. v. Humboldt, Pott, M. Müller u. aa. Unter denen, die sich in besondren Werken mit dieser Seite der Sprachwissenschaft beschäftigt haben, nimmt eine der hervorragendsten Stellen Heinrich Steinthal ein, ein Mann von großen philosophischen und kritischen Anlagen, scharfer Denkkraft, reichen Kenntnissen im Gebiete der Linguistik und feinem Sprachsinn.

Die Arbeit, welche der Verfasser dieser Geschichte als dessen bedeutendste betrachten zu dürfen glaubt 'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Zweite Bearbeitung seiner Classifikation der Sprachen' 1860 gehört, so wie einiges andre, gerade diesem Gebiete an; außerdem war er in trefflichen Schriften, sowohl in dem der Sprachwissenschaft überhaupt (für deren Geschichte und Verhältniß zu benachbarten Wissenszweigen, s. den

folgenden Abschnitt), als auch für die specielle Sprachenkunde (s. S. 739) thätig; sein Hauptaugenmerk ist hier wie sonst insbesondre auf den Nachweis der verschiedenartigen psychischen Anlagen und Richtungen gewendet, welche auf die Gestaltung der menschlichen Sprache überhaupt und insbesondre ihre Verschiedenartigkeit von Einfluß waren und sind. Zur genaueren Entfaltung dieser Betrachtungsweise und all dessen, was damit zusammenhängt, hat er 1859 in Gemeinschaft mit M. Lazarus eine 'Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft' gegründet, in welcher er und seine Mitarbeiter für die letztere manches ersprießliche geleistet haben. Außerdem hat er auch in aa. Zeitschriften, insbesondre der der D. Morg. Ges., mehrere lesenswerthe Aufsätze veröffentlicht.

Neben Steinthal, wie dieser mehr von der philosophischen Seite ausgehend, erhebt sich L. Geiger, welcher zwar erst den ersten Band eines hieher gehörigen Werkes 'Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft' 1868 veröffentlicht hat und deßhalb noch keine vollständige Würdigung verstattet, dennoch aber schon hier reiche Sprachkenntnisse und eine tiefsinnige eigenthümliche Weise, sie zur Lösung allgemeiner Fragen der Sprachwissenschaft zu benutzen, zu erkennen gibt. Von der linguistischen Seite her haben sich insbesondre H. C. von der Gabelentz und Bindseil auf diesem Gebiete verdient gemacht; beider hieher gehörige Schriften werden wir sehr bald Gelegenheit haben zu erwähnen.

Wenden wir uns jetzt zum Einzelnen. Mit dem Ursprung und der Entwickelung der Sprache beschäftigt sich Hornay 1858 und L. Geiger in dem eben erwähnten Werk. Das 'Leben der Sprache' besprachen A. Boltz, so wie Claudius 1867. Ueber Ursprung und Natur der Sprachen handelte F. G. Bergmann 1837; über das Problem der Sprache und seine Entwickelung Conr. Hermann 1864; Max Oertel über Ton und Sprachbildung in Westermann's Illustrirten Monatsheften 1867. Ueber den Ursprung derselben haben J. Grimm 1851, Göttling in

den 'Ges. Abhandl.' 1863; K. Weinholz 1854, Steinthal 1858 geschrieben; mehr eigenthümlich und im Anschluß an die Darwin'sche Hypothese G. Jäger im 'Ausland' 1867 und W. H. J. Bleek 1868 in einer kleinen von E. Häckel herausgegebenen und eingeleiteten Schrift. Ein Nachzügler, O. F. Kruse, hat 1827 die Frage, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs, wieder aufgeworfen und sich zu Gunsten des letzteren entschieden.

Auch die Frage, ob alle Sprachen aus einer Ursprache hervorgegangen sind, oder auf von einander verschiednen Anfängen beruhen, ist von Neuem hervorgetreten. Von Pet. Fr. Jos. Müller 1815, den Theologen G. Ph. Ch. Kaiser 1840 und Kaulen, zugleich einem ehrenwerthen Sprachkenner, 1861 ist die erstre Ansicht verfochten; ihr neigen sich auch der theologisirende J. Bunsen, der philosophirende Fr. Schmitthenner ('Ursprachlehre' 1826) und manche Sprachkenner, wie M. Müller u. aa. zu. Gegen sie hat Pott das schon oben (S. 579) erwähnte Buch 'Anti-Kaulen u. s. w.' geschrieben. Die Entscheidung der Frage liegt außer dem Kreise der Sprachwissenschaft. Mag diese noch so viel für die eine oder die andre Ansicht beibringen, das entscheidende Wort liegt in der Hand der Naturwissenschaft. Beweist diese, daß die Menschheit nicht von einem Menschenpaar ausging, sondern, wie Göthe sagt, 'zu Dutzenden' zur Welt kam, so fallen alle Momente, welche für den einheitlichen Ursprung der Sprachen beigebracht sein möchten, in Nichts zusammen. Beweist sie dagegen, daß alle Menschen von einem Menschenpaar ihren Anfang genommen haben, dann wird auch die Sprachwissenschaft kaum zu läugnen vermögen, daß auch die Sprachen in letzter Instanz von einer Ursprache stammen, es müßte denn sein, daß sie sich entschlöße, die Sprache als unwesentlich für den Begriff 'Mensch' zu betrachten und zu einer Periode sprachloser Menschen ihre Zuflucht zu nehmen. Uebrigens wird sie schwerlich von ihrer Seite viel zum Erweise einer

Ursprache beizutragen vermögen, wenn gleich sie eben so wenig im Stande sein wird, das Gegentheil unumstößlich darzuthun. Denn die menschlichen Sprachen sind sich sowohl in ihrem physischen als psychischen Charakter eben so sehr verwandt wie fremd. In Bezug auf diese Frage ist übrigens insbesondre E. Buschmann's 'Abhandlung über den Naturlaut' 1852 beachtenswerth; er sucht viele Aehnlichkeiten in unverwandten Sprachen aus der Annahme zu erklären, daß sich für manche Begriffe bestimmte Lautreflexe durch natürliche Verhältnisse ergeben und daher in größerem oder geringerem Umfange sich auch in genealogisch unverwandten Sprachen geltend machen können. Manche seiner Annahmen sind jedoch keineswegs unbedenklich.

Was die Sprachentwickelung betrifft, so sind die constitutiven Elemente derselben einerseits das physische: Laut und Ton (Accent), andrerseits das psychische, welches das ganze Geistes- und Gemüthsleben umfaßt.

Eine gründliche physiologische Behandlung der Laute der menschlichen Sprache begann bekanntlich erst mit dem berühmten Physiologen Joh. Müller (Handbuch der Physiologie II. 1840). Daran reihte sich eine Fülle trefflicher Arbeiten, unter denen die von Ernst Brücke (in den Sitzungsber. der Wiener Akad. der Wiss. mathem.-naturw. Cl. 1849; 1858; 1859; in der Zeitschr. für österr. Gymnas. 1857, insbesondre aber sein classisches Werk: 'Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute' 1856) und H. Helmholtz ('die Lehre von den Tonempfindungen, als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik' 1862, insbesondre wegen der Resultate seiner Untersuchungen über die Vokale) die hervorragendste, die von F. H. Du Bois-Raymond ('Kadmos oder allgemeine Alphabetik' 1862), C. L. Merkel ('Physiologie der menschlichen Sprache' 1862), Czermak (in den Sitzungsber. der Wien. Akad. mathem.-naturw. Cl. 1859), Chladni (in Gilbert's Annalen der Physik 1824), M. Thausing (1863) u. aa. eine höchst ehrenwerthe Stellung einnehmen.

Wenn gleich schon in diesen Werken auch auf die historische Seite der Lautlehre — die Lautentwickelung und Umwandlung in den bekannten Sprachen — mehr oder weniger Rücksicht genommen wurde, so geschah dieß jedoch vorzugsweise in den Arbeiten der Linguisten, die wiederum die der Physiologen nicht unbeachtet ließen. Hier nehmen, wie schon (S. 583) bemerkt, R. von Raumers Arbeiten eine hervorragende Stelle ein. Aber auch die von H. Ernst Bindseil (Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre 1838), H. Hupfeld (1829 in Jahn's Jahrbb.), C. Heyse (in Höfer's Zeitschr. IV.), Schleicher (s. S. 587), M. Rapp (s. S. 594), E. G. Graff, G. Michaelis (Ueber das S. 1863), Herm. Beigel (zur Physiologie der deutschen Sprachelemente 1867) und vor allen R. Lepsius (in seinem Standard Alphabet und den erwähnten Abhandlungen über Schrift und Lautsystem, dann auch Transcription verschiedner Sprachen), so wie von andren in einzelnen Aufsätzen, haben ehrenwerthe Beiträge geliefert.

Ueber den begrifflichen Werth von Lauten — d. h. über die geistige Bedeutung, welche einem Laute an und für sich, z. B. dem i als solchen, entweder überhaupt, oder in bestimmten Sprachkreisen, oder auch nur Sprachen zukommen möchte, so daß er in Folge davon gewissermaßen der lautliche Reflex bestimmter Vorstellungen, Begriffe oder Begriffsmodifikationen wäre — ist seit der Abfassung des platonischen Kratylos bis auf den heutigen Tag zwar mehr Unvernünftiges als Vernünftiges zu Tage gefördert; dennoch verdienten alle Fälle dieser Art, wie z. B. der vokalische Gegensatz in malayisch iki 'dieß dicht nahe', ika 'dieß etwas entfernte', iku 'dieß noch weitere' (vgl. auch Javanisch bei W. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 36); Abchasisch abri, Demonstrativ für nahe, ubri für etwas entferntere Gegenstände (Schiefner Bericht über P. v. Uslar Abchasische Studien § 8); Tumali (Mittel-Afrika) ngi 'ich', ngo 'du', ngu 'er' und vieles aa. in einer besonderen Arbeit gesammelt und genauer erörtert

zu werden, was bis jetzt noch nicht geschehen ist[1]). Vereinzelte Bemerkungen oder Behauptungen[2]), welche sich in Schriften über Phonetik und linguistischen überhaupt finden, beruhen größtentheils auf dem subjectiven Gefühl der Verfasser derselben und sind bei weitem mehr geeignet, in die Irre, als auf den richtigen Weg zu führen. Hier wie in allen wissenschaftlichen Fragen ist möglichste Vollständigkeit der für die Entscheidung erheblichen Thatsachen die einzige Grundlage, welche eine Lösung derselben in Aussicht zu stellen vermag.

Die psychische Basis der Sprachentwickelung hat noch keine selbstständige Bearbeitung erhalten, doch findet sich vieles darauf Bezügliche in fast allen Schriften der bedeutenderen Linguisten, vorzugsweise in denen von H. Steinthal.

---

[1]) Indogermanische Formen, wie die Pronominalthemen ama, amu, ami (vgl. amtbhis mit amûbhis, wo ŭ in amu-shmai u. s. w. bewahrt ist); a, i, vielleicht auch u; ka, ki, vielleicht auch ku (Interrogativ) machen es nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Differenziirung der Bedeutung vermittelst der Grundvokale a, i, u einst auch in diesem Sprachstamm herrschte. Das großartige Generalisationsvermögen der Indogermanen, welches sie bestimmte, irrelevante Differenziirungen aufzugeben, oder zu andern Zwecken zu benutzen, dafür aber wesentliche um so bestimmter zu entwickeln, scheint auch hier die speciellen Bestimmungen — ohne Zweifel erst nach und nach — verwischt zu haben; die dadurch identisch gewordenen Formen erhielten sich theilweis in den zuerst fixirten Sprachen, wurden aber in andrer Weise benutzt und in den später fixirten ganz eingebüßt; ama, ami, amu sind nur mit Sicherheit im Sanskrit nachweisbar, das erstre nur in einem Adverb, die beiden andern als Flexionsstamm der meisten Casus des Pronomen adas; u und ku sind zweifelhaft, da sie möglicher Weise Umwandlungen von va, kva sein können. — Bezüglich ähnlichen bedeutungsvollen Vokalwechsels in den Dravidischen Sprachen vgl. man Caldwell Comparative Grammar of the Dravidian or South-Indian family of language, 1856, S. 310 und insbesondre 332; s. auch M. Müller Turanian languages in J. Bunsen Christianity III. 329, besondrer Abdr. 69.

[2]) z. B. die von J. Grimm in 'Ursprung der Sprache': 'Jeder Laut hat seinen natürlichen, im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung gekommenen Gehalt', ein Satz, der im platonischen Kratylos stehen könnte, oder vielmehr genau genommen wirklich darin steht.

Was die Entwickelung selbst betrifft, so tritt als bedeutendstes Moment die Verschiedenheit derselben in den verschiedenen Sprachstämmen und selbst Sprachen hervor. Deren Betrachtung und Erklärung ist von W. v. Humboldt die S. 537 ff. besprochene Einleitung zu seinem Werke über die Kawi-Sprache gewidmet.

Zur Herbeiführung dieser Verschiedenheit wirken natürlich vorzugsweise innere Gründe — die Verschiedenheiten, welche in naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexen wenigstens relativ ursprünglich liegen und sich aus diesem Kern — physischer und psychischer Verschiedenheit — im Laufe der Geschichte zu sichtbarem Leben entfalten. Allein auch äußere Momente sind von Einfluß darauf: Trennung genealogisch zusammengehöriger Völker — locale und selbst nur politische — Mischung mehr oder weniger verschiedener, Berührung in friedlichem und kriegerischem Verkehr, Culturentwickelung, Gestaltung bestimmter socialer Verhältnisse und anderes führen zu Veränderungen des ursprünglichen Charakters von Sprachen, ja zur Vernichtung theils auf friedlichem (Vertauschung) theils gewaltsamem Wege (Ausrottung von Volk und Sprache oder der Sprache allein). Diese und aa. Momente sind in den verschiedenen linguistischen, philologischen und anthropologischen Schriften (insbesondre von Waitz, z. B. 'Anthropologie der Naturvölker' I. 285), welche sich mit der Sprachverschiedenheit beschäftigen, mehr oder weniger berührt; so finden sich z. B. interessante Bemerkungen über die Mischung von Hoch- und Niederdeutsch in W. Grimm's Abh. über Athis und Prophilias 1844; über die in den Caucasischen Sprachen in Schiefner's Abhandlungen über diese; über Englisch, Persisch u. aa., welche viel Fremdes aufgenommen haben, in den sich auf sie beziehenden Werken; eine ausführlichere Behandlung ist jedoch nur der, der Einwirkung der Cultur angehörigen, Frage zu Theil geworden: ob die Schrift von Einfluß sei und zwar von A. A. E. Schleiermacher (De l'influence de l'écriture sur le langage u. s. w. 1835), wo diese Frage im Allgemeinen verneint wird.

Ueber die zum großen Theil ebenfalls hieher gehörigen Differenziirungen einer und derselben Sprache, welche sich durch sociale Verhältnisse, wie gleichen Rang, Stand, Gewerbe, Thätigkeit, Geschlecht, Gebrauch ergeben, z. B. verschiedene Rangsprachen (in Java), Sprachen verschiedner Stände, wie z. B. in Deutschland der Studenten, Slang und cant in England und ähnliches sonst vielfach, Handelssprache, wissenschaftliche, Verschiedenheit der Frauen- und Männersprache (bei den Karaïben), Verschiedenheiten, die sich durch den Gebrauch ergeben: poetische, prosaische, Unterhaltungssprache u. s. w. ist keine umfassende Arbeit erschienen; doch findet sich vieles hieher gehörige in Schriften von Linguisten, Reisenden und sonst. Besonders behandelt finde ich in neuerer Zeit auf deutschem Boden nur die Sprache der Studenten (z. B. Burschikoses Wörterbuch 1846), ferner Rothwelsch oder Rotwälsch von H. Hoffmann von Fallersleben (1829 in der Schlesischen Monatsschrift und später in Weimarsch. Jahrb. I.), die Gaunersprache (von K. Falkenberg 1818, F. L. A. v. Grolman 1822, Thiele 1842, Rochlitz 1846), die Afenische (russische Hausirer-) Sprache von Lor. Diefenbach (in Kuhn und Schleicher Beitr.); die aus dem Gebrauch hervorgebildeten Differenzen findet man in den Schriften über Stil behandelt, auf die wir für jetzt keine Rücksicht nehmen.

Am wichtigsten sind natürlich die Verschiedenheiten, welche sich in den eigentlichen Sprachen und Sprachstämmen, dem allgemeinen Wörtercomplex von Völkern und Volksstämmen, kund geben. Hier drängt sich zunächst die Frage entgegen, ob sich allgemeine Gesichtspunkte finden lassen, denen sich das in ihnen Aehnliche und Verschiedene unterordnet. Daran schließt sich die eben so wichtige, ja zunächst noch wichtigere, ob und nach welchen Principien sie sich ordnen, classificiren lassen. Für sie ist von vielen Seiten her vorgearbeitet und die bedeutendsten Linguisten, insbesondre beide Schlegel (vgl. S. 366), Humboldt (vgl. S. 545) Pott, M. Müller, H. Ewald, Bleek, Lepsius, Fr. Müller u. aa.,

vor allen aber H. Steinthal haben sich auf diesem Gebiet Verdienste erworben. Kennten wir das genealogische Verhältniß aller Sprachen, so würde gewiß Niemand daran zweifeln, daß eine Classifikation nach der Genealogie die wahrhaft naturgemäße sei. Dieses Verhältniß ist uns aber genau fast nur in Bezug auf die Indogermanischen, ziemlich genau bezüglich der Semitischen, viel weniger in Bezug auf einige andre, in Rücksicht auf die bei weitem größte Mehrzahl so gut wie gar nicht oder selbst ganz und gar nicht bekannt. Zwar haben mehrere Sprachforscher, wie M. Müller, H. Ewald u. aa. große und höchst verschiedenartige Sprachkreise, wie die ural-altaischen, malayo-polynesischen, hamitischen, caucasischen, amerikanischen, selbst afrikanische in Verbindung — und zwar, wenigstens einige von ihnen, direkt in genealogische — zu bringen gesucht; speciell haben mehrere eine mehr oder weniger innige Verwandtschaft der indogermanischen mit den semitischen Sprachen angenommen, wie J. von Klaproth, Gesenius, R. v. Raumer, H. Steinthal, Schwartze, Fürst, Delitzsch u. aa. Allein Männer wie Pott, Schleicher, Nöldeke, Fr. Müller u. aa. haben sich gegen diese Versuche, in denen alle Verschiedenheiten zu Gunsten einiger oft nur durch die künstlichsten Wagnisse scheinbar gemachter Aehnlichkeiten übersehen werden, mit sehr triftigen Gründen erklärt. Demgemäß scheint es dem Verfasser dieser Geschichte, zumal da noch so viele Sprachen theils ganz unbekannt, theils nur sehr oberflächlich bekannt sind, jetzt noch unmöglich, dieses natürlichste Princip zur Classifikation aller Sprachen zu verwenden.

Ein mehr künstliches als natürliches hat R. Lepsius in seinem Standard Alphabet 1863 verfolgt; er theilt hier die Sprachen zunächst in literarisch-entwickelte (litterate) und literaturlose (illiterate); jene dann wieder in geschlechtscheidende (Gender languages) und geschlechtlose (no-gender languages). Beide Unterschiede treffen nicht den Charakter der Sprachen, sondern sind wenigstens zum größten Theil historischer Art.

Auch die von Fr. Schlegel angebahnte, von seinem Bruder bestimmter ausgesprochene Scheidung in isolirende, agglutinirende und flexivische Sprachen, denen W. v. Humboldt die einverleibenden als besondre Classe beigefügt hat (s. S. 366 und 545), unterliegt, obgleich vielfach gebilligt, bedeutenden Einwendungen, welche zu einem großen Theile schon von W. v. Humboldt selbst und den Bearbeitern ural-altaischer Sprachen, wie O. Böhtlingk u. aa., geltend gemacht sind.

Das einzige Princip, welches den Kern der Frage trifft, ist wohl die Anordnung der Sprachen nach dem Verhältniß der in ihrem Bau liegenden Fähigkeit zur Erfüllung der Aufgabe, der Idee, der Sprache an und für sich. Von diesem Gesichtspunkte aus ist von H. Steinthal in seinem schon angeführten Werke: 'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues' ganz vortreffliches geleistet; allein es ist erst auf wenige Sprachen angewendet und es läßt sich nicht verkennen, daß die vollständige Durchführung dieses Princips eine so umfassende und eindringende Kenntniß und Durchforschung des Baues aller Sprachen zur Voraussetzung hat, daß es wohl überaus langer Zeit bedürfen wird, ehe es seine volle Anwendung gefunden haben möchte. Manchem dürfte es daher kaum vor andern, z. B. dem genealogischen, einen Vorzug zu haben scheinen; doch kann der Verfasser dieser Geschichte nicht umhin, zu bemerken, daß es, wenigstens seiner Ansicht nach, diesem speciell darin voransteht, daß es entschieden einst ausführungsfähig ist, während er sich der Vermuthung nicht verschließen kann, daß uns für die Erforschung des genealogischen Verhältnisses aller Sprachen jetzt keine Mittel zu Gebote stehen und — da deren Grundlage ganz vorzugsweise die Geschichte ist — für die Zukunft, wenigstens im Allgemeinen, bei weitem mehr eine noch größere Abnahme derselben zu fürchten, als eine Zunahme zu hoffen ist.

Für jetzt scheint es dem Verfasser dieser Geschichte, als ob die Versuche, alle Sprachen nach einem Gesichtspunkte zu classi-

ficiren, noch ganz aufzugeben sind. Dazu reichen unsre Kenntnisse auch noch nicht entfernt hin. Man wird sich bescheiden müssen, um wenigstens einige Ordnung in die sonst unentwirrbare Masse zu bringen, mehrere zugleich walten zu lassen, wo es möglich ist, den genealogischen, wo nicht, den morphologischen, ja selbst den rein geographischen u. aa.

Was nun die verschiedenartige Entwickelung der Sprachen selbst betrifft, so ist für die Erkenntniß derselben im Allgemeinen Schleicher's Abhandlung 'zur Morphologie der Sprache' 1859 von Bedeutung, interessant M. Müller's on the stratification of language 1868; erwähnenswerth L. Benloew de quelques caractères du langage primitif. 1864. Auch in den Werken, welche sich unter verschiedenen Titeln mit allgemeiner Grammatik beschäftigen, inbesondre von G. W. Roth 1815, Mor. Drechsler 1830, Karl Ferd. Becker (speciell in seinem 'Organism der Sprache' 2. Ausg. 1841 und 'das Wort in seiner organischen Verwandlung' 1833), Stäbler (Wissenschaft der Gramm. 1833), S. Stern (Lehrbuch der allgemeinen Grammatik) u. aa. findet man, obgleich sie im Ganzen mit der neueren Sprachwissenschaft in geringer Harmonie stehen, noch ein und das andre Brauchbare. Bedeutender ist Conr. Hermann's Philosophische Grammatik 1858; erwähnenswerth auch K. F. Etzler's Spracherörterungen 1826, Hoffmeister's Erörterungen der Grundsätze der Sprachlehre 1830, W. Mohr Dialektik der Sprache 1840.

Was die einzelnen Elemente der Sprache betrifft, so ist die Frage, wie bestimmte Wörter Bezeichnung bestimmter Gegenstände geworden sind, bisher keiner umfassenden Untersuchung unterworfen, wohl aber sind von diesem Gesichtspunkte aus die Namen von einzelnen Classen von Dingen, Vorstellungen u. s. w. erwogen; dahin gehört vorzugsweise Pott's Werk 'Die Personennamen, insbesondre die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen' 1853. Ueberhaupt sind

die Eigennamen in neuerer Zeit mit großer Vorliebe untersucht, jedoch mehr von speciellen Standpunkten einzelner Sprachen, wo die wichtigsten Arbeiten dieser Art angeführt sind[1]). Etwas allgemeinerer Art sind einige von J. Grimm ('Frauennamen aus Blumen' 1852. 'Namen des Donners' 1853), C. F. A. Mahn (Geographische Namen 1850—59), Panofka (Einfluß der Gottheiten auf Ortsnamen 1841).

Pott verdanken wir ferner ausgezeichnete, wenn auch nicht erschöpfende, Untersuchungen über die Entstehung von Zahlwörtern in 'Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile' 1847. Ueber die der indogermanischen und semitischen hat L. Benloew 1861 eine Schrift (französisch) erscheinen lassen.

Die Namen andrer Classen von Dingen: Thieren, Naturwissenschaftlichen Gegenständen, Werkzeugen u. aa. sind gelegentlich theils von Pott, theils aa., nie jedoch in einer alle zugängliche Sprachen umfassenden und tief genug eindringenden Weise behandelt.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Sprachen bildet bekanntlich der Umstand, daß in den meisten die Wörter in verschiedne Classen zerfallen, welche bei gleicher Begriffsmodifikation durch ganz oder wesentlich gleiche Elemente ihres Lautcomplexes gekennzeichnet sind. Diese Sprachen haben sprachliche Kategorien geformt, unter welche sich mit mehr oder weniger Sicherheit im Einzelnen ihr ganzer Wortschatz vertheilen läßt; man kann sie daher geformte Sprachen nennen. In denen, wo dieses nicht der Fall ist, bilden alle Wörter eine ungeschiedene Masse; eine formative Analogie, durch welche sie in zusammengehörige Abtheilungen zerfällt werden könnten, existirt nicht; diese Sprachen haben keine sprachlichen Kategorien geformt, können daher im Gegensatz

[1]) Hieher gehört auch eine mir erst vor wenigen Tagen zugekommene kleine Schrift von Leo Meyer 'Ueber die Familiennamen in Dorpat.'

zu jenen ungeformte heißen. Ich verweise in dieser Beziehung auf die oben (insbesondre S. 545) gegebnen Mittheilungen aus W. v. Humboldt. Von Wortbildungen in grammatischem Sinn ist bei den ungeformten keine Rede, bei den geformten dagegen kommt in Betracht, welche grammatische Kategorien sie bilden und durch welche Mittel dieses geschieht. Was jenes betrifft, so ist es in der That auffallend, daß noch kein Versuch gemacht ist, alle sprachliche Kategorien, welche in den bekannten Sprachen gebildet werden, zusammenzustellen. Auch in Bezug auf die Bildungsmittel ist zwar in Betreff einzelner Sprachstämme und Sprachen sehr viel, allein vom allgemeinen Standpunkt aus wenig geleistet. Doch können wir hier wenigstens auf ein und zwar ein vortreffliches Werk verweisen, nämlich Pott's schon S. 578 erwähnte Behandlung der Reduplikation 1862. In Bezug auf die sogenannten Redetheile ist zunächst die Arbeit über den Hauptgegensatz: Nomen und Verbum von Schleicher (in den Abhandl. der k. Sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig phil.-hist. Cl. 1862) hervorzuheben. Rücksichtlich der Pronomina H. Steinthal: de pronomine relativo, commentatio philosophico-philologica u. s. w. 1847 und in den 'gesammelten sprachwissenschaftlichen Abhandlungen' 1856. In Bezug auf die Präpositionen verweise ich auf die S. 577 erwähnte Arbeit von Pott. Was die Kategorienbildung innerhalb der Redetheile betrifft, so ist die Bezeichnung des Geschlechts von H. E. Bindseil in den schon angeführten Abhandlungen zur allgem. vergl. Sprachlehre II.: 'Ueber die verschiedenen Bezeichnungsweisen des Genus in den Sprachen' 1838 behandelt. Auch beschäftigte sich damit Pott (in Ersch u. Gruber's Encyclop.), Fr. Müller in einem kleinen Aufsatz 1860 und J. H. Oswald in einer kleinen besonderen Schrift 1866. Was die Scheidung in Numeri betrifft, so ist die W. v. Humboldt'sche Abhandlung über den Dualis schon oben (S. 531) erwähnt; dazu ist ein kleiner Aufsatz von Fr. Müller über den Dual im Indogermanischen und

Semitischen 1860 gekommen. Endlich haben wir noch eine treffliche Abhandlung von H. C. v. d. Gabelentz 'Ueber das Passivum' in denen der k. Sächs. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Cl. 1861 hervorzuheben.

Die Syntax ist noch nicht versucht, von allgemeinem Standpunkt aus betrachtet zu werden; selbst in den Arbeiten, welche syntaktische Erscheinungen mehrerer Sprachen berücksichtigen, ist selten der Kreis der indogermanischen verlassen, höchstens, insbesondre von Herling, noch eine oder die andre semitische beachtet. Doch enthalten sie, so wie die bedeutenderen Grammatiken der classischen und unsrer Muttersprache auch so manches auch für die Syntax im Allgemeinen beachtenswerthe. Außer Herling, Becker möchten hier noch G. T. A. Krüger 1826; über Modi J. L. König 1833, J. A. Sawels 1837 und über Periodenbau J. A. O. L. Lehmann 1833 zu nennen sein.

Hier sei es mir erlaubt, zu bemerken, daß die Bemühungen eine künstliche Allerweltssprache (vgl. S. 249) zu gestalten, auch in unserm Jahrhundert nicht ohne Vertreter — Abel Bürja 1809, Lichtenstein 1853 und Mos. Paić 1859 — geblieben sind.

Schon insofern die Schrift der einzelnen Sprachen einen Theil von deren Grammatik bildet, würde sie auch in der allgemeinen Sprachwissenschaft eine Behandlung verdienen. Noch mehr wird diese aber zur Nothwendigkeit durch den innigen Zusammenhang, welcher zwischen Sprache und Schrift überhaupt Statt findet. Wir haben schon S. 525 gesehen, daß W. v. Humboldt seine Forschungen auch diesem Gebiete zugewendet hatte. Ferner ist hier H. Steinthal's Buch 'Entwicklung der Schrift' 1852 zu nennen, in welchem die verschiednen Schriftarten als Entwickelungsstufen des Begriffes der Schrift dargestellt werden. Ueber den Ursprung und das Wesen der Schrift (de literaturae phoneticae origine atque indole) handelte W. Geisler 1857. Mit dem Ursprung insbesondre der sogenannten phönicischen Schrift und deren Entwickelung, Anordnung und Verbreitung

beschäftigten sich F. Hitzig 1840, Saalschütz 1838, Fr. J. Lauth 1855, Wuttke 1857 (Zeitschr. d. D. Morg. Ges.), G. Michaelis 1858, F. Böttcher 1860, H. W. Bensen 1860, Lichthorn 1861, Ed. Böhmer 1862 (Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges.), mehrfach M. A. Levy, H. Brugsch 1868 u. aa. Die Vermuthung, daß auch die indische Schrift von der phönicischen abstamme, wurde zuerst von dem Verfasser dieser Geschichte 1840[1]) ausgesprochen und 1856 von A. Weber (Zeitschr. d. D. Morg. Ges. X.) zu begründen versucht; über sie, insbesondre in Bezug auf ihre Verbreitung über die Länder, wohin indische Cultur drang, handelt auch Fr. Müller in 'Reise der Novara. Linguistischer Theil'. S. 219—39. Was die Verbreitung der phönicichen Schrift nach dem Westen betrifft, so sind insbesondre die Werke über griechische und italische Paläographie, so wie über die germanischen Runen von Bedeutung; als hervorragendste Arbeiter auf diesem Gebiet sind Kirchhoff, Th. Mommsen, Franz zu nennen.

In Bezug auf Interpunktion erwähnen wir Jos. Weiske Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt. 1838.

In Folge der immer mehr zunehmenden Kunde so vieler Sprachen, welche noch gar keine Schrift haben, und des Bestrebens, das Christenthum mitsammt Uebersetzungen der heiligen Schriften auch bei diesen zu verbreiten, traten Bemühungen mächtig hervor, Alphabete zu gestalten, welche zur Niederschrift aller Sprachen brauchbar seien. Auf diesem Gebiete haben sich von Deutschen insbesondre R. Lepsius, M. Müller 1854 und A. A. E. Schleiermacher 1864 thätig gezeigt. Des Ersten Alphabet, zuletzt in Standard Alphabet 1863 veröffentlicht, hat eine große Verbreitung gewonnen und wird für schriftlose Spra-

[1]) In Ersch und Gruber's Encyclop. Art. Indien S. 254, vgl. auch Gött. Gel. Anz. 1862 S. 1676.

chen, mit geringen Modifikationen, jetzt fast allgemein angewandt. Mehrere Gründe — theils ökonomischer Natur, z. B. die Kostspieligkeit des Druckes mit orientalischen oder überhaupt selten gebrauchten Typen, theils die nicht seltene Unangemessenheit der bei einigen Völkern gebrauchten Schriftarten für den Charakter ihrer Sprachen, z. B. der arabischen für das Persische, Hindostanische, auch die Erleichterung des Erlernens fremder Sprachen u. aa. — haben den Gedanken nahe gelegt, sich auch bei manchen Sprachen, welche eigne Schrift besitzen, einer Transcription in das mehr oder weniger modifizirte lateinische Alphabet zu bedienen. Auch hier war insbesondre R. Lepsius thätig, durch seine Abhandlungen über die Transcription des Arabischen, Chinesischen und Tibetischen; ferner Brockhaus über die der indischen Sprachen und der arabischen Schriftzeichen, Barb, Wickerhauser u. aa.

Auch Vorschläge zur Bildung einer allgemein verständlichen Schrift, Pasigraphie, sind in diesem Jahrhundert wieder hervorvorgetreten; bekannt sind mir die darauf bezüglichen Schriften von J. H. Näther 1805, Dan. Niethammer 1808, F. A. Gerber 1832, Marianus Sunić 1853, Mos. Paić 1855 und Hunkele 1866.

Ueber die Zahlzeichen sind von Alex. v. Humboldt Considérations générales sur les signes numériques des peuples 1819 in der Académ. des Inscriptions et B. L. in Paris vorgetragen und zuerst im Auszug, später, 1829, in Crelle's Journ. der reinen und angewandten Mathem. IV. 205—231 entwickelt erschienen. Ueber das von den Indern erfundene Ziffersystem, welches jetzt bei allen Culturvölkern das herrschende ist, handelte H. Brockhaus in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV. 1842 und insbesondre F. Woepcke im Journal asiatique 1863 Januar, wozu man M. Müller in 'Chips from a German workshop II. 286 vergleiche.

XXIII.

Sprachwissenschaft überhaupt.

Ein 'System der Sprachwissenschaft von C. W. L. Heyse', nach dessen Tode herausgegeben von H. Steinthal, ist 1856 erschienen. Es beruht auf Vorlesungen, welche an der Berliner Universität zwischen 1836—51 gehalten wurden, ist also wesentlich in einer Zeit ausgearbeitet, in welcher die Sprachforschung weder extensiv noch intensiv hinlänglich entwickelt war, um einer solchen Aufgabe die nöthige Unterlage zu gewähren. Man tritt ihm schon deßhalb aber auch aus andern Gründen nicht zu nahe, wenn man es als verfrüht bezeichnet. Dennoch ist dankbar anzuerkennen, daß es im Einzelnen viele werthvolle Beiträge und Vorarbeiten zur Förderung seiner Aufgabe gewährt. Was Bearbeitungen einzelner Theile betrifft, so hat über Sprachwissenschaft im Allgemeinen Webewer ein Schriftchen 1861 veröffentlicht; Schleicher 1863 eine Broschüre: 'Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft'. Beiträge zu derselben gewähren insbesondre M. Müller's Lectures on the science of language 2 Bände 1861 und 1864. Was die Stellung der Sprachwissenschaft im Reiche des Wissens betrifft, so hat M. Müller in den angeführten Vorlesungen die Ansicht ausgesprochen, daß sie nicht zu den historischen, sondern zu den Naturwissenschaften gehöre; der Verfasser dieser Geschichte hat darüber einiges in den Gött. Gel. Anz. 1862 S. 182 ff. bemerkt. Was die Geschichte der Sprachwissenschaft betrifft, so ist insbesondre die der Griechischen und Römischen von Bedeutung; auf diesem Gebiete besitzen wir das mehrfach angeführte Werk von H. Steinthal und treffliche Arbeiten von Classen, Lersch, K. E. A. Schmidt 1859 u. aa., für die Anfänge derselben bei Platon ist Deuschle, 'Platonische Sprachphilosophie', werthvoll; über den Kratylos hat der Verfasser dieser Geschichte eine Abhandlung (in denen der k. Ges. d. Wiss.

zu Göttingen XII. 1866) veröffentlicht; über die Grammatik der Stoiker R. Schmidt eine Schrift 1839. Bezüglich der späteren Entwickelungen sind Pott's weiterhin zu erwähnender Aufsatz 'zur Geschichte u. s. w. der Allgemeinen Grammatik', Conr. Michelsen historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik 1837; die Arbeiten von H. Steinthal 1848, Schasler u. aa. über W. v. Humboldt's Sprachwissenschaft zu beachten (s. S. 515). Das Verhältniß der Sprachwissenschaft zu nächst stehenden Wissenszweigen betreffend, erwähnen wir das Werk von H. Steinthal 'Grammatik, Logik und Psychologie' 1855, die Abhandlungen von G. Curtius 'Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur classischen Philologie' 1848 und 'Philologie und Sprachwissenschaft' 1862 so wie Conr. Hermann's 'λόγος und γλῶσσα, oder das wissenschaftliche Princip der Philologie nach seinem Verhältnisse zu dem der Glossologie', in Neue Jahrbb. f. Philol. u. Pädag. 1868.

Ueber die Eintheilung der Sprachwissenschaft ist ein Aufsatz von Pott in den Jahrbüchern der freien deutschen Akademie I. 1. 185 erschienen. Den Versuch einer Methodik der Linguistik hat Gerland 1864 veröffentlicht.

In Betreff der Grundlage der Sprachwissenschaft: der Sprachenkunde, besitzen wir eine Abhandlung von Fr. Windischmann über den jetzigen Standpunkt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe 1844. Unzweifelhafte Verdienste um sie, die jedoch durch mehrfach hervortretende Ungenauigkeiten verringert werden, hat sich J. von Klaproth erworben, insbesondre in seiner Asia Polyglotta 1823. 1832; ebenso J. Sev. Vater[1]); andre Arbeiten, z. B. Schleicher's systematische Uebersicht der europäischen Sprachen, M. Müller's Aufzählung der Sprachen im Gebiet

[1]) Außer durch seine Bearbeitung des Mithridates (s. S. 273) u. aa. insbesondre durch seine 'Proben deutscher Volksmundarten; Dr. Seetzen's linguistischer Nachlaß u. aa. Sprachforschungen und Sammlungen u. s. w.' 1816.

des Krimkrieges, die mehrerer Reisender, wie Krusenstern, Barth u. aa. sind bei den Sprachstämmen, (jene S. 587 u. 591) und Sprachen erwähnt. Eine Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde hat J. S. Vater 1815, in zweiter Ausgabe und natürlich mit vielen Zusätzen B. Jülg 1847 herausgegeben.

Ueber Sprachvergleichung besitzen wir die S. 520 erwähnte Abhandlung von W. v. Humboldt; da die vergleichende Methode in der neueren Sprachwissenschaft die hervorragendste Stelle einnimmt, so ist in Bezug auf die Bedeutung, den Werth, die Grundsätze und überhaupt die Art und Weise ihres Verfahrens auch sonst vielfach, jedoch, so viel mir bekannt, nur gelegentlich, von fast allen Linguisten mehr oder minder Bedeutendes geäußert worden. Eine kleine sich darauf beziehende Schrift von L. Benloew Science comparative des langues 1858 finde ich angeführt, habe sie jedoch nicht selbst gesehen. Die drei andern Methoden der Sprachenbehandlung: die naturwissenschaftliche, philosophische und historische sind zwar gelegentlich ebenfalls nicht selten besprochen, besonderer Schriften über sie — außer einem Aufsatz von Pott 'zur Geschichte und Kritik der sogenannten Allgemeinen Grammatik' in Fichte's 'Zeitschr. f. Philos. u. s. w.' 1863 und dem zwar begeistert geschriebenen, aber doch unwissenschaftlichen und veralteten Buch von E. M. Arndt (über die höchste historische Ansicht der Sprache 1805) —, erinnere ich mich jedoch nicht.

Schluß.

Wir sind am Schluß. Blicken wir noch einen Augenblick zurück!

In der ersten Abtheilung dieser Arbeit (S. 17—312) hat der Verfasser versucht, die Geschichte der Sprachwissenschaft bis zu der Umgestaltung, welche sie in unserm Jahrhundert erfahren hat, übersichtlich darzustellen. In den neun ersten Abschnitten (bis S. 556) der zweiten Abtheilung diese Umwandlung selbst, die Momente, welche zu ihrer Herbeiführung mitwirkten und die Thätigkeit der vier Männer: Friedrich von Schlegel, Franz Bopp, Jacob Grimm und Wilhelm von Humboldt, denen sie vorzugsweise verdankt wird. In den vierzehn folgenden hat er alsdann kurz die Gegenstände der Sprachwissenschaft aufgeführt, welche von und neben jenen Urhebern ihrer Umgestaltung und nach deren Heimgang bis zum letzten Jahre wesentlich im Geiste dieser Umwandlung behandelt sind, und die meisten der Männer namhaft gemacht, welche sich an dieser Erweiterung und Vertiefung der Wissenschaft betheiligt haben. Zugleich versuchte er, im Anschluß an die ihm gestellte Aufgabe, die Fortschritte der orientalischen Philologie in diesem Zeitraum kurz anzudeuten.

Ob es ihm gelungen ist, die Verdienste, welche sich Deutschlands Söhne in dem halben Jahrhundert, welches seit der Umgestaltung der Sprachwissenschaft verflossen ist, auf allen Gebieten derselben — der Behandlung der besonderen Sprachstämme und

Sprachen, der allgemeinen und der Sprachwissenschaft überhaupt, in naturwissenschaftlicher, philosophischer, geschichtlicher und vergleichender Beziehung — erworben haben, einigermaßen zu veranschaulichen, darüber sieht er dem Urtheil selbst billig gesinnter sachkundiger Richter nicht ohne Bedenken entgegen. Denn der mannigfachen Mängel seiner Arbeit ist er sich wohl bewußt; und weit entfernt zu verkennen, daß ein nicht geringer Theil derselben ihm selbst zur Last fällt, hat er kaum den Muth, für sie um Nachsicht zu bitten. Ein andrer Theil dagegen möchte in dem Umfange und der Schwierigkeit der Aufgabe, so wie den engen Gränzen, auf welche die Ausführung derselben beschränkt war, seinen Grund finden und in Bezug auf diese glaubt er hoffen zu dürfen, daß ein billig denkender Leser sie entschuldigen werde.

Register.



Druck von C. R. Schurich in München.

Verbesserungen.

S. 11 Z. 6 lese man 'innigem'.
„ 11 „ 16 „ „ 'Sprachen'.
„ 11 „ 23 füge man vor 'Psychologie' hinzu 'Philologie'.
„ 18 Anm. vgl. man auch noch 'Müller, Chips from a German workmanshop' I. 337—340 (Deutsche Uebstzg. I. 293 bis 295).
„ 23 „ 4 v. u. lese man 'dann'.
„ 146 „ 4 lese man 'die sich einer'.
„ 187 „ 19—23 statt 'Der Qorân — übertragen' lese man 'Der Qorân durfte zwar in fremde Sprachen übertragen werden, aber den Uebersetzungen fehlte der Charakter der Heiligkeit; sie konnten speciell nicht beim Gottesdienst benutzt werden'.
„ 275 „ 2—4 streiche man 'welche — betrachten'.
„ 390 „ 17 lese man 'Uebrigens hat die Bopp'sche Grammatik, trotz ihrer Mängel, nicht' u. s. w.
„ 400 Anm. füge man hinzu 'Die Handschrift des Sâhityadarpana in Paris B. 104, welche A. W. v. Schlegel Réflexions sur l'étude des langues Asiatiques 1832 S. 111 erwähnt, trägt, nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Siegfried Goldschmidt, das Datum çakâbde 949, d. i. 1027 n. Chr., nicht aber, wie Schlegel angiebt, samvat 949, welches 893 n. Chr. wäre. Ich habe die Richtigkeit der letzten Angabe bezweifelt und die Handschrift darum gar nicht angeführt; mein Zweifel war, wie man sieht, nicht ganz unberechtigt; übrigens entscheidet auch das berichtigte Datum noch keineswegs mit voller Sicherheit für dieses hohe Alter.
„ 552 „ 12 v. u. lese man 'Ybanag'.
„ 627 „ 1 v. o. streiche man 'A. H. — geschrieben'.
„ 629 „ 22 lese man 'Wilken'.
„ 648 „ 27 lese man 'Wagner'.
„ 653 „ 15 füge man hinter 'Chrestomathie' hinzu 'mit Grammatik und Glossar'.
„ 670 „ 10 füge man das durch einen bloßen Zufall ausgelassene treffliche kärntische Wörterbuch von M. Lexer, 1862 hinzu.
„ 707 „ 24 lese man 'Authentie'.

Einige Versehen in Bezug auf Vornamen und ähnliches sind in dem Register verbessert.





